



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.





<36642050360012



<36642050360012

Bayer. Staatsbibliothek

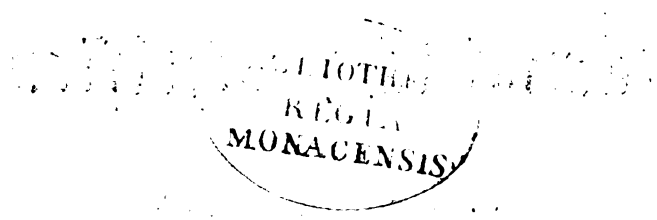
P. o. germ.

1273 36 - 10

Schiller

127326

111111



111111 111111 111111 111111 111111 111111 111111 111111 111111 111111

111111 111111

111111 111111

111111 111111 111111 111111 111111 111111 111111 111111 111111 111111

111111

111111 111111 111111 111111 111111 111111 111111 111111 111111 111111

Schillers sämmtliche Schriften.

Historisch-kritische Ausgabe.

Im Verein mit

A. Ellissen, A. Köhler, W. Mülbener, F. Desterley, F. Sauppe
und W. Vollmer

von

Karl Goedeke.

Neunter Theil.

Aesthetische Schriften.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1871.

Schillers sämmliche Schriften.

Historisch-kritische Ausgabe.

Zehnter Theil.

Aesthetische Schriften.

Herausgegeben

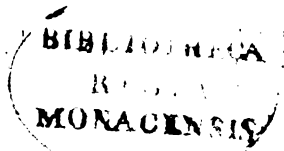
von

Reinhold Köhler.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1871.



Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Die Bestandtheile dieses Bandes habe ich gesammelt und geordnet. Die Bearbeitung hat Reinhold Köhler in Weimar besorgt. Die zu Schillers Lebzeiten erschienenen Drucke sind umfassend benutzt worden, die späteren nur in besondern Fällen berücksichtigt, worüber die Anmerkungen Rechenschaft geben. Es haben sich auch hier wieder Doppel-drucke zu erkennen gegeben; von der Ankündigung der Horen (XIII) sind zwei, von dem ersten Stücke der Horen sogar drei abweichende Drucke nachgewiesen. Der Satz von A ist nach dem Abzuge einer Anzahl von Exemplaren stehen geblieben und dann, um die Orthographie übereinstimmender zu machen, durchcorrigirt, woraus a entstanden; a dagegen ist ein neuer Satz, da bei der wachsenden Theilnahme für die beginnende Zeitschrift mit Schillers Vorwissen eine neue Auflage veranstaltet wurde. Auch von der bei Göschen erschienenen Neuen Thalia scheint ein Doppeldruck, wenigstens des zweiten Heftes, anzunehmen, da in der Abhandlung über die tragische Kunst (II) sich einige erst nachträglich bemerkte Verschiedenheiten ergeben. S. 31,24 liest ein Druck anstatt Darius sehr deutlich Danius und 40,27 anstatt ermunternd irrig ermunternd; doch hat dasselbe Exemplar mit dem benutzten (A) S. 39,31 den Druckfehler zn für zu gemeinschaftlich.

Auf den Inhalt der Abhandlungen dieses Theiles glaubte ich nicht weiter eingehen zu müssen. Wer sich über das Eigenthümliche der Schillerschen Aesthetik, neben seinen Abhandlungen selbst, genau unterrichten und dasselbe im Zusammenhange mit seiner Philosophie, mit seinen Vorgängern, Zeitgenossen und Nachfolgern erörtern sehen will, dem ist die Lectüre des ausgezeichneten Werkes: „Schiller in seinem

Verhältnisse zur Wissenschaft von Karl Tomafschel“ (Wien 1862) zu empfehlen. Dort findet man auch die Erörterung und Feststellung des Chronologischen dieser Aufsätze. Obwohl ich mit den dort ermittelten Resultaten übereinstimme, bin ich in der Anordnung der Reihenfolge doch mitunter davon abgewichen und habe z. B. den Aufsatz über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten, der vor dem über die Gefahr ästhetischer Sitten entstanden ist, diesem nachgesetzt, weil Schiller den letzteren, über die Gefahr, früher drucken ließ und sich in dem ersteren, über den Nutzen, darauf bezogen hat. Auch habe ich die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, die im wesentlichen schon früher entstanden sind, wenigstens die ersten sechzehn, in die Forenzeit gerückt, weil sie erst nach Beginn der Zeitschrift abgeschlossen und in dieser veröffentlicht wurden.

Die Blätter aus dem Nachlaß sind getreu nach den im Besiz von Schillers Tochter Emilie befindlichen Originalen mitgetheilt. Die beiden Stellen des Anhangs, aus Recensionen entlehnt, scheinen mir von Schiller herzurühren. Doch will ich den Glauben an die Echtheit niemand aufreben. Der scheinbare Widerspruch der kurzen Bemerkungen über Kants Meinung vom radikalen Bösen mit Schillers Ansicht, hebt sich einfach, wenn man berücksichtigt, daß zwischen der Annahme eines Satzes und der Vertheidigung desselben gegen einen grundlosen Einwand ein großer Unterschied ist. Ich räume übrigens gern ein, daß diese Lessingsche Art, Gegner anders denkender Autoren abzuweisen, nicht eben Schillers Art gewesen ist.

Göttingen, 25. Juli 1867.

R. Goedeke.

Inhalt.

	Seite
I. Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen	1
II. Ueber die tragische Kunst	17
XIII. Fragmente aus den ästhetischen Vorlesungen vom Winterhalbjahr 1792—1793	41
XIV. Kallias, oder über die Schönheit	63
V. Ueber Anmuth und Würde	65
VI. Vom Erhabenen. Zur weitem Ausführung einiger Kantischen Ideen. Ueber das Pathetische	126
VII. Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände	178
VIII. Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst	207
IX. Ueber das Erhabene	214
X. Die Horen. Jena, 13. Juni 1794 (Einladung)	232
XI. Ueber Matthiassons Gedichte	236
XII. Ueber den Gartenkalender	257
XIII. Die Horen, 10. December 1794 (Ankündigung)	266
XIV. Die Horen, 10. December 1794 (Auszug der Ankündigung)	272
XV. Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen (1—16)	274
Schmelzende Schönheit (17—27)	332
XVI. Ueber Musik	385
XVII. Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen. Von den nothwendigen Grenzen des Schönen besonders im Vortrag philosophischer Wahrheiten	387
XVIII. Ueber die Gefahr ästhetischer Sitten	407

	Seite
XIX. Ueber den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten	415
XX. Ueber naive und sentimentalische Dichtung.	
Ueber das Naive	425
Die sentimentalischen Dichter	450
Beschluß der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichter, nebst einigen Bemerkungen einen charakteristischen Unterschied unter den Menschen betreffend	490
XXI. Schema über den Dilettantismus	524
XXII. An den Herausgeber der Propyläen	526
XXIII. Preißaufgabe	539
XXIV. Aus Schillers Nachlaß.	
1. Methode	541
2. Bildungsstufen	541
3. Wohlgefallen am Schönen	542
4. Tragödie und Comödie	543
5. Nathan der Weise	545
6. Zwei Blättchen aus den Vorlesungen über Aesthetik	545
Anhang. Zweifelhafte.	
1. Kants philosophische Religionslehre	547
2. Patriotismus und Kosmopolitismus	547
Zu S. 63 ff. (Kallias)	550

I

Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen. 92

Wie sehr auch einige neuere Aesthetiker sich zum Geschäft machen,
die Künste der Phantasie und Empfindung gegen den allgemeinen
5 Glauben, daß sie auf Vergnügen abzweden, wie gegen einen
herabsetzenden Vorwurf zu vertheidigen, so wird dieser Glaube dennoch,
nach wie vor, auf seinem festen Grunde bestehen, und die schönen
Künste werden ihren althergebrachten unabstreitbaren und wohlthätigen
Beruf nicht gern mit einem neuen vertauschen, zu welchem man sie
10 großmüthig erhöhen will. Unbesorgt, daß ihre auf unser Vergnügen
abzielende Bestimmung sie erniedrige, werden sie vielmehr auf den
Vorzug stolz seyn, dasjenige unmittelbar zu leisten, was alle
übrigen Richtungen und Thätigkeiten des menschlichen Geistes nur
mittelbar erfüllen. Daß der Zweck der Natur mit dem Menschen
15 seine Glückseligkeit sey, wenn auch der Mensch selbst in seinem mora- 93
lischen Handeln von diejem Zwecke nichts wissen soll, wird wohl nie-
mand bezweifeln, der überhaupt nur einen Zweck in der Natur
annimmt. Mit dieser also, oder vielmehr mit ihrem Urheber haben
die schönen Künste ihren Zweck gemein, Vergnügen auszuipenden und
20 Glückliche zu machen. Spielend verleihen sie, was ihre ernstern
Schwestern uns erst mühsam erringen lassen; sie verschenken, was
dort erst der sauer erworbene Preis vieler Anstrengungen zu seyn

A: Neue Thalia, Bd. 1 (1792), Hft. 1, S. 92—125. — B: Kleinere pro-
saische Schriften, Th. 4 (1802), S. 75—109. — C: Dieselben, andrer Druck. —
R: Werke 1813. 8, 1, 142 ff. — W: Werke 1844. 10, 94 ff. — M: Werke
1860. 11, 31 ff. — 5: daß — abzweden] in B b nicht gesperrt, und so sind
alle in A gesperrt gedruckten Worte in B b nie gesperrt. — 9: zu welchem A. —
13: übrige R. — 22: Preis B b.

Schiller, samml. Schriften. Gfß.-frkt. Ausg. X.

1

pflegt. Mit anspannendem Fleiße müssen wir die Vergnügungen des Verstandes, mit schmerzhaften Opfern die Billigung der Vernunft, die Freuden der Sinne durch harte Entbehrungen erkaufen, oder das Uebermaaß der letztern durch eine Kette von Leiden büßen; die Kunst
 5 allein gewährt uns Genüsse, die nicht erst abverdient werden dürfen, die keine Opfer kosten, die durch keine Neue erkaufte werden. Wer wird aber das Verdienst, auf diese Art zu ergößen, mit dem armseligen Verdienst, zu belustigen, in eine Klasse setzen? ' Wer sich
 94 einfallen lassen, der schönen Kunst bloß deswegen jenen Zweck abzu-
 10 sprechen, weil sie über diesen erhaben ist?

Die wohlgemeinte Absicht, das Moralischgute überall als höchsten Zweck zu verfolgen, die in der Kunst schon so manches Mittelmäßige erzeugte und in Schutz nahm, hat auch in der Theorie einen ähnlichen Schaden angerichtet. Um den Künsten einen recht hohen Rang
 15 anzuweisen, um ihnen die Gunst des Staats, die Ehrfurcht aller Menschen zu erwerben, vertreibt man sie aus ihrem eigenthümlichen Gebieth, um ihnen einen Beruf aufzudringen, der ihnen fremd und ganz unnatürlich ist. Man glaubt ihnen einen großen Dienst zu erweisen, indem man ihnen, anstatt des frivolen Zwecks zu ergößen,
 20 einen moralischen unterschiebt, und ihr so sehr in die Augen fallender Einfluß auf die Sittlichkeit muß diese Behauptung unterstützen. Man findet es widersprechend, daß dieselbe Kunst, die den höchsten Zweck der Menschheit in so großem Maasse befördert, nur beiläufig die-
 95 se Wirkung leisten und einen so gemeinen Zweck, wie man sich das Ver-
 25 gnügen denkt, zu ihrem letzten Augenmerk haben sollte. Aber diesen anscheinenden Widerspruch würde, wenn wir sie hätten, eine bündige Theorie des Vergnügens und eine vollständige Philosophie der Kunst sehr leicht zu heben im Stande seyn. Aus dieser würde sich ergeben, daß ein freyes Vergnügen, so wie die Kunst es hervorbringt, durchaus
 30 auf moralischen Bedingungen beruhe, daß die ganze sittliche Natur des Menschen dabey thätig sey. Aus ihr würde sich ferner ergeben, daß die Hervorbringung dieses Vergnügens ein Zweck sey, der schlechterdings nur durch moralische Mittel erreicht werden könne, daß also die Kunst, um das Vergnügen als ihren wahren Zweck vollkommen

4: der letztern] derselben B b R W M. — 6: kein Opfer B b R W M.
 — 9: deswegen b. — 17: Gebiet, B. — 23: Maaße B b. — beiläufig B b.

zu erreichen, durch die Moralität ihren Weg nehmen müsse. Für die Würdigung der Kunst ist es aber vollkommen einerley, ob ihr Zweck ein moralischer sey, oder ob sie ihren Zweck nur durch moralische Mittel erreichen könne, denn in beyden Fällen hat sie es mit der
 5 Sittlichkeit ' zu thun und muß mit dem Sittengesetz im engsten Ein- 96
 verständniß handeln; aber für die Vollkommenheit der Kunst ist es nichts weniger als einerley, welches von beyden ihr Zweck und welches das Mittel ist. Ist der Zweck selbst moralisch, so verliert sie das, wodurch sie allein mächtig ist, ihre Freiheit, und das, wodurch sie
 10 so allgemein wirksam ist, den Reiz des Vergnügens. Das Spiel verwandelt sich in ein ernsthaftes Geschäft, und doch ist es gerade das Spiel, wodurch sie das Geschäft am besten vollführen kann. Nur indem sie ihre höchste ästhetische Wirkung erfüllt, wird sie einen wohl-
 thätigen Einfluß auf die Sittlichkeit haben; aber nur indem sie ihre
 15 völlige Freyheit ausübt, kann sie ihre höchste ästhetische Wirkung erfüllen.

Es ist ferner gewiß, daß jedes Vergnügen, insofern es aus sittlichen Quellen fließt, den Menschen sittlich verbessert, und daß hier die Wirkung wieder zur Ursache werden muß. Die Lust am Schönen, am Mührenden, am Erhabenen stärkt unsre ' moralische Gefühle, wie
 20 das Vergnügen am Wohlthun, an der Liebe u. s. f. alle diese Reizungen stärkt. Eben so, wie ein vergnügter Geist das gewisse Loos eines sittlich vortreflichen Menschen ist, so ist sittliche Vortreflichkeit gern die Begleiterinn eines vergnügten Gemüths. Die Kunst wirkt also nicht deswegen allein sittlich, weil sie durch sittliche Mittel ergötzt,
 25 sondern auch deswegen, weil das Vergnügen selbst, das die Kunst gewährt, ein Mittel zur Sittlichkeit wird.

Die Mittel, wodurch die Kunst ihren Zweck erreicht, sind so vielfach, als es überhaupt Quellen eines freyen Vergnügens giebt. Frey aber nenne ich dasjenige Vergnügen, wobey die Gemüthskräfte
 30 nach ihren eigenen Gesetzen affiziert werden, und wo die Empfindung

5: zu thun, B b. — Sittengesetz] sittlichen Gefühls B b & W M. — 7: einerlei, B b. — beiden B b. — 9: das smodurch A. — 11: Geschäft; B b. — 13: höchste B b. — 15: Freyheit B b. — 16: in sofern B b. — 18: Schönen A (ohne Komma). — 19: moralischen B b & W M. — 22: vortreflichen B b (und so stets: vortreflich, Vortreflichkeit). — 23: Begleiterin B b. — 24 u. 25: deswegen B. — 29—30: wobey die geistigen Kräfte, Vernunft und Einbildungskraft thätig sind und wo . . . B b & W M.

durch eine Vorstellung erzeugt wird; im Gegensatz von dem physischen oder sinnlichen Vergnügen, wobey die Seele dem Mechanismus unterwürfig, nach fremden Gesetzen bewegt wird, und die Empfindung unmittelbar auf ihre physische Ursache erfolgt. Die sinnliche Lust ist 98
 5 die einzige, die vom Gebiet der schönen Kunst ausgeschlossen wird, und eine Geschicklichkeit, die sinnliche Lust zu erwecken, kann sich nie oder alsdann nur zur Kunst erheben, wenn die sinnlichen Eindrücke nach einem Kunstplan geordnet, verstärkt oder gemäßigt werden, und diese Planmäßigkeit durch die Vorstellung erkannt wird. Aber auch
 10 in diesem Fall wäre nur dasjenige an ihr Kunst, was der Gegenstand eines freyen Vergnügens ist, nemlich der Geschmack in der Anordnung, der unsern Verstand ergötzt, nicht die physischen Reize selbst, die nur unsre Sinnlichkeit vergnügen.

Die allgemeine Quelle jedes, auch des sinnlichen, Vergnügens 15 ist Zweckmäßigkeit. Das Vergnügen ist sinnlich, wenn die Zweckmäßigkeit nicht durch die Vorstellungskräfte erkannt wird, sondern bloß durch das Gesetz der Nothwendigkeit die Empfindung des Vergnügens zur physischen Folge hat. So erzeugt eine zweckmäßige 'Bewegung 99
 des Bluts und der Lebensgeister in einzelnen Organen oder in der
 20 ganzen Maschine die körperliche Lust mit allen ihren Arten und Modificationen; wir fühlen diese Zweckmäßigkeit durch das Medium der angenehmen Empfindung, aber wir gelangen zu keiner, weder klaren noch verworrenen Vorstellung von ihr.

Das Vergnügen ist frey, wenn wir uns die Zweckmäßigkeit vor-
 25 stellen, und die angenehme Empfindung die Vorstellung begleitet; alle Vorstellungen also, wodurch wir Uebereinstimmung und Zweckmäßigkeit erfahren, sind Quellen eines freyen Vergnügens, und in so fern fähig, von der Kunst zu dieser Absicht gebraucht zu werden. Sie erschöpfen sich in folgenden Klassen: Gut, Wahr, Vollkommen,
 30 Schön, Nührend, Erhaben. Das Gute beschäftigt unsre Vernunft, das Wahre und Vollkommene den Verstand; das Schöne den Verstand mit der Einbildungskraft, das Nührende und Erhabene die

2—3: die Seele einer blinden Naturnothwendigkeit unterworfen wird, B b K W M.
 — 6: erwecken, B b. — 7: sinnliche A. — Eindrücke B b. — 11: nämlich B (und so stets: nämlich, der nämliche u. s. w.) — 20—21: Modificationen; B b. — 27—28: in sofern B b. — 31: den Verstand, B.

Bernunft mit der Einbildungskraft. Zwar er gößt auch schon der 100
Reiz oder die zur Thätigkeit aufgeforderte Kraft, aber die Kunst be-
dient sich des Reizes nur, um die höhern Gefühle der Zweckmäßigkeit
zu begleiten; allein betrachtet verliert er sich unter die Lebens-
5 gefühle, und die Kunst verschmäh't ihn wie alle sinnlichen Lüste.

Die Verschiedenheit der Quellen, aus welchen die Kunst das Ver-
gnügen schöpft, das sie uns gewähret, kann für sich allein zu keiner
Eintheilung der Künste berechtigen, da in derselben Kunstklasse meh-
rere, ja oft alle Arten des Vergnügens zusammen fließen können.
10 Aber in so fern eine gewisse Art derselben als Hauptzweck verfolgt
wird, kann sie, wenn gleich nicht eine eigene Klasse, doch eine eigne
Ansicht der Kunstwerke gründen. So, z. B. könnte man diejenigen
Künste, welche den Verstand und die Einbildungskraft vorzugsweise
befriedigen, diejenigen also, die das Wahre, das Vollkommene, das
15 Schöne zu ihrem Hauptzweck machen, unter dem Nahmen der schönen
Künste (Künste des Geschmacks, ' Künste des Verstandes) begreifen; 101
diejenigen hingegen, die die Einbildungskraft mit der Vernunft vor-
zugsweise beschäftigen, also das Gute, das Rührende und Erhabene
zu ihrem Hauptgegenstand haben, unter dem Nahmen der rühren-
20 den Künste (Künste des Gefühls, des Herzens) in eine besondere
Klasse vereinigen. Zwar ist es unmöglich, das Rührende von dem
Schönen durchaus zu trennen, aber sehr gut kann das Schöne ohne
das Rührende bestehen. Wenn also gleich diese verschiedene Ansicht
zu keiner vollkommenen Eintheilung der freyen Künste berechtigt, so
25 dient sie wenigstens dazu, die Principien zu Beurtheilung derselben
näher anzugeben und der Verwirrung vorzubeugen, welche unver-
meidlich einreißen muß, wenn man bey einer Gesetzgebung in ästhe-
tischen Dingen die ganz verschiedenen Felder des Rührenden und des
Schönen verwechselt.

30 Unter der rührenden Gattung behaupten in der Dichtkunst die
Epopee und das Trauerspiel den vorzüglichsten Rang. In ' der 102
Erstern ist das Rührende dem Erhabnen, in dem letzten das Erhabene
dem Rührenden beigeßelt. Wollte man von diesem Leitfaden weiter

2: aufgeforderte K B M. — 5: ihn, B b. — 11: eigene B. — 14: Vollkommene das
A. — 18: das Erhabene und Rührende B b K B M. — 19-20: Rührenden A,
Rührenden b. — 27: einreißen B b. — 30 bis S. 6, Z. 8: fehlen in B b K B M.

Gebrauch machen, so könnte man Dichtungsarten aufstellen, die das Erhabene allein, andre die das Rührende allein behandeln. In noch andern würde sich das Rührende mit dem Schönen vorzüglich gatten, und zu der zweiten Ordnung der Kunst einen Uebergang bahnen.

5 So könnte man vielleicht diesen Faden auch durch diese, die schönen Künste, fortführen, und an dem höchst Vollkommenen einen Rückweg zum Erhabenen finden, wodurch der Kreis der Künste geschlossen würde.

Das Rührende und Erhabene kommen darinn überein, daß sie

10 Lust durch Unlust hervorbringen, daß sie uns also (da die Lust aus Zweckmäßigkeit, der Schmerz aber aus dem Gegentheil entspringt) eine Zweckmäßigkeit zu empfinden geben, die eine Zweckwidrigkeit voraussetzt.

Das Gefühl des Erhabenen besteht einerseits aus dem Gefühl

15 ' unsrer Ohnmacht und Begrenzung, einen Gegenstand zu umfassen, 103 anderseits aber aus dem Gefühl unsrer Uebermacht, welche vor keinen Grenzen erschrickt, und dasjenige sich geistig unterwirft, dem unsre sinnlichen Kräfte unterliegen. Der Gegenstand des Erhabenen widerstreitet also unserm sinnlichen Vermögen, und diese Unzweck-

20 mäßigkeit muß uns nothwendig Unlust erwecken. Aber sie wird zugleich eine Veranlassung, ein anderes Vermögen in uns zu unserm Bewußtseyn zu bringen, welches demjenigen, woran die Einbildungskraft erliegt, überlegen ist. Ein erhabener Gegenstand ist also eben dadurch, daß er der Sinnlichkeit widerstreitet, zweckmäßig für die Ver-

25 nunft, und ergötzt durch das höhere Vermögen, indem er durch das niedrige schmerzet.

Rührung, in seiner strengen Bedeutung, bezeichnet die gemischte Empfindung des Leidens und der Lust an dem Leiden. ' Rührung 104 kann man also nur dann über eigenes Unglück empfinden, wenn der

30 Schmerz über dasselbe gemäßigt genug ist, um der Lust Raum zu lassen, die etwa ein mitleidender Zuschauer dabey empfindet. Der Verlust eines großen Guts schlägt uns heute zu Boden, und unser Schmerz rührt den Zuschauer; in einem Jahre erinnern wir uns dieses Leidens selbst mit Rührung. Der Schwache ist jederzeit ein

9: darin B. — 15: Begrenzung, B. — 17: Gränzen B. — 18: sinnlichen B. — 26: schmerzt. B b. — 33: Jahr B b.

Raub seines Schmerzens, der Held und der Weise werden vom höchsten eigenen Unglück nur gerührt.

Nührung enthält eben so, wie das Gefühl des Erhabenen, zwey Bestandtheile, Schmerz und Vergnügen; also hier wie dort liegt der
 5 Zweckmäßigkeit eine Zweckwidrigkeit zum Grunde. So scheint es eine Zweckwidrigkeit in der Natur zu seyn, daß der Mensch leidet, der doch nicht zum Leiden bestimmt ist, und diese Zweckwidrigkeit thut uns wehe. Aber dieses Wehet-hun der Zweckwidrigkeit ist zweckmäßig für unsere vernünftige Natur überhaupt und in so fern es uns zur
 10 Thätigkeit auffordert, zweckmäßig für die menschliche Gesellschaft. Wir müssen also über die Unlust selbst, welche das Zweckwidrige in uns erregt, nothwendig Lust empfinden, weil jene Unlust zweckmäßig ist. Um zu bestimmen, ob bey einer Nührung die Lust oder die Unlust hervorstechen werde, kommt es darauf an, ob die Vorstellung der
 15 Zweckwidrigkeit oder die der Zweckmäßigkeit die Oberhand behält. Dieß kann nun entweder von der Menge der Zwecke, die erreicht oder verletzt werden, oder von ihrem Verhältniß zu dem letzten Zweck aller Zwecke abhängen.

Das Leiden des Tugendhaften rührt uns schmerzhafter, als das
 20 Leiden des Lasterhaften, weil dort nicht nur dem allgemeinen Zweck der Menschen, glücklich zu seyn, sondern auch dem besondern, daß die Tugend glücklich mache, hier aber nur dem erstern widersprochen wird. Hingegen schmerzt uns das Glück des Bösewichts auch weit mehr, als das Unglück des Tugendhaften, weil erstlich das Laster
 25 selbst und zweytens die Belohnung des Lasters eine Zweckwidrigkeit enthalten.

Außerdem ist die Tugend weit mehr geschickt, sich selbst zu belohnen, als das glückliche Laster, sich zu bestrafen; eben deswegen wird der Rechtschaffene im Unglück weit eher der Tugend getreu
 30 bleiben, als der Lasterhafte im Glück zur Tugend umkehren.

Vorzüglich aber kommt es bey Bestimmung des Verhältnisses der Lust zu der Unlust in Nührungen darauf an, ob der verletzte Zweck den erreichten oder der erreichte den, der verletzt wird, an Wichtigkeit übertreffen. Keine Zweckmäßigkeit geht uns so nah an als die mora-

4: liegt B b. — 5: Grunde B. — 27: Außerdem B b. — 28: Laster sich B b. — deswegen B b (und so fernerhin).

lische und nichts geht über die Lust, die wir über diese moralische Zweckmäßigkeit empfinden. Die Naturzweckmäßigkeit könnte noch immer problematisch seyn, die moralische ist uns erwiesen. Sie allein gründet sich auf unsre vernünftige Natur und ' auf innre Nothwendigkeit. Sie 107
 5 ist uns die nächste, die wichtigste, und zugleich die erkennbarste, weil sie durch nichts von aussen sondern durch ein innres Princip unsrer autonomischen Vernunft bestimmt wird. Sie ist das Palladium unsrer Freiheit.

Diese moralische Zweckmäßigkeit wird am lebendigsten erkannt, 10 wenn sie im Widerspruch mit andern die Oberhand erhält; nur dann erweist sich die ganze Macht des Sittengesetzes, wenn es mit allen übrigen Naturkräften im Streit gezeigt wird und alle neben ihm ihre Gewalt über ein menschliches Herz verlieren. Unter diesen Naturkräften ist alles begriffen, was nicht moralisch ist, alles was nicht 15 unter der höchsten Gesetzgebung der Vernunft stehet; also Empfindungen, Triebe, Affekte, Leidenschaften so gut, als die physische Nothwendigkeit und das Schicksal. Je furchtbarer die Gegner, desto glreicher der Sieg; der Widerstand allein kann die Kraft sichtbar machen. Aus diesem folgt, „daß das höchste Bewußtseyn unsrer moralischen 108
 20 „Natur nur in einem gewaltsamen Zustand, im Kampfe, erhalten werden kann, und daß das höchste moralische Vergnügen jederzeit „von Schmerz wird begleitet seyn.“

Diejenige Dichtungsart also, welche uns die moralische Lust in vorzüglichem Grade gewährt, muß sich eben deswegen der gemischten 25 Empfindungen bedienen, und uns durch den Schmerz ergötzen. Diefes thut vorzugsweise die Tragödie, und ihr Gebiet umfaßt alle mögliche Falle, in denen irgend eine Naturzweckmäßigkeit einer moralischen, oder auch eine moralische Zweckmäßigkeit der andern, die höher ist, aufgeopfert wird. Es wäre vielleicht nicht unmöglich, nach dem 30 Verhältniß, in welchem die moralische Zweckmäßigkeit im Widerspruch

1—2: moralische Zweckmäßigkeit] fehlt B b A B M. — 4: innere B (und so mitens: innere, unsre u. f. w., wo A b innre, unsre u. f. w. haben). — 6: außen, B b. — 7: autenemischen] fehlt B b A B M. — 11: erweist B b. — 16: Affecte, B. — 16—17: als physische Nothwendigkeit B b A B M. — 19: unserer B. — 20: Zustande, B b. — 22: begleitet seyn wird.“ B b A B M. — 26: Tragödie, B b. — Gebiet B b. — 26—27: möglichen B M.

mit der andern erkannt und empfunden wird, eine Stufenleiter des Vergnügens von der untersten bis zur höchsten hinaufzuführen, und den Grad der angenehmen oder schmerzhaften Rührung a priori aus dem Princip der Zweckmäßigkeit ' bestimmt anzugeben. Ja vielleicht 109
5 ließen sich aus eben diesem Princip bestimmte Ordnungen der Tragödie ableiten, und alle mögliche Klassen derselben a priori in einer vollständigen Tafel erschöpfen; so, daß man im Stande wäre, jeder gegebenen Tragödie ihren Platz anzuweisen und den Grad sowohl als die Art der Rührung im voraus zu berechnen, über den sie sich, ver-
10 möge ihrer Species nicht erheben kann. Aber dieser Gegenstand bleibt einer eigenen Erörterung vorbehalten.

Wie sehr die Vorstellung der moralischen Zweckmäßigkeit der Naturzweckmäßigkeit in unserm Gemüth vorgezogen werde, wird aus einzelnen Beispielen einleuchtend zu erkennen seyn.

15 Wenn wir Hüon und Amanda an den Marterpfahl gebunden sehen, beyde aus freyer Wahl bereit, lieber den fürchterlichen Feuertod zu sterben, als durch Untreue gegen das Geliebte sich einen Thron zu erwerben — was macht uns wohl diesen ' Auftritt zum Gegen- 110
stand eines so himmlischen Vergnügens? Der Widerspruch ihres
20 gegenwärtigen Zustands mit dem lachenden Schicksal, das sie verschmähten, die anscheinende Zweckwidrigkeit der Natur, welche Tugend mit Elend lohnt, die naturwidrige Verläugnung der Selbstliebe u. s. f. sollten uns, da sie so viele Vorstellungen von Zweckwidrigkeit in unsre Seele rufen, mit dem empfindlichsten Schmerz erfüllen — aber was
25 kummert uns die Natur mit allen ihren Zwecken und Gesetzen, wenn sie durch ihre Zweckwidrigkeit eine Veranlassung wird, uns die moralische Zweckmäßigkeit in uns in ihrem vollsten Lichte zu zeigen? Die Erfahrung von der siegenden Macht des sittlichen Gesetzes, die wir bey diesem Anblick machen, ist ein so hohes, so wesentliches Gut,
30 daß wir sogar versucht werden, uns mit dem Uebel auszusöhnen, dem wir es zu verdanken haben. Uebereinstimmung im Reich der Freyheit ergötzt uns unendlich mehr, als alle Widersprüche in der natürlichen Welt uns zu betrüben vermögen.

2: bis Bb (und so immer). — 6: möglichen B M. — 14: Beispielen B. — 17: sterben als A. — 20: Schicksal das A, Schicksale, das B, Schicksale, daß. b. — 29: so hohes so wesentliches A. — 32: Freyheit b. — unedlich B.

' Wenn Coriolan, von der Gatten- und Kindes- und Bürger- 111
 pflicht besiegt, das schon so gut als eroberte Rom verläßt, seine Rache
 unterdrückt, sein Heer zurückführt, und sich dem Haß eines eifersüch-
 tigen Nebenbuhlers zum Opfer dahingibt, so begeht er offenbar eine
 5 sehr zweckwidrige Handlung; er verliert durch diesen Schritt nicht nur
 die Frucht aller bisherigen Siege, sondern rennt auch vorsätzlich seinem
 Verderben entgegen — aber wie trefflich, wie unaussprechlich groß ist
 es auf der andern Seite, den größten Widerspruch mit der Neigung
 einem Widerspruch mit dem sittlichen Gefühl kühn vorzuziehen, und
 10 auf solche Art, dem höchsten Interesse der Sinnlichkeit entgegen, gegen
 die Regeln der Klugheit zu verstoßen, um nur mit der höhern mora-
 lischen Pflicht übereinstimmend zu handeln? Jede Aufopferung des
 Lebens ist zweckwidrig, denn das Leben ist die Bedingung aller Güter;
 aber Aufopferung des Lebens in moralischer Absicht ist in hohem
 15 Grad zweckmäßig, denn das Leben ist nie für sich selbst, nie als
 Zweck, nur als Mittel zur ' Sittlichkeit wichtig. Tritt also ein Fall 112
 ein, wo die Hingebung des Lebens ein Mittel zur Sittlichkeit wird,
 so muß das Leben der Sittlichkeit nachstehen. „Es ist nicht nöthig,
 daß ich lebe, aber es ist nöthig, daß ich Rom vor dem Hunger schütze,“
 20 sagt der große Pompejus, da er nach Afrika schiffen soll, und seine
 Freunde ihm anliegen, seine Abfahrt zu verschieben, bis⁴ der See-
 sturm vorüber sey.

Aber das Leiden eines Verbrechers ist nicht weniger tragisch er-
 gößend, als das Leiden des Tugendhaften; und doch erhalten wir
 25 hier die Vorstellung einer moralischen Zweckwidrigkeit. Der Wider-
 spruch seiner Handlung mit dem Sittengesetz sollte uns mit Unwillen,
 die moralische Unvollkommenheit, die eine solche Art zu handeln vor-
 aussetzt, mit Schmerz erfüllen; wenn wir auch das Unglück der Schuld-
 losen nicht einmal in Anschlag brächten, die das Opfer davon werden.
 30 Hier ist keine Zufriedenheit mit der Moralität der Personen, die uns
 für den Schmerz zu ' entschädigen vermöchte, den wir über ihr Han- 113
 deln und Leiden empfinden — und doch ist beydes ein sehr dankbarer
 Gegenstand für die Kunst, bey dem wir mit hohem Wohlgefallen ver-

4: dahin giebt, Bb (und so stets: giebt). — 7: trefflich A, trefflich, Bb.
 — 19: nöthig daß A. — 23: das Leiden ABM] das Leben BbR. — 24: Tugend-
 haften und A.

weilen. Es wird nicht schwer seyn, diese Erscheinung mit dem bisher
gesagten in Uebereinstimmung zu zeigen.

Nicht allein der Gehorsam gegen das Sittengesetz gibt uns die
Vorstellung moralischer Zweckmäßigkeit, auch der Schmerz über Ver-
5 lezung desselben thut es. Die Traurigkeit, welche das Bewußtseyn
moralischer Unvollkommenheit erzeugt, ist zweckmäßig, weil sie der
Zufriedenheit gegenüber steht, die das moralische Rechtthun begleitet.
Reue, Selbstverdamnung, selbst in ihrem höchsten Grad, in der Ver-
zweiflung, sind moralisch erhaben, weil sie nimmermehr empfunden
10 werden könnten, wenn nicht tief in der Brust des Verbrechers ein
unbestechliches Gefühl für Recht und Unrecht wachte, und seine Aus-
sprüche selbst gegen das feurigste Interesse der Selbstliebe geltend 114
machte. Reue über eine That entspringt aus der Vergleichung der-
selben mit dem Sittengesetz, und ist Mißbilligung dieser That, weil
15 sie dem Sittengesetz widerstreitet. Also muß im Augenblick der Reue
das Sittengesetz die höchste Instanz im Gemüth eines solchen Menschen
seyn; es muß ihm wichtiger seyn, als selbst der Preis des Verbrechens,
weil das Bewußtseyn des beleidigten Sittengesetzes ihm den Genuß
dieses Preises vergällt. Der Zustand eines Gemüths aber, in welchem
20 das Sittengesetz für die höchste Instanz erkannt wird, ist moralisch
zweckmäßig, also eine Quelle moralischer Lust. Und was kann auch
erhabener seyn, als jene heroische Verzweiflung, die alle Güter des
Lebens, die das Leben selbst in den Staub tritt, weil sie die miß-
billigende Stimme ihres innern Richters nicht ertragen und nicht
25 übertäuben kann? Ob der Tugendhafte sein Leben freiwillig dahingibt,
um dem Sittengesetz gemäß zu handeln — oder ob der Verbrecher
unter dem Zwange des Gewissens sein Leben mit eigner Hand zer-
stört, um die Uebertretung jenes Gesetzes an sich zu bestrafen, so 115
steigt unsre Achtung für das Sittengesetz zu einem gleich hohen Grad
30 empor; und, wenn ja noch ein Unterschied statt fände, so würde er
vielmehr zum Vortheil des Letztern ausfallen, da das beglückende
Bewußtseyn des Rechthandelns dem Tugendhaften seine Entschließung
doch einigermaßen konnte erleichtert haben, und das sittliche Verdienst

9: empfunden B. — 11—12: Aussprüche A M] Ansprüche B b R W. —
17: Preis B b. — 21: zweckmäßig, B. — 25: freiwillig B. — dahin giebt, B b.
— 32: zum Tugendhaften R.

an einer Handlung gerade um eben so viel abnimmt, als Neigung und Lust daran Antheil haben. Reue und Verzweiflung über ein begangenes Verbrechen zeigen uns die Macht des Sittengesetzes nur später, nicht schwächer; es sind Gemälde der erhabensten Sittlichkeit, 5 nur in einem gewaltsamen Zustand entworfen. Ein Mensch, der wegen einer verletzten moralischen Pflicht verzweifelt, tritt eben dadurch zum Gehorsam gegen dieselbe zurück, und je furchtbarer seine Selbstverdamnung sich äußert, desto mächtiger sehen wir das Sittengesetz ihm gebieten.

10 Aber es gibt Fälle, wo das moralische Vergnügen nur durch einen moralischen ' Schmerz erkaufte wird, und dieß geschieht, wenn 116 eine moralische Pflicht übertreten werden muß, um einer höhern und allgemeineren desto gemäßer zu handeln. Wäre Koriolan, anstatt seine eigene Vaterstadt zu belagern, vor Antium oder Koricoli mit einem 15 römischen Heere gestanden, wäre seine Mutter eine Volscierin gewesen, und ihre Bitten hätten die nehmliche Wirkung auf ihn gehabt, so würde dieser Sieg der Kindespflicht den entgegengesetzten Eindruck auf uns machen. Der Ehrerbietung gegen die Mutter stünde dann die weit höhere bürgerliche Verbindlichkeit entgegen, welche im Colli- 20 fionsfall vor jener den Vorzug verdient. Jener Commandant, dem die Wahl gelassen wird, entweder die Stadt zu übergeben, oder seinen gefangenen Sohn vor seinen Augen durchbohrt zu sehen, wählt ohne Bedenken das Letztere, weil die Pflicht gegen sein Kind der Pflicht gegen sein Vaterland billig untergeordnet ist. Es empört zwar im 25 ersten Augenblick unser Herz, daß ein Vater dem Naturtriebe und der Vaterpflicht so widersprechend handelt, ' aber es reißt uns bald zu 117 einer süßen Bewunderung hin, daß sogar ein moralischer Antrieb, und wenn er sich selbst mit der Neigung gattet, die Vernunft in ihrer Gesetzgebung nicht irre machen kann. Wenn der Korinther Timoleon 30 einen geliebten aber ehrsüchtigen Bruder Timophanes ermorden läßt, weil seine Meinung von patriotischer Pflicht ihn zu Vertilgung alles dessen, was die Republik in Gefahr setzt, verbindet, so sehen wir ihn zwar nicht ohne Entsetzen und Abscheu diese naturwidrige, dem mora-

4: Gemälde B h. — 8: äußert, B h. — 18: stünde B b R W M. — 20: Commandant, B b R W M. — 23: Letztere; B. — 30: geliebten, B h.

liſchen Gefühl ſo ſehr widerſtreitende Handlung begehen, aber unſer Abſcheu löſt ſich bald in die höchſte Achtung der heroischen Tugend auf, die ihre Ausſprüche gegen jeden fremden Einfluß der Neigung behauptet, und im ſtürmiſchen Widerſtreit der Gefühle eben ſo frey
5 und eben ſo richtig, als im Zuſtand der höchſten Ruhe entſcheidet. Wir können über republikaniſche Pflicht mit Timoleon ganz verſchieden denken; das ändert an unſerm Wohlgefallen nichts. Vielmehr ſind es gerade ſolche Fälle, wo unſer Verſtand nicht auf der Seite der 118 handelnden Perſon iſt, aus welchen man erkennt, wie ſehr wir
10 Pflichtmäßigkeit über Zweckmäßigkeit, Einſtimmung mit der Vernunft über die Einſtimmung mit dem Verſtande erheben.

Ueber keine moralische Erſcheinung aber wird das Urtheil der Menſchen ſo verſchieden ausfallen, als gerade über dieſe, und der Grund dieſer Verſchiedenheit darf nicht weit geſucht werden. Der
15 moralische Sinn liegt zwar in allen Menſchen, aber nicht bey allen in derjenigen Stärke und Freiheit, wie er bey Beurtheilung dieſer Fälle vorausgeſetzt werden muß. Für die Meiſten iſt es genug eine Handlung zu billigen, weil ihre Einſtimmung mit dem Sittengeſetz leicht gefaßt wird, und eine andere zu verwerfen, weil ihr Widerſtreit
20 mit dieſem Geſetz in die Augen leuchtet. Aber ein heller Verſtand und eine von jeder Naturkraft, alſo auch von moralischen Trieben (inſofern ſie inſtinktartig wirken) unabhängige Vernunft wird erfordert, die Verhältniſſe moralischer Pflichten zu dem höchſten Princip der Sittlichkeit richtig zu beſtimmen. Daher wird die nehmliche Hand- 119
25 lung, in welcher einige wenige die höchſte Zweckmäßigkeit erkennen, dem großen Haufen als ein empörender Widerſpruch erſcheinen, ob gleich beide ein moralisches Urtheil fällen; daher rührt es, daß die Nührung an ſolchen Handlungen nicht in der Allgemeinheit mitgetheilt werden kann, wie die Einheit der menſchlichen Natur und die Noth-
30 wendigkeit des moralischen Geſetzes erwarten läßt. Aber auch das wahrſte und höchſte Erhabene iſt; wie man weiß, Vielen Ueberſpannung und Unſinn, weil das Maaß der Vernunft, die das Erhabene er-

2: löſt B b. — 3: Ausſprüche A B b M] Anſprüche R W. — 16: Freyheit, B. — 17: vorausgeſetzt B. — genug, B b. — 21: Naturkraft alſo A. — 22: in ſofern B b. — erfordert R W M. — 25: erkennen A (ohne Komma). — 27: beyde B. — 31: vielen B b.

kennt, nicht in allen dasselbe ist. Eine kleine Seele sinkt unter der Last so großer Vorstellungen dahin, oder fühlt sich peinlich über ihren moralischen Durchmesser auseinander gespannt. Sieht nicht oft genug der gemeine Haufe da die häßlichste Verwirrung, wo der denkende
 5 Geist gerade die höchste Ordnung bewundert?

So viel über das Gefühl der moralischen Zweckmäßigkeit, in so fern es der tragischen Nührung und unsrer Lust an dem Leiden zum
 Grund liegt. Aber es sind demohngeachtet Fälle genug vorhanden, wo uns die Naturzweckmäßigkeit selbst auf Unkosten der moralischen
 10 zu ergößen scheint. Die höchste Consequenz eines Bösewichts in Anordnung seiner Maschinen ergötzt uns offenbar, obgleich Anstalten und Zweck unserm moralischen Gefühl widerstreiten. Ein solcher Mensch ist fähig, unsre lebhafteste Theilnahme zu erwecken, und wir zittern vor dem Fehlschlag derselben Pläne, deren Vereitlung wir,
 15 wenn es wirklich an dem wäre, daß wir alles auf die moralische Zweckmäßigkeit beziehen, aufs feurigste wünschen sollten. Aber auch diese Erscheinung hebt dasjenige nicht auf, was bisher über das Gefühl der moralischen Zweckmäßigkeit, und seinen Einfluß auf unser Vergnügen an tragischen Nührungen behauptet wurde.

Zweckmäßigkeit gewährt uns unter allen Umständen Vergnügen, sie beziehe sich entweder gar nicht auf das Sittliche, oder sie widerstreite demselben. Wir genießen ' dieses Vergnügen rein, so lange
 20 wir uns keines sittlichen Zwecks erinnern, dem dadurch widersprochen wird. Eben so wie wir uns an dem verstandähnlichen Instinkt der Thiere, an dem Kunstfleiß der Bienen u. d. gl. ergößen, ohne diese
 25 Naturzweckmäßigkeit auf einen verständigen Willen, noch weniger auf einen moralischen Zweck zu beziehen, so gewährt uns die Zweckmäßigkeit eines jeden menschlichen Geschäfts an sich selbst Vergnügen, sobald wir uns weiter nichts dabey denken als das Verhältniß der Mittel
 30 zu ihrem Zweck. Fällt es uns aber ein, diesen Zweck nebst seinen Mitteln auf ein sittliches Princip zu beziehen, und entdecken wir alsdann einen Widerspruch mit dem letztern, kurz, erinnern wir uns, daß es die Handlung eines moralischen Wesens ist, so tritt eine tiefe Indignation an die Stelle jenes ersten Vergnügens, und keine noch

8: Grunde B b. — desungeachtet R. — 21—22: widerstreitet B. — 26: Willen noch A b. — 31: Prinzip B. — 34: Vergnügens und B.

so große Verstandeszweckmäßigkeit ist fähig, uns mit der Vorstellung einer sittlichen Zweckwidrigkeit zu versöhnen. Nie darf es uns lebhaft werden, daß dieser Richard III, dieser Jago, dieser 'Lovelace 122 Menschen sind, sonst wird sich unsre Theilnahme unausbleiblich in
5 ihr Gegentheil verwandeln. Daß wir aber ein Vermögen besitzen und auch häufig genug ausüben, unsre Aufmerksamkeit von einer gewissen Seite der Dinge freywillig abzulenken und auf eine andre zu richten, daß das Vergnügen selbst, welches durch diese Absonderung allein für uns möglich ist, uns dazu einladet und dabey festhält, wird durch
10 die tägliche Erfahrung bestätigt.

Nicht selten aber gewinnt eine geistreiche Bosheit vorzüglich deswegen unsre Gunst, weil sie ein Mittel ist, uns den Genuß der moralischen Zweckmäßigkeit zu verschaffen. Je gefährlicher die Schlingen sind, welche Lovelace Clarissens Tugend legt, je härter die Proben
15 sind, auf welche die erfinderische Grausamkeit eines Despoten die Standhaftigkeit seines unschuldigen Opfers stellt, in desto höherem Glanz sehen wir die moralische Zweckmäßigkeit triumphiren. Wir freuen uns über die Macht des moralischen Pflichtgefühls, welches die Erfindungskraft eines Verführers so sehr in 'Arbeit setzen kann. 123
20 Hingegen rechnen wir dem consequenten Bösewicht die Befiegung des moralischen Gefühls, von dem wir wissen, daß es sich nothwendig in ihm regen mußte, zu einer Art von Verdienst an, weil es von einer großen Zweckmäßigkeit des Verstandes zeugt, sich durch keine moralische Regung in seinem Handeln irre machen zu lassen.

Uebrigens ist es unwidersprechlich, daß eine zweckmäßige Bosheit
25 nur alsdann der Gegenstand eines vollkommenen Wohlgefallens werden kann, wenn sie vor der moralischen Zweckmäßigkeit zu Schanden wird. Dann ist sie sogar eine wesentliche Bedingung des höchsten Wohlgefallens, weil sie allein vermag, die Uebermacht des moralischen
30 Gefühls recht einleuchtend zu machen. Es gibt davon keinen überzeugenderen Beweis, als den letzten Eindruck, mit dem uns der Verfasser der Clarissa entläßt. Die höchste Verstandeszweckmäßigkeit, die wir in dem Verführungsplane des Lovelace unfreywillig bewundern

7: freywillig b. — 11: Bosheit B b. — 22—23: weil es von einer gewissen Stärke der Seele und einer gr. Zw. B b & B M. — 25: Bosheit B b. — 32: Clarissa B. — 33: unfreywillig B.

mußten, wird durch die Vernunftzweckmäßigkeit, welche Ala'rissa diesem 124
furchtbaren Feind ihrer Unschuld entgegen setzt, glorreich übertroffen,
und wir sehen uns dadurch in den Stand gesetzt, den Genuß beider
in einem hohen Grad zu vereinigen.

- 5 In so ferne sich der tragische Dichter zum Ziel setzt, das Gefühl
der moralischen Zweckmäßigkeit zu einem lebendigen Bewußtseyn zu
bringen, in so fern er also die Mittel zu diesem Zwecke verständig
wählt und anwendet, muß er den Kenner jederzeit auf eine gedoppelte
Art durch die moralische und durch die Naturzweckmäßigkeit ergötzen.
- 10 Durch jene wird er das Herz, durch diese den Verstand befriedigen.
Der große Haufe erleidet gleichsam blind die von dem Künstler auf
das Herz beabsichtigte Wirkung, ohne die Magie zu durchblicken, ver-
mitteltst welcher die Kunst diese Macht über ihn ausübte. Aber es
gibt eine gewisse Klasse von Kennern, bey denen der Künstler gerade
15 umgekehrt, die auf das Herz abgezielte Wirkung verliert, deren Ge-
schmack er aber durch die Zweckmäßigkeit der dazu angewandten Mittel
für sich gewinnen kann. Gleichgültig gegen den Inhalt werden diese 125
bloß durch die Form befriedigt. Sie vergeben eine Verletzung dieser
selbst der gelungensten Wirkung nicht, und wollen lieber bey einer
20 zweckmäßigen Anordnung den Zweck, als bey dem vollkommen er-
reichten Zweck die Zweckmäßigkeit der Mittel verlieren. In diesen
sonderbaren Widerspruch artet öfters die feinste Kultur des Geschmacks
aus, besonders wo die moralische Veredlung hinter der Bildung des
Kopfs zurückbleibt. Diese Art Kenner suchen im Rührenden und Er-
25 habenen nur das Schöne; dieses empfinden und prüfen sie mit dem
richtigsten Gefühl, aber man hätte sich, an ihr Herz zu appelliren.
Alter und Kultur führen uns dieser Klippe entgegen, und diesen
nachtheiligen Einfluß von beyden glücklich besiegen, ist der höchste
Karaktertriumph des gebildeten Mannes. Unter Europäischen Nationen
30 sind unsre Nachbarn die Franzosen diesem Extrem am nächsten ge-
führt worden, und wir ringen, wie in allem so auch hier, diesem
Muster nach.

3: beyder B. — 17—21: Gleichgültig . . . Mittel verlieren.] fehlt B b & W M.
— 22: Geschmack B b. — 24: Kopfes B b. — 25: Schöne] Verständige B b & W M.
— 26: Gefühl] Geschmack B b & W M. — 28: beiden b.

II.

Ueber die tragische Kunst.

176

Der Zustand des Affekts für sich selbst, unabhängig von aller Beziehung seines Gegenstandes auf unsre Verbesserung oder Verschlim-
 5 merung, hat etwas ergötzendes für uns; wir streben, uns in denselben zu versetzen, wenn es auch einige Opfer kosten sollte. Unsern gewöhnlichsten Vergnügungen liegt dieser Trieb zum Grunde; ob der Affekt auf Begierde oder Verabscheuung gerichtet, ob er, seiner Natur nach, angenehm oder peinlich sey, kommt dabei wenig in Betrachtung.
 10 Vielmehr lehrt die Erfahrung, daß der unangenehme Affekt den größern Reiz für uns ' habe, und also die Lust am Affekt mit seinem Inhalt 177 gerade in umgekehrtem Verhältnisse stehe. Es ist eine allgemeine Erscheinung in unsrer Natur, daß uns das Traurige, das Schreckliche, das Schauerhafte selbst, mit unwiderstehlichem Zauber an sich lockt,
 15 daß wir uns von Aufsitzen des Jammers, des Entsetzens mit gleichen Kräften weggestoßen und wieder angezogen fühlen. Alles drängt sich voll Erwartung um den Erzähler einer Mordgeschichte; das abentheuerlichste Gespenstermärchen verschlingen wir mit Begierde und mit desto größrer, jemehr uns dabey die Haare zu Berge steigen.
 20 Lebhafter äußert sich diese Regung bey Gegenständen der wirklichen Anschauung. Ein Meeresturm, der eine ganze Flotte versenkt,

A: Neue Thalia, Bd. 1, Hft. 2 (1792), S. 176—228. — B: Kleinere prosaische Schriften, Th. 4 (1802), S. 110—163. — b: Dieselben, anderer Druck. — R: Werke 1813. 8, 1, 166 ff. — W: Werke 1844. 10, 109 ff. — M: Werke 1860. 11, 407 ff. — 4: unsere B. — 6: sollte! B b. — 9: dabey B b. — 13: Nature, B. — 20: äußert B b (und so stets: äußern u. s. w.). — 21: ganze Flotte b.

- vom Ufer aus gesehen, würde unsre Phantasie eben so stark ergötzen, als er unser fühlendes Herz empört; es dürfte schwer seyn, mit dem Lucrez zu glauben, daß diese unnatürliche Lust aus einer Vergleichung unsrer eignen Sicherheit mit ' der wahrgenommenen Gefahr entspringe. 178
- 5 Wie zahlreich ist nicht das Gefolge, das einen Verbrecher nach dem Schauplatz seiner Qualen begleitet! Weder das Vergnügen befriedigter Gerechtigkeitsliebe noch die unedle Lust der gestillten Nachbegierde kann diese Erscheinung erklären. Dieser Unglückliche kann in dem Herzen der Zuschauer sogar entschuldigt, das aufrichtigste Mitleid für seine
- 10 Erhaltung geschäftig seyn; dennoch regt sich, stärker oder schwächer, ein neugieriges Verlangen bey dem Zuschauer, Aug und Ohr auf den Ausdruck seines Leidens zu richten. Wenn der Mensch von Erziehung und verfeinertem Gefühl hierinn eine Ausnahme macht, so rührt dieß nicht daher, daß dieser Trieb gar nicht in ihm vorhanden war, son-
- 15 dern daher, daß er von der schmerzhaften Stärke des Mitleids überwogen, oder von den Gesetzen des Anstands in Schranken gehalten wird. Der rohe Sohn der Natur, den kein Gefühl zarter Menschlichkeit zügelt, überläßt sich ohne Scheu diesem mächtigen Zuge. Er muß also in der ursprünglichen Anlage des menschlichen Gemüths gegründet, 179
- 20 und durch ein allgemeines psychologisches Gesetz zu erklären seyn.

Wenn wir aber auch diese rohen Naturgefühle mit der Würde der menschlichen Natur unverträglich finden, und deswegen Anstand nehmen, ein Gesetz für die ganze Gattung darauf zu gründen, so giebt es noch Erfahrungen genug, die die Wirklichkeit und Allgemein-

25 heit des Vergnügens an schmerzhaften Rührungen ausser Zweifel setzen. Der peinliche Kampf entgegengesetzter Neigungen oder Pflichten, der für denjenigen, der ihn erleidet, eine Quelle des Elends ist, ergötzt uns in der Betrachtung; wir folgen mit immer steigender Lust den Fortschritten einer Leidenschaft bis zu dem Abgrund, in welchen sie

30 ihr unglückliches Opfer hinabzieht. Das nehmliche zarte Gefühl, das

1: unsere B b. — 3: Lucrez] (Nämlich II, 1—4:

Suave, mari magno turbantibus æquora ventis,
E terra magnum alterius spectare laborem;
Non quia vexari quemquamst incunda voluptas,
Sed quibus ipse malis careas quia cernere suave est.)

— natürliche B b & B R. — 7: Gerechtigkeitsliebe, B b. — 13: hierin B. — 29: welchem R. — 30: hinab zieht. B b.

uns von dem Anblick eines physischen Leidens oder auch von dem physischen Ausdruck eines moralischen zurückschreckt, läßt uns in der Sympathie mit dem reinen moralischen Schmerz eine nur desto süßere Lust empfinden. Das Interesse ist allgemein, mit dem wir bey 180
5 Schilderungen solcher Gegenstände verweilen.

Natürlicher weise gilt dieß nur von dem mitgetheilten oder nachempfundenen Affekt, denn die nahe Beziehung, in welcher der ursprüngliche zu unfrem Glückseligkeitsstrieb steht, beschäftigt und besigt uns gewöhnlich zu sehr, um der Lust Raum zu lassen, die er, 10
fre von jeder eigennützigen Beziehung, für sich selbst gewährt. So ist bey demjenigen, der wirklich von einer schmerzhaften Leidenschaft beherrscht wird, das Gefühl des Schmerzens überwiegend, so sehr die Schilderung seiner Gemüthslage den Hörer oder Zuschauer entzücken kann. Dem ungeachtet ist selbst der ursprüngliche schmerzhaft Affekt 15
für denjenigen, der ihn erleidet, nicht ganz an Vergnügen leer; nur sind die Grade dieses Vergnügens nach der Gemüthsbeschaffenheit der Menschen verschieden. Läge nicht auch in der Unruhe, im Zweifel, in der Furcht, ein Genuß, so würden Hazardspiele ungleich weniger 181
Reiz für uns haben, so würde man sich nie aus tollkühnem Muth in Gefahren stürzen, so könnte selbst die Sympathie mit fremden Leiden gerade im Moment der höchsten Illusion und im stärksten Grad der Verwechslung nicht am lebhaftesten ergözen. Dadurch aber wird nicht gesagt, daß die unangenehmen Affekte an und für sich selbst Lust ge-
währen, welches zu behaupten wohl niemand sich einfallen lassen wird; 20
es ist genug, wenn diese Zustände des Gemüths bloß die Bedingungen abgeben, unter welchen allein gewisse Arten des Vergnügens für uns möglich sind. Gemüther also, welche für diese Arten des Vergnügens vorzüglich empfänglich und vorzüglich darnach lüstern sind, werden sich leichter mit diesen unangenehmen Bedingungen versöhnen, und auch 30
in den heftigsten Stürmen der Leidenschaft ihre Freyheit nicht ganz verlieren.

Von der Beziehung seines Gegenstandes auf unser sinnliches oder

6: Natürlicherweise B b. — mitgetheilten B b (und so sind fast alle in A gesperrt gedruckten Worte in B b nicht gesperrt). — 7: nachempfundenen B. — 10: für sich gewährt. B b R W M. — 14: Desungeachtet A. — 25: bloß B b. — 26–27: für uns ... Vergnügens A R W M] fehlt B b. — 30: Freyheit B b.

sittliches Vermögen rührt die Unlust her, welche wir ' bey widrigen 182
 Affekten empfinden, so wie die Lust bey den angenehmen aus eben
 diesen Quellen entspringt. Nach dem Verhältniß nun, in welchem die
 sittliche Natur eines Menschen zu seiner sinnlichen steht, richtet sich
 5 auch der Grad der Freyheit, der in Affekten behauptet werden kann;
 und da nun bekanntlich im Moralischen keine Wahl für uns statt
 findet, der sinnliche Trieb hingegen der Gesetzgebung der Vernunft
 unterworfen und also in unsrer Gewalt ist, wenigstens seyn soll, so
 leuchtet ein, daß es möglich ist, in allen denjenigen Affekten, welche
 10 mit dem eigennützigen Trieb zu thun haben, eine vollkommene Frey-
 heit zu behalten, und über den Grad Herr zu seyn, den sie erreichen
 sollen. Dieser wird in eben dem Maaße schwächer seyn, als der mora-
 lische Sinn über den Glückseligkeitstrieb bey einem Menschen die Ober-
 gewalt behauptet, und die eigennützige Anhänglichkeit an sein indivi-
 15 duelles Ich durch den Gehorsam gegen allgemeine Vernunftgesetze ver-
 mindert wird. Ein solcher ' Mensch wird also im Zustand des Affekts 183
 die Beziehung eines Gegenstandes auf seinen Glückseligkeitstrieb weit
 weniger empfinden, und folglich auch weit weniger von der Unlust
 erfahren, die nur aus dieser Beziehung entspringt; hingegen wird er
 20 destomehr auf das Verhältniß merken, in welchem eben dieser Gegen-
 stand zu seiner Sittlichkeit steht, und eben darum auch desto empfäng-
 licher für die Lust seyn, welche die Beziehung aufs Sittliche nicht
 selten in die peinlichsten Leiden der Sinnlichkeit mischt. Eine solche
 Verfassung des Gemüths ist am fähigsten, das Vergnügen des Mit-
 25 leids zu genießen, und selbst den ursprünglichen Affekt in den Schranken
 des mitleidenden zu erhalten. Daher der hohe Werth einer Lebens-
 philosophie, welche durch stete Hinweisung auf allgemeine Gesetze das
 Gefühl für unsre Individualität entkräftet, im Zusammenhange des
 großen Ganzen unser kleines Selbst uns verlieren lehrt, und uns
 30 dadurch in den Stand setzt, mit uns selbst wie mit Fremdlingen um-
 zugehen. Diese ' erhabene Geistesstimmung ist das Loos starker und 184
 philosophischer Gemüther, die durch fortgesetzte Arbeit an sich selbst
 den eigennützigen Trieb unterjochen gelernt haben. Auch der Schmerz-

1: Vermögen, A B b. — 2: bei B. — 3: Freyheit, B b. — Affecten B. —
 10—11: Freyheit B b. — 12: Maaße B b. — 23—26: Schranken des Mitleids
 B b & W M. — 28: unsere B b.

hafteste Verlust führt sie nicht über eine ruhige Behmuth hinaus, mit der sich noch immer ein merklicher Grad des Vergnügens gatten kann. Sie, die allein fähig sind sich von sich selbst zu trennen, genießen allein das Vorrecht, an sich selbst Theil zu nehmen, und eigenes
5 Leiden in dem milden Widerschein der Sympathie zu empfinden.

Schon das bisherige enthält Winke genug, die uns auf die Quellen des Vergnügens, das der Affekt an sich selbst, und vorzüglich der traurige, gewährt, aufmerksam machen. Es ist größer, wie man gesehen hat, in moralischen Gemüthern, und wirkt desto freyer, jemehr
10 das Gemüth von dem eigennütigen Triebe unabhängig ist. Es ist ferner lebhafter und stärker in traurigen Affekten, wo die Selbstliebe gekränkt wird, als in fröhlichen, welche eine Befriedigung derselben
185 voraussetzen; also wächst es, wo der eigennütige Trieb beleidigt, und nimmt ab, wo diesem Triebe geschmeichelt wird. Wir kennen aber
15 nicht mehr als zweyerley Quellen des Vergnügens, die Befriedigung des Glückseligkeitstriebes und die Erfüllung moralischer Gesetze; eine Lust also, von der man bewiesen hat, daß sie nicht aus der erstern Quelle entsprang, muß nothwendig aus der zweyten ihren Ursprung nehmen. Aus unserer moralischen Natur also quillt die Lust hervor,
20 wodurch uns schmerzhaft Affekte in der Mittheilung entzücken, und, auch sogar ursprünglich empfunden, in gewissen Fällen noch annehmen rühren.

Man hat es auf mehrere Art versucht, das Vergnügen des Mitleids zu erklären; aber die wenigsten Auflösungen konnten befriedigend
25 ausfallen, weil man den Grund der Erscheinung lieber in begleitenden Umständen, als in der Natur des Affekts selbst aufsuchte. Vielen ist das Vergnügen des Mitleids nichts anders, als das Vergnügen
186 der Seele an ihrer Empfindsamkeit; andern die Lust an starkbeschäftigten Kräften, lebhafter Wirksamkeit des Begehrungsvermögens, kurz
30 an einer Befriedigung des Thätigkeitstriebes; andre lassen sie aus der Entdeckung sittlich schöner Charakterzüge, die der Kampf mit dem Unglück und mit der Leidenschaft sichtbar mache, entspringen. Noch immer

1: ruhige] fehlt B b R W M. — 3: sind, B b. — 4: Vorrecht an B b. — 13: beleidigt und A B b. — 16: Glückseligkeits-Triebe B b. — 17: erstern A b] ersten B R W M. — 19: also quillt A b R W M] quillt also B. — 32: Unglück B b.

aber bleibt unaufgelöst, warum gerade die Pein selbst, das eigentliche Leiden, bey Gegenständen des Mitleids uns am mächtigsten anzieht, da nach jenen Erklärungen ein schwächerer Grad des Leidens den angeführten Ursachen unsrer Lust an der Rührung offenbar günstiger
 5 seyn müßte. Die Lebhaftigkeit und Stärke der in unsrer Phantasie erweckten Vorstellungen, die sittliche Vortreflichkeit der leidenden Personen, der Rückblick des mitleidenden Subjekts auf sich selbst können die Lust an Rührungen wohl erhöhen, aber sie sind die Ursache nicht, die sie hervorbringt. Das Leiden einer schwachen Seele, 'der Schmerz
 10 eines Bösewichts gewähren uns diesen Genuß freylich nicht, aber deswegen nicht, weil sie unser Mitleid nicht in dem Grade wie der leidende Held oder der kämpfende Tugendhafte erregen. Stets also kehrt die erste Frage zurück, warum eben just der Grad des Leidens den Grad der sympathetischen Lust an einer Rührung bestimme, und sie
 15 kann auf keine andre Art beantwortet werden, als daß gerade der Angriff auf unsre Sinnlichkeit die Bedingung sey, diejenige Kraft des Gemüths aufzuregen, deren Thätigkeit jenes Vergnügen an sympathetischem Leiden erzeugt.

Diese Kraft nun ist keine andre, als die Vernunft, und in so fern die freye Wirksamkeit derselben als absolute Selbstthätigkeit, vorzugsweise den Rahmen der Thätigkeit verdient, in so fern sich das Gemüth nur in seinem sittlichen Handeln vollkommen unabhängig und frey fühlt, in so fern ist es freylich der befriedigte Trieb der Thätigkeit, von welchem unser ' Vergnügen an traurigen Rührungen seinen
 20 Ursprung zieht. Aber so ist es auch nicht die Menge, nicht die Lebhaftigkeit der Vorstellungen, nicht die Wirksamkeit des Begehrungsvermögens überhaupt, sondern eine bestimmte Gattung der erstern, und eine bestimmte, durch Vernunft erzeugte Wirksamkeit des letztern, was diesem Vergnügen zum Grund liegt.

Der mitgetheilte Affekt überhaupt hat also etwas ergözendes für uns, weil er den Thätigkeitstrieb befriedigt; der traurige Affekt leistet jene Wirkung in einem höhern Grade, weil er diesen Trieb in einem höhern Grade befriedigt. Nur im Zustand seiner vollkommenen

1: unaufgelöst, B b (und so stets: löst, gelöst.) — 6: Vortreflichkeit B b (und so stets, desgl.: vortrefflich.) — 7: Subjects B b. — 10: nicht; B b. — 15: andere B b. — 21: Namen B. — 29: Grunde B. — 32: jede R.

Freiheit, nur im Bewußtseyn seiner vernünftigen Natur äussert das Gemüth seine höchste Thätigkeit, weil es da allein eine Kraft anwendet, die jedem Widerstand überlegen ist.

Derjenige Zustand des Gemüths also, der vorzugsweise diese Kraft zu ihrer Verkündung bringt, diese höhere Thätigkeit weckt, ist der zweckmäßigste für ein vernünftiges Wesen, und für den Thätigkeitsstrieb der befriedigendste; er muß also mit einem vorzüglichen Grade von Lust verknüpft seyn. * In einen solchen Zustand versetzt uns der traurige Affect, und die Lust an demselben muß die Lust an fröhlichen Affekten in eben dem Grad übertreffen, als das sittliche Vermögen in uns über das sinnliche erhaben ist.

Was in dem ganzen System der Zwecke nur ein untergeordnetes Glied ist, darf die Kunst aus diesem Zusammenhang absondern, und als Hauptzweck verfolgen. Für die Natur mag das Vergnügen nur ein mittelbarer Zweck seyn, für die Kunst ist es der höchste. Es gehört also vorzüglich zum Zweck der letztern, das hohe Vergnügen nicht zu vernachlässigen, das in der traurigen Nührung enthalten ist. Diejenige Kunst aber, welche sich das Vergnügen des Mitleids insbesondre zum Zweck setzt, heisst die tragische Kunst im allgemeinsten Verstande.

Die Kunst erfüllt ihren Zweck durch Nachahmung der Natur, indem sie die Bedingungen erfüllt, unter welchen das Vergnügen in der Wirklichkeit möglich wird, und die zerstreuten Anstalten der Natur zu diesem Zwecke nach einem verständigen Plan vereinigt, um das, was diese bloß zu ihrem Nebenzweck machte, als letzten Zweck zu erreichen. Die tragische Kunst wird also die Natur in denjenigen Handlungen nachahmen, welche den mitleidenden Affect vorzüglich zu erwecken vermögen.

Um also der tragischen Kunst ihr Verfahren im allgemeinen vorzuschreiben, ist es vor allem nöthig, die Bedingungen zu wissen, unter welchen nach der gewöhnlichen Erfahrung das Vergnügen der Nührung am gewissten und am stärksten erzeugt zu werden pflegt; zugleich

* Siehe die Abhandlung über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen im vorigen Stück.

1: Freiheit, B 6. — 17: vernachlässigen, B 6. — 19—19: insbesondre B 6. — 34: im vorigen Stück] fehlt B 6 R W M.

aber auch auf diejenigen Umstände aufmerksam zu machen, welche es einschränken oder gar zerstören.

Zwey entgegengesetzte Ursachen giebt die Erfahrung an, welche das Vergnügen an Rührungen hindern: wenn das Mitleid entweder
 5 zu schwach, oder, wenn es so stark erregt wird, daß der mitgetheilte Affekt zu der Lebhaftigkeit eines ursprünglichen übergeht. Jenes kann wieder entweder an der Schwäche des Eindrucks liegen, den wir von dem ursprünglichen Leiden erhalten, in welchem Falle wir sagen, daß unser Herz kalt bleibt, und weder Schmerz noch Vergnügen empfinden;
 10 oder es liegt an stärkern Empfindungen, welche den empfangenen Eindruck bekämpfen und durch ihr Uebergewicht im Gemüth das Vergnügen des Mitleids schwächen oder gänzlich ersticken.

Nach dem, was im vorhergehenden Aufsatz über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen behauptet wurde, ist bey
 15 jeder tragischen Rührung die Vorstellung einer Zweckwidrigkeit, welche, wenn die Rührung ergötzend seyn soll, jederzeit auf eine Vorstellung von höherer Zweckmäßigkeit leitet. Auf das Verhältniß dieser beyden entgegengesetzten Vorstellungen unter einander kommt es nun an, ob bey einer Rührung die Lust oder die Unlust hervorstechen soll. Ist
 20 die Vorstellung der Zweckwidrigkeit lebhafter als die des Gegentheils, oder ist der verletzte Zweck von größrer Wichtigkeit, als der erfüllte, so wird jederzeit die Unlust die Oberhand behalten; es mag dieses nun objektiv von der menschlichen Gattung überhaupt, oder blos subjektiv von besondern Individuen gelten.

25 Wenn die Unlust über die Ursache eines Unglücks zu stark wird, so schwächt sie unser Mitleid mit demjenigen, der es erleidet. Zwey ganz verschiedne Empfindungen können nicht zu gleicher Zeit in einem hohen Grade in dem Gemüthe vorhanden seyn. Der Unwille über
 30 den Urheber des Leidens wird zum herrschenden Affekt, und jedes andere Gefühl muß ihm weichen. So schwächt es jederzeit unseren Antheil, wenn sich der Unglückliche, den wir bemitleiden sollen, aus eigner unverzeihlicher Schuld in sein Verderben gestürzt hat, oder sich auch aus Schwäche des Verstandes und aus Kleinmuth nicht, da er es doch könnte, aus demselben zu ziehen weiß. Unserm Antheil an

9: wir weder Schmerz B 6 R W M. — 19: hervor stehen B 6. — 20: Gegentheils; B. — 23: bloß B 6. — 26: erleidet. A W M] leidet, B 6 R. — 27: verschiedene B.

dem unglücklichen, von seinen undankbaren Töchtern mißhandelten, Lear schadet es nicht wenig, daß dieser kindische Alte seine Krone so leichtsinnig hingab, und seine Liebe so unverständlich unter seinen Töchtern vertheilte. In dem Kronegkischen Trauerspiel, Olynt und Sophronia, kann selbst das fürchterlichste Leiden, dem wir diese beyden Märtyrer ihres Glaubens ausgesetzt sehen, unser Mitleid, und ihr erhabener Heroismus unsre Bewunderung nur schwach erregen, weil der Wahnsinn allein eine Handlung begehen kann, wie diejenige ist, wodurch Olynt sich selbst und sein ganzes Volk an den Rand des Verderbens führte.

10 Unser Mitleid wird nicht weniger geschwächt, wenn der Urheber 194 eines Unglücks, dessen schuldlose Opfer wir bemitleiden sollen, unsre Seele mit Abscheu erfüllt. Es wird jederzeit der höchsten Vollkommenheit seines Werks Abbruch thun, wenn der tragische Dichter nicht ohne einen Bösewicht auskommen kann, und wenn er gezwungen ist, die

15 Größe des Leidens von der Größe der Bosheit herzuleiten. Shakespears Jago und Lady Macbeth, Kleopatra in der Rodogune, Franz Moor in den Räubern, zeugen für diese Behauptung. Ein Dichter, der sich auf seinen wahren Vortheil versteht, wird das Unglück nicht durch einen bösen Willen, der Unglück beabsichtigt, noch viel weniger

20 durch einen Mangel des Verstandes, sondern durch den Zwang der Umstände herbeiführen. Entspringt dasselbe nicht aus unmoralischen Quellen, sondern von äußerlichen Dingen, die weder Willen haben, noch einem Willen unterworfen sind, so ist das Mitleid reiner, und wird zum wenigsten durch keine Vorstellung moralischer Zweckwidrig-

25 keit geschwächt. Aber dann kann dem theilnehmenden Zuschauer das unangenehme Gefühl einer Zweckwidrigkeit in der Natur nicht erlassen werden, welche in diesem Fall allein die moralische Zweckmäßigkeit retten kann. Zu einem weit höhern Grad steigt das Mitleid, wenn sowohl derjenige, welcher leidet, als derjenige, welcher Leiden verursacht, Gegenstände desselben werden. Dieß kann nur dann geschehen,

30

1: Unglücklichen, B b. — 4: Kronegk'schen R W, Kronegk'schen M. — Olynt B b. — 8: Olynt R W M. — 15: Bosheit B b. — 15-16: Shakespears W M. — 16: Macbeth, W M. — Kleopatra W M. — in der Rodogune A B b, Rodogane R M. (Schreibfehler Schillers. M hat, von A. Regnier und M. Bernays aufmerksam gemacht, 'Rodogune', die bekannte Tragödie Corneilles, hergestellt. In Favaris Rodogane kommt keine Kleopatra vor.) — 21: herbei führen. B, herbeiführen. b. — moralischen B b R W M.

wenn der letztere weder unsern Haß noch unsre Verachtung erregte, sondern wider seine Neigung dahin gebracht wird, Urheber des Unglücks zu werden. So ist es eine vorzügliche Schönheit in der deutschen *Iphigenia*, daß der Taurische König, der einzige, der den Wünschen
5 Dreßs und seiner Schwester im Wege steht, nie unsre Achtung verliert, und uns zuletzt noch Liebe abnöthigt.

Diese Gattung des Rührenden wird noch von derjenigen über-
troffen, wo die Ursache des Unglücks nicht allein nicht der Mora- 196
lität widersprechend, sondern sogar durch Moralität allein möglich ist,
10 und wo das wechselseitige Leiden bloß von der Vorstellung herrührt,
daß man Leiden erweckte. Von dieser Art ist die Situation *Chimeneus*
und *Roderichs* im *Eid* des *Peter Corneille*; ohnstreitig, was die Ver-
wicklung betrifft, dem Meisterstück der tragischen Bühne. Ehrliche und
Kindespflicht bewaffnen *Roderichs* Hand gegen den Vater seiner Ge-
15 liebten, und Tapferkeit macht ihn zum Ueberwinder desselben; Ehr-
liche und Kindespflicht erwecken ihm in *Chimeneus*, der Tochter des
Erklägenen, eine furchtbare Anklägerin und Verfolgerin. Beide
handeln ihrer Neigung entgegen, welche vor dem Unglück des ver-
folgten Gegenstandes eben so ängstlich zittert, als eifrig sie die mora-
20 lische Pflicht macht, dieses Unglück herbei zu rufen. Beide also ge-
winnen unsre höchste Achtung, weil sie auf Kosten der Neigung eine
moralische Pflicht erfüllen; beide entflammen unser Mitleid aufs höchste, 197
weil sie freiwillig und aus einem Beweggrunde leiden, der sie in
hohem Grade achtungswürdig macht. Hier also wird unser Mitleid
25 so wenig durch widrige Gefühle gestört, daß es vielmehr in doppelter
Flamme auflobert; bloß die Unmöglichkeit, mit der höchsten Würdig-
keit zum Glück die Idee des Unglücks zu vereinbaren, könnte unsre
sympathische Lust noch durch eine Wolke des Schmerzens trüben. Wie
viel auch schon dadurch gewonnen wird, daß unser Unwille über diese
30 Zweckwidrigkeit kein moralisches Wesen trifft, sondern an den unschäd-
lichsten Ort, auf die Nothwendigkeit abgeleitet wird, so ist eine
blinde Unterwürfigkeit unter das Schicksal immer demüthigend und

11: *Chimeneus* B M. — 13: betrifft, B b (und so stets). — 14: bewaffnen
B b. — 16: *Chimeneus*, B M. — 17: Anklägerin und Verfolgerin. B b. — Beide b.
— 20: Beide B b. — 23: freiwillig b. — Beweggrund B b. — 26: Unmöglichkeit
mit A b. — 30: trifft, A] betrifft, B b & B, trifft, M.

fränkend für freye sich selbst bestimmende Wesen. Dieß ist es, was uns auch in den vortreflichsten Stücken der Griechischen Bühne etwas zu wünschen übrig läßt, weil in allen diesen Stücken zuletzt an die Nothwendigkeit appelliert wird, und für unsre Vernunftfordernde Vernunft immer ein unaufgelöster Knoten zurück bleibt.

‘ Aber auf der höchsten und letzten Stufe, welche der moralisch- 198 gebildete Mensch erklimmt, und zu welcher die rührende Kunst sich erheben kann, löst sich auch dieser, und jeder Schatten von Unlust verschwindet mit ihm. Dieß geschieht, wenn selbst diese Unzufrieden-
10 heit mit dem Schicksal hinwegfällt, und sich in die Ahnung oder lieber in ein deutliches Bewußtseyn einer teleologischen Verknüpfung der Dinge, einer erhabenen Ordnung, eines gütigen Willens verliert. Dann gesellt sich zu unserm Vergnügen an moralischer Uebereinstimmung die erquickende Vorstellung der vollkommensten Zweckmäßigkeit im großen
15 Ganzen der Natur, und die scheinbare Verletzung derselben, welche uns in dem einzelnen Falle Schmerzen erweckte, wird bloß ein Stachel für unsre Vernunft, in allgemeinen Gesetzen eine Rechtfertigung dieses besondern Falls aufzusuchen und den einzelnen Mißlaut in der großen Harmonie aufzulösen. Zu dieser reinen Höhe tragischer Nührung hat
20 sich die griechische Kunst nie erhoben, weil weder die Volksreligion noch selbst die Philosophie ‘ der Griechen ihnen so weit voranleuchtete. 199 Der neuern Kunst, welche den Vortheil genießt, von einer geläuterten Philosophie einen reinern Stoff zu empfangen, ist es aufbehalten, auch diese höchste Forderung zu erfüllen, und so die ganze moralische Würde
25 der Kunst zu entfalten. Müßten wir Neuern wirklich darauf Verzicht thun, griechische Kunst je wieder herzustellen, wo nicht gar zu über- treffen, so dürfte die Tragödie allein eine Ausnahme machen. Ihr allein ersetzt vielleicht unsre wissenschaftliche Kultur den Raub, den sie an der Kunst überhaupt verübte.

1: bestimmte b. — 4: appellirt B b. — ... fordernde R W M (und so stets: fordern, Forderung). — 6: Keine neue Zeile in B b R W M. — 7: erklimmt; A. — 10: hinweg fällt, B b. — Ahnung R W M. — 18: Falles B b. — 21: voran leuchtete. B b. — 23-27: Müßten ... machen.] Müßen [müssen b] wir Neuern wirklich darauf Verzicht thun, griechische Kunst je wieder herzustellen, da [denn b, wenn A] der philosophische Genius des Zeitalters und die moderne Cultur überhaupt der Poesie nicht günstig sind, so wirken sie weniger nachtheilig auf die tragische Kunst, welche mehr auf dem Eittlichen ruhet. B b R W M. — 28: wissenschaftliche] fehlt B b R W M. — Cultur B.

So, wie die tragische Rührung durch Einmischung widriger Vorstellungen und Gefühle geschwächt, und dadurch die Lust an derselben vermindert wird, so kann sie im Gegentheil durch zu große Annäherung an den ursprünglichen Affekt zu einem Grade ausschweifen, der den Schmerz überwiegend macht. Es ist bemerkt worden, daß die Unlust in Affekten von der Beziehung ihres Gegenstandes auf unsere Sinnlichkeit, so wie die Lust an denselben von Beziehung des Affekts selbst auf unsre Sittlichkeit seinen Ursprung nehme. Es wird also zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit ein bestimmtes Verhältniß vorausgesetzt, welches das Verhältniß der Unlust zu der Lust in traurigen Rührungen entscheidet, und welches nicht verändert oder umgekehrt werden kann, ohne zugleich die Gefühle von Lust und Unlust bey Rührungen umzukehren, oder in ihr Gegentheil zu verwandeln. Je lebhafter die Sinnlichkeit erwacht, desto schwächer wird die Sittlichkeit wirken, und umgekehrt, jemehr jene von ihrer Macht verliert, desto mehr wird diese an Stärke gewinnen. Was also der Sinnlichkeit in unserm Gemüthe ein Uebergewicht giebt, muß nothwendiger Weise, weil es die Sittlichkeit einschränkt, unser Vergnügen an Rührungen vermindern, das allein aus dieser Sittlichkeit fließt; so wie alles, was dieser letztern in unserm Gemüth einen Schwung giebt, sogar in ursprünglichen Affekten dem Schmerz seinen Stachel nimmt. Unsre Sinnlichkeit 'erlangt aber dieses Uebergewicht wirklich, wenn sich die Vorstellungen des Leidens zu einem solchen Grade der Lebhaftigkeit erheben, der uns keine Möglichkeit übrig läßt, den mitgetheilten Affekt von einem ursprünglichen, unser eigenes Ich von dem leidenden Subjekt oder Wahrheit von Dichtung zu unterscheiden. Sie erlangt gleichfalls das Uebergewicht, wenn ihr durch Anhäufung ihrer Gegenstände, und durch das blendende Licht, das eine aufgeregte Einbildungskraft darüber verbreitet, Nahrung gegeben wird. Nichts hingegen ist geschickter, sie in ihre Schranken zurück zu weisen, als der Beystand übersinnlicher, sittlicher Ideen, an denen sich die unterdrückte Vernunft, wie an geistigen Stützen, aufrichtet, um sich über den trüben Dunstkreis der Gefühle in einen heitern Horizont zu erheben. Daher der große Reiz,

7: von der Beziehung B b R W M. — 13—14: die Sinnlichkeit in unserm Gemüthe erwacht, B b R W M. — 25: Subjekt, B b. — 33: heitern B b R W. — Reiz, B b.

welchen allgemeine Wahrheiten oder Sittensprüche, an der rechten Stelle in den dramatischen Dialog eingestreut, für alle gebildete Völker gehabt haben, und der fast übertriebene Gebrauch, den schon die 202 Griechen davon machten. Nichts ist einem sittlichen Gemüthe willkommener, als nach einem lang anhaltenden Zustand des bloßen Leidens aus der Dienstbarkeit der Sinne zur Selbstthätigkeit geweckt, und in seine Freyheit wieder eingesetzt zu werden.

So viel von den Ursachen, welche unser Mitleiden einschränken und dem Vergnügen an der traurigen Rührung im Wege stehen. Jetzt 10 sind die Bedingungen aufzuzählen, unter welchen das Mitleid befördert, und die Lust der Rührung am unfehlbarsten und am stärksten erweckt wird.

Alles Mitleid setzt Vorstellungen des Leidens voraus, und nach der Lebhaftigkeit, Wahrheit, Vollständigkeit und Dauer der letztern 15 richtet sich auch der Grad der erstern.

I. Je Lebhafter die Vorstellungen, desto mehr wird das Gemüth zur Thätigkeit eingeladen, desto mehr wird seine Sinnlichkeit gereizt, 203 desto mehr also auch sein sittliches Vermögen zum Widerstand aufgefodert. Vorstellungen des Leidens lassen sich aber auf zwey verschiedenen Wegen erhalten, welche der Lebhaftigkeit des Eindrucks nicht auf gleiche Art günstig sind. Ungleich stärker affigieren uns Leiden, von denen wir Zeugen sind, als solche, die wir erst durch Erzählung oder Beschreibung erfahren. Jene heben das freie Spiel unsrer Einbildungskraft auf, und dringen, da sie unsre Sinnlichkeit unmittelbar 25 treffen, auf dem kürzesten Weg zu unserm Herzen. Bey der Erzählung hingegen wird das Besondre erst zum Allgemeinen erhoben, und aus diesem dann das Besondre erkannt, also schon durch diese nothwendige Operation des Verstandes dem Eindruck sehr viel von seiner Stärke entzogen. Ein schwacher Eindruck aber wird sich des Gemüths nicht 30 ungetheilt bemächtigen, und fremdartigen Vorstellungen Raum geben, seine Wirkung zu stören und die Aufmerksamkeit zu zerstreuen. Sehr oft versetzt uns auch die erzählende Darstellung aus dem Gemüths- 204 zustand der handelnden Personen in den des Erzählers, welches die, zum Mitleid so nothwendige, Täuschung unterbricht. So oft der Er-

2: gebildeten WM. — 7: Freyheit Bb. — 8: So viel Bb. — Mitleid Bb & WM.
— 21: affigiren B. — 23: freie Bb. — 34: nothwendige Täuschung Bb.

zähler in eigner Person sich vordringt, entsteht ein Stillstand in der Handlung, und darum unvermeidlich auch in unserm theilnehmenden Affekt; dieß ereignet sich selbst dann, wenn sich der dramatische Dichter im Dialog vergift, und der sprechenden Person Betrachtungen in den
 5 Mund legt, die nur ein kalter Zuschauer anstellen konnte. Von diesem Fehler dürfte schwerlich eine unsrer neuern Tragödien frey seyn, doch haben ihn die französischen allein zur Regel erhoben. Unmittelbare lebendige Gegenwart und Versinnlichung sind also nöthig, unsern Vorstellungen vom Leiden diejenige Stärke zu geben, die zu einem hohen
 10 Grade von Rührung erfordert wird.

II. Aber wir können die lebhaftesten Eindrücke von einem Leiden erhalten, ohne doch zu einem merklichen Grad des Mit'leids gebracht
 zu werden, wenn es diesen Eindrücken an Wahrheit fehlt. Wir müssen uns einen Begriff von dem Leiden machen, an dem wir
 15 Theil nehmen sollen; dazu gehört eine Uebereinstimmung desselben mit Etwas, was schon vorher in uns vorhanden ist. Die Möglichkeit des Mitleids beruht nemlich auf der Wahrnehmung oder Voraussetzung einer Aehnlichkeit zwischen uns und dem leidenden Subjekt. Ueberall, wo diese Aehnlichkeit sich erkennen läßt, ist das Mitleid nothwendig,
 20 wo sie fehlt, unmöglich. Je sichtbarer und größer die Aehnlichkeit, desto lebhafter unser Mitleid, je geringer jene, desto schwächer auch dieses. Es müssen, wenn wir den Affekt eines andern ihm nachempfinden sollen, alle innern Bedingungen zu diesem Affekt in uns selbst vorhanden seyn, damit die äußre Ursache, die durch ihre Ver-
 25 einigung mit jenen dem Affekt die Entstehung gab, auch auf uns eine gleiche Wirkung äußern könne. Wir müssen, ohne uns Zwang anzuthun, die Person mit ihm zu wechseln, unser eigenes Ich seinem
 Zustande augenblicklich unterzuschieben fähig seyn. Wie ist es aber möglich, den Zustand eines Andern in uns zu empfinden, wenn wir
 30 nicht uns zuvor in diesem Andern gefunden haben?

Diese Aehnlichkeit geht auf die ganze Grundlage des Gemüths, in so fern diese allgemein und nothwendig ist. Allgemeinheit und Nothwendigkeit aber enthält vorzugsweise unsre sittliche Natur. Das sinnliche Vermögen kann durch zufällige Ursachen anders bestimmt.

17: nämlich B. — 23: innere R. — 24: äußere B. — 32: allgemein und nothwendig A M] nothwendig und allgemein B b R B.

werden; selbst unsre Erkenntnißvermögen sind von veränderlichen Bedingungen abhängig; unsre Sittlichkeit allein ruht auf sich selbst, und ist eben darum am tauglichsten, einen allgemeinen und sichern Maasstab dieser Aehnlichkeit abzugeben. Eine Vorstellung also, welche wir
5 mit unsrer Form zu denken und zu empfinden übereinstimmend finden, welche mit unsrer eignen Gedankenreihe schon in gewisser Verwandtschaft steht, welche von unserm Gemüth mit Leichtigkeit aufgefaßt wird, nennen wir wahr. Betrifft die Aehnlichkeit das Eigenthümliche unsers
207 Gemüths, die besondern Bestimmungen des allgemeinen Menschencharakters in uns, welche sich unbeschadet dieses allgemeinen Charakters hinwegdenken lassen, so hat diese Vorstellung bloß Wahrheit für uns; betrifft sie die allgemeine und nothwendige Form, welche wir bey der ganzen Gattung voraussetzen, so ist die Wahrheit der objektiven gleich zu achten. Für den Römer hat der Richterspruch des ersten Brutus,
15 der Selbstmord des Cato subjektive Wahrheit. Die Vorstellungen und Gefühle, aus denen die Handlungen dieser beyden Männer fließen, folgen nicht unmittelbar aus der allgemeinen, sondern mittelbar aus einer besonders bestimmten menschlichen Natur. Um diese Gefühle mit ihnen zu theilen, muß man eine römische Gesinnung besitzen, oder
20 doch zu augenblicklicher Annahme der letztern fähig seyn. Hingegen braucht man bloß Mensch überhaupt zu seyn, um durch die heldenmüthige Aufopferung eines Leonidas, durch die ruhige Ergebung
208 eines Aristid, durch den freiwilligen Tod eines Sokrates in eine hohe Rührung versetzt, um durch den schrecklichen Glückswechsel eines Darius zu Thränen hingerissen zu werden. Solchen Vorstellungen räumen wir, im Gegensatz mit jenen, objektive Wahrheit ein, weil sie mit der Natur aller Subjekte übereinstimmen, und dadurch eine eben so strenge Allgemeinheit und Nothwendigkeit erhalten, als wenn sie von jeder subjektiven Bedingung unabhängig wären.
30 Uebrigens ist die subjektiv wahre Schilderung, weil sie auf zufällige Bestimmungen geht, darum nicht mit willkürlichen zu wechseln. Zuletzt fließt auch das subjektiv Wahre aus der allgemeinen Einrichtung des menschlichen Gemüths, welche bloß durch besondre

3-4: Maßstab B, Maasstab b. — 6: eigenen B b. — 8: Betrifft B b. — 23: freiwilligen B b. — 24: um A B b R] und B R (1862 nahm Meyer um auf).

Umstände besonders bestimmt ward, und beyde sind gleich nothwendige Bedingungen desselben. Die Entschließung des Cato könnte, wenn sie den allgemeinen Gesetzen der menschlichen Natur widerspräche, auch nicht mehr ' subjektiv wahr seyn. Nur haben Darstellungen der letztern 209
 5 Art einen engeren Wirkungskreis, weil sie noch andre Bestimmungen als jene allgemeinen voraussetzen. Die tragische Kunst kann sich ihrer mit großer intensiver Wirkung bedienen, wenn sie der extensiven entsagen will; doch wird das unbedingt Wahre, das bloß Menschliche in menschlichen Verhältnissen stets ihr ergiebigster Stoff seyn, weil sie
 10 bei diesem allein, ohne darum auf die Stärke des Eindrucks verzichtet thun zu müssen, der Allgemeinheit desselben versichert ist.

III. Zu der Lebhaftigkeit und Wahrheit tragischer Schilderungen wird drittens noch Vollständigkeit verlangt. Alles, was von außen gegeben werden muß, um das Gemüth in die abgezweckte Bewegung zu setzen, muß in der Vorstellung erschöpft seyn. Wenn sich
 15 der noch so römischgesinnte Zuschauer den Seelenzustand des Cato zu eigen machen, wenn er die letzte Entschließung dieses Republikaners zu der seinigen machen soll, so muß er diese Entschließung nicht bloß in der Seele des Römers, auch in den Umständen gegründet finden, 210
 20 so muß ihm die äußere sowohl als innre Lage desselben in ihrem ganzen Zusammenhang und Umfang vor Augen liegen, so darf auch kein einziges Glied aus der Kette von Bestimmungen fehlen, an welche sich der letzte Entschluß des Römers als nothwendig anschließt. Ueberhaupt ist selbst die Wahrheit einer Schilderung ohne diese Vollständigkeit
 25 nicht erkennbar, denn nur die Aehnlichkeit der Umstände, welche wir vollkommen einsehen müssen, kann unser Urtheil über die Aehnlichkeit der Empfindungen rechtfertigen, weil nur aus der Vereinigung der äußern und innern Bedingungen der Affekt entspringt. Wenn entschieden werden soll, ob wir wie Cato würden gehandelt
 30 haben, so müssen wir uns vor allen Dingen in Catos ganze äußre Lage hinein denken, und dann erst sind wir befugt, unsre Empfindungen gegen die seinigen zu halten, einen Schluß auf die Aehnlich-

1: beide B b. — gleich] fehlt B b & W M. — 5: engern B b. — 10: ohne darum auf A & W M] ohne darauf b, ohne auf B. — 12: Schilderung W. — 14: außen B b. — werden B. — 20: äußere B b (und so stets: äußerer u. f. w.). — innere B. — 30: Cato's B b. — äußere B b.

keit zu machen, und über die Wahrheit derselben ein Urtheil zu fällen. ' 211

Diese Vollständigkeit der Schilderung ist nur durch Verknüpfung mehrerer einzelnen Vorstellungen und Empfindungen möglich, die sich 5 gegen einander als Ursache und Wirkung verhalten, und in ihrem Zusammenhang ein Ganzes für unsre Erkenntniß ausmachen. Alle diese Vorstellungen müssen, wenn sie uns lebhaft rühren sollen, einen unmittelbaren Eindruck auf unsre Sinnlichkeit machen, und weil die erzählende Form jederzeit diesen Eindruck schwächt, durch eine gegen- 10 wärtige Handlung veranlaßt werden. Zur Vollständigkeit einer tragischen Schilderung gehört also eine Reihe einzelner versinnlichter Handlungen, welche sich zu der tragischen Handlung als zu einem Ganzen verbinden.

IV. Fortbauern und endlich müssen die Vorstellungen des Leidens 15 auf uns wirken, wenn ein hoher Grad von Rührung durch sie erweckt werden soll. Der Affect, in welchen uns fremde Leiden versetzen, ist für uns ein Zustand des Zwanges, aus welchem wir eilen, uns zu befreien, und ' allzuleicht verschwindet die zum Mitleid so unentbehr- 212 liche Täuschung. Das Gemüth muß also an diese Vorstellungen gewaltsam gefesselt, und der Freiheit beraubt werden, sich der Täuschung zu frühzeitig zu entreißen. Die Lebhaftigkeit der Vorstellungen, und die Stärke der Eindrücke, welche unsre Sinnlichkeit überfallen, ist dazu allein nicht hinreichend, denn je heftiger das empfangende Vermögen gereizt wird, desto stärker äußert sich die rückwirkende Kraft 25 der Seele, um diesen Eindruck zu besiegen. Diese selbstthätige Kraft aber darf der Dichter nicht schwächen, der uns rühren will; denn eben im Kampfe derselben mit dem Leiden der Sinnlichkeit liegt der hohe Genuß, den uns die traurigen Nüchternungen gewähren. Wenn also das Gemüth, seiner widerstrebenden Selbstthätigkeit ungeachtet, an die 30 Empfindungen des Leidens geheftet bleiben soll, so müssen diese periodenweise geschickt unterbrochen, ja von entgegengesetzten Empfindungen abgelöst werden — um alsdann mit zunehmender Stärke zurück zu ' kehren, und die Lebhaftigkeit des ersten Eindrucks desto öfter 213 zu erneuern. Gegen Ermattung, gegen die Wirkungen der Gewohnheit ist der Wechsel der Empfindungen das kräftigste Mittel. Dieser

21: Vorstellungen und B b. — 23: hinreichend; B b.

Wechsel frischt die erschöpfte Sinnlichkeit wieder an, und die Gradation der Eindrücke weckt das selbstthätige Vermögen zum verhältnismäßigen Widerstand. Unaufhörlich muß dieses geschäftig seyn, gegen den Zwang der Sinnlichkeit seine Freyheit zu behaupten, aber nicht früher als am

- 5 Ende den Sieg erlangen, und noch weit weniger im Kampf unterliegen; sonst ist es im ersten Falle um das Leiden, im zweyten um die Thätigkeit gethan, und nur die Vereinigung von beidem erweckt ja die Nührung. In der geschickten Führung dieses Kampfes beruht eben das große Geheimniß der tragischen Kunst; da zeigt sie sich in ihrem glänzendsten Lichte.
- 10 Auch dazu ist nun eine Reihe abwechselnder Vorstellungen, also eine zweckmäßige Verknüpfung mehrerer, diesen ' Vorstellungen ent- 214 sprechender Handlungen nothwendig, an denen sich die Haupthandlung, und durch sie der abgezielte tragische Eindruck vollständig, wie ein Knäuel von der Spindel, abwindet, und das Gemüth zuletzt wie mit
- 15 einem unzerreißbaren Netze umstrickt. Der Künstler, wenn mir dieses Bild hier verstattet ist, sammelt erst wirthschaftlich alle einzelnen Strahlen des Gegenstandes, den er zum Werkzeug seines tragischen Zweckes macht, und sie werden unter seinen Händen zum Blitz, der alle Herzen entzündet. Wenn der Anfänger den ganzen Donnerstrahl
- 20 des Schreckens und der Furcht auf einmal und fruchtlos in die Gemüther schleudert, so gelangt jener Schritt vor Schritt durch lauter kleine Schläge zum Ziel, und durchdringt eben dadurch die Seele ganz, daß er sie nur allmählig und gradweise rührte.

- Wenn wir nunmehr die Resultate aus den bisherigen Unter-
- 25 suchungen ziehen, so sind es folgende Bedingungen, welche der tragischen Nührung zum Grund liegen. ' Erstlich muß der Gegenstand 215 unsers Mitleids zu unsrer Gattung, im ganzen Sinn dieses Worts, gehören, und die Handlung, an der wir Theil nehmen sollen, eine moralische, d. i. unter dem Gebiet der Freyheit begriffen seyn. Zwey-
- 30 tens muß uns das Leiden, seine Quellen und seine Grade, in einer Folge verknüpfter Begebenheiten vollständig mitgetheilt und zwar drittens sinnlich vergegenwärtigt, nicht mittelbar durch Beschreibung, sondern unmittelbar durch Handlung dargestellt werden. Alle diese Bedingungen vereinigt und erfüllt die Kunst in der Tragödie.

6: zweiten B b. — 7: beiden B b. — 16: einzelne R. — 20: Schreckens B b. — 27: Gattung im B b. — 29—30: Zweitens b.

Die Tragödie wäre demnach dichterische Nachahmung einer zusammenhängenden Reihe von Begebenheiten (einer vollständigen Handlung) welche uns Menschen in einem Zustand des Leidens zeigt, und zur Absicht hat, unser Mitleid zu erregen.

5 Sie ist erstlich Nachahmung — einer Handlung. Der Begriff der Nachahmung unterscheidet sie von den übrigen Gattungen der 216 Dichtkunst, welche bloß erzählen oder beschreiben. In Tragödien werden die einzelnen Begebenheiten im Augenblick ihres Geschehens, als gegenwärtig, vor die Einbildungskraft oder vor die Sinne gestellt; 10 unmittelbar, ohne Einmischung eines dritten. Die Epöee, der Roman, die einfache Erzählung rücken die Handlung, schon ihrer Form nach, in die Ferne, weil sie zwischen den Leser und die handelnden Personen den Erzähler einschieben. Das Entfernte, das Vergangene schwächt aber, wie bekannt ist, den Eindruck und den theilnehmenden Affekt; 15 das Gegenwärtige verstärkt ihn. Alle erzählende Formen machen das Gegenwärtige zum Vergangenen; alle dramatische machen das Vergangene gegenwärtig.

Die Tragödie ist zweytens Nachahmung einer Reihe von Begebenheiten, einer Handlung. Nicht bloß die Empfindungen 20 und Affekte der tragischen Personen, sondern die Begebenheiten, aus de'nen sie entsprangen und auf deren Veranlassung sie sich äußern, 217 stellt sie nachahmend dar; dieß unterscheidet sie von den lyrischen Dichtungsarten, welche zwar ebenfalls gewisse Zustände des Gemüths poetisch nachahmen, aber nicht Handlungen. Eine Elegie, ein Lied, eine 25 Ode können uns die gegenwärtige, durch besondere Umstände bedingte, Gemüthsbeschaffenheit des Dichters (sey es in seiner eignen Person oder in idealischer) nachahmend vor Augen stellen, und in so ferne sind sie zwar unter dem Begriff der Tragödie mit enthalten, aber sie machen ihn noch nicht aus, weil sie sich bloß auf Darstellungen von 30 Gefühlen einschränken. Noch wesentlichere Unterschiede liegen in dem verschiedenen Zweck dieser Dichtungsarten.

Die Tragödie ist drittens Nachahmung einer vollständigen Handlung. Ein einzelnes Ereigniß, wie tragisch es auch seyn mag,

2-3: Handlung), B b. — 5: Sie ist erstlich — Nachahmung einer Handlung. B b & B M. — 10: Epöee, B B M. — 15: erzählenden B M. — 16: dramatischen B M. — 25-26: bedingte Gemüthsbeschaffenheit B b. — 27: insofern & B M.

gibt noch keine Tragödie. Mehrere als Ursache und Wirkung ' in 218
 einander gegründete Begebenheiten müssen sich mit einander zweckmäßig
 zu einem Ganzen verbinden, wenn die Wahrheit, d. i. die Ueberein-
 stimmung eines vorgestellten Affekts, Charakters und dergleichen mit
 5 der Natur unsrer Seele, auf welche allein sich unsre Theilnahme
 gründet, erkannt werden soll. Wenn wir es nicht fühlen, daß wir
 selbst bey gleichen Umständen eben so würden gelitten und eben so
 gehandelt haben, so wird unser Mitleid nie erwachen. Es kommt
 also darauf an, daß wir die vorgestellte Handlung in ihrem ganzen
 10 Zusammenhang verfolgen, daß wir sie aus der Seele ihres Urhebers
 durch eine natürliche Gradation unter Mitwirkung äußerer Umstände
 hervorfließen sehen. So entsteht und wächst und vollendet sich vor
 unsern Augen die Reugier des Oedipus, die Eifersucht des Othello.
 So kann auch allein der große Abstand ausgefüllt werden, der sich
 15 zwischen dem Frieden einer schuldlosen Seele und den Gewissens-
 qualen eines Verbrechers, zwischen der stolzen Sicherheit eines Glück- 219
 lichen und seinem schrecklichen Untergang, kurz, der sich zwischen der
 ruhigen Gemüthsstimmung des Lesers am Anfang und der heftigen
 Aufregung seiner Empfindungen am Ende der Handlung findet.

20 Eine Reihe mehrerer zusammenhängender Vorfälle wird erfordert,
 einen Wechsel der Gemüthsbewegungen in uns zu erregen, der die
 Aufmerksamkeit spannt, der jedes Vermögen unsers Geists aufbietet,
 den ermattenden Thätigkeitstrieb ermuntert, und durch die verzögerte
 Befriedigung ihn nur desto heftiger entflammt. Gegen die Leiden der
 25 Sinnlichkeit findet das Gemüth nirgends als in der Sittlichkeit Hülfe.
 Diese also desto dringender aufzufodern, muß der tragische Künstler
 die Martern der Sinnlichkeit verlängern; aber auch dieser muß er
 Befriedigungen zeigen, um jener den Sieg desto schwerer und rühm-
 licher zu machen. Beides ist nur durch eine Reihe von Handlungen
 30 möglich, die mit weiser Wahl zu dieser Absicht verbunden sind.

' Die Tragödie ist viertens poetische Nachahmung einer mitleids- 220
 würdigen Handlung, und dadurch wird sie der historischen entgegen-
 gesetzt. Das letztere würde sie seyn, wenn sie einen historischen Zweck
 verfolgte, wenn sie darauf ausginge, von geschehenen Dingen und

4: Charakters B. — 12: hervor fließen Bb. — 15—16: Gewissensqualen Bb. —
 22: Geistes Bb. — 28: Befriedigung Bb RWM. — 29: Beides B. — 34: ausginge, B.

von der Art ihres Geschehens zu unterrichten. In diesem Falle müßte sie sich streng an historische Richtigkeit halten, weil sie einzig nur durch treue Darstellung des wirklich Geschehenen ihre Absicht erreichte. Aber die Tragödie hat einen poetischen Zweck, d. i. sie stellt eine Handlung dar, um zu rühren, und durch Nührung zu ergötzen. Behandelt sie also einen gegebenen Stoff nach diesem ihrem Zwecke, so wird sie eben dadurch in der Nachahmung frey; sie erhält Macht, ja Verbindlichkeit, die historische Wahrheit den Gesetzen der Dichtkunst unter zu ordnen, und den gegebenen Stoff nach ihrem Bedürfnisse zu bearbeiten. Da sie aber ihren Zweck, die Nührung, nur unter der Bedingung der höchsten Uebereinstimmung mit den Gesetzen der Natur zu erreichen im Stand ist, so steht sie, ihrer historischen Freyheit unbeschadet, unter dem strengen Gesetz der Naturwahrheit, welche man im Gegensatz von der historischen die poetische Wahrheit nennt. So läßt sich begreifen, wie bey strenger Beobachtung der historischen Wahrheit nicht selten die poetische leiden, und umgekehrt bey grober Verletzung der historischen die poetische nur um so mehr gewinnen kann. Da der tragische Dichter, so wie überhaupt jeder Dichter, nur unter dem Gesetz der poetischen Wahrheit steht, so kann die gewissenhafteste Beobachtung der historischen ihn nie von seiner Dichterpflcht lossprechen, nie einer Uebertretung der poetischen Wahrheit, nie einem Mangel des Interesse zur Entschuldigung reichen. Es verräth daher sehr beschränkte Begriffe von der tragischen Kunst, ja von der Dichtkunst überhaupt, den Tragödiendichter vor das Tribunal der Geschichte zu ziehen, und Unterricht von demjenigen zu fordern, der sich schon vermöge seines Namens bloß zu Nührung und Ergötzung verbindlich macht. Sogar dann, wenn sich der Dichter selbst durch eine ängstliche Unterwürfigkeit gegen historische Wahrheit seines Künstlervorrechts begeben, und der Geschichte eine Gerichtsbarkeit über sein Produkt stillschweigend eingeräumt haben sollte, fodert die Kunst ihn mit allem Rechte vor ihren Richterstuhl, und ein Tod Hermanns, eine Minona, ein Fuß von Stromberg würden,

⁹: unterzuordnen, S. 6. — ¹²: Stande S. 6. — ¹³: Freyheit S. — ²⁶: Namens S. — ³²: Hermanns, S. 6. (Gemeint ist Klopstocks Bardiet 'Hermanns Tod'. Hamburg 1787.) — Minona] (Gemeint ist J. W. v. Gerstenbergs tragisches Melodrama 'Minona oder die Angelsachsen'. Hamburg 1785.) — Fuß von Str.] (Gemeint ist Jacob Maiers 'Fuß v. Str.' Mannheim 1782.)

wenn sie hier die Prüfung nicht aushielten, bey noch so pünktlicher Befolgung des Kostüme, des Volks- und des Zeitcharakters mittelmäßige Tragödien heißen.

Die Tragödie ist fünftens Nachahmung einer Handlung, welche
 5 uns Menschen im Zustand des Leidens zeigt. Der Ausdruck, Menschen, ist hier nichts weniger als müßig, und dient dazu, die Grenzen genau zu bezeichnen, in welche die Tragödie in der Wahl ihrer Gegenstände eingeschränkt ist. Nur das Leiden sinn'lichmoralischer 223 Wesen, dergleichen wir selbst sind, kann unser Mitleid erwecken.
 10 Wesen also, die sich von aller Sittlichkeit lossprechen, wie sich der Aberglaube des Volks oder die Einbildungskraft der Dichter die bösen Dämonen mahlt, und Menschen, welche ihnen gleichen, — Wesen ferner, die von dem Zwange der Sinnlichkeit befreit sind, wie wir uns die reinen Intelligenzen denken, und Menschen, die sich in höhern
 15 Grade, als die menschliche Schwachheit erlaubt, diesem Zwange entzogen haben, sind gleich untauglich für die Tragödie. Ueberhaupt bestimmt schon der Begriff des Leidens, und eines Leidens an dem wir Theil nehmen sollen, daß nur Menschen im vollen Sinne dieses Wortes der Gegenstand desselben seyn können. Eine reine Intelligenz
 20 kann nicht leiden, und ein menschliches Subjekt, das sich dieser reinen Intelligenz in ungewöhnlichem Grade nähert, kann, weil es in seiner sittlichen Natur einen zu schnellen Schutz gegen die Leiden einer schwachen Sinnlichkeit findet, nie einen ' großen Grad von Pathos erwecken. 224 Ein durchaus sinnliches Subjekt ohne Sittlichkeit, und solche, die ihm
 25 nähern, sind zwar des fürchterlichsten Grades von Leiden fähig, weil ihre Sinnlichkeit in überwiegendem Grade wirkt, aber von keinem sittlichen Gefühl aufgerichtet, werden sie diesem Schmerz zum Raube — und von einem Leiden, von einem durchaus hilflosen Leiden, von einer absoluten Unthätigkeit der Vernunft wenden wir uns mit Unwillen und
 30 Abscheu hinweg. Der tragische Dichter giebt also mit Recht den gemischten Charakteren den Vorzug, und das Ideal seines Helden liegt in gleicher Entfernung zwischen dem ganz verwerflichen und dem vollkommenen.

1: wenn . . . aushielten,] fehlt in B b. — 2: Zeitcharakters B. — 3: heißen. B b. — 11: Volks, B b. — 13: befreit B b. — 24—25: die sich ihm nähern, B b & B M. (Die ursprüngliche Lesart braucht keineswegs Druckfehler zu sein, s. Sanders Deutsches Wörterbuch 2, 386a.)

Die Tragödie endlich vereinigt alle diese Eigenschaften, um den mitleidigen Affekt zu erregen. Mehrere von den Anstalten, welche der tragische Dichter macht, ließen sich ganz füglich zu einem andern Zweck, z. B. einem moralischen, einem historischen u. a. be-
 5 nützen; ' daß er aber gerade diesen und keinen andern sich vorsetzt, 225
 befreit ihn von allen Forderungen, die mit diesem Zweck nicht zusammen hängen, verpflichtet ihn aber auch zugleich, bey jeder besondern Anwendung der bisher aufgestellten Regeln sich nach diesem letzten Zwecke zu richten.

10 Der letzte Grund, auf den sich alle Regeln für eine bestimmte Dichtungsart beziehen, heißt der Zweck dieser Dichtungsart; die Verbindung der Mittel, wodurch eine Dichtungsart ihren Zweck erreicht, heißt ihre Form. Zweck und Form stehen also mit einander in dem genauesten Verhältniß. Diese wird durch jenen bestimmt, und als
 15 nothwendig vorgeschrieben, und der erfüllte Zweck wird das Resultat der glücklich beobachteten Form seyn.

Da jede Dichtungsart einen ihr eigenthümlichen Zweck verfolgt, so wird sie sich eben deswegen durch eine eigenthümliche Form von den übrigen unterscheiden, denn die Form ist das Mittel, durch
 20 'welches sie ihren Zweck erreicht. Eben das, was sie ausschließend vor 226
 den übrigen leistet, muß sie vermöge derjenigen Beschaffenheit leisten, die sie vor den übrigen ausschließend besitzt. Der Zweck der Tragödie ist: Rührung, ihre Form: Nachahmung einer zum Leiden führenden Handlung. Mehrere Dichtungsarten können mit der Tra-
 25 gödie einerley Handlung zu ihrem Gegenstand haben. Mehrere Dichtungsarten können den Zweck der Tragödie, die Rührung, wenn gleich nicht als Hauptzweck, verfolgen. Das Unterscheidende der Letztern besteht also im Verhältniß der Form zu dem Zwecke, d. i. in der Art und Weise wie sie ihren Gegenstand in Rücksicht auf ihren Zweck be-
 30 handelt, wie sie ihren Zweck durch ihren Gegenstand erreicht.

Wenn der Zweck der Tragödie ist, den mitleidigen Affekt zu erregen, ihre Form aber das Mittel ist, durch welches sie diesen Zweck erreicht, so muß Nachahmung einer rührenden Handlung der Inbegriff ' aller Bedingungen seyn, unter welchen der mitleidige Affekt 227

20: von B b. — 23: Rührung; B b. — 31: zu A.

am stärksten erregt wird. Die Form der Tragödie ist also die günstigste, um den mitleidigen Affekt zu erregen.

Das Produkt einer Dichtungsart ist vollkommen, in welchem die eigenthümliche Form dieser Dichtungsart zu Erreichung ihres Zweckes
5 am besten benutzt worden ist. Eine Tragödie also ist vollkommen, in welcher die tragische Form, nemlich die Nachahmung einer rührenden Handlung am besten benutzt worden ist, den mitleidigen Affekt zu erregen. Diejenige Tragödie würde also die vollkommenste seyn, in welcher das erregte Mitleid weniger Wirkung des Stoffs als der am
10 besten benutzten tragischen Form ist. Diese mag für das Ideal der Tragödie gelten.

Viele Trauerspiele, sonst voll hoher poetischer Schönheit, sind dramatisch tadelhaft, weil sie den Zweck der Tragödie nicht durch die beste Benutzung der tragischen Form zu erreichen suchen; andre ' sind
15 es, weil sie durch die tragische Form einen andern Zweck als den der Tragödie erreichen. Nicht wenige unsrer beliebtesten Stücke rühren uns einzig des Stoffs wegen, und wir sind großmüthig oder unaufmerksam genug, diese Eigenschaft der Materie dem ungeschickten Künstler als Verdienst anzurechnen. Bey andern scheinen wir uns der Absicht
20 gar nicht zu erinnern, in welcher uns der Dichter im Schauspielhause versammelt hat, und, zufrieden durch glänzende Spiele der Einbildungskraft und des Witzes angenehm unterhalten zu sein, bemerken wir nicht einmal, daß wir ihn mit kaltem Herzen verlassen. Soll die ehrwürdige Kunst, (denn das ist sie, die zu dem göttlichen Theil
25 unsers Wesens spricht) ihre Sache durch solche Kämpfer vor solchen Kampfrichtern führen? — Die Genügsamkeit des Publikums ist nur ermunternd für die Mittelmäßigkeit, aber beschimpfend und abschreckend für das Genie.

Die Fortsetzung im nächsten Stücke.

29: fehlt B b R W M.

III.

Fragmente aus den ästhetischen Vorlesungen

241

vom Winterhalbjahr 1792—1793.

Die Aesthetik vermag nicht, Künstler hervorzubringen, sondern bloß, die Kunst zu beurtheilen.

Nichts ist schwerer, als über Empfindungen und über die Kunst, die es mit Empfindungen zu thun hat, zu philosophiren.

Man suchte bisher die Kunstwerke in ästhetische Fächer zu bringen, ohne zu erwägen, ob sich das Genie nicht seine eigne Bahn gebrochen habe. Psychologische empirische Regeln ohne Vollständigkeit, und 'eine 242 nach vorhandenen Mustern ängstlich gebildete Theorie, machten ungefähr das Hauptsächlichste aus, was man vor Kant für die Geschmackslehre leistete.

A: Geiß aus Friedrich Schillers Werken, gesammelt von Christian Friedrich Michaelis. Zweite Abtheilung. Leipzig 1806. S. 241—284. In der „Vorrede zum zweiten Bande“ bemerkt Michaelis in Bezug auf die Fragmente: „Der Anhang enthält einen Theil von S.s ästhetischen Vorlesungen, die der Herausgeber (nach Vollendung seines akademischen Studiums) in Jena mit anzuhören und dem Wesentlichsten nach schriftlich aufzubewahren das Glück hatte. Das Mitgetheilte sind freilich bloß Fragmente, d. h. einzelne Sätze, so wie sie sich aus dem zusammenhängenden Vortrage auffassen und niederschreiben ließen; aber doch für den Verehrer und Kenner der Schillerschen Ideen hoffentlich nicht ohne alles Interesse. Die Lehrstühle über das Erhabene und über tragische Kunst sind aus diesem Manuscript nicht mit aufgenommen, weil sie S. selbst nachher für den Druck bearbeitet und herausgegeben hat.“ Die Ueberschrift lautet: „Noch ungedruckte Fragmente aus Schillers ästhetischen Vorlesungen vom Winterhalbjahr 1792—93.“

Inhalt der Ästhetik, ihr Werth und Nutzen.

Vom Geschmack.

Die Ästhetik untersucht die Natur des Vermögens, das in Beurtheilung des Schönen wirksam ist; sie sucht die Gränzen des Geschmacks genau und richtig zu zeichnen.

Jede Kunstschönheit erfordert, als Nachahmung der Natur, Wahrheit, und steht in so fern unter objektiver Beurtheilung. Im Gebiet der Begriffe giebt der Verstand Gesetze, welcher also in dem logischen Theile der Kunst entscheidet.

Unerlässliche Bedingungen der schönen Darstellung sind Wahrheit und Fehlerlosigkeit (das Korrekte). Diese schließt aber die Schönheit selbst noch nicht ein.

Die Geschmackslehre kann den Künstler vor Verirrungen seines Genies zurückhalten, und durch das von ihr veranlaßte Räsonnement des selbstthätigen Verstandes zur Veredlung des Genusses beitragen.

Der Geschmack befördert nicht nur unsre Glückseligkeit, sondern 243 civilisirt und kultivirt uns auch. Der Mensch darf nicht ganz allein genießen, sondern muß auch bedacht seyn, sein Vergnügen mitzutheilen. Nicht jedes aber ist der Mittheilung fähig und dazu schicklich. Auch eine Tugend, die der Schwachheiten der Gesellschaft nicht schont, fehlt gegen ihre eigenen Gesetze; sie sollte auch mit einer gewissen Grazie sich äußern. Allgemeine Mittheilbarkeit seiner Empfindungen muß sich der Mensch zum Gesetz machen. In dem Vermögen, diese Eigenschaft zu äußern (z. B. in Beobachtung des schicklichen Mittels zwischen dem Zuviel und Zuwenig sagen im Gespräch, um dem Andern das Vergnügen des Selbstdenkens nicht zu rauben), zeigt sich der Geschmack.

Glückseligkeit zu suchen, ist nicht der höchste Zweck des Menschen. Leicht kann eine Trivialität des Geschmacks einreißen, wo man die Pflicht dem Vergnügen aufopfert. Alles kommt hierbei an auf den Begriff von der Würde des Menschen, welche auf der Selbstthätigkeit seiner Vernunft, auf seiner Freiheit von sinnlichen Antrieben beruht.

Soll eine Empfindung der Lust allgemein mittheilbar 244 seyn, so muß alles Empirische, Materielle, aller Einfluß der Reigung

davon geschieden seyn. Das Geschmacksurtheil muß ohne Neigung gefällt werden, wie das moralische; denn beide schränken sich nur auf die Form ein, und entscheiden unmittelbar. Der Geschmack hat, wie die praktische Vernunft, ein inneres Princip der Beurtheilung, verbindet beide Naturen des Menschen, und erleichtert ihm dadurch den Uebergang zur Sittlichkeit, daß er bei sinnlichen Dingen eine gewisse Freiheit behauptet, und ihrer Behandlung den Charakter der Allgemeinheit und Nothwendigkeit ausdrückt. Als thierisches Wesen, liebt der Mensch bloß sich selbst, abhängig von den Gesetzen der Materie, von denen ihn nur die Rationalität, als von dem Zwange der Natur losreißt, um ihn der Herrschaft der Vernunft zu unterwerfen.

Der Geschmack ist das Vermögen, das Allgemein-Mittheilbare an Empfindungen zu beurtheilen. Nichts Materielles, Empirisches, ist allgemein mittheilbar; denn es ist zufällig. Der Geschmack aber bezieht etwas Empirisches auf das Rationale; demnach ' wäre Geschmack ²⁴⁵ das Vermögen, eine sinnliche Vorstellung auf etwas Uebersinnliches zu beziehen. Er leitet von der Sinnenwelt zum Intelligibeln, und erwirbt dem Sinnlichen durch die Beziehung auf das Uebersinnliche die Achtung der Vernunft. Der Geschmack beruht auf einem sinnliche Eindrücke empfangenden, und auf einem über sinnlichen selbstthätigen Vermögen, auf Phantasie und Verstande.

Einfluß und Werth des Geschmacks.

Der Geschmack sichert den Menschen vor der rohen Sinnlichkeit und vor der Verwilderung. Sobald sich die Liebe zum Puß in dem Wilden äußert, so fängt auch schon seine Kultur an. Auch der noch so schlechte Geschmack verräth schon eine höhere Thätigkeit, das Verlangen, einen günstigen Eindruck auf andre zu machen, welches schon die Meinung von dem Werthe der Andern voraussetzt. Jetzt heißt der Mensch nicht mehr Wilder, sondern Barbar, weil er nicht ohne allen Geschmack ist, ob er gleich einen falschen besitzt. Die Ausschmückung des Nothdürftigen verräth schon die anfangende Civilisirung. Der Werth, den man auf die Meinung Anderer legt, macht abhängiger von ' ihnen, und nöthigt, die rohen Triebe zurückzuhalten, ²⁴⁶ führt also zur Verfeinerung der Lebensart.

Mit der Veredlung des Geschmacks veredelte sich auch die Religion. Der Geschmack legte den Grund zur Menschlichkeit.

Sein Einfluß zeigt sich auch in Beförderung der Thätigkeit der höheren Geistesvermögen, wodurch er der Vernunft die Herrschaft über die Sinnlichkeit erleichtert. Denn seine Darstellungen mildern oder vergüten die Gewalt, welche der Sinnlichkeit angethan wird. Durch den Geschmack genießt die Phantasie ihrer ganzen Freiheit, und wird doch am Ende mittelst verborgener Bande zur Einheit des Verstandes zurückgeleitet. Der Geschmack schwächt auch die Sinnlichkeit selbst, indem er Anstand und Mäßigung fordert, wodurch nicht nur für die Civilisirung, sondern auch für die Sittlichkeit viel gewonnen wird, indem der Mensch so nicht blos nach Gefühlen, sondern nach Vorschriften der reinen Vernunft zu handeln gewöhnt wird.

Einzelne Menschen und ganze Nationen haben im Grunde nur eine ästhetische Tugend.

Da die Moralität Autonomie erfordert, wie kann man dem 247 Einwurfe begegnen, daß der Geschmack durch den Einfluß des Materiellen die Moralität verfälsche? Arbeitet nicht auch die Religion dem Widerstande des sinnlichen Vermögens entgegen, indem sie es zum Vortheile der Sittlichkeit gewinnt?

Der Geschmack bringt die obern und niedern Gemüthsvermögen in Vereinigung; er ruft die philosophirende Vernunft von Grübeleien zur Anschauung zurück; er giebt Humanität, d. h. er vereinigt in dem Menschen das Naturwesen mit der Intelligenz, und befördert ihren wechselseitigen Einfluß, so daß Sinnlichkeit durch Sittlichkeit veredelt wird.

Der Geschmack verhält sich als Beurtheilung des Schönen so wie das Schmecken einer Speise, indem man diese erst gekostet, jenes betrachtet und empfunden haben muß, um von beiden sein Gefühl und Urtheil aussagen zu können.

Der Geschmack ist ein Vermögen der Urtheilskraft, auf allgemein mittheilbare Empfindungen angewendet. Die als allgemein mittheilbar anzunehmenden Empfindungen stehen unter innern subjektiven Bedingungen, welche nothwendig allen Menschen gemein seyn müssen. 248 Eine allgemein mittheilbare Empfindung ist bedingt, wenn sie aus Begriffen entspringt; die allgemeine Mittheilbarkeit einer solchen

Empfindung ist nie ganz gewiß. Der Geschmack wird dem sinnlichen Erkenntnißvermögen entgegen gesetzt, wird auf Empfindungen, auf etwas Subjektiv-Allgemeines und Nothwendiges angewandt, und ist das Vermögen, die allgemeine Mittheilbarkeit eines Gefühls zu beurtheilen.

Eintheilung der Geschmackslehre.

Die Geschmackslehre ist rein oder angewandt. Jene handelt von den allgemeinen subjektiven Bedingungen, unter welchen Geschmacksurtheile möglich sind, und sucht die Art der Wirksamkeit zu erforschen, in welche schöne Werke der Natur und Kunst das menschliche Gemüth setzen. Der zweite, praktische Theil betrifft die besondern Bestimmungen, unter welchen gewisse ästhetische Zwecke erreicht werden, die Zweige der Kunst selbst.

Unterschied zwischen Empfindung und Gefühl, Lust und Unlust u. s. f. 249

Empfindung, welche objektiv ist, kann man schlechthin Empfindung, die subjektive aber Gefühl nennen. Empfindung ist eine Vorstellung, die auf das Subjekt bezogen wird, und unterscheidet sich dadurch von der Erkenntniß. Lust ist eine Empfindung, in der ich zu verharren; Unlust eine solche, der ich zu entgehen wünsche. Ein Realgrund läßt sich davon nicht angeben, aber diese Empfindungen lassen sich doch von der Vorstellung und vom Begehren unterscheiden. Der Formalgrund, die allgemeine Bedingung der Lust und Unlust ist freie oder gehinderte Wirksamkeit der Seelenkräfte, welche die Seele empfinden muß, um sich selbst zu bestimmen, und hierzu bedarf sie des Triebes oder der Vorstellung. Die Lust soll nicht Zweck, sondern Mittel der Wirksamkeit seyn, ob es gleich manche Menschen umkehren. Lust ist das Selbstbewußtseyn der wirkenden — Unlust das Selbstbewußtseyn der gehinderten Kraft. Unlust darf nicht mit negativer Lust verwechselt werden.

Die Lust muß nach Verschiedenheit der Vermögen, die zur 250 Wirksamkeit kommen können, verschieden seyn. Die sinnliche Lust entspricht immer dem vollkommenen Zustande eines Theils des Körpers oder des ganzen Körpers. Der Wohlstand des Körpers konnte der

Freiheit nicht allein anvertraut werden, sondern bedurfte der Triebe und der sinnlichen Lust, als Mittel zur Thätigkeit des Menschen.

Intellektuelle Lust oder Lust der Erkenntnißvermögen ist a) Lust des Vermögens der Anschauung oder der Sinnlichkeit, als der Empfänglichkeit für Stoffe, b) Lust des Verstandes, welcher den Stoff bildet, als Vermögen der Begriffe, welches trennt oder verbindet, Uebereinstimmung oder Widerspruch bemerkt, und c) Lust der Vernunft, des Vermögens der Ideen, des Strebens nach dem Ganzen und nach Harmonie.

Das untere Begehrungsvermögen strebt nach Lust und bestimmt sich danach; das obere bestimmt sich nach Begriffen. Das moralische Vergnügen ist immer durch die der Sinnlichkeit angethane Gewalt mit Schmerz begleitet, und also gemischt.

Die geistige Lust gründet sich auf Vorstellungen mit Bewußt- 251 seyn; die sinnliche entweder auf gar keine, oder auf Vorstellungen ohne Bewußtseyn. Beide begleiten einander, wie beide Arten der Unlust, fast in allen Menschen, vermöge der Wechselwirkung zwischen Seele und Körper, indem auch der Körper an dem reinsten Vergnügen Theil nimmt. Die geistige Lust pflegt schwächer, aber dauerhafter zu seyn, als die sinnliche.

Die bloßen Sinnesempfindungen, so wie die ganz reinen Rational-Empfindungen, sind keiner allgemeinen Mittheilbarkeit fähig, und also vom Gebiet des Geschmacks ausgeschlossen. In dasselbe gehören bloß die gemischten, welche sich auf eine Wirksamkeit der Erkenntniß- oder der Willenskräfte gründen: von jener Art ist das Vollkommene und Schöne, von dieser das Nührende und Erhabene.

Das Zweckmäßige, Vollkommene und Gute gehört zu den unerläßlichen Bedingungen des Kunstwerks, und macht keine eigenthümliche Eigenschaft desselben, als schönen Kunstwerks, aus.

Die Lust am Erhabenen ist der Sinnlichkeit gerade entgegen 252 gesetzt, und gründet sich auf diese Entgegensetzung, welche die Kraft der Vernunft rege macht.

Die Lust am Schönen entspringt aus dem vereinigten Interesse der Vernunft und der Sinnlichkeit. Das Schöne allein gewährt ein völlig zwangloses reines Vergnügen. Weber das Nührende,

noch das Erhabene, kann, als Objekt des Geschmacks, des Schönen entbehren, und beides muß sich demselben unterordnen. Das Schöne allein macht das bloße Kunstwerk zum Geschmacksprodukt. Das Schöne besteht in der Form, welche aber nur in einer Materie sichtbar werden kann. Die Materie der Schönheit ist eine zur Darstellung gebrachte Idee. Schönheit ist nur eine Eigenschaft der Form, und kann nicht unmittelbar an der Masse dargestellt werden.

Die Kunst überhaupt hat den Zweck der Wahrheit oder Vollkommenheit, der Verbindung des Mannichfaltigen zur Einheit, und führt ihn mit dem Verstande aus. Die schöne Kunst führt diesen Zweck noch überdies mit Schönheit und Geschmack aus: jenen Zweck kann man den angekündigten, diesen den verschwiegenen nennen.

Der ernstlich gemeinte, für sich selbst vollkommene, 253 logische Zweck eines Kunstwerks kann den ästhetischen, den Zweck der Schönheit sich unterordnen, wie in den Produkten der Beredsamkeit. Hier dient die Schönheit der Vollkommenheit. Ist der logische Zweck bloß eingebildet, so herrscht die Schönheit; dann liegt an Erreichung des angekündigten Zwecks gar nichts; der Künstler spielt gleichsam mit seinem Gegenstande. Hierher kann die ganze Dichtkunst gezählt werden. Erreicht der Dichter den Zweck der Schönheit völlig, so hat er obendrein den moralischen schon erlangt. — Die Schönheit duldet keine Abhängigkeit von logischen Zwecken, sondern folgt ihren eigenen Gesetzen. Durch ihr Spiel mit dem ernsthaften logischen Zweck erreicht sie ihn selbst am besten. Da sie aber einzig in der Form besteht, so verliert sie selbst auch nichts bei Behandlung leichtsinniger Gegenstände.

Die Kunstwerke der ersten Klasse (der ernstlich gemeinten Zwecke) haben es entweder mit physischen oder mit moralischen Zwecken zu thun. Im ersten Fall adelt zwar die Schönheit die Werke (z. B. die der gemeinen Architektur, schöne Geräthschaften und Bekleidung); 254 aber sie sind durch den Schimmer, welchen die Schönheit nur im Vorübergehen auf sie wirft, bloß mit den Werken schöner Kunst verwandt. Haben die Kunstwerke moralische Zwecke, stehen sie mit den ästhetischen Werken in Verwandtschaft, kultiviren aber schon durch ihren logischen Zweck, so wirkt ihre Schönheit nur noch inniger. Hat

die Schönheit durch Befolgung des Zwecks der Nährung gar nichts gelitten, so haben solche Kunstwerke die größte Vollkommenheit (wie z. B. die Gruppe des Laokoon). Die Schönheit an sich ergötzt nur durch Betrachtung, nicht durch Bewegung. Verbindet sie sich mit der Anstrengung des Pathos, so muß dieses eine gewisse Mäßigung erleiden.

Unterschied zwischen dem Schönen, Angenehmen und Guten.

Man unterscheidet das Schöne vom Angenehmen und Guten. Die Schönheit wird, wie die Annehmlichkeit, vor dem Begriff von den Folgen des Genusses wahrgenommen; die Güte erst durch den Begriff von der Tauglichkeit zu einem Gebrauch. Bei sichtbaren Gegenständen scheint das Schöne die Freiheit des Gemüths in der Anschauung zu bezeichnen, und ihnen scheint es vorzugsweise eigenthümlich zu seyn. Es giebt aber auch eine intellektuelle Schönheit und eine moralische. Wo ein allgemeiner Begriff in einer unmittelbaren Anschauung, eine Idee durch eine Handlung vorgestellt wird, unser Gemüth bei der Betrachtung in Freiheit ist und die Resultate nicht gegeben erhält, sondern selbst entwickelt, da finden wir Schönheit. Das unmittelbare Gefallen durch den bloßen Eindruck charakterisirt das Schönheitsurtheil, inwiefern es von materiellen Bestimmungsgründen, vom bestimmenden Einfluß der Empfindungen und Begriffe frei ist, sich also auf eine Freiheit des Gemüths gründet. 255

Ein Charakter ist dann schön, wenn er uns mehr Liebe als Achtung einflößt, wie der Charakter Cäsars gegen den des Cato, welcher mehr abschreckende demüthigende Strenge zeigt, oder wie der des Tom Jones gegen den des Grandison. Daher verwechselt man oft Handlungen der Reigung, weil sie der Natur weniger zu kosten scheinen, mit den schönen. Die Sinnlichkeit muß auch bei moralischen Handlungen frei erscheinen, ob sie es gleich nicht ist; Freiheit erwirbt auch hier das Prädikat der Schönheit. 256

Der Begriff schön ist nicht leer, sondern hat seine bestimmte und immer dieselbe Bedeutung, auch bei heterogenen Gegenständen.

Die den objektiven Begriff der Schönheit verworfen haben, hielten die Schönheit für ganz subjektiv. Die ihn angenommen haben, versuchen den Begriff entweder objektiv oder subjektiv zu

erklären. Beide nehmen an, das Schöne erzeuge ein Wohlgefallen. Jenen ist das Schöne eine bloße Eigenschaft des Gegenstandes; die Andern halten sich nur an die Empfindung, ob sie gleich gewisse Gründe der Empfindung des Schönen in dem Gegenstande nicht leugnen. Die letztere Partei verspricht durch die Entfernung alles Willkürlichen sehr viel: an ihrer Spitze steht Kant.

Das Schöne steht gerade in einem umgekehrten Verhältniß mit dem Nützlichen. Daß beides auf Eins hinauskomme, widerspricht schon der gemeinen Erfahrung. Ueberdies gefällt das Schöne unmittelbar durch den Eindruck, da das Nützliche den Begriff vom Gebrauch voraussetzt.

Andre setzen die Schönheit in die Proportion. Aber ein 257 Urtheil über diese, sofern sie sich auf den Gebrauch bezieht, würde ein Erkenntniß, kein Geschmacksurtheil seyn. Oder wenn wir bloß ein gewisses allgemeines Größenverhältniß im Sinne haben für alle Arten und Gattungen der Gegenstände, so würde die Forderung einer solchen Proportion der Mannichfaltigkeit und Ungleichheit, welche die Natur bei aller Schönheit beobachtet, widersprechen. Allein für jede Gattung natürlicher Gegenstände haben wir ein gewisses Maaß, eine Mittelgröße im Sinne, nach welcher wir die Schönheit eines Individuums beurtheilen, und welches wir unbewußt diesem Urtheile zum Grunde legen. Wenn dieses Größenmaaß verletzt ist, so nennen wir den Gegenstand ungestalt. Allein das Häßliche soll dem Schönen entgegengesetzt seyn. Das Maaß unsers Misvergnügens über verletzte Proportion hängt von der Gewohnheit ab, und wird durch sie sehr verstärkt. Bei der besten Proportion jedoch kann uns ein Gegenstand widrig seyn. Richtigkeit ist zwar die erste Bedingung der Schönheit, macht sie selbst aber nicht aus. Die allerregelmäßigsten Gestalten sind gerade noch nicht die schönsten (z. B. Polyklets Kanon, die 258 regelmäßigste, aber nicht schöne Figur). Eine geringe Uebertretung der Regelmäßigkeit kann mit der vollkommensten Schönheit sehr wohl bestehen. Bloße Regelmäßigkeit in der Hervorbringung und Beurtheilung bedarf oft nur eines mittelmäßigen Kopfes. Wo die Regel, die bei der Schönheit beobachtet werden muß, herrscht, da erstickt sie die Schönheit.

Sinnliche Vollkommenheit gab man als den Grund der Schönheit an. Vollkommenheit nannte man Mannichfaltigkeit, zu einem Ganzen verbunden. Die Beurtheilung derselben aber ist logisch,

nicht ästhetisch, da sie einen Begriff voraussetzt. Vollkommenheit ist Zweckmäßigkeit. Innere Zweckmäßigkeit heißt eigentlich Vollkommenheit, wie wir dem Weltgebäude oder einer sittlich guten Handlung zuschreiben, die ihren Zweck in sich selbst haben. Äußere
 5 Zweckmäßigkeit ist Nützlichkeit, bei deren Beurtheilung wir nicht blos des Gegenstandes, sondern auch des Begriffs von seinem Gebrauche bedürfen. Ein solcher (blos nützlicher) Gegenstand ist für sich selbst nie ein Ganzes in der Beurtheilung. Veredelt wird Etwas dadurch, wenn es aus einem bloßen Mittel zu einem Selbstzweck erhoben wird.
 10 Alles Nützliche wird dadurch zur Vollkommenheit erhoben, wenn der 259 äußere Gebrauch unnötig gemacht wird, seine Existenz zu erklären. Um zu wissen, wie das Mannichfaltige zu einem Ganzen übereinstimme, muß man wissen, wozu es übereinstimme. Da aber die Nützlichkeit vom Schönen ausgeschlossen ist, so haben wir es hier blos
 15 mit der innern Zweckmäßigkeit zu thun.

Freie Schönheiten sind die, bei denen wir keinen eigenen Zweck voraussetzen. J. B. bei einer Rose sind wir uns keines bestimmten Zwecks ihrer Gestalt und Bildung bewußt. Die abhän-
 20 rende Schönheit aber steht unter dem Zwange eines Begriffs, der nur gewisse Arten der Schönheit ausschließend gestattet, und einen Zweck im Gegenstande voraussetzt. Ein unvermischtes, reines Schönheitsurtheil wird nur über freie Schönheit gefällt.

Einheit findet nur in einem Begriffe Statt. Nun fragt sich, ob wir dem Schönheitsurtheil einen Begriff zum Grunde legen? Allein
 25 selbst bei langem Nachdenken läßt sich dieß hier nicht finden. Keine Spur eines Begriffs oder der Beziehung auf einen Zweck entdeckt sich in dem Beifall, den wir der Schönheit einer 'Blume, einer Landschaft, 260 eines menschlichen Gesichts ertheilen. Ja bei genauerer Bergliederung würde oft die Schönheit nur verlieren.

30 Dunkle Vorstellungen sind solche, deren Bewußtseyn schnell vergeffen wurde. Nur im Zustande dunkler Vorstellungen ist Lust oder Unlust möglich. Denn die Aufmerksamkeit auf das Object schwächt die Aufmerksamkeit auf das Subjekt. Auch bei der verworrenen Vorstellung, müssen die Theilvorstellungen wenigstens ehemals vor-
 handen gewesen seyn: allein man kann ein Schönheitsurtheil fällen,

25: langen A. — 27: wir] wie A.

ohne alle Rücksicht auf die Uebereinstimmung der Theile. Auch würde bei jener Theorie, welche die Schönheit in die sinnlich vorgestellte Vollkommenheit setzt, der Unterschied zwischen dem Wohlgefallen an Zweckmäßigkeit und zwischen dem Wohlgefallen am Schönen wegfallen. Diese Theorie würde nur auf manche Schönheiten, aber nicht auf freie, am wenigsten auf dichterische passen. Entweder wäre das Geschmacksurtheil intellektuirt und nicht rein, oder es wäre gar kein eigentliches Geschmacksurtheil.

Alle peinliche mathematische Regelmäßigkeit ist für uns nicht schön. Weil Unvollkommenheit die Schönheit unterdrückt, so hielt man Vollkommenheit und Regelmäßigkeit für das Wesen der Schönheit. Eine schöne Landschaft muß zwar richtig seyn; die Richtigkeit giebt ihr aber noch keine Schönheit. — Einheit des Mannichfaltigen, als Einfachheit in der Fülle, und Ruhe in der Beschäftigung, ist nur relative Schönheit. — Es giebt verworrene Vorstellungen von Vollkommenheit, die doch gerade kein Schönheitsgefühl erwecken; auch ist nicht jedes Schönheitsurtheil mit dem Vollkommenheitsurtheil verbunden.

Erklärung des Schönen nach Burke.

Burke sagt, Schönheit erzeuge Zuneigung, ohne Begierde nach dem Besiz; eine wahre, aber nur subjektive Erklärung. Das Prädikat der Schönheit werde mehr von kleinen, als von großen Dingen gebraucht. So erweckt auch das Große mehr Ehrfurcht, als Liebe, vielleicht, weil das Große etwas Verkleinerndes für uns hat, oft Furcht erregt und uns anstrengt, während das Gegentheil bei dem Kleinen Statt findet. Burke sagt, nicht mit Unrecht, daß das Glatte dem Schönen wesentlich sei; dieß Glatte beziehe sich auf alle fünf Sinne. Aber Burke nimmt auch hier das Angenehme in das Schöne mit auf. Die sanften, allmählichen Uebergänge der Wellenlinie, die Vermeidung alles Eckigen, die Grazie mache die Schönheit aus. Burke erklärt dieß bloß aus dem Einflusse auf das Auge, was sich aus dem Verstande erklären läßt. Ferner rechnet Burke Delikatesse zur Schönheit, das Zarte und fast Schwächliche. Das Schöne muß verhältnißmäßig klein seyn, glatte Oberfläche, milde Farben, allmähliche Aenderung in der Richtung der Linien haben, mehr zärtlich, als stark seyn: dieß ist ungefähr Burke's Beschreibung

des Schönen. Erschlaffende Wirkung ist das Charakteristische, was B. der Schönheit beilegt. Allein fehlerhaft ist das Angenehme hier mit aufgenommen, wodurch die allgemeine Mittheilbarkeit des Schönen eingeschränkt wird; ferner leitet er die wahre Schönheit auch bloß von physischen Ursachen ab, da sie sich doch auf ein Vernunftprincip stützen muß.

Erklärung des Schönen nach Moriz.

Moriz stellt das Nützliche, Gute und Schöne neben einander. Im erstern Fall wird der 'Gegenstand auf einen Gebrauch 263 bezogen; er hat bloß äußern Werth. Der gute Gegenstand hat innern und äußern Werth. Der schöne ist ohne alle äußere Beziehungen, und besitzet seinen Werth in sich selbst. Edel heißt das Moralisch-Schöne. Ganz wohl kann das Unnütze und das Schöne neben einander bestehen. Das Schöne wird an dem Nützlichen als überflüssig erkannt. Das Nützliche erhält durch seinen Beitrag zur Vollkommenheit eines Ganzen seinen Werth. Ein Ganzes ist, was in sich selbst vollendet ist. Nur das Ganze, was in die Sinne fällt oder mit der Einbildungskraft umfaßt werden kann, ist schön. — Bis hieher kann man M. Recht geben. Allein nachher verwechselt er die Wirkungen unserer Vernunft mit den Wirkungen der Gegenstände, das Ganze der Natur, welches wir nie fassen können, mit dem Ganzen der Vernunft, welches allerdings immer auf Einheit ausgeht.

Darstellung des Ganzen der Natur in der Erscheinung macht, nach Moriz, ein Kunstwerk aus.

Erklärung des Schönen nach Kant.

Nennen wir einen Gegenstand schön, sagt Kant, so ist der Bestimmungsgrund unsers Urtheils 'bloß subjektiv. Dieses Wohl- 264 gefallen ist ohne alles Interesse und hat mit dem Begehrungsvermögen nichts zu thun; es besteht sogar bei sinnlichem Schmerz oder moralischem Mißfallen. Bei dem Schönen gefällt uns die bloße Vorstellung, bei dem Angenehmen seine Existenz. Das Angenehme und das Gute schließen ein Interesse ein, sind auf ein Bedürfniß gegründet; das Wohlgefallen daran ist also nicht frei. Eben weil das Wohlgefallen am Schönen auf keinem Interesse, auf keinem Pri-

vatgrunde beruht, legen wir diesem Wohlgefallen Allgemeingültigkeit bei. Das Angenehme hat diese Allgemeingültigkeit nicht. Die Einheit des Unveränderlichen in der menschlichen Natur ist der Grund dieser Allgemeinheit, und sie beruht auf den Denkgesetzen der Seele. — Dem Begriffe Schön fehlt der objektive Grund der Uebereinstimmung; ihr Grund muß also im urtheilenden Subjekt aufgesucht werden. Ein Urtheil über das Schöne ist kein unmittelbares Sinnenurtheil, sondern ein Reflexionsurtheil, ein Urtheil a priori, weil es eine allgemeine Forderung an alle Denkende einschließt und Allgemeinheit a priori hat. Diese Forderung gründet sich auf die allgemeine Mittheilungsfähigkeit des Zustandes, über den ich reflektire. 265 Jede Erkenntniß beruht auf einer unumgänglichen Bedingung und kann mitgetheilt werden; so muß auch diese Bedingung, die dem Geschmacksurtheil zum Grunde liegt, mitgetheilt werden können. Die Einbildungskraft für die Vorstellung des Mannichfaltigen, und der Verstand für die Vereinigung desselben — jene hat Freiheit, dieser hat Gesetzmäßigkeit — diese bei der höchst möglichen Freiheit jener, durch die Reflexion wahrgenommen, bringt die Lust an dem Gegenstand und das Urtheil des Wohlgefallens hervor. Diese Uebereinstimmung beider vorstellenden Vermögen kann nur durch den innern Sinn bemerkt werden. Der Geschmack beurtheilt das Schöne subjektiv, durch ein Gefühl. Das Schöne gefällt ohne alles Interesse. Das Interesse gründet sich auf eine Beziehung des Gegenstandes auf uns. Das Schöne gefällt aber unbedingt. Ein Wohlgefallen, von keiner Privatbeziehung abhängig, muß allgemein seyn; das Schöne muß Jedem gefallen. Das Gute gefällt zwar auch Jedermann, aber durch einen Begriff. Während das Gute nur durch seine objektive Beschaffenheit allgemein gefällt, stützt sich 266 die Lust am Schönen auf einen subjektiven Grund, auf die Allgemeinheit der Denkgesetze.

Da Schönheit bloß in der Form der Zweckmäßigkeit besteht, so besteht Schönheit überhaupt nur in der Form. Rein ist ein Schönheitsurtheil dann, wenn weder Reiz, noch Nührung dabei im Spiele ist. Daher besteht alle Veredlung der Kunst in der Simplicität. — Reiz überhaupt ist Aufforderung zur Thätigkeit. Ein Gemälde kann durch seine Farbe reizen, aber nur durch Compo-

sition und Zeichnung schön seyn. — Rührung entspringt aus dem Leiden, und besteht bei Menschen von moralischem Gefühl und thätigem Geiste nicht aus bloß physischen Wirkungen. Auch das sympathetische Leiden eines moralischen Menschen kann nicht lange körperlich bleiben; die Vernunft erwacht bald in ihrer Erhabenheit über alles sinnliche Interesse. — Auch die moralische Rührung, welche sich auf ein sehr lebhaftes Interesse der Vernunft gründet, kann das Schönheitsurtheil verfälschen.

Alle sinnliche Schönheit ist entweder Form der Ruhe oder Form der Bewegung. Jene ist ' die Zeichnung überhaupt; die 267 Farben heben bloß die Umrisse mehr hervor, wecken die Aufmerksamkeit, und bewirken Uebereinstimmung mit der Natur. Die Form der Bewegung ist a) das Spiel der Gestalten im Raume, b) das Spiel der Empfindungen in der Zeit. Zu jenem gehört Mimik, zu diesem vornehmlich Tonkunst. Der einzelne Klang gefällt bloß in der Sinnesempfindung. Das Schöne beruht aber auf der Komposition.

Schönheit der Handlung besteht in der Handlungsweise, in der Gesinnung, nicht in dem Resultat.

Der Werth der Zierrathen kann entweder bloß auf ihrer Form beruhen, oder sie gefallen nur durch die Materie, als Schmuck, und können im letztern Fall der Schönheit oft Abbruch thun.

Vom Kriterium des Schönen und vom ästhetischen Ideal.

Es kann keine objektive Geschmacksregel geben, sondern nur ein empirisches Kriterium des Schönen, indem man das, worinn alle Zeitalter übereingekommen sind, zu Rathe zieht.

' Es kann ein moralisches Ideal geben, weil es sich auf einen 268 Begriff gründet. Ein ästhetisches Ideal ist nur für die adhärente, nicht für die freie Schönheit möglich. Die Schönheit, für die man ein Ideal aufstellen will, muß in die Grenzen eines Zwecks eingeschlossen werden. Nur das, was durch sich selbst bestimmt ist, ist eines Ideals der Schönheit fähig; also nur der Mensch, als sittliches Wesen. Zum Ideal der Schönheit gehört erstens die Normalidee, welche bloß auf die physischen Zwecke des Menschen, die Zwecke seines Baues, Rücksicht nimmt, die Idee der Nichtigkeit;

zweitens die Vernunftidee, welche durch den Ausdruck des Sittlichen bestimmt wird. Die Freiheit in der Darstellung der physischen und moralischen Zwecke des Menschen könnte ein wahres Ideal der Schönheit abgeben, wenn nämlich alle Regelmäßigkeit in der Darstellung verschwindet.

Allgemeingültigkeit des Geschmacksurtheils.

Wie kann ein Urtheil zugleich a posteriori gefällt werden, und doch nur a priori möglich seyn? Oder wie kann das Geschmacks-
 urtheil empirisch und zugleich a priori seyn? Es ist nämlich aus
 zwei Urtheilen zusammengesetzt. Erstens ist es empirisch, inwiefern
 es von einem durch die Erfahrung gegebenen Gegenstande Etwas
 aussagt; a priori aber, inwiefern eine Allgemeingültigkeit, eine all-
 gemeine Mittheilbarkeit der Lust von dem Gegenstande ausgesagt wird.
 Zwar beurtheilen wir den schönen Gegenstand durch ein Gefühl der
 Lust; allein diese verbindet sich zuerst nicht mit der Sinnenempfindung,
 sondern mit der Reflexion. Das Gefühl der Lust setzt einen a priori
 gültigen Gemüthszustand voraus. Sobald wir uns keiner materiel-
 len Quelle unsrer Lust bewußt sind, muß es eine formale Quelle
 und also die Lust allgemein mittheilbar seyn: wir verhalten uns dann
 zu dem Gegenstande als Menschen überhaupt. Der Grund,
 warum wir behaupten, der Gegenstand müsse allgemein gefallen,
 ist vor aller Erfahrung da; wir berufen uns auf einen ästhetischen
 Gemeinsinn. Ein solcher Gemeinsinn kann vorausgesetzt werden,
 und wird vorausgesetzt, indem wir andern ein ähnliches Gefühlver-
 mögen zuschreiben. — Alle Gründe zur Beurtheilung des Schönen
 nehmen wir aus den Beschaffenheiten der Gegenstände, die wir em-
 pfinden, her; dieß geschieht durch ein Gefühl der Lust. Schön ist
 nämlich das, was in der bloßen Anschauung a priori gefällt.

Kant macht das Schöne auch zu einem Symbole des Sittlichguten. Das Sittlichgute gefällt unmittelbar durch den bloßen Begriff, wie das Schöne in der bloßen Anschauung; das Wohlgefallen an beidem ruht auf keinem Interesse, und nicht der Inhalt, sondern die Form der Vorstellung bestimmt das Urtheil. — Das Schöne ist das Mittelglied zwischen der Sittlichkeit und Sinnlichkeit. Der Geschmack gewöhnt uns, auch das Sinnliche zu veredeln.

Ueber die objektiven Bedingungen der Schönheit.

Die Kantische Kritik leugnet die Objektivität des Schönen aus keinem genügenden Grunde, weil sich nämlich das Schönheitsurtheil auf ein Gefühl der Lust gründe. — Die objektive Beschaffenheit der für schön gehaltenen Gegenstände muß untersucht und verglichen werden. Die Beobachtung der Proportionen macht nicht die Schönheit selbst, aber doch eine ' unumgängliche Bedingung derselben aus. Sie 271 kann der Richtigkeit nicht entbehren. — Freie Wirksamkeit des Gemüths ist der Wirkung des Schönen wesentlich. Nach Kant ist das Schöne Wirkung der innern Freiheit, nach Burke Ursache derselben. Beobachtung der Regelmäßigkeit ist nicht allen Objekten natürlich, und hemmt bei denen, welchen sie nicht zukommt, die Naturfreiheit. Regelmäßigkeit kann also nicht als allgemeiner Grundbegriff der Schönheit gelten, wohl aber Freiheit d. h. die durch die Natur eines Dinges selbst bestimmte Beschaffenheit. Kant sagt: Kunst ist schön, wenn sie aussieht wie Natur, und umgekehrt. Die Natur des Nachgeahmten ist es, welche wir bei einem Kunstwerk erwarten; der Stoff muß sich in der Form, die Wirklichkeit in der Erscheinung verlieren. Die Form der Bildsäule darf nichts durch die Natur des Marmor einbüßen. Die Kunstmäßigkeit dient bloß, die Freiheit auch in Naturgegenständen, die als schön beurtheilt werden sollen, sichtbar zu machen: die Erinnerung an eine Regel soll uns bloß die Unabhängigkeit eines Gegenstandes von derselben bemerklich machen. — Schön ist ein Entwurf, wenn seine Zweckmäßigkeit freiwillig aus'sieht. — 272 Die Baukunst kann nie eine ganz reine schöne Kunst seyn, weil sie die Zwecke der Regelmäßigkeit nicht verbergen kann.

Technik ist die Verbindung des Mannichfaltigen nach Zwecken, und zur Schönheit nothwendig, wiewohl sich diese nicht auf die Beurtheilung der Technik gründet, wie Sulzer annimmt.

Jede Bildung oder Form besteht in der Begrenzung, und ist also gewissermaßen eine Einschränkung, die entweder durch eine Regel oder durch den Zufall entstand. In allen Produkten der Natur, die auf eine Technik hinweisen, finden wir die gegenseitige Abhängigkeit der Theile in ihrer Beschaffenheit von einander. Schönheit aber ist Freiheit in der Gebundenheit, Natur in der Kunstmäßigkeit; sie haftet nur an der unmittelbaren Anschauung; die Natur-

Schönheit gründet sich auf keinen Begriff; die Technik eines Naturproduktes fällt unmittelbar ins Auge.

Auch Ungezwungenheit, Leichtigkeit und Freiheit in der Technik der Thierkörper ist schön: ihre Schönheit nimmt ab, je mehr sie sich der unbehüllichen Masse, der schweren Bewegung nähern. Da aber nehmen wir Schönheit wahr, wo die körperliche 'Masse von 278 den lebendigen Kräften bezwungen wird, wo die Kraft nicht unter dem Druck der Masse erliegt: — daher die geflügelten Thiere, die gleichsam Symbole der Freiheit sind, am meisten Empfindungen der Schönheit erregen; an Vögeln ist der Hals einer der schönsten Theile, ihre glatte biegsame Gestalt ist schön.

In der menschlichen Gestalt zeigt sich die verwickelteste Technik, es erscheinen in ihr die mannichfaltigsten Zwecke. Beobachtung der Proportion wird von der Schönheit vorausgesetzt. — Die menschliche 15 Gestalt ist einer doppelten Schönheit fähig. Die eine ist ein bloßes Geschenk der Natur und erweckt Liebe, die andre beruht auf sittlichen Eigenschaften und erwirbt zugleich Achtung. — Alle Umrisse müssen Kühnheit und Leichtigkeit zeigen; frei und offen muß die Stirne sich wölben; die Nase muß fast gar keinen Winkel von der 20 Stirne herab bilden, und nicht stark hervorspringen. Das ganze Unter Gesicht muß leicht seyn, und nicht von dem Gewicht der Masse hinabgedrückt und vergrößert scheinen. Alle übertriebenen Anspannungen müssen entfernt seyn. Herrschaft der organischen Kraft über die thierische Masse unterscheidet den Menschen von dem Thier. Der 25 'Mann ist schön durch Freiheit in der Stärke; das Weib durch 274 Freiheit in der Schwäche. Freiheit der Form, das Resultat der sich selbst beschränkenden Kraft, macht die Schönheit aus. So schwebt gleichsam der Vatikanische Apoll; denn keine Masse hindert ihn, seine ganze Kraft zu brauchen. — Grober Vortrag der Masse ist Plumpheit. Kraft, die sich in der Ruhe versichtbart, ist gehaltene Kraft. 30 — Schwäche d. h. Biegsamkeit für Eindrücke, kommt vornehmlich der weiblichen Schönheit zu. Dann ist sie schön, wenn sie frei ist, wenn sie nicht bis zum Leiden geht, nicht in Grimassen ausartet und Zwang beweiset. Das Schöne bedarf des Ausdrucks des 35 Leidens nicht, und das Nichtschöne wird durch ihn nur häßlich.

8: den Druck A.

Es giebt eine gleichsam organische und eine moralische Schönheit. Jene und diese sind in Ansehung der Achtung, die wir für beide haben, dem Genie und dem Fleiße, der Naturgabe und dem Verdienste zu vergleichen. Die organische Schönheit kann sich zwar nicht mit moralischer Verdorbenheit, aber doch leicht mit einer Leere des Geistes vertragen. Die selbsterworben e Schönheit überlebt die Jugend' weit, 275 und verräth ihre Spuren noch im Alter; in ihr spiegelt sich innrer Friede und Wohlwollen ab; sie ist die Wirkung und der Ausdruck sittlicher Ideen.

Schönheit ist Freiheit in der Erscheinung. Eine Handlung nach dem Gesetze der Vernunft ist dann schön, wenn sie aussieht, als geschähe sie aus Neigung und ohne allen Zwang. Die Basis aller Schönheit ist Simplicität; aber nicht alle Simplicität ist Schönheit.

In der Natur beleidigt uns die verletzte Freiheit. Was aber in der Natur häßlich ist, kann in der Kunst schön werden. Allein eigentlich kann nicht der Gegenstand, sondern nur dessen Darstellung schön werden. — Schön ist ein in seiner Kunstmäßigkeit frei erscheinendes Naturprodukt. Es giebt nun Darstellungen für die Sinne und für die Einbildungskraft. Frei wäre die Darstellung, wo das Dargestellte selbst zu handeln und der Stoff sich mit dem Darzustellenden völlig ausgetauscht zu haben schien. Freilich kann hier nur Scheinen Statt finden. Die Natur des Mediums, des Stoffes, muß völlig bezwungen seyn; so muß z. B. in einer Bildsäule nicht der Marmor, in dem Schauspieler nicht sein' eigener natürlicher Cha- 276 rakter sichtbar seyn. Der Dichter muß das Streben nach Allgemeinheit, welches in der Natur seiner, der Individualität widerstreitenden Sprache liegt, zu überwinden suchen, damit das Dargestellte in seiner wahren Eigenthümlichkeit erscheine. Dargestellte freie Selbsthandlung in der Natur durch die Sprache ist Schönheit in der Dichtkunst. Schön ist die Darstellung dann, wenn sie von der Eigenthümlichkeit des Darstellenden die wenigsten Einschränkungen erlitten hat. Der Zweck der Darstellung für Andre bringt Heteronomie in das Kunstwerk und thut seiner Schönheit leicht Eintrag. — Die Freiheit der poetischen Darstellung beruht auf der Unabhängigkeit des Dargestellten von der Eigenthümlichkeit der Sprache, des Darstellenden und des äußeren Zweckes des Kunstwerkes. Der ersten Abhängigkeit, von der abstrakten Beschaffenheit der Sprache,

weicht der Dichter dadurch aus, daß er den Gegenstand zu indivi-
 dualisiren sucht, z. B. oft den Theil für das Ganze, die Wirkung
 für die Ursache setzt, inwiefern dadurch an Anschaulichkeit gewonnen
 wird. So dient auch Vergegenwärtigung des Entfernten zur anschau-
 5 lichen Darstellung der selbstthätigen Natur. Von dieser Art ist 277.
 ferner die Analogie der Vorstellungen und Empfindungen, zumal bei
 nicht sinnlichen Gegenständen. Hier herrscht die Freiheit der Gleich-
 nisse. Der Dichter kettet Bild an Bild, worin Homer am verſchwen-
 derſteſten war; Virgil wählte die Gleichniſſe, bei ſparſamerem Ge-
 10 brauch, glücklicher. So entſteht der lebhafteste Ausdruck. — Der
 Dichter hält ſich an das Sinnliche, um das Nichtſinnliche anſchaulich
 zu machen, und ſucht durch ähnliche Bilder ähnliche Gemüthszuſtände
 zu erregen, wie z. B. in Hallers Ewigkeit. — Perſonalität
 iſt ferner der Erſatz, welcher dem Naturgegenſtande für das gegeben
 15 wird, was er durch die abſtrakte Natur der Sprache einbüßt. Die
 Sprache, die an ſolchen Perſonificirungen reich iſt, iſt eine dichte-
 riſche Sprache. So ſtellte die griechiſche Mythologie faſt alle Hand-
 lungen der Natur als Handlungen freier Weſen dar, und iſt der
 Dichtkunſt beinahe unentbehrlich geworden. Auch der Ausdruck in der
 20 Sprache ſelbſt trägt zur Verſinnlichung der Gegenſtände bei. Die
 Regeln der Grammatik beſchränken den Dichter weniger; er opfert ſie
 der Natur auf; ſein Periodenbau wird regelloſer; ſo iſt z. B. manch-
 mal der öftere Gebrauch, manchmal das Weglaſſen der Bindewörter 278
 natürlich und zweckmäßig. Bisweilen mahlt die Sprache ſchon den Gegen-
 25 ſtand ſelbſt. Oft wird das Objektive eines Gegenſtandes durch das Sub-
 jektive des Ausdrucks in der Sprache belebt, z. B. durch den Klimax. —

Werke der Kunſt werden in der nachahmenden Darstellung als
 Werke der freien Natur betrachtet, z. B. ein Gebäude in einem
 Gemälde, eine Komödie in der Komödie, wie im Hamlet. Es kommt
 30 im Gebiete der Kunſt nicht auf die Beſchaffenheit des dargeſtellten
 Gegenſtandes, ſondern auf das Verhältniß der Darstellung zu ſeiner
 Beſchaffenheit an. Der Künſtler hat die Häßlichkeit der Formen der
 Natur nicht zu verantworten. Die Geſchichte Laokoons, von einem
 Dichter und einem Bildhauer dargeſtellt, beleidigt in dem Gegen-
 35 ſtande unſer Schönheitsgefühl; in der Natur würde uns die Gruppe

¹⁴: geben A.

empören; in der Darstellung wird aber die verletzte leidende Natur nicht gegen die ruhige, sondern gegen die Darstellung gehalten. In der Natur selbst wollen wir freie Natur, in der Kunst aber überhaupt Natur sehen. Die Freiheit, welche die Natur auch in 279
 5 den Fesseln des Sylbenmaasses und der Sprache behauptet, die Wahrheit und Lebendigkeit des Bildes, bringt uns über eine solche Darstellung (wie die des Laotöon) den Ausspruch ab: das sei schrecklich schön. So hat Göthe in seiner Iphigenie das Schöne in dem Schrecklichen dargestellt, das bis zum Entsetzlichen geht. — Nicht weil unser moralisches
 10 Gefühl, sondern weil unser Geschmac̃ beleidigt wird, mißfällt uns eine Darstellung, in der nicht die Freiheit der Darstellung vorhanden ist. Shakespeare und Göthe sind große Meister in Darstellung der Natur, mit der sie so vertraut sind, daß sie sich ganz in sie verlieren.

Unter den Talenten des Dichters muß die Einbildungskraft den
 15 obersten Rang einnehmen. — Die Leiden des jungen Werther sind ein schönes Muster der Darstellung der Leidenschaft. Die Natur, die Leidenschaft selbst ist es, die wir handeln sehen, und doch ist Alles absichtsvolle Darstellung des Dichters, der ganz in seinen Gegenstand ein-
 drang. Wie wahr und lebendig schildert Shakespeare die Leidenschaften
 20 in ihren wildesten Verirrungen z. B. im Lear, Othello, Macbeth, Hamlet!

'Aber nichts, was den Sinnen widrig ist, was physisch wider- 280
 wärtigen Eindruck macht, darf weder der Dichter noch der bildende Künstler darstellen. Von dieser Art sind der Polyphem, die Harpyien des Virgil, die Gemählde des Heilands mit der Dornenkrone oder
 25 des mit Eitergeschwüren bedeckten Lazarus. Die Sinne verhalten sich zu leidentlich gegen solche Eindrücke und der Körper kann auch durch Vorstellungen der Phantasie ins Spiel gezogen und widrig bewegt werden. Der Eindruck des Gemähldes ist unmittelbar lebhafter, als der des Gedichtes; was dem Mahler der gute Geschmac̃ untersagt,
 30 ist noch mehr dem Schauspieler verboten, welcher das Niedrige (wie die Bettlerscene im Rind der Liebe von Koebeue) nicht vor das Auge bringen darf. Das Ekelhafte ist den Sinnen unmittelbar zuwider: es bringt sich, wie Kant sehr treffend sagt, uns zum Genuße auf, mischt sich in den Genuß ein. Daß uns das Ekelhafte physisch wider-
 35 strebt, schließt dessen Gebrauch aus der Kunst gänzlich aus. Die Un-

25: Eitergeschwüre A.

lust entspringt nicht aus der Voraussetzung der Wirklichkeit, sondern aus der bloßen Vorstellung, selbst der bloßen Phantasie. Nur wenn der Dichter es zum Schauerhaften und 'Schrecklichen' nöthig 281 hat, darf er es gebrauchen. Das Ekelhaft-Schreckliche ist das 5 Gräßliche (so ist Homers Polyphem gräßlich geschildert). Das Gräßliche und das Niedrige, die äußersten Gränzposten des Geschmacks sind sehr behutsam anzuwenden. Das Gräßliche, wo es dem Dichter erlaubt seyn soll, muß durch einen erheblichen Zweck gerechtfertigt werden.

Verhältniß des Schönen zur Vernunft.

10 Der Umstand, daß das Schöne bloß gefühlt, nicht eigentlich erkannt wird, macht die Ableitung der Schönheit aus Principien a priori zweifelhaft. Es scheint, daß wir uns mit der pluralistischen Gültigkeit der Urtheile über Schönheit begnügen müssen.

Wir beobachten entweder, oder betrachten die Naturerscheinungen; 15 Betrachtung allein kommt der Schönheit zu. Das Mannichfaltige giebt der Sinn; die Form giebt die Vernunft. Die Vernunft verbindet Vorstellungen zur Erkenntniß oder zur Handlung. Es giebt theoretische und praktische Vernunft. Freiheit der Erscheinungen ist das Object der ästhetischen Beurtheilung. Frei- 282 heit eines Dinges in der Erscheinung ist dessen Selbstbestimmung, wiefern sie in die Sinne fällt.

Die ästhetische Beurtheilung schließt alle Rücksicht auf objektive Zweckmäßigkeit und Regelmäßigkeit aus, und geht bloß auf die Erscheinung; ein Zweck und eine Regel können nie erscheinen. Eine 25 Form erscheint dann frei, wenn sie sich selbst erklärt, und den reflektirenden Verstand nicht zu Auffuchung eines Grundes außer ihr nöthigt. Das Moralische ist vernunftmäßig, das Schöne ist vernunftähnlich. Jenes erregt Achtung, ein Gefühl, das durch Vergleichung der Sinnlichkeit mit der Vernunft entsteht. Die Freiheit in 30 der Erscheinung erweckt nicht bloß Lust über den Gegenstand, sondern auch Neigung zu demselben; diese Neigung der Vernunft, sich mit dem Sinnlichen zu vereinigen, heißt Liebe. Das Schöne betrachten wir eigentlich nicht mit Achtung, sondern mit Liebe; ausgenommen die menschliche Schönheit, welche aber Ausdruck der Sittlichkeit

28: daß A.

als Object der Achtung, in sich schließt. — Sollen wir das Achtungswürdige zugleich lieben, so muß es ' von uns erreicht oder für uns 283 erreichbar seyn. Liebe ist ein Genuß, Achtung aber keiner; hier ist Anspannung, dort Nachlassung. — Das Gefallen der Schönheit entspringt also aus der bemerkten Analogie mit der Vernunft, und ist mit Liebe verbunden.

Werth des Schönen und der Kunst.

Die der Kunst gemachten Beschuldigungen treffen nicht sie selbst, sondern ihren Mißbrauch. Das Schöne beschäftigt und kultivirt Vernunft und Sinnlichkeit, befördert durch Verengung ihres Bundes die Humanität, stiftet Vereinigung zwischen der physischen und moralischen Natur des Menschen. Indessen ist der größte Vortheil doch auf Seiten der Sinnlichkeit; durch das Schöne erweitern wir das Feld unserer Empfindungen, werden aber an Begriffen nicht reicher. Es bewahrt uns vor der Rohheit der Sinnlichkeit. Für den Menschen von gröberer Sinnlichkeit ist daher die Schönheit die größte Wohlthat. Aber dem männlichen Sinn kann die zu große Anhänglichkeit an das Schöne schädlich werden; leicht wird er sich dabei bloß mit der oberflächlichen Betrachtung der Dinge begnügen; aber aller Weg zur Vortrefflichkeit geht durch die Mühe. Das Genie wählt den steilsten Weg 284 zur Vollkommenheit. Die ausschließende Kultur des Schönheitsgefühls verführt uns leicht zur Oberflächlichkeit, bringt uns Erschlaffung, Weichlichkeit und Abneigung gegen Gründlichkeit: denn wir gewöhnen uns dadurch immer bloß auf die Behandlung, nicht auf den Gehalt zu sehen.

Das Schöne veredelt die Sinnlichkeit, und versinnlicht die Vernunft. Es lehrt, einen Werth auf die Form legen. Mit dem Schönen lernt man Dinge ohne Eigennuß, bloß ihrer Form wegen lieben. Der Vernunft geschieht ferner ein Dienst, wenn Sinne und Phantasie in ihr Interesse gezogen werden; aber Wahrheit und Güte gewinnen kein Verdienst durch die ästhetische Form. Aber auch die Tugend darf eine geschmackvolle Form nicht verschmähen, wenn schon der Geschmack den Werth der Tugend nicht bestimmt. Nur muß für Stoff und Form in gleichem Grade gesorgt werden. Vereinigung der Wahrheit mit der Schönheit, des innern Gehalts mit dem Reiz der Form, ist das Erforderniß wahrer Vollkommenheit.

IV.

Kallias.

1.

Ueber die Natur des Schönen ist mir viel Licht aufgegangen. . . Den objectiven Begriff des Schönen, der sich eo ipso auch zu einem objectiven Grundsatz des Geschmacks qualificirt, und an welchem Kant verzweifelt, glaube ich gefunden zu haben. Ich werde meine Gedanken darüber ordnen, und in einem Gespräch: Kallias, oder über die Schönheit, auf die kommenden Ostern herausgeben. Für diesen Stoff ist eine solche Form überaus passend, und das Kunstmäßige derselben erhöht mein Interesse an der Behandlung. Da die meisten Meinungen der Aesthetiker vom Schönen darin zur Sprache kommen werden, und ich meine Sätze soviel wie möglich an einzelnen Fällen anschaulich machen will, so wird ein ordentliches Buch von der Größe des Geistersehers daraus werden.

2.

Eine Beschäftigung, die mich äußerst interessirt, erhebt mich über alle körperliche Bedrückungen. Oft wünsche ich, daß mir meine Ge-

1. Schiller an Körner, Jena 21. Dec. 1792. (2, 355 f.) — 2. Schiller an Körner, Jena 11. Januar 1793. (3, 1 f.) — Vgl. Schiller in seinem Verhältnisse zur Wissenschaft von Karl Lomaskel. (Wien 1862.) S. 154 ff. — Als Studien zu diesem Kallias sind die Briefe zu betrachten, welche Schiller zu Anfang des Jahres 1793 an Körner schrieb (Briefwechsel Thl. 3), und besonders die beiden Abhandlungen: „Freiheit in der Erscheinung ist eins mit der Schönheit“ (S. 45—72) und: „Das Schöne der Kunst“ (S. 112—122, zu S. 79 gehörig), so wie auch der Brief vom 18. Febr. (S. 28—43). Die Aufnahme dieser Stücke unterblieb, weil sie nicht nach den Originalen gegeben werden konnten und so wie sie gedruckt sind, jedem bequem zur Hand liegen.

fundheit auch nur so lang bleiben möchte, bis dieser Kallias geendigt ist. Du wirst Deine Freude daran erleben, denn es wird in mir heller mit jedem Schritt. Noch ist gar nichts Schriftliches geordnet, sonst hätte ich Dir schon etwas daraus vorgelegt. Besitzt oder weißt Du wichtige Schriften über die Kunst, so theile sie mir doch mit: Burke, Sulzer, Webb, Mengs, Winkelmann, Home, Batteux, Wood, Mendelssohn nebst fünf oder sechs schlechten Compendien besitze ich schon. Aber über einzelne Künste und besondere Fächer aus derselben möchte ich gern noch mehrere Schriften nachlesen. Besonders aber wünschte ich eine oder einige Sammlungen der besten Kupfer von Raphael, Correggio u. a. Stücken, wenn sie nicht zu hoch kämen. Weißt Du mir vielleicht einige zu nennen? Auch über Architektur möchte ich gar zu gern ein gutes Buch. — An musikalischen Einsichten verzweifle ich, denn mein Ohr ist schon zu alt; doch bin ich gar nicht hange, daß meine Theorie der Schönheit an der Tonkunst scheitern werde.

V.

Ueber Anmuth und Würde.

Die griechische Fabel legt der Göttinn der Schönheit einen Gürtel bey, der die Kraft besitzet, dem, der ihn trägt, Anmuth zu verleihen, und Liebe zu erwerben. Eben diese Gottheit wird von den 5 Huldgöttinnen oder den Grazien begleitet.

Die Griechen unterschieden also die Anmuth und die Grazien noch von der Schönheit, da sie solche durch Attribute ausdrückten, die von der Schönheitsgöttinn zu trennen waren. Alle Anmuth ist schön, denn der Gürtel des Liebreizes ist ein Eigenthum der Göttinn von Cnidus; aber nicht alles Schöne ist Anmuth, denn auch 10 ohne diesen Gürtel bleibt Venus, was sie ist.

' Nach eben dieser Allegorie ist es die Schönheitsgöttinn allein, 116 die den Gürtel des Reizes trägt und verleiht. Juno, die herrliche Königin des Himmels, muß jenen Gürtel erst von der Venus ent- 15 nehmen, wenn sie den Jupiter auf dem Ida bezaubern will. Hoheit also, selbst wenn ein gewisser Grad von Schönheit sie schmückt, (den man der Gattinn Jupiters keineswegs abspricht) ist ohne Anmuth nicht sicher, zu gefallen; denn nicht von ihren eignen Reizen, sondern

A: Neue Thalia, Bd. 3, Heft 2 (1793), S. 115—230. — a: Über | Anmuth und Würde. | An | Carl von Dalberg | in Erfurth. | Was du hier siehest, edler Geist, bist du selbst. | Milton. | Leipzig, | Bey G. J. Göschen, 1793. 120 Seiten. 8°. [Wegen des Motto's vgl. Paradise Lost IV, 468: What there thou seest, fair creature, is thyself.] — B: Kleinere prosaische Schriften, Th. 2 (1800), S. 217—354. — b: Dieselben, aber anderer Druck. — C: Werke 1813. 8, 1, 1 ff. — D: Werke 1844. 10, 12 ff. — E: Werke 1860. 11, 296 ff. — 2: Göttin a B (und so in A und b fast immer — in n, in a und B fast immer — in). — 3—4: verleihen, a B (und so immer: leihen, verleihen). — 10: Cnidus M. — 17: der Göttin Jupiters B. — 18: sicher zu a.

Schiller, sammtl. Schriften. Hist.-krit. Ausg. X.

von dem Gürtel der Venus erwartet die hohe Götterkönigin den Sieg über Jupiters Herz.

Die Schönheitsgöttin kann aber doch ihren Gürtel entäußern und seine Kraft auf das Minder-Schöne übertragen. Anmuth ist also kein ausschließendes Prärogativ des Schönen, sondern kann auch, obgleich immer nur aus der Hand des Schönen, auf das Minder-Schöne, ja selbst auf das Nicht-Schöne, übergehen.

Die nehmlichen Griechen empfahlen demjenigen, dem bey allen übrigen Geistesvorzügen die Anmuth, das Gefällige, fehlte, den 10 Grazien zu opfern. Diese Göttinnen wurden also von ihnen zwar als Begleiterinnen des schönen Geschlechts 'vorgestellt, aber doch als 117 solche, die auch dem Mann gewogen werden können, und die ihm, wenn er gefallen will, unentbehrlich sind.

Was ist aber nun die Anmuth, wenn sie sich mit dem Schönen 15 zwar am liebsten, aber doch nicht ausschließend, verbindet? wenn sie zwar von dem Schönen her stammt, aber die Wirkungen desselben auch an dem Nicht-Schönen offenbart? wenn die Schönheit zwar ohne sie bestehen, aber durch sie allein ein Object der Neigung werden kann?

20 Das zarte Gefühl der Griechen unterschied frühe schon, was die Vernunft noch nicht zu verdeutlichen fähig war, und, nach einem Ausdruck strebend, erborgte es von der Einbildungskraft Bilder, da ihm der Verstand noch keine Begriffe darbieten konnte. Jener Mythos ist daher der Achtung des Philosophen werth, der sich ohnehin damit 25 begnügen muß, zu den Anschauungen, in welchen der reine Natursinn seine Entdeckungen niederlegt, die Begriffe aufzusuchen, oder mit andern Worten, die Bilderschrift der Empfindungen zu erklären.

Entkleidet man die Vorstellung der Griechen von ihrer allegorischen Hülle, so scheint sie keinen andern, als folgenden Sinn ein- 30 zuschließen.

'Anmuth ist eine bewegliche Schönheit; eine Schönheit nehm- 118 lich, die an ihrem Subjekte zufällig entstehen und eben so aufhören kann. Dadurch unterscheidet sie sich von der fixen Schönheit, die

3: entäußern B b. — 4: das Minder Schöne A a, das Minder-schöne B b (und so auch weiter unten). — 7: Nichtschöne, B b (und so stets). — 17: auch dem K. — zwar B b. — 18-19: allein Neigung einflößen kann? B b & B M.

mit dem Subjekte selbst nothwendig gegeben ist. Ihren Gürtel kann Venus abnehmen und der Juno augenblicklich überlassen; ihre Schönheit würde sie nur mit ihrer Person weggeben können. Ohne ihren Gürtel ist sie nicht mehr die reizende Venus, ohne Schönheit ist sie
5 nicht Venus mehr.

Dieser Gürtel, als das Symbol der beweglichen Schönheit, hat aber das ganz besondere, daß er der Person, die damit geschmückt wird, die objektive Eigenschaft der Anmuth verleiht; und unterscheidet sich dadurch von jedem andern Schmuck, der nicht die Person selbst,
10 sondern bloß den Eindruck derselben, subjektiv, in der Vorstellung eines Andern, verändert. Es ist der ausdrückliche Sinn des griechischen Mythos, daß sich die Anmuth in eine Eigenschaft der Person verwandle, und daß die Trägerinn des Gürtels wirklich liebenswürdig sey, nicht bloß so scheine.

Ein Gürtel, der nicht mehr ist als ein zufälliger äußerlicher Schmuck, scheint allerdings kein ' ganz passendes Bild zu seyn, die
15 persönliche Eigenschaft der Anmuth zu bezeichnen; aber eine persönliche Eigenschaft, die zugleich als zertrennbar von dem Subjekte gedacht wird, konnte nicht wohl anders, als durch eine zufällige
20 Zierde versinnlicht werden, die sich unbeschadet der Person von ihr trennen läßt.

Der Gürtel des Reizes wirkt also nicht natürlich, weil er in diesem Fall an der Person selbst nichts verändern könnte, sondern er wirkt magisch, das ist, seine Kraft wird über alle Naturbedin-
25 gungen erweitert. Durch diese Auskunft (die freylich nicht mehr ist als ein Behelf) sollte der Widerspruch gehoben werden, in den das Darstellungsvermögen sich jederzeit unvermeidlich verwickelt, wenn es für das, was außerhalb der Natur im Reiche der Freyheit liegt, in der Natur einen Ausdruck sucht.

30 Wenn nun der Gürtel des Reizes eine objektive Eigenschaft ausdrückt, die sich von ihrem Subjekte absondern läßt, ohne deswegen etwas an der Natur desselben zu verändern, so kann er nichts anders als Schönheit der Bewegung bezeichnen; denn Bewegung ist die einzige Veränderung, die mit einem Gegenstand vorgehen kann, ohne seine Identität aufzuheben.

7: besondere, B 6. — 10: derselben subjektiv, B. — 32: verändern; a.

' Schönheit der Bewegung ist ein Begriff, der beyden Forderungen 120 Genüge leistet, die in dem angeführten Mythos enthalten sind. Sie ist erstlich objektiv und kommt dem Gegenstande selbst zu, nicht bloß der Art, wie wir ihn aufnehmen. Sie ist zweytenz etwas 5 zufälliges an demselben, und der Gegenstand bleibt übrig, auch wenn wir diese Eigenschaft von ihm wegdenken.

Der Gürtel des Reizes verliert auch bey dem Minder-Schönen, und selbst bey dem Nicht-Schönen seine magische Kraft nicht; das heißt, auch das Minder-Schöne, auch das Nicht-Schöne kann sich schön bewegen.

10 Die Anmuth, sagt der Mythos, ist etwas zufälliges an ihrem Subjekt; daher können nur zufällige Bewegungen diese Eigenschaft haben. An einem Ideal der Schönheit müssen alle nothwendigen Bewegungen schön seyn, weil sie, als nothwendig, zu seiner Natur gehören; die Schönheit dieser Bewegungen ist also schon mit dem 15 Begriff der Venus gegeben, die Schönheit der zufälligen ist hingegen eine Erweiterung dieses Begriffs. Es giebt eine Anmuth der Stimme, aber keine Anmuth des Athemholens.

' Ist aber jede Schönheit der zufälligen Bewegungen Anmuth? 121

Daß der griechische Mythos Anmuth und Grazie nur auf die 20 Menschheit einschränke, wird kaum einer Erinnerung bedürfen; er geht sogar noch weiter, und schließt selbst die Schönheit der Gestalt in die Grenzen der Menschengattung ein, unter welcher der Grieche bekanntlich auch seine Götter begreift. Ist aber die Anmuth nur ein Vorrecht der Menschenbildung, so kann keine derjenigen Bewegungen 25 darauf Anspruch machen, die der Mensch auch mit dem, was bloß Natur ist, gemein hat. Könnten also die Loden an einem schönen Haupte sich mit Anmuth bewegen, so wäre kein Grund mehr vorhanden, warum nicht auch die Aeste eines Baumes, die Wellen eines Stroms, die Saaten eines Kornfelds, die Gliedmaassen der Thiere, 30 sich mit Anmuth bewegen sollten. Aber die Göttinn von Enidus repräsentiert nur die menschliche Gattung, und da wo der Mensch weiter nichts als ein Naturding und Sinnenwesen ist, da hört sie auf, für ihn Bedeutung zu haben.

1: Forderungen a B R W M. — 3: erstlich B b. — 12: nothwendige R. — 29: Kornfeldes, B b. — 30: Enidus M. — 31: repräsentirt B b. — da, B b. — 33: auf für B.

Willkürlichen Bewegungen allein kann also Anmuth zukommen, aber auch unter diesen nur denjenigen, die ein Ausdruck moralischer Empfindungen sind. Bewegungen, welche keine andere Quelle als die Sinnlichkeit haben, gehören bey aller Willkürlichkeit doch nur 122
5 der Natur an, die für sich allein sich nie bis zur Anmuth erhebet. Könnte sich die Begierde mit Anmuth, der Instinkt mit Grazie äußern, so würden Anmuth und Grazie nicht mehr fähig und würdig seyn, der Menschheit zu einem Ausdruck zu dienen.

Und doch ist es die Menschheit allein, in die der Grieche alle 10 Schönheit und Vollkommenheit einschließt. Nie darf sich ihm die Sinnlichkeit ohne Seele zeigen, und seinem humanen Gefühle ist es gleich unmöglich, die rohe Thierheit und die Intelligenz zu verein-
einzelnen. Wie er jeder Idee sogleich einen Leib anbildet und auch das Geistigste zu verkörpern strebt, so fodert er von jeder Handlung
15 des Instinkts an dem Menschen zugleich einen Ausdruck seiner sittlichen Bestimmung. Dem Griechen ist die Natur nie bloß Natur, darum darf er auch nicht erröthen, sie zu ehren; ihm ist die Vernunft
niemals bloß Vernunft, darum darf er auch nicht zittern, unter ihren Maßstab zu treten. Natur und Sittlichkeit, Materie und Geist,
20 Erde und Himmel fließen wunderbar schön in seinen Dichtungen zusammen. Er führte die Freyheit, die nur im Olympus zu Hause 123
ist, auch in die Geschäfte der Sinnlichkeit ein, und dafür wird man es ihm hingehen lassen, daß er die Sinnlichkeit in den Olympus versetzte.

25 Dieser zärtliche Sinn der Griechen nun, der das Materielle immer nur unter der Begleitung des Geistigen duldet, weiß von keiner willkürlichen Bewegung am Menschen, die nur der Sinnlichkeit allein angehörte, ohne zugleich ein Ausdruck des moralischempfindenden Geistes zu seyn. Daher ist ihm auch die Anmuth nichts anders
30 als ein solcher schöner Ausdruck der Seele in den willkürlichen Bewegungen. Wo also Anmuth statt findet, da ist die Seele das bewegende Princip, und in ihr ist der Grund von der Schönheit der

¹: Willkürlichen B. (B hat immer: Willkür, willkürlich, Willkürlichkeit.) —

¹⁴: Geistige R. — fordert B B B (und so haben B B B immer, R meistens: fordern, Forderung). — ¹⁵: einem A a (in A als Druckfehler angezeigt). — ¹⁹: Maßstab B b. — ²³: lassen, a B b. — ²⁸⁻²⁹: moralisch empfindenden B b. — ³¹: Statt B (und so immer).

Bewegung enthalten. Und so löst sich denn jene mythische Vorstellung in folgenden Gedanken auf: „Anmuth ist eine Schönheit, die nicht von der Natur gegeben, sondern von dem Subjekte selbst hervorgebracht wird.“

- 5 Ich habe mich bis jetzt darauf eingeschränkt, den Begriff der Anmuth aus der griechischen Fabel exegetisch herauszuziehen, und, wie ich hoffe, ohne ihr Gewalt anzuthun. Jetzt sey mir erlaubt zu versuchen, was sich auf dem Weg der philosophischen Untersuchung darüber ausmachen läßt, und ob es auch hier, wie in soviel andern 124
- 10 Fällen wahr ist, daß sich die philosophirende Vernunft weniger Entdeckungen rühmen kann, die der Sinn nicht schon dunkel geahndet, und die Poesie nicht geoffenbart hätte.

Venus, ohne ihren Gürtel und ohne die Grazien, repräsentiert uns das Ideal der Schönheit, so wie letztere aus den Händen der bloßen Natur kommen kann, und, ohne die Einwirkung eines empfindenden Geistes, durch die plastischen Kräfte erzeugt wird. Mit Recht stellt die Fabel für diese Schönheit eine eigene Göttergestalt zur Repräsentantin auf, denn schon das natürliche Gefühl unterscheidet sie auf das strengste von derjenigen, die dem

20 Einfluß eines empfindenden Geistes ihren Ursprung verdankt.

Es sey mir erlaubt diese von der bloßen Natur, nach dem Gesetz der Nothwendigkeit gebildete Schönheit, zum Unterschied von der, welche sich nach Freiheitsbedingungen richtet, die Schönheit des Baues (architektonische Schönheit) zu benennen. Mit diesem Namen

25 will ich also denjenigen Theil der menschlichen Schönheit bezeichnen haben, der nicht bloß durch Naturkräfte ausgeführt worden (was von jeder Erscheinung gilt) sondern der auch nur allein durch 125

Naturkräfte bestimmt ist.

Ein glückliches Verhältniß der Glieder, fließende Umrisse, ein

30 lieblicher Teint, eine zarte Haut, ein feiner und freier Wuchs, eine wohlklingende Stimme u. s. f. sind Vorzüge, die man bloß der Natur und dem Glück zu verdanken hat; der Natur, welche die Anlage

1: löset a, löst B b. — 2: Anmuth A (ohne Anführungszeichen). — 3: Begriff a. — 4: exegetisch herauszuziehen, A a] zu entwickeln, B b R W M. — 5: Wege B. — 6: hier wie a. — 7: so viel a, so vielen B. — 8: geahnt, R, geahnet, M. — 9: repräsentirt B b. — 10: Geistes durch a. — 11: eigne B. — 12: aufs strengste a. — 13: gilt), B b. — 14: freyer B b. — 15: sind, a. — 16: Natur welche A a.

dazu hergab und selbst entwickelte; dem Glück — welches das Bildungsgeſchäft der Natur von jeder Einwirkung feindlicher Kräfte beſchützte.

Diese Venus ſteigt ſchon ganz vollendet aus dem Schäume
5 des Meers empor: vollendet, denn ſie iſt ein beſchloſſenes, ſtreng
abgewogenes Werk der Nothwendigkeit, und als ſolches, keiner Varietät,
keiner Erweiterung fähig. Da ſie nehmlich nichts anders iſt, als ein
ſchöner Vortrag der Zwecke, welche die Natur mit dem Menſchen
beabſichtigt, und daher jede ihrer Eigenſchaften durch den Begriff, der
10 ihr zum Grund liegt, vollkommen entſchieden iſt, ſo kann ſie — der
Anlage nach — als ganz gegeben beurtheilt werden, obgleich dieſe
erſt unter Zeitbedingungen zur Entwicklung kommt.

Die architektoniſche Schönheit der menſchlichen Bildung muß von
der techniſchen Vollkommenheit derſelben wohl unterſchieden werden. 126
15 Unter der letztern hat man das System der Zwecke ſelbſt zu
verſtehen, ſo wie ſie ſich untereinander zu einem oberſten Endzweck
vereinigen; unter der erſtern hingegen bloß eine Eigenſchaft der
Darſtellung dieſer Zwecke, ſo wie ſie ſich dem anſchauenden Ver-
mögen in der Erſcheinung offenbaren. Wenn man alſo von der
20 Schönheit ſpricht, ſo wird weder der materielle Werth dieſer Zwecke
noch die formale Kunſtmäßigkeit ihrer Verbindung dabey in Betrach-
tung gezogen. Das anſchauende Vermögen hält ſich einzig nur an
die Art des Erſcheinens, ohne auf die logiſche Beſchaffenheit ſeines
Objekts die geringſte Rückſicht zu nehmen. Ob alſo gleich die archi-
25 tektoniſche Schönheit des menſchlichen Baues durch den Begriff der
demſelben zum Grund liegt, und durch die Zwecke bedingt iſt, welche
die Natur mit ihm beabſichtigt, ſo iſolirt doch das äſthetiſche Urtheil
ſie völlig von dieſen Zwecken, und nichts als was der Erſcheinung
unmittelbar und eigenthümlich angehört, wird in die Vorſtellung der
30 Schönheit aufgenommen.

Man kann daher auch nicht ſagen, daß die Würde der Menſch-
heit die Schönheit des menſchlichen Baues erhöhe. In unſer Urtheil
über die letztere kann die Vorſtellung der erſtern zwar einfließen, 127

1: hergab, B b. — Glück, — B b. — 2: von A a b] vor B & B M. —
5: beſchloſſenes, B b. — 11: ohgleich B. — 12: Entwicklung B. — 15: letztern
a B b. — 25: Begriff, B b. — 28: nichts, B b. — 33: letztern B.

aber alsdann hört es zugleich auf, ein reinästhetisches Urtheil zu seyn. Die Technik der menschlichen Gestalt ist allerdings ein Ausdruck seiner Bestimmung, und als ein solcher darf und soll sie uns mit Achtung erfüllen. Aber diese Technik wird nicht dem Sinn
5 sondern dem Verstande vorgestellt; sie kann nur gedacht werden, nicht erscheinen. Die architektonische Schönheit hingegen kann nie ein Ausdruck seiner Bestimmung seyn, da sie sich an ein ganz andres Vermögen wendet, als dasjenige ist, welches über jene Bestimmung zu entscheiden hat.

10 Wenn daher dem Menschen, vorzugsweise vor allen übrigen technischen Bildungen der Natur, Schönheit beugelegt wird, so ist dieß nur insofern wahr, als er schon in der bloßen Erscheinung diesen Vorzug behauptet, ohne daß man sich dabei seiner Menschheit zu erinnern braucht. Denn da dieses letzte nicht anders als ver-
15 mittelst eines Begriffs geschehen könnte, so würde nicht der Sinn, sondern der Verstand über die Schönheit Richter seyn, welches einen Widerspruch einschließt. Die Würde seiner sittlichen Bestimmung kann also der Mensch nicht in Anschlag bringen, seinen Vorzug als 'In- 128 telligenz kann er nicht geltend machen, wenn er den Preis der Schönheit behaupten will; hier ist er nichts als ein Ding im Raume, nichts als Erscheinung unter Erscheinungen. Auf seinen Rang in der Ideenwelt wird in der Sinnenwelt nicht geachtet, und wenn er in dieser die erste Stelle behaupten soll, so kann er sie nur dem, was in ihm Natur ist, zu verdanken haben.

25 Aber eben diese seine Natur ist, wie wir wissen, durch die Idee seiner Menschheit bestimmt worden, und so ist es denn mittelbar auch seine architektonische Schönheit. Wenn er sich also vor allen Sinnenwesen um ihn her durch höhere Schönheit unterscheidet, so ist er dafür unstreitig seiner menschlichen Bestimmung verpflichtet, welche den
30 Grund enthält, warum er sich von den übrigen Sinnenwesen überhaupt nur unterscheidet. Aber nicht darum ist die menschliche Bildung schön, weil sie ein Ausdruck dieser höheren Bestimmung ist, denn wäre dieses, so würde die nehmliche Bildung aufhören schön zu seyn,

4: Sinn, B b. — 6—7: kann wie ein A (wie als Druckfehler angezeigt). —

12: in sofern B b (und so stets). — 14: brauche. B. — 19: Preis b, Kreis B. —

23: es a. — 24: Natur ist, a B.

sobald sie eine niedrigere Bestimmung ausdrückte, so würde auch das Gegentheil dieser Bildung schön seyn, sobald man nur annehmen könnte, daß es jene höhere Bestimmung ausdrückte. Gesezt aber, man könnte bey einer ' schönen Menschengestalt ganz und gar ver- 129
5 gessen, was sie ausdrückt, man könnte ihr, ohne sie in der Erscheinung zu verändern, den rohen Instinkt eines Tigers unterschieben, so würde das Urtheil der Augen vollkommen dasselbe bleiben, und der Sinn würde den Tiger für das schönste Werk des Schöpfers erklären.

10 Die Bestimmung des Menschen, als einer Intelligenz, hat also an der Schönheit seines Baues nur in so fern einen Antheil, als ihre Darstellung, d. i. ihr Ausdruck in der Erscheinung zugleich mit den Bedingungen zusammentrifft, unter welchen das Schöne sich in der Sinnenwelt erzeugt. Die Schönheit selbst nemlich muß jeder-
15 zeit ein freyer Natureffekt bleiben, und die Vernunftidee, welche die Technik des menschlichen Baues bestimmte, kann ihm nie Schönheit ertheilen, sondern bloß gestatten.

Man könnte mir zwar einwenden, daß überhaupt alles was in der Erscheinung sich darstellt, durch Naturkräfte ausgeführt werde,
20 und daß dieses also kein ausschließendes Merkmal des Schönen seyn könne. Es ist wahr, alle technische Bildungen sind hervorgebracht durch Natur, aber durch Natur sind sie nicht technisch; wenigstens werden sie nicht so beurtheilt. Technisch sind sie nur durch den Ver- 190
stand, und ihre technische Vollkommenheit hat also schon Existenz im
25 Verstande, ehe sie in die Sinnenwelt hinübertritt, und zur Erscheinung wird. Schönheit hingegen hat das ganz eigenthümliche, daß sie in der Sinnenwelt nicht bloß dargestellt wird, sondern auch in derselben zuerst entspringt; daß die Natur sie nicht bloß ausdrückt, sondern auch erschafft. Sie ist durchaus nur eine Eigenschaft des
30 Sinnlichen, und auch der Künstler, der sie beabsichtigt, kann sie nur in so weit erreichen, als er den Schein unterhält, daß die Natur gebildet habe.

Die Technik des menschlichen Baues zu beurtheilen, muß man

13: zusammentrifft, B b. — 18: alles, B b. — 21: technischen WM. —
34—35: daß die Natur gebildet habe. A b WM] daß die Natur sie gebildet habe.
B, daß er die Natur gebildet habe. R.

die Vorstellung der Zwecke, denen sie gemäß ist, zu Hülfe nehmen; dieß hat man gar nicht nöthig, um die Schönheit dieses Baues zu beurtheilen. Der Sinn allein ist hier ein völlig kompetenter Richter, und dieß könnte er nicht seyn, wenn nicht die Sinnenwelt (die sein
 5 einziges Objekt ist) alle Bedingungen der Schönheit enthielte, und also zu Erzeugung derselben vollkommen hinreichend wäre. Mittelbar freylich ist die Schönheit des Menschen in dem Begriff seiner Menschheit gegründet, weil seine ganze sinnliche Natur in diesem Begriffe gegründet ist, aber der Sinn, weiß man, hält sich nur an
 10 das Unmittelbare, und für ihn ist es also gerade soviel, als wenn sie ein ganz unabhängiger Natureffekt wäre.

Nach dem bisherigen sollte es nun scheinen, als wenn die Schönheit für die Vernunft durchaus kein Interesse haben könnte, da sie bloß in der Sinnenwelt entspringt, und sich auch nur an das sinnliche Erkenntnißvermögen wendet. Denn nachdem wir von dem Begriff derselben, als fremdartig, abge sondert haben, was die Vorstellung der Vollkommenheit in unser Urtheil über die Schönheit zu mischen kaum unterlassen kann, so scheint dieser nichts mehr übrig zu bleiben, wodurch sie der Gegenstand eines vernünftigen Wohlgefallens
 15 seyn könnte. Nichts desto weniger ist es eben so ausgemacht, daß das Schöne der Vernunft gefällt, als es entschieden ist, daß es auf keiner solchen Eigenschaft des Objectes beruht, die nur durch Vernunft zu entdecken wäre.

Um diesen anscheinenden Widerspruch aufzulösen, muß man sich
 25 erinnern, daß es zweyerley Arten giebt, wodurch Erscheinungen Objecte der Vernunft werden, und Ideen ausdrücken können. Es ist nicht immer nöthig, daß die Vernunft diese Ideen aus den Erscheinungen herauszieht, sie kann sie auch in dieselben hineinlegen. 132 In beyden Fällen wird die Erscheinung einem Vernunftbegriff adäquat
 30 seyn, nur mit dem Unterschied: daß in dem ersten Fall die Vernunft ihn schon objectiv darinn findet, und ihn gleichsam von dem Gegenstand nur empfängt, weil der Begriff gesetzt werden muß, um die Beschaffenheit und oft selbst um die Möglichkeit des Objectes zu erklären; daß sie hingegen in dem zweyten Fall das, was unabhängig von ihrem Begriff in der Erscheinung gegeben ist, selbstthätig zu einem

16: derselben als fremdartig B, derselben als fremdartig, b. — 31: darin B.

Ausdruck desselben macht, und also etwas bloß sinnliches übersinnlich behandelt. Dort ist also die Idee mit dem Gegenstande objektiv nothwendig, hier hingegen höchstens subjektiv nothwendig verknüpft. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich jenes von der Vollkommenheit, dieses
5 von der Schönheit verstehe.

Da es also in dem zweyten Fall, in Ansehung des sinnlichen Objectes ganz und gar zufällig ist, ob es eine Vernunft giebt, die mit der Vorstellung desselben eine ihrer Ideen verbindet, folglich die objektive Beschaffenheit des Gegenstandes von dieser Idee als völlig
10 unabhängig muß betrachtet werden, so thut man ganz recht, das Schöne, objektiv, auf lauter Naturbedingungen ' einzuschränken, 133 und es für einen bloßen Effect der Sinnenwelt zu erklären. Weil aber doch — auf der andern Seite — die Vernunft von diesem Effect der bloßen Sinnenwelt einen transcendenten Gebrauch macht, und
15 ihm dadurch, daß sie ihm eine höhere Bedeutung leyht, gleichsam ihren Stempel ausdrückt, so hat man ebenfalls Recht, das Schöne subjektiv in die intelligible Welt zu versetzen. Die Schönheit ist daher als die Bürgerin zweier Welten anzusehen, deren einer sie durch Geburt, der andern durch Adoption angehört; sie empfängt
20 ihre Existenz in der sinnlichen Natur, und erlangt in der Vernunftwelt das Bürgerrecht. Hieraus erklärt sich auch, wie es zugeht, daß der Geschmack, als ein Beurtheilungsvermögen des Schönen, zwischen Geist und Sinnlichkeit in die Mitte tritt, und diese beyden, einander verschmähende Naturen zu einer glücklichen Eintracht verbindet — wie
25 er dem Materiellen die Achtung der Vernunft, wie er dem Rationalen die Zuneigung der Sinne erwirbt — wie er Anschauungen zu Ideen abelt, und selbst die Sinnenwelt gewissermaßen in ein Reich der Freyheit verwandelt.

Wie wohl es aber — in Ansehung des Gegenstandes selbst —
30 zufällig ist, ob die Vernunft ' mit der Vorstellung desselben eine ihrer 134 Ideen verbindet, so ist es doch — für das vorstellende Subjekt — nothwendig, mit einer solchen Vorstellung eine solche Idee zu verknüpfen. Diese Idee und das ihr korrespondirende sinnliche Merkmal

18: zweyer B R, zweier B M. — 21: verschmähenden B b R B M. — Naturen, zu A a B b. — 27: gewissermaßen B (und so stets), gewissermaßen b (und so stets). — 29: Wiewohl B b.

an dem Objekte müssen mit einander in einem solchen Verhältniß stehen, daß die Vernunft durch ihre eignen unveränderlichen Gesetze zu dieser Handlung genöthigt wird. In der Vernunft selbst muß also der Grund liegen, warum sie ausschließend nur mit einer ge-
 5 wissen Erscheinungsart der Dinge eine bestimmte Idee verknüpft, und in dem Objekte muß wieder der Grund liegen, warum es ausschließend nur diese Idee und keine andre hervorruft. Was für eine Idee das nun sey, die die Vernunft in das Schöne hineinträgt, und durch welche objektive Eigenschaft der schöne Gegenstand fähig
 10 sey, dieser Idee zum Symbol zu dienen — dieß ist eine viel zu wichtige Frage, um hier bloß im Vorübergehen beantwortet zu werden, und deren Erörterung ich also auf eine Analytik des Schönen verspare.

Die architektonische Schönheit des Menschen ist also, auf die Art, wie ich eben erwähnte, der sinnliche Ausdruck eines Vernunft-
 15 begriffs; aber sie ist es in keinem an'dern Sinne und mit keinem größern Rechte, als überhaupt jede schöne Bildung der Natur. Dem Grade nach übertrifft sie zwar alle andere Schönheiten, aber der Art nach steht sie in der nehmlichen Reihe mit denselben, da auch sie von ihrem Subjekte nichts, als was sinnlich ist, offenbart, und
 20 erst in der Vorstellung eine übersinnliche Bedeutung empfängt. *
 Daß ' die Darstellung der Zwecke am Menschen schöner ausgefallen 136

* Denn — um es noch einmal zu wiederholen — in der bloßen Anschauung wird alles, was an der Schönheit objektiv ist, gegeben. Da aber das, was dem Menschen den Vorzug vor allen übrigen Sinnenwesen giebt, in
 25 der bloßen Anschauung nicht vorkommt, so kann eine Eigenschaft, die sich schon in der bloßen Anschauung offenbart, diesen Vorzug nicht sichtbar machen. Seine höhere Bestimmung, die allein diesen Vorzug begründet, wird also durch seine Schönheit nicht ausgedrückt, und die Vorstellung von jener kann daher nie ein Ingrebienz von dieser abgeben, nie in das ästhetische Urtheil mit aufgenommen werden. Nicht der Gedanke selbst, dessen Ausdruck die menschliche Bildung ist,
 30 bloß die Wirkungen desselben in der Erscheinung offenbaren sich dem Sinn. Zu dem übersinnlichen Grund dieser Wirkungen ' erhebt der bloße Sinn sich eben 136 so wenig, als (wenn man mir dieß Beispiel verstatten will) als der bloß sinnliche Mensch zu der Idee der obersten Weltursache hinaufsteigt, wenn er seine Triebe
 35 befriedigt.

3: an dieser B. — 17: übertrifft B b. — andre B, anderen B, andern M.
 — 19: sie B b. — 22: wiederholen B b (und so stets: wiederholen, Wiederholung.)
 — 24: den Menschen B. — 25: nicht vorkommt, B b. — 32: bloße Sinn B b.
 — 33: das Beispiel M. — will) der bloß B. — 34: hinaussteigt, B.

ist, als bey andern organischen Bildungen, ist als eine Günst anzu-
sehen, welche die Vernunft, als Gesetzgeberinn des menschlichen Baues,
der Natur als Ausrichterin ihrer Gesetze erzeugte. Die Vernunft
verfolgt zwar bey der Technik des Menschen ihre Zwecke mit strenger
5 Nothwendigkeit, aber glücklicherweise treffen ihre Forderungen mit der
Nothwendigkeit der Natur zusammen, so daß die letztere den Auf-
trag der erstern vollzieht, indem sie bloß nach ihrer eigenen Neigung
handelt.

Dieses kann aber nur von der architektonischen Schönheit
10 des Menschen gelten, wo die Naturnothwendigkeit durch die Noth-
wendigkeit des sie bestimmenden teleologischen Grundes unterstützt
wird. Hier allein konnte die Schönheit gegen die Technik des Baues
berechnet werden, welches aber nicht mehr statt findet, sobald die
Nothwendigkeit nur einseitig ist und die übersinnliche Ursache, welche
15 die Erscheinung bestimmt, sich zufällig verändert. Für die architek- 137
tonische Schönheit des Menschen sorgt also die Natur allein, weil
ihr hier, gleich in der ersten Anlage, die Vollziehung alles dessen,
was der Mensch zu Erfüllung seiner Zwecke bedarf, einmal für
immer von dem schaffenden Verstand übergeben wurde, und sie
20 also in diesem ihrem organischen Geschäfte keine Neuerung zu be-
fürchten hat.

Der Mensch aber ist zugleich eine Person, ein Wesen also,
welches selbst Ursache, und zwar absolut letzte Ursache seiner Zu-
stände seyn, welches sich nach Gründen, die es aus sich selbst nimmt,
25 verändern kann. Die Art seines Erscheinens ist abhängig von der
Art seines Empfindens und Wollens, also von Zuständen, die er
selbst in seiner Freyheit, und nicht die Natur nach ihrer Nothwendig-
keit bestimmt.

Wäre der Mensch bloß ein Sinnenwesen, so würde die Natur
30 zugleich die Gesetze geben und die Fälle der Anwendung bestimmen;
jezt theilt sie das Regiment mit der Freyheit, und obgleich ihre Gesetze
Bestand haben, so ist es nunmehr doch der Geist, der über die Fälle
entscheidet.

Das Gebiet des Geistes erstreckt sich so weit, als die Natur 138
35 technisch ist, und endigt nicht eher, als wo das organische Leben

34—35: Natur lebendig ist, B b R W M.

- sich in die formlose Masse verliert, und die animalischen Kräfte aufhören. Es ist bekannt, daß alle bewegenden Kräfte im Menschen unter einander zusammenhängen, und so läßt sich einsehen, wie der Geist — auch nur als Princip der willkürlichen Bewegung betrachtet —
 5 seine Wirkungen durch das ganze System derselben fortpflanzen kann. Nicht bloß die Werkzeuge des Willens, auch diejenigen, über welche der Wille nicht unmittelbar zu gebieten hat, erfahren wenigstens mittelbar seinen Einfluß. Der Geist bestimmt sie nicht bloß absichtlich, wenn er handelt, sondern auch unabsichtlich, wenn er empfindet.
 10 Die Natur für sich allein kann, wie aus dem obigen klar ist, nur für die Schönheit derjenigen Erscheinungen sorgen, die sie selbst, uneingeschränkt, nach dem Gesetz der Nothwendigkeit zu bestimmen hat. Aber mit der Willkühr tritt der Zufall in ihre Schöpfung ein, und obgleich die Veränderungen, welche sie unter dem Regiment der
 15 Freyheit erleidet, nach keinen andern als ihren eignen Gesetzen erfolgen, so erfolgen sie doch nicht mehr aus diesen Gesetzen. Da es jetzt auf den Geist ankommt, welchen Gebrauch er von seinen Werk- 139 zeugen machen will, so kann die Natur über denjenigen Theil der Schönheit, welcher von diesem Gebrauche abhängt, nichts mehr zu
 20 gebieten, und also auch nichts mehr zu verantworten haben.

Und so würde denn der Mensch in Gefahr schweben, gerade da, wo er sich durch den Gebrauch seiner Freyheit zu den reinen Intelligenzen erhebt, als Erscheinung zu sinken, und in dem Urtheile des Geschmacks zu verlieren, was er vor dem Richterstuhl der Vernunft
 25 gewinnt. Die durch sein Handeln erfüllte Bestimmung würde ihm einen Vorzug kosten, den die in seinem Bau bloß angekündigte Bestimmung begünstigte; und wenn gleich dieser Vorzug nur sinnlich ist, so haben wir doch gefunden, daß ihm die Vernunft eine höhere Bedeutung ertheilt. Eines so groben Widerspruchs macht sich die
 30 Uebereinstimmungliebende Natur nicht schuldig, und was in dem Reiche der Vernunft harmonisch ist, wird sich durch keinen Mißklang in der Sinnenwelt offenbaren.

Indem also die Person oder das freye Principium im Menschen es auf sich nimmt, das Spiel der Erscheinungen zu bestimmen, und

1: Masse B b. — 2: bewegende R. — 10: Obigen B. — 14: ob gleich A a. —
 15: eigenen B. — 30: Uebereinstimmung liebende B b. — 33: Principium B b.

durch seine Dazwischenkunft der Natur die Macht entzieht, die Schönheit ihres Werks zu beschützen, so tritt es selbst an die Stelle der Natur, und übernimmt, (wenn mir dieser Ausdruck erlaubt ist) mit den Rechten derselben einen Theil ihrer Verpflichtungen. Indem der Geist die ihm untergeordnete Sinnlichkeit in sein Schicksal verwickelt, und von seinen Zuständen abhängen läßt, macht er sich gewissermaßen selbst zur Erscheinung, und bekennt sich als einen Unterthan des Gesetzes, welches an alle Erscheinungen ergeht. Um seiner selbst willen macht er sich verbindlich, die von ihm abhängende Natur auch noch in seinem Dienste Natur bleiben zu lassen, und sie ihrer früheren Pflicht nie entgegen zu behandeln. Ich nenne die Schönheit eine Pflicht der Erscheinungen, weil das ihr entsprechende Bedürfniß im Subjekte in der Vernunft selbst gegründet, und daher allgemein und nothwendig ist. Ich nenne sie eine frühere Pflicht, weil der Sinn schon geurtheilt hat, ehe der Verstand sein Geschäft beginnt.

Die Freyheit regiert also jetzt die Schönheit. Die Natur gab die Schönheit des Baues, die Seele giebt die Schönheit des Spiels. Und nun wissen wir auch, was wir unter Anmuth und Grazie zu verstehen haben. Anmuth ist die Schönheit der Gestalt unter dem Einfluß der Freyheit; die Schönheit derjenigen Erscheinungen, die die Person bestimmt. Die architektonische Schönheit macht dem Urheber der Natur, Anmuth und Grazie machen ihrem Besizer Ehre. Jene ist ein Talent, diese ein persönliches Verdienst.

Anmuth kann nur der Bewegung zukommen, denn eine Veränderung im Gemüth kann sich nur als Bewegung in der Sinnenwelt offenbaren. Dieß hindert aber nicht, daß nicht auch feste und ruhende Züge Anmuth zeigen könnten. Diese festen Züge waren ursprünglich nichts als Bewegungen, die endlich bey oftmaliger Erneuerung habituell wurden, und bleibende Spuren eindrückten. *

* Daher nimmt Home den Begriff der Anmuth viel zu eng an, wenn er (Grundsätze d. Kritik. II. 39. Neueste Ausgabe) sagt: „daß, wenn die anmuthigste Person in Ruhe sey, und sich weder bewege noch spreche, wir die Eigenschaft der Anmuth, wie die Farbe im Finstern, aus den Augen verlieren.“ Nein, wir verlieren sie nicht aus den Augen, solange wir an der schlafenden Person die Züge wahrnehmen, die ein wohlwollender sanfter Geist gebildet hat; und gerade

2: Selbst B. — 4: ihner B. — 10: frühern B. — 23: persönliches Verdienst. B h. — 34: so lange B h.

Aber nicht alle Bewegungen am Menschen sind der Grazie fähig. 142
 Grazie ist immer nur die Schönheit der durch Freyheit bewegten
 Ge'stalt, und Bewegungen, die bloß der Natur angehören, 143
 können nie diesen Rahmen verdienen. Es ist zwar an dem, daß ein
 5 lebhafter Geist sich zuletzt beynahe aller Bewegungen seines Körpers
 bemächtigt, aber wenn die Kette sehr lang wird, wodurch sich ein
 schöner Zug an moralische Empfindungen anschließt, so wird er eine
 Eigenschaft des Baues, und läßt sich kaum mehr zur Grazie zählen.
 Endlich bildet sich der Geist sogar seinen Körper, und der Bau
 10 selbst muß dem Spiele folgen, so daß sich die Anmuth zuletzt nicht
 felsen in architektonische Schönheit verwandelt.

So, wie ein feindseliger, mit sich uneiniger Geist selbst die er-
 habenste Schönheit des Baues zu Grund richtet, daß man unter den
 unwürdigen Händen der Freyheit das herrliche Meisterstück der Natur
 15 zuletzt nicht mehr erkennen kann, so sieht man auch zuweilen das
 heitre und in sich harmonische Gemüth der durch Hindernisse gefesselten
 Technik zu Hülfe kommen, die Natur in Freyheit setzen, und die
 noch eingewickelte, gedrückte Gestalt mit göttlicher Glorie ausein-
 ander breiten. Die plastische Natur des Menschen hat unendlich
 20 viele Hülfsmittel in sich selbst, ihr Verschämnis herein zu bringen,
 und ihre Fehler zu verbessern, so bald nur der sittliche 'Geist sie in 144

der schätzbarste Theil der Grazie bleibt übrig, derjeni'ge nemlich, der sich aus 142
 Gebärden zu Zügen verfestete, und also die Fertigkeit des Gemüths in
 schönen Empfindungen an den Tag legt. Wenn aber der Herr Berchtiger des
 25 Homischen Werks seinen Autor durch die Bemerkung zurecht zu weisen glaubte,
 (Siehe in demselben Band S. 459.) „daß sich die Anmuth nicht bloß auf will-
 kührliche Bewegungen einschränke, daß eine schlafende Person nicht aufhöre reizend
 zu seyn,“ — und warum? „weil während dieses Zustandes die unwillkührlichen,
 sanften und eben deswegen desto anmuthigern Bewegungen erst recht sichtbar werden,“
 30 so hebt er den Begriff der Grazie ganz auf, den Home bloß zu sehr einschränkte.
 Unwillkührliche Bewegungen im Schläfe, wenn es nicht mechanische Wiederhoh-
 lungen von willkührlichen sind, können nie anmuthig seyn, weit entfernt daß sie
 es vorzugsweise seyn könnten, und wenn eine schlafende Person reizend ist, so ist
 sie es keineswegs durch die Bewegungen die sie macht, sondern durch ihre Züge,
 35 die von vorhergegangenen Bewegungen zeugen.

5: beinahe B h. — 15: so B h. — 20: hier ein zu bringen, a. — 23: Geberden
 B (und so stets). — 25: Hom'e'schen & W M. — Werks B h. — 26: siehe B h.
 — 459) B. — 29: deswegen b. — 29—30: werden, so A a. — 32: weit ent-
 fernt, B h. — 34: Bewegungen, B h.

ihrem Bildungswerk unterstützen, oder auch manchmal nur nicht beunruhigen will.

Da auch die verfesteten Bewegungen (in Züge übergegangene Gebärden) von der Anmuth nicht ausgeschlossen sind, so könnte es das Ansehen haben, als ob überhaupt auch die Schönheit der anscheinenden oder nachgeahmten Bewegungen (die flammigten oder geschlängelten Linien) gleichfalls mit dazu gerechnet werden müßte, wie Mendelssohn auch wirklich behauptet. * Aber dadurch würde der Begriff der Anmuth zu dem Begriff der Schönheit überhaupt erweitert; denn alle Schönheit ist zuletzt bloß eine Eigenschaft der wahren oder anscheinenden (objektiven oder subjektiven) Bewegung, wie ich in einer Zergliederung des Schönen zu beweisen hoffe. Anmuth aber können nur solche Bewegungen zeigen, die zugleich einer Empfindung entsprechen.

Die Person — man weiß, was ich damit andeuten will — schreibt dem Körper die Bewegungen entweder durch ihren Willen vor, wenn sie eine vorgestellte Wirkung in der Sinnenwelt realisiren will, und in diesem Fall heißen die Bewegungen willkürlich oder abgezwängt; oder solche erfolgen, ohne den Willen der Person, nach einem Gesetz der Nothwendigkeit — aber auf Veranlassung einer Empfindung; diese nenne ich sympathetische Bewegungen. Ob die letztern gleich unwillkürlich und in einer Empfindung gegründet sind, so darf man sie doch mit denjenigen nicht verwechseln, welche das sinnliche Gefühlvermögen, und der Naturtrieb, bestimmt; denn der Naturtrieb ist kein freyes Princip, und was er verrichtet, das ist keine Handlung der Person. Unter den sympathetischen Bewegungen, von denen hier die Rede ist, will ich also nur diejenigen verstanden haben, welche der moralischen Empfindung, oder der moralischen Gefinnung zur Begleitung dienen.

Die Frage entsteht nun, welche von diesen beyden Arten der in der Person gegründeten Bewegungen ist der Anmuth fähig?

Was man beyrn Philosophiren nothwendig von einander trennen

* Philos. Schriften. I. 90.

7: müßten, B. — 8: Mendelssohn A a B b R B. — 23: demjenigen B. — 24: Gefühlsvormögen, B. — 25: er B b.

Schiller, sämml. Schriften. Gtß.-krit. Ausg. X.

muß, ist darum nicht immer auch in der Wirklichkeit getrennt. So findet man abgezweckte Bewegungen selten ohne sympathetische, weil der Wille als die Ursache von jenen sich nach moralischen Empfindungen bestimmt, aus welchen diese entspringen. In'dem eine Person 146
 5 spricht, sehen wir zugleich ihre Blicke, ihre Gesichtszüge, ihre Hände, ja oft den ganzen Körper mitsprechen, und der mimische Theil der Unterhaltung wird nicht selten für den beredtesten geachtet. Aber auch selbst eine abgezweckte Bewegung kann zugleich als eine sympathetische anzusehen seyn, und dieß geschieht alsdann, wenn sich etwas
 10 unwillkürliches in das willkürliche derselben mit einmischet.

Die Art und Weise nehmlich, wie eine willkürliche Bewegung vollzogen wird, ist durch ihren Zweck nicht so genau bestimmt, daß es nicht mehrere Arten geben sollte, nach denen sie kann verrichtet werden. Dasjenige nun, was durch den Willen oder den Zweck dabey
 15 unbestimmt gelassen ist, kann durch den Empfindungszustand der Person, sympathetisch bestimmt werden, und also zu einem Ausdruck desselben dienen. In'dem ich meinen Arm ausstrecke, um einen Gegenstand in Empfang zu nehmen, so führe ich einen Zweck aus, und die Bewegung, die ich mache, wird durch die Absicht, die ich damit
 20 erreichen will, vorgeschrieben. Aber welchen Weg ich meinen Arm zu dem Gegenstand nehmen und wie weit ich meinen übrigen Körper will nachfolgen lassen — wie geschwind oder langsam; und ' mit wie 147
 viel oder wenig Kraftaufwand ich die Bewegung verrichten will, in diese genaue Berechnung lasse ich mich in dem Augenblick nicht ein,
 25 und der Natur in mir wird also hier etwas anheim gestellt. Auf irgend eine Art und Weise muß aber doch dieses durch den bloßen Zweck nicht bestimmte, entschieden werden, und hier also kann meine Art zu empfinden den Ausschlag geben, und durch den Ton, den sie angiebt, die Art und Weise der Bewegung bestimmen. Der Antheil
 30 nun, den der Empfindungszustand der Person an einer willkürlichen Bewegung hat, ist das Unwillkürliche an derselben, und er ist auch das, worinn man die Grazie zu suchen hat.

Eine willkürliche Bewegung, wenn sie sich nicht zugleich mit einer sympathetischen verbindet, oder was eben soviel sagt, nicht mit

3: moralischem B. — 15-16: Person sympathetisch B. — 26: aber dieses a.
 — 32: worin B (und so stets).

etwas unwillkürlichem, das in dem moralischen Empfindungs-
zustand der Person seinen Grund hat, vermischt, kann niemals
Grazie zeigen, wozu immer ein Zustand im Gemüth, als Ursache
erfordert wird. Die willkürliche Bewegung erfolgt auf eine Handlung
5 des Gemüths, welche also vergangen ist, wenn die Bewegung geschieht.

Die sympathetische Bewegung hingegen begleitet die Handlung 148
des Gemüths, und den Empfindungszustand desselben, durch den es
zu dieser Handlung vermocht wird, und muß daher mit beyden als
gleichlaufend betrachtet werden.

10 Es erhellt schon daraus, daß die erste, die nicht von der Ge-
finnung der Person unmittelbar ausfließt, auch keine Darstellung der-
selben seyn kann. Denn zwischen die Gefinnung und die Bewegung
selbst tritt der Entschluß, der für sich betrachtet etwas ganz gleich-
gültiges ist; die Bewegung ist Wirkung des Entschlusses und des
15 Zweckes, nicht aber der Person und der Gefinnung.

Die willkürliche Bewegung ist mit der ihr vorangehenden Ge-
finnung zufällig, die begleitende hingegen nothwendig damit verbunden.
Jene verhält sich zum Gemüth wie das conventionelle Sprachzeichen
zu dem Gedanken, den es ausdrückt; die sympathetische oder begleitende
20 hingegen wie der leidenschaftliche Laut zu der Leidenschaft. Jene ist
daher nicht ihrer Natur, sondern bloß ihrem Gebrauch nach Dar-
stellung des Geistes. Also kann man auch nicht wohl sagen, daß 149
der Geist in einer willkürlichen Bewegung sich offenbare, da sie nur
die Materie des Willens (den Zweck) nicht aber die Form des
25 Willens (die Gefinnung) ausdrückt. Von der Letztern kann uns
nur die begleitende Bewegung belehren. *

* Wenn sich eine Begebenheit vor einer zahlreichen Gesellschaft ereignet, so
kann es sich treffen, daß jeder Anwesende von der Gefinnung der handelnden
Personen seine eigene Meinung hat; so zufällig sind willkürliche Bewegungen mit
30 ihrer moralischen Ursache verbunden. Wenn hingegen einem aus dieser Gesellschaft
ein sehr geliebter Freund oder ein sehr verhaßter Feind unerwartet in die Augen
fiel, so würde der unzweydeutige Ausdruck seines Gesichts die Empfindungen
seines Herzens schnell und bestimmt an den Tag legen, und das Urtheil der ganzen
Gesellschaft über den gegenwärtigen Empfindungszustand dieses Menschen würde
35 wahrscheinlich völlig einstimmig seyn: denn der Ausdruck ist hier mit seiner Ursache
im Gemüth durch Naturnothwendigkeit verbunden.

3: Grazie B. b. — Gemüth als B. — 21: bloß B. — nach, B. b. —
28 Handelnden A. a.

Daher wird man aus den Reden eines Menschen zwar abnehmen können, für was er will⁶ gehalten seyn, aber das, was er 150 wirklich ist, muß man aus dem mimischen Vortrag seiner Worte und aus seinen Gebärden, also aus Bewegungen, die er nicht 5 will, zu errathen suchen. Erfährt man aber, daß ein Mensch auch seine Gesichtszüge wollen kann, so traut man seinem Gesicht, von dem Augenblick dieser Entdeckung an, nicht mehr, und läßt jene auch nicht mehr für einen Ausdruck seiner Gefinnungen gelten.

Nun mag zwar ein Mensch durch Kunst und Studium es zuletzt 10 wirklich dahin bringen, daß er auch die begleitenden Bewegungen seinem Willen unterwirft, und gleich einem geschickten Taschenspieler, welche Gestalt er will, auf den mimischen Spiegel seiner Seele fallen lassen kann. Aber an einem solchen Menschen ist dann auch alles Lüge, und alle Natur wird von der Kunst verschlungen. Grazie hin- 15 gegen muß jederzeit Natur d. i. unwillkürlich seyn (wenigstens so scheinen) und das Subjekt selbst darf nie so aussehen, als wenn es um seine Anmuth wüßte.

Daraus ersieht man auch beiläufig, was man von der nachgeahmten oder gelernten Anmuth (die ich die theatralische und die 20 Tanzmeistergrazie nennen möchte,) zu halten habe. Sie ist ein würdiges Gegenstück zu derjenigen Schönheit, die am Pukstisch aus Karmin und Bleiweiß, falschen Locken, Fausses Gorges, und Ballfischrippen hervorgeht, und verhält sich ohngefähr eben so zu der wahren Anmuth, wie die Toiletten-Schönheit sich zu der architekto- 25 nischen verhält.* Auf einen un'geübten Sinn können beyde völlig 152

* Ich bin eben so weit entfernt, bey dieser Zusammenstellung dem Tanzmeister sein Verdienst um die wahre Grazie, als dem Schauspieler seinen Anspruch darauf abzustreiten. Der Tanzmeister kommt der wahren Anmuth unstreitig zu Hülfe, indem er dem Willen die Herrschaft über seine Werkzeuge verschafft, und 30 die Hindernisse hinwegräumt, welche die Masse und Schwerkraft dem Spiel der lebendigen Kräfte entgegen setzen. Er kann dieß nicht anders als nach Regeln verrichten, welche den Körper in einer heilsamen Zucht erhalten, und, so lange die Trägheit widerstrebt, steif, d. i. zwingend seyn und auch so aussehen dürfen. Entläßt er aber den Lehrling aus seiner Schule, so muß die Regel bey diesem 35 ihren Dienst schon geleistet haben, daß sie ihn nicht in die Welt zu begleiten braucht: kurz das Werk der Regel muß in Natur übergehen.

⁶: kann, a. — ¹⁵: Natur, B b. — ¹⁶: (scheinen), B b. — ¹⁸: beiläufig, B b. — ²⁰: möchte) B b. — ²³: ungefähr B M. — ²⁸: ohn'streitig a. — ³¹: entgegen-
setzen. B b. — ³⁵: zu B b.

denselben Effekt machen, wie das Original, das sie nach'ahmen, und 153
ist die Kunst groß, so kann sie auch zuweilen den Kenner betrügen.
Aber aus irgend einem Zuge blickt endlich doch der Zwang und die
Absicht hervor, und dann ist Gleichgültigkeit, wo nicht gar Verachtung
5 und Ekel, die unvermeidliche Folge. Sobald wir merken, daß ' die 154
architektonische Schönheit gemacht ist, so sehen wir gerade so viel
von der Menschheit (als Erscheinung) verschwunden, als aus einem
fremden Naturgebiet zu derselben geschlagen worden ist — und wie
sollten wir, die wir nicht einmal Wegwerfung eines zufälligen Vor-
10 zugs verzeihen, mit Vergnügen, ja auch nur mit Gleichgültigkeit einen
Tausch betrachten, wobey ein Theil der Menschheit für gemeine Natur
ist hingegeben worden? Wie sollten wir, wenn wir auch die Wirkung

Die Geringschätzung, mit der ich von der theatralischen Grazie rede, gilt nur 152
der nachgeahmten, und diese nehme ich keinen Anstand, auf der Schaubühne
15 wie im Leben zu verwerfen. Ich bekenne, daß mir der Schauspieler nicht gefällt,
der seine Grazie, gesetzt daß ihm die Nachahmung auch noch so sehr gelungen
sey, an der Toilette studirt hat. Die Forderungen, die wir an den Schauspieler
machen, sind: 1) Wahrheit der Darstellung und 2) Schönheit der Darstellung.
Nun behaupte ich, daß der Schauspieler, was die Wahrheit der Darstellung
20 betrifft, alles durch Kunst und nichts durch Natur hervorbringen müsse, weil er
sonst gar nicht Künstler ist; und ich werde ihn bewundern, wenn ich höre oder
sehe, daß er, der einen wüthenden Quelfo meisterhaft spielte, ein Mensch von
sanftem Charakter ist; auf der andern Seite hingegen behaupte ich, daß er, was
die Schönheit der Darstellung betrifft, der Kunst gar nichts zu danken
25 haben dürfe, und daß hier alles an ihm freiwilliges Werk der Natur seyn
müsse. Wenn es mir bey der Wahrheit seines Spiels befällt, daß ihm dieser
' Charakter nicht natürlich ist, so werde ich ihn nur um so höher schätzen; wenn es 153
mir bey der Schönheit seines Spiels befällt, daß ihm diese anmuthigen Bewe-
gungen nicht natürlich sind, so werde ich mich nicht enthalten können, über den
30 Menschen zu zürnen, der hier den Künstler zu Hülfe nehmen mußte. Die
Ursache ist, weil das Wesen der Grazie mit ihrer Natürlichkeit verschwindet, und
weil die Grazie doch eine Forderung ist, die wir uns an den bloßen Menschen zu
machen berechtigt glauben. Was werde ich aber nun dem mimischen Künstler ant-
worten, der gern wissen möchte, wie er, da er sie nicht erlernen darf, zu der
35 Grazie kommen soll? Er soll, ist meine Meinung, zuerst dafür sorgen, daß die
Menschheit in ihm selbst zur Zeitigung komme, und dann soll er hingehen und
(wenn es sonst sein Beruf ist) sie auf der Schaubühne repräsentiren.

7: Menschheit a. — 13: Geringschätzung mit A a. — 14: diese, A a. —
17: studirt a. — Forderungen A a, Forderungen, B, Forderungen, b. —
22: Quelfo] (Quelfo heißt der eine der Zwillingbrüder in Klingsers Trauerspiel
'Die Zwillinge'.) — spielte ein A a. — 23: Charakter B b (und so stets). —
24: die Anmuth der Darstellung B b. — betrifft A a. — 25: freiwilliges a.

verzeihen könnten, den Betrug nicht verachten? — Sobald wir merken, daß die Anmuth erkünstelt ist, so schließt sich plötzlich unser Herz, und zurücke flieht die ihr entgegenwallende Seele. Aus Geist sehen wir plötzlich Materie geworden, und ein Wolkenbild aus einer himm-
 5 lischen Juno.

Ob aber gleich die Anmuth etwas unwillkürliches seyn oder scheinen muß, so suchen wir sie doch nur bey Bewegungen, die, mehr oder weniger, von dem Willen abhängen. Man legt zwar auch einer gewissen Gebärden Sprache Grazie bey, und spricht von einem anmuthigen
 10 Lächeln und einem reizenden Erröthen, welches doch beydes sympathetische Bewegungen sind, worüber nicht der Wille, sondern die Empfindung entscheidet. Allein nicht zu rechnen, daß jenes ' doch in 155 unserer Gewalt ist, und daß noch gezeifelt werden kann, ob dieses auch eigentlich zur Anmuth gehöre, so sind doch bey weitem die mehrern
 15 Fälle, in welchen sich die Grazie offenbart, aus dem Gebiet der willkürlichen Bewegungen. Man fodert Anmuth von der Rede und vom Gesang, von dem willkürlichen Spiele der Augen und des Mundes, von den Bewegungen der Hände und der Arme bey jedem freyen Gebrauch derselben, von dem Gange, von der Haltung des Körpers
 20 und der Stellung, von dem ganzen Bezeugen eines Menschen, insofern es in seiner Gewalt ist. Von denjenigen Bewegungen am Menschen, die der Naturtrieb oder ein herrgewordener Affekt auf seine eigene Hand ausführet, und die also auch ihrem Ursprung nach sinnlich sind, verlangen wir etwas ganz anders als Anmuth, wie sich nachher entdecken wird. Dergleichen Bewegungen gehören der Natur und nicht der Person an, aus der doch allein alle Grazie quellen muß.
 25 Wenn also die Anmuth eine Eigenschaft ist, die wir von willkürlichen Bewegungen fodern, und wenn auf der andern Seite von der Anmuth selbst doch alles willkürliche verbannt seyn muß, so werden wir sie in demjenigen, was bey absichtlichen Bewegungen unabsichtlich, ' zugleich aber einer moralischen Ursache im Gemüth ent- 156
 30 sprechend ist, aufzusuchen haben.

3: zurück R W M. — 10: reizenden Bb. — 20: Bezeugen W M. (Vgl. Gesch. d. Abf. d. Niederl., 1ste Ausg. 1, 258 = 2te Ausg. 1, 291: 'und beeiferten sich in die Wette, ihn durch ein angenehmes Bezeugen zu gewinnen'; das. 1, 260 = 1, 293: 'konnte er nicht umhin, ihn über sein Bezeugen gegen Granvella zur Rechenschaft zu ziehen')

Dadurch wird übrigens bloß die Gattung von Bewegungen bezeichnet, unter welcher man die Grazie zu suchen hat; aber eine Bewegung kann alle diese Eigenschaften haben, ohne deswegen anmuthig zu seyn. Sie ist dadurch bloß sprechend (mimisch).

- 5 Sprechend (im weitesten Sinne) nenne ich jede Erscheinung am Körper, die einen Gemüthszustand begleitet und ausdrückt. In dieser Bedeutung sind also alle sympathetische Bewegungen sprechend, selbst diejenigen, welche bloßen Affektionen der Sinnlichkeit zur Begleitung dienen.
- 10 Auch thierische Bildungen sprechen, indem ihr äußeres das innere offenbart. Hier aber spricht bloß die Natur, nie die Freyheit. In der permanenten Gestalt und in den festen architektonischen Zügen des Thieres kündigt die Natur ihren Zweck, in den mimischen Zügen das erwachte oder gestillte Bedürfnis an. Der Ring der Noth-
- 15 wendigkeit geht durch das Thier wie durch die Pflanze, ohne durch eine Person unterbrochen zu werden. Die Individualität ' seines 157 Daseyns ist nur die besondre Vorstellung eines allgemeinen Naturbegriffs; die Eigenthümlichkeit seines gegenwärtigen Zustandes bloß Beispiel einer Ausführung des Naturzwecks unter bestimmten Natur-
- 20 bedingungen.

Sprechend im engern Sinn ist nur die menschliche Bildung und diese auch nur in denjenigen ihrer Erscheinungen, die seinen moralischen Empfindungszustand begleiten, und demselben zum Ausdruck dienen.

- 25 Nur in diesen Erscheinungen: denn in allen andern steht der Mensch in gleicher Reihe mit den übrigen Sinnenwesen. In seiner permanenten Gestalt und in seinen architektonischen Zügen legt bloß die Natur, wie bey dem Thier und allen organischen Wesen, ihre Absicht vor. Die Absicht der Natur mit ihm kann zwar viel weiter
- 30 gehen als bey diesen, und die Verbindung der Mittel zu Erreichung derselben kunstreicher und verwickelter seyn; dieß alles kommt bloß auf Rechnung der Natur, und kann ihm selbst zu keinem Vorzug gereichen.

Bev dem Thiere und der Pflanze gibt die Natur nicht bloß die

³: deswegen B b. — ⁴: sprechend, B b. — ⁶: begleitet, B b. — ⁷: sympathetischen B M. — ¹⁰: äußeres B. — innere B. — ¹⁸: eines gegenwärtigen a. — ²³: moralische A. — ³⁰: gehen, B b. — ³³: giebt B b (B hat stets, b fast immer: giebt.)

Bestimmung an, sondern führt sie auch allein aus. Dem Menschen ' aber giebt sie bloß die Bestimmung, und überläßt ihm 158 selbst die Erfüllung derselben. Dieß allein macht ihn zum Menschen.

Der Mensch allein hat als Person unter allen bekannten Wesen 5 das Vorrecht, in den Ring der Nothwendigkeit, der für bloße Naturwesen unzerreißbar ist, durch seinen Willen zu greifen, und eine ganz frische Reihe von Erscheinungen in sich selbst anzufangen. Der Akt, durch den er dieses wirkt, heißt vorzugsweise eine Handlung, und diejenigen seiner Verrichtungen, die aus einer solchen Handlung her- 10 fließen, ausschließungsweise, seine Thaten. Er kann also, daß er eine Person ist, bloß durch seine Thaten beweisen.

Die Bildung des Thiers drückt nicht nur den Begriff seiner Bestimmung, sondern auch das Verhältniß seines gegenwärtigen Zustandes zu dieser Bestimmung aus. Da nun bey dem Thiere die 15 Natur die Bestimmung zugleich giebt und erfüllt, so kann die Bildung des Thiers nie etwas anders als das Werk der Natur ausdrücken.

Da die Natur dem Menschen zwar die Bestimmung giebt, aber die Erfüllung derselben in seinen Willen stellt, so kann das gegenwärtige Verhältniß seines Zustandes zu seiner Bestimmung nicht 159 20 Werk der Natur, sondern muß sein eigenes Werk seyn. Der Ausdruck dieses Verhältnisses in seiner Bildung gehört also nicht der Natur, sondern ihm selbst an, das ist, es ist ein persönlicher Ausdruck. Wenn wir also aus dem architektonischen Theil seiner Bildung erfahren, was die Natur mit ihm beabsichtigt hat, so erfahren wir 25 aus dem mimischen Theil derselben, was er selbst zu Erfüllung dieser Absicht gethan hat.

Bev der Gestalt des Menschen begnügen wir uns also nicht damit, daß sie uns bloß den allgemeinen Begriff der Menschheit, oder was etwa die Natur zu Erfüllung desselben an diesem Individuum 30 wirkte, vor Augen stelle, denn das würde er mit jeder technischen Bildung gemein haben. Wir erwarten noch von seiner Gestalt, daß sie uns zugleich offenbare, in wie weit er in seiner Freyheit dem Naturzweck entgegen kam, d. i. daß sie Charakter zeige. In dem erstern Fall sieht man wohl, daß die Natur es mit ihm auf einen Menschen

5: bloße a. — 18: in seinen B. — 23: Theil mit derselben M. — was B. — 33: ersten & 2. M.

anlegte, aber nur aus dem zweiten ergiebt sich, ob er es wirklich geworden ist.

Die Bildung eines Menschen ist also nur in so weit seine Bildung, als sie mimisch ist; ' aber auch so weit sie mimisch ist, ist 160
5 sie fein. Denn, wenn gleich der größere Theil dieser mimischen Züge, ja wenn gleich alle bloßer Ausdruck der Sinnlichkeit wären, und ihm also schon als bloßem Thiere zukommen könnten, so war er bestimmt und fähig, die Sinnlichkeit durch seine Freyheit einzuschränken. Die Gegenwart solcher Züge beweist also den Nichtgebrauch jener Fähig-
10 keit, und die Nichterfüllung jener Bestimmung; ist also eben so gewiß moralisch sprechend, als die Unterlassung einer Handlung, welche die Pflicht gebietet, eine Handlung ist.

Von den sprechenden Zügen, die immer ein Ausdruck der Seele sind, muß man die stummen Züge unterscheiden, die bloß die plastische
15 Natur, insofern sie von jedem Einfluß der Seele unabhängig wirkt, in die menschliche Bildung zeichnet. Ich nenne diese Züge stumm, weil sie als unverständliche Chiffren der Natur von dem Charakter schweigen. Sie zeigen bloß die Eigenthümlichkeit der Natur im Vortrag der Gattung, und reichen oft für sich allein schon hin, das Individuum zu unterscheiden, aber von der Person können sie nie
20 etwas offenbaren. Für den Physiognomen sind diese stummen Züge keineswegs bedeutungsleer, weil der Physiognome nicht bloß wissen will, was der Mensch ' selbst aus sich gemacht, sondern auch, was 161
die Natur für und gegen ihn gethan hat.

25 Es ist nicht so leicht, die Grenzen anzugeben, wo die stummen Züge aufhören, und die sprechenden beginnen. Die gleichförmig wirkende Bildungskraft und der gesetzlose Affect streiten unaufhörlich um ihr Gebiet; und was die Natur mit unermüdeter stiller Thätigkeit erbaute, wird oft wieder umgerissen von der Freyheit, die gleich
30 einem anschwellenden Strome über ihre Ufer tritt. Ein reger Geist verschafft sich auf alle körperlichen Bewegungen Einfluß, und kommt zuletzt mittelbar dahin, auch selbst die festen Formen der Natur, die dem Willen unerreichbar sind, durch die Macht des sympathetischen Spiels zu verändern. An einem solchen Menschen wird endlich alles

9: beweist B 6 (und so stets). — 22: Physiognom R, Physiognom B M. — 31: Einfluß: a.

Karakterzug, wie wir an manchen Köpfen finden, die ein langes Leben, außerordentliche Schicksale und ein thätiger Geist völlig durchgearbeitet haben. Der plastischen Natur gehört an solchen Formen nur das Genetrische, die ganze Individualität der Ausführung aber der Person an; 5 daher sagt man sehr richtig, daß an einer solchen Gestalt alles Seele sey.

Dagegen zeigen uns jene zugestuzten Jünglinge der Regel, (die zwar die Sinnlichkeit zur ' Ruhe bringen, aber die Menschheit nicht 162 wecken kann) in ihrer flachen und ausdruckslosen Bildung überall nichts, als den Finger der Natur. Die geschäftlose Seele ist ein bescheidener Gast in ihrem Körper und ein friedlicher stiller Nachbar 10 der sich selbst überlassenen Bildungskraft. Kein anstrengender Gedanke, keine Leidenschaft greift in den ruhigen Takt des physischen Lebens; nie wird der Bau durch das Spiel in Gefahr gesetzt, nie die Vegetation durch die Freyheit beunruhigt. Da die tiefe Ruhe des Geistes keine beträchtliche Konsumtion der Kräfte verursacht, so wird 15 die Ausgabe nie die Einnahme übersteigen, vielmehr die thierische Oekonomie immer Ueberschuß haben. Für den schmalen Gehalt von Glückseligkeit, den sie ihm auswirft, macht der Geist den pünktlichen Hausverwalter der Natur, und sein ganzer Ruhm ist, ihr Buch in 20 Ordnung zu halten. Geleistet wird also werden, was die Organisation immer leisten kann, und floriren wird das Geschäft der Ernährung und Zeugung. Ein so glückliches Einverständniß zwischen der Naturnothwendigkeit und der Freyheit kann der architektonischen Schönheit nicht anders als günstig seyn, und hier ist es auch, wo 25 sie in ihrer ganzen Reinheit kann beobachtet werden. Aber die allgemeinen Naturkräfte führen, wie man weiß, einen ewigen Krieg mit 163 den besondern, oder den organischen, und die kunstreichste Technik wird endlich von der Rohäsion und Schwerkraft bezwungen. Daher hat auch die Schönheit des Baues, als bloßes Naturprodukt, ihre bestimmten Perioden der Blüthe, der Reife und des Verfalles, die das Spiel zwar beschleunigen, aber niemals verzögern kann; und ihr gewöhnliches Ende ist, daß die Masse allmählig über die Form Meister wird, und der lebendige Bildungstrieb in dem aufgespeicherten Stoff sich sein eigenes Grab bereitet.*

* Daher man auch mehrentheils finden wird, daß solche Schönheiten des 8: überall B b. — 32: Masse B b.

Ob indeffen gleich kein einzelner stummer Zug Ausdruck des 164
Geistes ist, so ist eine solche 'stumme Bildung doch im Ganzen 165

Baues sich schon im mittlern Alter durch Obesität sehr merklich vergrößern, daß, anstatt jener kaum angedeuteten zarten Lineamente der Haut, sich Gruben einsenken 5 und wurstförmige Falten aufwerfen, daß das Gewicht unvermerkt auf die Form Einfluß bekömmt, und das reizende mannichfache Spiel schöner Linien auf der Oberfläche sich in einem gleichförmig schwellenden Polster von Fette verliert. Die Natur nimmt wieder, was sie gegeben hat.

Ich bemerke beiläufig, daß etwas ähnliches zuweilen mit dem Genie vorgeht, 10 welches überhaupt in 'seinem Ursprunge, wie in seinen Wirkungen mit der archi- 164 tektonischen Schönheit vieles gemein hat. Wie diese, so ist auch jenes ein bloßes Naturerzeugniß, und nach der verkehrten Denkart der Menschen, die, was nach keiner Vorschrift nachzuahmen, und durch kein Verdienst zu erringen ist, gerade am höchsten schätzen, wird die Schönheit mehr als der Reiz, das Genie 15 mehr als erworbene Kraft des Geistes bewundert. Beyde Künstlinge der Natur werden bey allen ihren Unarten (wodurch sie nicht selten ein Gegenstand verdienter Verachtung sind) als ein gewisser Geburtsadel, als eine höhere Klasse betrachtet, weil ihre Vorzüge von Naturbedingungen abhängig sind, und daher über alle Wahl hinaus liegen.

20 Aber wie es der architektonischen Schönheit ergeht, wenn sie nicht zeitig dafür Sorge trägt, sich an der Grazie eine Stütze und eine Stellvertreterin heranzuziehen, eben so ergeht es auch dem Genie, wenn es sich durch Grundsätze, Ges- schmack und Wissenschaft zu stärken verabsäumt. War seine ganze Ausstattung eine lebhafte und blühende Einbildungskraft (und die Natur 'kann nicht wohl andre 165 als sinnliche Vorzüge ertheilen) so mag es bey Zeiten darauf denken, sich dieses zweydeutigen Geschenke durch den einzigen Gebrauch zu verschern, wodurch Natur- gaben Befähigungen des Geistes werden können; dadurch, meyne ich, daß es der Materie Form ertheilt; denn der Geist kann nichts, als was Form ist, sein eigen nennen. Durch keine verhältnißmäßige Kraft der Vernunft beherrscht, wird die 30 wildaufgeschossene üppige Naturkraft über die Freyheit des Verstandes hinaus- wachsen, und sie eben so ersticken, wie bey der architektonischen Schönheit die Masse endlich die Form unterdrückt.

Die Erfahrung, denke ich, liefert hievon reichlich Belege, besonders an den- jenigen Dichter-Genien, die früher berühmte werden, als sie mündig sind, und wo, 35 wie bey mancher Schönheit, das ganze Talent oft die Jugend ist. Ist aber der kurze Frühling vorbey, und fragt man nach den Früchten, die er hoffen ließ, so sind es schwammigte und oft verkrüppelte Geburten, die ein mißgeleiteter blinder Bildungstrieb erzeugte. Gerade da, wo man erwarten 'kann, daß der Stoff sich 166 zur Form veredelt und der bildende Geist in der Anschauung Ideen niedergelegt habe, sind sie, wie jedes andre Naturprodukt, der Materie anheim gefallen, und die vielversprechenden Meteore erscheinen als ganz gewöhnliche Lichter — wo nicht

9: beiläufig, B b. — 15: Künstlinge a. — 17: gewisser a B. — 21: Stellvertre-
terinn b. — 23: Wissenschaft a B b. — 27: meine B. — 30: wildaufgeschossne a,
wildaufgeschossene B b. — 34: Dichtergenien, B b. — werden als A a. —
37: schwammige R. — 41: vielversprechendnn B. — Meteore, B b.

charakteristisch; und zwar aus eben dem Grunde, war'um eine sinnlich 166
 sprechende es ist. Der Geist nemlich soll thätig seyn und soll mora-
 lisch empfinden; und also zeugt es von seiner Schuld, wenn seine
 Bildung davon keine Spuren aufweist. Wenn uns also gleich der
 5 reine und schöne Ausdruck seiner Bestimmung in der Architektur seiner
 Gestalt mit Wohlgefallen und mit Ehrfurcht gegen die höchste Ver-
 nunft, als ihre Ursache, erfüllt, so werden beyde Empfindungen nur
 so lange ungemischt bleiben, als er uns bloße Naturerzeugung ist.
 Denken wir ihn uns aber als moralische Person, so sind wir berech-
 10 tigt, einen Ausdruck derselben in seiner Gestalt zu erwarten, und
 schlägt diese Erwartung fehl, so wird Verachtung unausbleiblich er- 167
 folgen. Bloß organische Wesen sind uns ehrwürdig als Geschöpfe,
 der Mensch aber kann es uns nur als Schöpfer, (d. i. als Selbst-
 urheber seines Zustandes) seyn. Er soll nicht bloß, wie die übrigen
 15 Sinnwesen, die Strahlen fremder Vernunft zurückwerfen, wenn es
 gleich die Göttliche wäre, sondern er soll, gleich einem Sonnenkörper,
 von seinem eigenen Lichte glänzen.

Eine sprechende Bildung wird also von dem Menschen gefodert,
 sobald man sich seiner sittlichen Bestimmung bewußt wird; aber es
 20 muß zugleich eine Bildung seyn, die zu seinem Vortheile spricht, d. i.
 die eine, seiner Bestimmung gemäße Empfindungsart, eine moralische
 Fertigkeit, ausdrückt. Diese Anforderung macht die Vernunft an die
 Menschenbildung.

Der Mensch ist aber als Erscheinung zugleich Gegenstand des
 25 Sinnes. Wo das moralische Gefühl Befriedigung findet, da will
 das ästhetische nicht verkürzt seyn, und die Uebereinstimmung mit
 einer Idee darf in der Erscheinung kein Opfer kosten. So streng also
 auch immer die Vernunft einen Ausdruck der Sittlichkeit fodert, so
 unnachlässig fodert das Auge ' Schönheit. Da diese beyden Fode- 168
 30 rungen an dasselbe Objekt, obgleich von verschiedenen Instanzen der
 gar als noch etwas weniger. Denn die poetisirende Einbildungskraft sinkt zuweilen
 auch ganz zu dem Stoff zurück, aus dem sie sich losgewickelt hatte, und verschmäht
 es nicht, der Natur bey einem andern solidern Bildungswerk zu dienen, wenn
 es ihr mit der poetischen Zeugung nicht recht mehr gelingen will.

4: aufweist. B b. — 7: Ursache erfüllt a. — 14: Er B b. — 29: unnachlässig B b R W. (Vgl. 97, 14 und 151, 7. Ebenso unerlässlich z. B. 42, 10; 46, 29; Th. 6, S. 319, 26.)

Beurtheilung, ergehen, so muß auch durch eine und dieselbe Ursache für beider Befriedigung gesorgt seyn. Diejenige Gemüthsverfassung des Menschen, wodurch er am fähigsten wird, seine Bestimmung als moralische Person zu erfüllen, muß einen solchen Ausdruck gestatten, 5 der ihm auch, als bloßer Erscheinung, am vortheilhaftesten ist. Mit andern Worten: seine sittliche Fertigkeit muß sich durch Grazie offenbaren.

Hier ist es nun, wo die große Schwierigkeit eintritt. Schon aus dem Begriff moralischsprechender Bewegungen ergiebt sich, daß sie eine moralische Ursache haben müssen, die über die Sinnenwelt hinaus 10 liegt; eben so ergiebt sich aus dem Begriffe der Schönheit, daß sie keine andre als sinnliche Ursache habe, und ein völlig freyer Natur-effekt seyn oder doch so erscheinen müsse. Wenn aber der letzte Grund moralischsprechender Bewegungen nothwendig außerhalb, der letzte Grund der Schönheit eben so nothwendig innerhalb der Sinnen- 15 welt liegt, so scheint die Grazie, welche beydes verbinden soll, einen offenbaren Widerspruch zu enthalten.

Um ihn zu heben, wird man also annehmen müssen, „daß die 169 moralische Ursache im Gemüthe, die der Grazie zum Grunde liegt, in der von ihr abhängenden Sinnlichkeit gerade denjenigen Zustand nothwendig hervorbringe, der die Naturbedingungen des Schönen in sich enthält.“ Das Schöne setzt nemlich, wie sich von allem Sinnlichen versteht, gewisse Bedingungen, und, in sofern es das Schöne ist, auch bloß sinnliche Bedingungen voraus. Daß nun der Geist, (nach einem Gesetz, das wir nicht ergründen können) durch den Zu- 25 stand, worinn er sich selbst befindet, der ihn begleitenden Natur den andern vorschreibt, und daß der Zustand moralischer Fertigkeit in ihm gerade derjenige ist, durch den die sinnlichen Bedingungen des Schönen in Erfüllung gebracht werden, dadurch macht er das Schöne möglich, und das allein ist seine Handlung. Daß aber wirklich 30 Schönheit daraus wird, das ist Folge jener sinnlichen Bedingungen, also freye Naturwirkung. Weil aber die Natur bey willkührlichen Bewegungen, wo sie als Mittel behandelt wird, um einen Zweck auszuführen, nicht wirklich frey heißen kann, und weil sie bey den unwillkührlichen Bewegungen, die das Moralische ausdrücken, wiederum nicht frey heißen kann, so ist die Freyheit, mit der sie sich

5: ist. A a. — 13: außerhalb, B b. — 29: seine a.

in ihrer ' Abhängigkeit von dem Willen demungeachtet äußert, eine 170
Zulassung von Seiten des Geistes. Man kann also sagen, daß
die Grazie eine Günst sey, die das Sittliche dem Sinnlichen erzeugt,
so wie die architektonische Schönheit als die Einwilligung der
5 Natur zu ihrer technischen Form kann betrachtet werden.

Man erlaube mir dieß durch eine bildliche Vorstellung zu er-
läutern. Wenn ein monarchischer Staat auf eine solche Art verwaltet
wird, daß, obgleich alles nach eines Einzigen Willen geht, der ein-
zelne Bürger sich doch überreden kann, daß er nach seinem eigenen
10 Sinne lebe, und bloß seiner Neigung gehorche, so nennt man dieß
eine liberale Regierung. Man würde aber großes Bedenken tragen,
ihr diesen Namen zu geben, wenn entweder der Regent seinen
Willen gegen die Neigung des Bürgers, oder der Bürger seine Nei-
gung gegen den Willen des Regenten behauptete; denn in dem ersten
15 Fall wäre die Regierung nicht liberal, in dem zweyten wäre sie
gar nicht Regierung.

Es ist nicht schwer, die Anwendung davon auf die menschliche
Bildung unter dem Regiment des Geistes zu machen. Wenn sich der
Geist in der von ihm abhängenden sinnlichen Natur auf' eine solche Art 171
20 äußert, daß sie seinen Willen aufs treueste ausrichtet und seine Em-
pfindungen auf das sprechendste ausdrückt, ohne doch gegen die An-
forderungen zu verstoßen, welche der Sinn an sie, als an Erschei-
nungen, macht, so wird dasjenige entstehen, was man Anmuth nennt.
Man würde aber gleich weit entfernt seyn, es Anmuth zu nennen,
25 wenn entweder der Geist sich in der Sinnlichkeit durch Zwang offen-
barte, oder wenn dem freyen Effect der Sinnlichkeit der Ausdruck
des Geistes fehlte. Denn in dem ersten Fall wäre keine Schönheit
vorhanden, in dem zweyten wäre es keine Schönheit des Spiels.

Es ist also immer nur der übersinnliche Grund im Gemüthe,
30 der die Grazie sprechend, und immer nur ein bloß sinnlicher Grund
in der Natur, der sie schön macht. Es läßt sich eben so wenig
sagen, daß der Geist die Schönheit erzeuge, als man, im ange-
führten Fall, von dem Herrscher sagen kann, daß er Freyheit her-

1: dessen ungeachtet B, desungeachtet R. — äußert, B b. — 2: Geis. | steß a.
— 3: Sittliche A. — 16: nicht B. — 20: äußert, a B b. — 24—25: nennen wenn
A a. — 32: man im B. — 33: Fall von B.

vorbringe; denn Freyheit kann man einem zwar lassen, aber nicht geben. D. 6.

So wie aber doch der Grund, warum ein Volk unter dem Zwang eines fremden Willens sich frey fühlt, größtentheils in der 172
5 Gesinnung des Herrschers liegt, und eine entgegengesetzte Denkart des Letztern jener Freyheit nicht sehr günstig seyn würde, eben so müssen wir auch die Schönheit der freyen Bewegungen in der sittlichen Beschaffenheit des sie diktirenden Geistes auffuchen. Und nun entsteht die Frage, was dieß wohl für eine persönliche Beschaffen-
10 heit seyn mag, die den sinnlichen Werkzeugen des Willens die größere Freyheit verstattet, und was für moralische Empfindungen sich am besten mit der Schönheit im Ausdruck vertragen?

Soviel leuchtet ein, daß sich weder der Wille bey der absichtlichen, noch der Affect bey der sympathetischen Bewegung, gegen die
15 von ihm abhängende Natur als eine Gewalt verhalten dürfe, wenn sie ihm mit Schönheit gehorchen soll. Schon das allgemeine Gefühl der Menschen macht die Leichtigkeit zum Hauptkarakter der Grazie, und was angestrengt wird, kann niemals Leichtigkeit zeigen. Eben so leuchtet ein, daß auf der andern Seite, die Natur sich gegen den
20 Geist nicht als Gewalt verhalten dürfe, wenn ein schöner moralischer Ausdruck statt haben soll; denn wo die bloße Natur herrscht, da muß die Menschheit verschwinden.

Es lassen sich in allem dreyerley Verhältnisse denken, in welchen 173
der Mensch zu sich selbst, d. i. sein sinnlicher Theil zu seinem vernünftigen, stehen kann. Unter diesen haben wir dasjenige aufzujuchen, welches ihn in der Erscheinung am besten kleidet, und dessen
25 Darstellung Schönheit ist.

Der Mensch unterdrückt entweder die Forderungen seiner sinnlichen Natur, um sich den höhern Forderungen seiner vernünftigen
30 gemäß zu verhalten; oder er kehrt es um, und ordnet den vernünftigen Theil seines Wesens dem sinnlichen unter, und folgt also bloß dem Etoße, womit ihn die Naturnothwendigkeit, gleich den andern Erscheinungen fortreibt; oder die Triebe des Letztern setzen sich mit

9: Frage: B. — 12: besten a B b (und so stets). — 13: Wille, B b. —
19: Seite B. — 20: schön moralischer B b. — 23: lassen a B b. — 24: selbst d. i. A a b.

den Gesetzen des erstern in Harmonie, und der Mensch ist einig mit sich selbst.

Wenn sich der Mensch seiner reinen Selbstständigkeit bewußt wird, so stößt er alles von sich, was sinnlich ist, und nur durch diese Ab-
 5 sonderung von dem Stoffe gelangt er zum Gefühl seiner rationalen Freyheit. Dazu aber wird, weil die Sinnlichkeit hartnäckig und kraftvoll widersteht, von seiner Seite eine merkliche Gewalt und große Anstrengung erfordert, ohne welche es ihm unmöglich wäre, die Be- 174
 gierde von sich zu halten, und den nachdrücklich sprechenden Instinkt
 10 zum Schweigen zu bringen. Der so gestimmte Geist läßt die von ihm abhängende Natur, sowohl da, wo sie im Dienst seines Willens handelt, als da, wo sie seinem Willen vorgreifen will, erfahren, daß er ihr Herr ist. Unter seiner strengen Zucht wird also die Sinnlichkeit unterdrückt erscheinen, und der innere Widerstand wird sich von
 15 außen durch Zwang verrathen. Eine solche Verfassung des Gemüths kann also der Schönheit nicht günstig seyn, welche die Natur nicht anders als in ihrer Freyheit hervorbringt, und es wird daher auch nicht Grazie seyn können, wodurch die mit dem Stoffe kämpfende moralische Freyheit sich kenntlich macht.

20 Wenn hingegen der Mensch, unterjocht vom Bedürfniß, den Naturtrieb ungebunden über sich herrschen läßt, so verschwindet mit seiner innern Selbstständigkeit auch jede Spur derselben in seiner Gestalt. Nur die Thierheit redet aus dem schwimmenden ersterbenden Auge, aus dem lüstern geöffneten Munde, aus der erstikten bebenden Stimme,
 25 aus dem kurzen geschwinden Athem, aus dem Zittern der Glieder, aus dem ganzen erschlaffenden Bau. Nachgelassen hat aller Wider- 175
 stand der moralischen Kraft, und die Natur in ihm ist in volle Freyheit gesetzt. Aber eben dieser gänzliche Nachlaß der Selbstthätigkeit, der im Moment des sinnlichen Verlangens und noch mehr im Genuß
 30 zu erfolgen pflegt, setzt augenblicklich auch die rohe Materie in Freyheit, die durch das Gleichgewicht der thätigen und leidenden Kräfte bisher gebunden war. Die todtten Naturkräfte fangen an, über die lebendigen der Organisation die Oberhand zu bekommen, die Form von der Masse, die Menschheit von gemeiner Natur unterdrückt zu

10: so B b. — 15: außen B b. — 34: Masse; B.

werden. Das Seelestrahlende Auge wird matt, oder quillt auch gläsern und stier aus seiner Höhlung hervor, der seine Infarnat der Wangen verdickt sich zu einer groben und gleichförmigen Lächerfarbe, der Mund wird zur bloßen Oefnung, denn seine Form ist nicht mehr
 5 Folge der wirkenden sondern der nachlassenden Kräfte, die Stimme und der seufzende Athem sind nichts als Hauche, wodurch die beschwerte Brust sich erleichtern will, und die nun bloß ein mechanisches Bedürfniß, keine Seele verrathen. Mit einem Worte: bey der Freyheit, welche die Sinnlichkeit sich selbst nimmt, ist an keine Schön-
 10 heit zu denken. Die Freyheit der Formen, die der sittliche Wille bloß eingeschränkt hatte, überwältigt der grobe Stoff, welcher stets' soviel Feld gewinnt, als dem Willen entrisen wird. 176

Ein Mensch in diesem Zustand empört nicht bloß den moralischen Sinn, der den Ausdruck der Menschheit unnachlässlich fodert; auch der ästhetische Sinn, der sich nicht mit dem bloßen Stoffe befriedigt; sondern in der Form ein freyes Vergnügen sucht, wird sich mit Ekel von einem solchen Anblick abwenden, bey welchem nur die Begierde ihre Rechnung finden kann.

Das erste dieser Verhältnisse zwischen beiden Naturen im Menschen erinnert an eine Monarchie, wo die strenge Aufsicht des Herrschers jede freye Regung im Zaum hält; das zweyte an eine wilde Ockokratie, wo der Bürger durch Aufkündigung des Gehorsams gegen den rechtmäßigen Oberherrn so wenig frey, als die menschliche Bildung, durch Unterdrückung der moralischen Selbstthätigkeit,
 25 schön wird; vielmehr nur dem brutaleren Despotismus der untersten Klassen, wie hier die Form der Masse, anheimfällt. So wie die Freyheit zwischen dem gesetzlichen Druck und der Anarchie mitten inne liegt, so werden wir jetzt auch die Schönheit zwischen der Würde, als dem Ausdruck' des herrschenden Geistes, und der Wol-
 30 lust, als dem Ausdruck des herrschenden Triebes, in der Mitte finden. 177

Wenn nemlich weder die über die Sinnlichkeit herrschende Vernunft, noch die über die Vernunft herrschende

1: seelestrahlende B h. — matt; B. — 2: stier B h. — 5: wirkenden, B. — 14: unnachlässlich B b R B M. (So schon oben 92, 29.) — 17: von seinem solchen a. — 18: fin. | finden A. — 19: beyden B h. — 21: zweite B h. — 23: Oberherrn, B h. — 29 u. 30: Ausdrücke B.

Sinnlichkeit sich mit Schönheit des Ausdrucks vertragen, so wird (denn es giebt keinen vierten Fall) so wird derjenige Zustand des Gemüths, wo Vernunft und Sinnlichkeit — Pflicht und Neigung — zusammenstimmen, die Bedingung seyn, unter der die
 5 Schönheit des Spiels erfolgt.

Um ein Object der Neigung werden zu können, muß der Gehorsam gegen die Vernunft einen Grund des Vergnügens abgeben, denn nur durch Lust und Schmerz wird der Trieb in Bewegung gesetzt. In der gewöhnlichen Erfahrung ist es zwar umgekehrt, und
 10 das Vergnügen ist der Grund, warum man vernünftig handelt. Daß die Moral selbst endlich aufgehört hat, diese Sprache zu reden, hat man dem unsterblichen Verfasser der Kritik zu danken, dem der Ruhm gebührt, die gesunde Vernunft aus der philosophierenden wieder hergestellt zu haben.

15 'Aber so wie die Grundsätze dieses Weltweisen von ihm selbst, 178 und auch von andern, pflegen vorgelegt zu werden, so ist die Neigung eine sehr zweydeutige Gefährtin des Sittengefühls, und das Vergnügen eine bedenkliche Zugabe zu moralischen Bestimmungen. Wenn der Glückseligkeitstrieb auch keine blinde Herrschaft über den
 20 Menschen behauptet, so wird er doch bey dem sittlichen Wahlgeschäfte gerne mitsprechen wollen, und so der Reinheit des Willens schaden, der immer nur dem Gesetze und nie dem Triebe folgen soll. Um also völlig sicher zu seyn, daß die Neigung nicht mit bestimmte, sieht man sie lieber im Krieg, als im Einverständnis mit dem Vernunft-
 25 gesetze, weil es gar zu leicht seyn kann, daß ihre Fürsprache allein ihm seine Macht über den Willen verschaffte. Denn da es bey dem Sittlichhandeln nicht auf die Gesetzmäßigkeit der Thaten, sondern einzig nur auf die Pflichtmäßigkeit der Gesinnungen ankommt, so legt man mit Recht keinen Werth auf die Betrachtung, daß es
 30 für die erste gewöhnlich vortheilhafter sey, wenn sich die Neigung auf Seiten der Pflicht befindet. Soviel scheint also wohl gewiß zu seyn, daß der Beyfall der Sinnlichkeit, wenn er die Pflichtmäßigkeit des Willens auch nicht verdächtig macht, doch wenigstens nicht im Stand ist, sie zu ver'bürgen. Der sinnliche Ausdruck dieses Beyfalls in 179

13: philosophirenden Bb. — 15: des Weltweisen a. — 17: zweideutige Bb.
 — 21: gern & B. — 29: so | so a.

der Grazie, wird also für die Sittlichkeit der Handlung, bey der er angetroffen wird, nie ein hinreichendes und gültiges Zeugniß ablegen, und aus dem schönen Vortrag einer Gefinnung oder Handlung wird man nie ihren moralischen Werth erfahren.

- 5 Bis hieher glaube ich, mit den Rigoristen der Moral vollkommen einstimmig zu seyn, aber ich hoffe dadurch noch nicht zum Latitudinärer zu werden, daß ich die Ansprüche der Sinnlichkeit, die im Felde der reinen Vernunft, und bey der moralischen Gesetzgebung, völlig zurückgewiesen sind, im Felde der Erscheinung, und
10 bey der wirklichen Ausübung der Sittenpflicht, noch zu behaupten versuche.

- So gewiß ich nehmlich überzeugt bin — und eben darum, weil ich es bin — daß der Antheil der Neigung an einer freyen Handlung für die reine Pflichtmäßigkeit dieser Handlung nichts beweist
15 so glaube ich eben daraus folgern zu können, daß die sittliche Vollkommenheit des Menschen gerade nur aus diesem Antheil seiner Neigung an seinem moralischen Handeln erhellen kann. Der Mensch nehmlich ist nicht dazu bestimmt, einzelne sittliche Handlungen zu 'verrichten, sondern ein sittliches Wesen zu seyn. Nicht Tugenden
20 sondern die Tugend ist seine Vorschrift, und Tugend ist nichts anders, „als eine Neigung zu der Pflicht.“ Wie sehr also auch Handlungen aus Neigung, und Handlungen aus Pflicht in objectivem Sinne einander entgegen stehen, so ist dieß doch in subjektivem Sinn nicht also, und der Mensch darf nicht nur, sondern soll Lust und
25 Pflicht in Verbindung bringen; er soll seiner Vernunft mit Freuden gehorchen. Nicht um sie wie eine Last wegzumwerfen, oder wie eine grobe Hülle von sich abzustreifen, nein, um sie aufs innigste mit seinem höhern Selbst zu vereinbaren, ist seiner reinen Geisternatur eine sinnliche beigesellt. Dadurch schon, daß sie ihn zum vernünftig
30 sinnlichen Wesen, d. i. zum Menschen machte, kündigte ihm die Natur die Verpflichtung an, nicht zu trennen, was sie verbunden hat, auch in den reinsten Aeußerungen seines göttlichen Theiles den sinnlichen nicht hinter sich zu lassen, und den Triumph des einen nicht auf

5: dem Rigoristen B. — 18: gestimmt, B. — 22: Handlungen aus] fehlt a. — 23: entgegenstehen; B b. — 23—24: Sinne nicht B M. — 29: ihm B. — 32: Aeußerungen B, Aeußerungen b. — 33: lassen a B b.

Unterdrückung des andern zu gründen. Erst alsdann, wenn sie aus seiner gesammten Menschheit als die vereinigte Wirkung beider Prinzipien hervorquillt, wenn sie ihm zur Natur geworden ist, ist seine sittliche Denkart geborgen, denn so lange der sittliche Geist noch Gewalt anwendet, so muß der Naturtrieb ihm noch 181 Macht entgegen zu setzen haben. Der bloß niedergeworfene Feind kann wieder aufstehen, aber der versöhnte ist wahrhaft überwunden.

In der Kantischen Moralphilosophie ist die Idee der Pflicht mit einer Härte vorgetragen, die alle Grazien davon zurück schreckt, und einen schwachen Verstand leicht versuchen könnte, auf dem Wege einer finstern und mönchischen Ascetik die moralische Vollkommenheit zu suchen. Wie sehr sich auch der große Weltweise gegen diese Mißdeutung zu verwahren suchte, die seinem heitern und freyen Geist 15 unter allen gerade die empörendste seyn muß, so hat er, deucht mir, doch selbst durch die strenge und grelle Entgegensetzung beider auf den Willen des Menschen wirkenden Prinzipien, einen starken (obgleich bey seiner Absicht vielleicht kaum zu vermeidenden) Anlaß dazu gegeben. Ueber die Sache selbst kann, nach den von ihm geführten 20 Beweisen, unter denkenden Köpfen, die überzeugt seyn wollen, kein Streit mehr seyn, und ich wüßte kaum, wie man nicht lieber sein ganzes Menschseyn aufgeben, als über diese Angelegenheit ein anderes Resultat von der Vernunft erhalten wollte. Aber so rein er bey Un'tersuchung der Wahrheit zu Werke gieng, und so sehr 182 sich hier alles aus bloß objektiven Gründen erklärt, so scheint ihn doch in Darstellung der gefundenen Wahrheit eine mehr subjektive Marime geleitet zu haben, die, wie ich glaube, aus den Zeitumständen nicht schwer zu erklären ist.

So wie er nehmlich die Moral seiner Zeit, im Systeme und in 30 der Ausübung, vor sich fand, so mußte ihn auf der einen Seite ein grober Materialismus in den moralischen Prinzipien empören, den die unwürdige Gefälligkeit der Philosophen dem schlaffen Zeitkarakter zum Kopfstützen untergelegt hatte. Auf der andern Seite mußte ein

2: gesammten a. — beyder B b. — 6: entgegenzusetzen B b. — 10: zurückschreckt, B b. — 16: beyder B b. — 17: Prinzipien B b (und so stets). — 20: seyn a. — 31: Materialismus b. — 33: Kopfstützen B, Kopfstützen b.

nicht weniger bedenklicher Perfektionsgrundsatz, der, um eine abstrakte Idee von allgemeiner Weltvollkommenheit zu realisiren, über die Wahl der Mittel nicht sehr verlegen war, seine Aufmerksamkeit erregen. Er richtete also dahin, wo die Gefahr am meisten erklärt, 5 und die Reform am dringendsten war, die stärkste Kraft seiner Gründe, und machte es sich zum Gesetze, die Sinnlichkeit sowohl da, wo sie mit frecher Stirne dem Sittengefühl Hohn spricht, als in der imposanten Hülle moralisch löblicher Zwecke, worein besonders ein gewisser enthusiastischer Ordensgeist sie zu verstecken weiß, ' ohne Nach- 183
10 sicht zu verfolgen. Er hatte nicht die Unwissenheit zu belehren, sondern die Verkehrtheit zurecht zu weisen. Erschütterung foderte die Kur, nicht Einschmeichlung und Ueberredung; und je härter der Abstich war, den der Grundsatz der Wahrheit mit den herrschenden Maximen machte, desto mehr konnte er hoffen, Nachdenken darüber
15 zu erregen. Er ward der Drako seiner Zeit, weil sie ihm eines Solons noch nicht werth und empfänglich schien. Aus dem Sanktuarium der reinen Vernunft brachte er das fremde und doch wieder so bekannte Moralgesetz, stellte es in seiner ganzen Heiligkeit aus vor dem entwürdigten Jahrhundert, und fragte wenig darnach, ob es Au-
20 gen giebt, die seinen Glanz nicht vertragen.

Womit aber hatten es die Kinder des Hauses verschuldet, daß er nur für die Knechte sorgte? Weil oft sehr unreine Neigungen den Rahmen der Tugend usurpiren, mußte darum auch der uneigennützigste Affekt in der edelsten Brust verdächtig gemacht werden? 25 Weil der moralische Weichling dem Gesetze der Vernunft gern eine Laxität geben möchte, die es zu einem Spielwerk seiner Konvenienz macht, mußte ihm darum eine Rigidität beygelegt werden, die die kraftvollste Aeußerung moralischer Freyheit nur in eine rühmlichere 184
Art von Knechtschaft verwandelt? Denn hat wohl der wahrhaft sitt-
30 liche Mensch eine freyere Wahl zwischen Selbstachtung und Selbstverwerfung, als der Sinnenflave zwischen Vergnügen und Schmerz? Ist dort etwa weniger Zwang für den reinen Willen, als hier für den verdorbenen? Mußte schon durch die imperatife Form des Moralgesetzes die Menschheit angeklagt und erniedriget werden, und

8-9: gewisser B b. — 22: daß es nur a. — 23: Namen B b. — 25: weil B.
— 26: zum Spielwerk B b R W M. — 28: Aeußerung B b. — 30: freiere b.

das erhabenste Dokument ihrer Größe zugleich die Urkunde ihrer Gebrechlichkeit seyn? War es wohl bey dieser imperativen Form zu vermeiden, daß eine Vorschrift, die sich der Mensch als Vernunftwesen selbst gibt, die deswegen allein für ihn bindend, und dadurch allein
5 mit seinem Freiheitsgeföhle verträglich ist, nicht den Schein eines fremden und positiven Gesetzes annahm — einen Schein, der durch seinen radikalen Gang, demselben entgegen zu handeln (wie man ihm Schuld giebt), schwerlich vermindert werden dürfte! *

Es ist für moralische Wahrheiten gewiß nicht vortheilhaft, Emp-
10 pfindungen gegen sich zu haben, die der Mensch ohne Erdröthen sich gestehen darf. Wie sollen sich aber die Empfindungen der Schönheit und Freiheit mit dem austeren Geist eines Gesetzes vertragen, das ihn mehr durch Furcht als durch Zuversicht leitet, das ihn, den die Natur doch vereinigte, stets zu vereinzeln strebt, und nur da-
15 durch, daß es ihm Mißtrauen gegen den einen Theil seines Wesens erweckt, sich der Herrschaft über den andern versichert. Die menschliche Natur ist ein verbundeneres Ganze in der Wirklichkeit, als es dem Philosophen, der nur durch Trennen was vermag, erlaubt ist, sie erscheinen zu lassen. Nimmermehr kann die Vernunft Affekte als
20 ihrer unwerth verwerfen, die das Herz mit Freudigkeit bekennt, und der Mensch da, wo er moralisch gesunken wäre, nicht wohl in seiner eigenen Achtung steigen. Wäre die sinnliche Natur im Eittlichen immer nur die unterdrückte und nie die mitwirkende Parthey, wie könnte sie das ganze Feuer ihrer Geföhle zu einem Triumph
25 hergeben, der über sie selbst gefeyert wird? Wie könnte sie eine so lebhafteste Theilnehmerin an dem Selbstbewußtseyn des reinen Geistes seyn, wenn sie sich nicht endlich so innig an ihn anschließen könnte, daß selbst der analytische Verstand sie nicht ohne Gewaltthätigkeit mehr von ihm trennen kann?

30 'Der Wille hat ohnehin einen unmittelbarern Zusammenhang mit dem Vermögen der Empfindungen als dem der Erkenntniß, und

* Siehe das Glaubensbekenntniß des B. d. R. von der menschlichen Natur in seiner neuesten Schrift: Die Offenbarung in den Grenzen der Vernunft. Erster Abschnitt.

8: dürfte *). B. — 12: austeren] (Vgl. Thl. IX, 301, 16.) — 29: kann. A a B b R. — 30: unmittelbaren B b. — 33—34: („Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ lautet der Titel der Kantischen Schrift.)

es wäre in manchen Fällen schlimm, wenn er sich bey der reinen Vernunft erst orientiren müßte. Es erweckt mir kein gutes Vorurtheil für einen Menschen, wenn er der Stimme des Triebes so wenig trauen darf, daß er gezwungen ist, ihn jedesmal erst vor dem
5 Grundsätze der Moral abzuhören; vielmehr achtet man ihn hoch, wenn er sich demselben, ohne Gefahr, durch ihn mißgeleitet zu werden, mit einer gewissen Sicherheit vertraut. Denn das beweist, daß beide Principien in ihm sich schon in derjenigen Uebereinstimmung befinden, welche das Siegel der vollendeten Menschheit, und dasjenige ist, was
10 man unter einer schönen Seele versteht.

Eine schöne Seele nennt man es, wenn sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu dem Grad versichert hat, daß es dem Affekt die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf, und nie Gefahr läuft, mit den Entscheidungen desselben
15 im Widerspruch zu stehen. Daher sind bey einer schönen Seele die einzelnen Handlungen eigentlich nicht sittlich, sondern der ganze Charakter ist es. Man kann ihr auch keine einzige darunter zum Verdienst anrechnen, weil eine Befriedigung des Triebes nie verdienst- 187 lich heißen kann. Die schöne Seele hat kein andres Verdienst, als
20 daß sie ist. Mit einer Leichtigkeit, als wenn bloß der Instinkt aus ihr handelte, übt sie der Menschheit peinlichste Pflichten aus, und das heldenmüthigste Opfer, das sie dem Naturtriebe abgewinnt, fällt, wie eine freiwillige Wirkung eben dieses Triebes, in die Augen. Daher weiß sie selbst auch niemals um die Schönheit ihres Handelns,
25 und es fällt ihr nicht mehr ein, daß man anders handeln und empfinden könnte; dagegen ein schulgerechter Jüngling der Sittenregel, so wie das Wort des Meisters ihn fodert, jeden Augenblick bereit seyn wird, vom Verhältniß seiner Handlungen zum Gesetz die strengste Rechnung abzulegen. Das Leben des Letztern wird einer Zeichnung
30 gleichen, worinn man die Regel durch harte Striche angedeutet sieht, und an der allenfalls ein Lehrling die Prinzipien der Kunst lernen könnte. Aber in einem schönen Leben sind, wie in einem Titianischen Gemälde, alle jene schneidenden Grenzlinien verschwunden, und doch tritt die ganze Gestalt nur desto wahrer, lebendiger, harmonischer hervor.

7: beyde B b. — 12: dem B b. — 23: freiwillige b. — Triebes, B. — 32: Titianischen B M.

In einer schönen Seele ist es also, wo Sinnlichkeit und Ver-
 nunft, Pflicht und Neigung harmo'niren, und Grazie ist ihr Aus- 188
 druck in der Erscheinung. Nur im Dienst einer schönen Seele kann
 die Natur zugleich Freyheit besitzen und ihre Form bewahren, da sie
 5 erstere unter der Herrschaft eines strengen Gemüths, letztere unter der
 Anarchie der Sinnlichkeit einbüßt. Eine schöne Seele giebt auch über
 eine Bildung, der es an architektonischer Schönheit mangelt, eine unwi-
 derstehliche Grazie aus, und oft sieht man sie selbst über Gebrechen der
 Natur triumphiren. Alle Bewegungen, die von ihr ausgehen, wer-
 10 den leicht, sanft und dennoch belebt seyn. Heiter und frey wird das
 Auge strahlen, und Empfindung wird in demselben glänzen. Von
 der Sanftmuth des Herzens wird der Mund eine Grazie erhalten,
 die keine Verstellung erkünsteln kann. Keine Spannung wird in den
 Mienen, kein Zwang in den willkürlichen Bewegungen zu bemerken
 15 seyn, denn die Seele weiß von keinem. Musik wird die Stimme
 seyn, und mit dem reinen Strom ihrer Modulationen das Herz be-
 wegen. Die architektonische Schönheit kann Wohlgefallen, kann Be-
 wunderung, kann Erstaunen erregen, aber nur die Anmuth wird
 hinreißen. Die Schönheit hat Anbeter, Liebhaber hat nur die
 20 Grazie; denn wir huldigen dem Schöpfer, und lieben den Menschen.

Man wird, im Ganzen genommen, die Anmuth mehr bey dem 189
 weiblichen Geschlecht (die Schönheit vielleicht mehr bey dem männ-
 lichen,) finden, wovon die Ursache nicht weit zu suchen ist. Zur An-
 muth muß sowohl der körperliche Bau, als der Charakter beytragen;
 25 jener durch seine Biegsamkeit, Eindrücke anzunehmen und ins Spiel
 gesetzt zu werden, dieser durch die sittliche Harmonie der Gefühle.
 In beydem war die Natur dem Weibe günstiger als dem Manne.

Der zärtere weibliche Bau empfängt jeden Eindruck schneller und
 läßt ihn schneller wieder verschwinden. Feste Constitutionen kommen
 30 nur durch einen Sturm in Bewegung, und wenn starke Muskeln
 angezogen werden, so können sie die Leichtigkeit nicht zeigen, die
 zur Grazie erfordert wird. Was in einem weiblichen Gesicht noch
 schöne Empfindsamkeit ist, würde in einem männlichen schon Leiden
 ausdrücken. Die zarte Fiber des Weibes neigt sich wie dünnes Schilf-

4: besitzen, B b. — 14: Mienen, B. — 18: Erstaunen B. — 19: hinreißen.
 B b. — 22—23: männlichen) B b. — 25: Biegsamkeit Eindrücke A a.

rohr unter dem leisesten Hauch des Affekts. In leichten und lieblichen Wellen gleitet die Seele über das sprechende Angesicht, das sich bald wieder zu einem ruhigen Spiegel ebnet.

Auch der Beytrag, den die Seele zu der Grazie geben muß, kann bey dem Weibe leichter als bey dem Manne erfüllt werden. 190 Selten wird sich der weibliche Charakter zu der höchsten Idee sittlicher Reinheit erheben, und es selten weiter als zu affektionirten Handlungen bringen. Er wird der Sinnlichkeit oft mit heroischer Stärke, aber nur durch die Sinnlichkeit widerstehen. Weil nun die Sittlichkeit des Weibes gewöhnlich auf Seiten der Neigung ist, so wird es sich in der Erscheinung eben so ausnehmen, als wenn die Neigung auf Seiten der Sittlichkeit wäre. Anmuth wird also der Ausdruck der weiblichen Tugend seyn, der sehr oft der männlichen fehlen dürfte.

15

Würde.

191

So wie die Anmuth der Ausdruck einer schönen Seele ist, so ist Würde der Ausdruck einer erhabenen Gesinnung.

Es ist dem Menschen zwar aufgegeben, eine innige Uebereinstimmung zwischen seinen beyden Naturen zu stiften, immer ein harmonirendes Ganze zu seyn, und mit seiner vollstimmigen ganzen Menschheit zu handeln. Aber diese Charakterschönheit, die reifste Frucht seiner Humanität, ist bloß eine Idee, welcher gemäß zu werden er mit anhaltender Wachsamkeit streben, aber die er bey aller Anstrengung nie ganz erreichen kann.

25 Der Grund, warum er es nicht kann, ist die unveränderliche Einrichtung seiner Natur; es sind die physischen Bedingungen seines Daseyns selbst, die ihn daran verhindern.

Um nehmlich seine Existenz in der Sinnenwelt, die von Naturbedingungen abhängt, sicher zu stellen, mußte der Mensch, da er, 30 als ein Wesen, das sich nach Willkühr verändern kann, für seine Erhaltung selbst zu sorgen hat, zu Handlungen vermocht werden, 192 wodurch jene physischen Bedingungen seines Daseyns erfüllt, und

22—23: werden, B 5. — 32: physische R.

wenn sie aufgehoben sind, wieder hergestellt werden können. Obgleich aber die Natur diese Sorge, die sie in ihren vegetabilischen Erzeugungen ganz allein über sich nimmt, ihm selbst übergeben mußte, so durfte doch die Befriedigung eines so dringenden Bedürfnisses, wo es
 5 sein und seines Geschlechts ganzes Daseyn gilt, seiner ungewissen Einsicht nicht anvertraut werden. Sie zog also diese Angelegenheit, die dem Inhalte nach in ihr Gebiet gehört, auch der Form nach in dasselbe, indem sie in die Bestimmungen der Willkühr Nothwendigkeit legte. So entstand der Naturtrieb, der nichts anders ist, als
 10 eine Naturnothwendigkeit durch das Medium der Empfindung.

Der Naturtrieb bestürmt das Empfindungsvermögen durch die gedoppelte Macht von Schmerz und Vergnügen; durch Schmerz, wo er Befriedigung fodert, durch Vergnügen, wo er sie findet.

Da einer Naturnothwendigkeit nichts abzuweichen ist, so muß
 15 auch der Mensch, seiner Freyheit ungeachtet, empfinden, was die Natur ihn empfinden lassen will, und je nachdem die Empfindung 193 Schmerz oder Lust ist, so muß bey ihm eben so unabänderlich Verabscheuung oder Begierde erfolgen. In diesem Punkte steht er dem Thiere vollkommen gleich, und der starkmüthigste Stoiker fühlt den
 20 Hunger eben so empfindlich und verabscheut ihn eben so lebhaft, als der Wurm zu seinen Füßen.

Jetzt aber fängt der große Unterschied an. Auf die Begierde und Verabscheuung erfolgt bey dem Thiere eben so nothwendig Handlung, als Begierde auf Empfindung, und Empfindung auf den äußern
 25 Eindruck erfolgte. Es ist hier eine stetig fortlaufende Kette, wo jeder Ring nothwendig in den andern greift. Bey dem Menschen ist noch eine Instanz mehr, nemlich der Wille, der als ein überfinnliches Vermögen weder dem Gesetz der Natur, noch dem der Vernunft, so unterworfen ist, daß ihm nicht vollkommen freye Wahl bliebe, sich
 30 entweder nach diesem oder nach jenem zu richten. Das Thier muß streben den Schmerz los zu seyn, der Mensch kann sich entschließen, ihn zu behalten.

Der Wille des Menschen ist ein erhabener Begriff, auch dann, wenn man auf seinen moralischen Gebrauch nicht achtet. Schon der

5: ganges a. — 7: dem Inhalte nach B b. — 8: Willkür B. — 15: empfinden was B. — 24: äußern B b. — 31: los B b.

bloße ' Wille erhebt den Menschen über die Thierheit; der mora- 194
lische erhebt ihn zur Gottheit. Er muß aber jene zuvor verlassen
haben, eh' er sich dieser nähern kann; daher ist es kein geringer
Schritt zur moralischen Freyheit des Willens, durch Brechung der
5 Naturnothwendigkeit in sich, auch in gleichgültigen Dingen, den
bloßen Willen zu üben.

Die Gesetzgebung der Natur hat Bestand bis zum Willen, wo
sie sich endigt, und die vernünftige anfängt. Der Wille steht hier
zwischen beyden Gerichtsbarkeiten, und es kommt ganz auf ihn selbst
10 an, von welcher er das Gesetz empfangen will; aber er steht nicht in
gleichem Verhältniß gegen beyde. Als Naturkraft ist er gegen die
eine, wie gegen die andere, frey; das heißt, er muß sich weder zu
dieser noch zu jener schlagen. Er ist aber nicht frey, als moralische
Kraft, das heißt, er soll sich zu der vernünftigen schlagen. Ge-
15 bunden ist er an keine, aber verbunden ist er dem Gesetz der
Vernunft. Er gebraucht also seine Freyheit wirklich, wenn er gleich
der Vernunft widersprechend handelt, aber er gebraucht sie un-
würdig, weil er ungeachtet seiner Freyheit doch nur innerhalb
der Natur stehen bleibt, und zu der Operation des bloßen Triebß
20 gar ' keine Realität hinzu thut; denn aus Begierde wollen heißt 195
nur umständlicher begehren. *

Die Gesetzgebung der Natur durch den Trieb kann mit der Ge-
setzgebung der Vernunft aus Prinzipien in Streit gerathen, wenn der
Trieb zu seiner Befriedigung eine Handlung fodert, die dem mora-
25 lischen Grundsatz zuwider läuft. In diesem Fall ist es unwandelbare
Pflicht für den Willen, die Forderung der Natur dem Ausspruch der
Vernunft nachzusetzen, da Naturgesetze nur bedingungsweise, Vernunft-
gesetze aber schlechterdings und unbedingt verbinden.

Aber die Natur behauptet mit Nachdruck ihre Rechte, und da
30 sie niemals willkürlich fodert, so nimmt sie, unbefriedigt, auch keine
Forderung zurück. Weil von der ersten Ursache an, wodurch sie in
Bewegung gebracht wird, bis zu dem Willen, wo ihre Gesetzgebung

* Man lese über diese Materie die aller Aufmerksamkeit würdige Theorie des
Willens im zweyten Theil der Reinholdischen Briefe.

13: frey; B. — 19: Triebes B b. — 20: hinzuthut; B b. — 25: es eine
unwandelbare a. — 28: und B.

auffhört, alles in ihr streng nothwendig ist, so kann sie rückwärts nicht nachgeben, sondern muß vorwärts gegen den Willen drängen, bey ' dem die Befriedigung ihres Bedürfnisses steht. Zuweilen scheint 196 es zwar, als ob sie sich ihren Weg verkürzte, und, ohne zuvor ihr 5 Gesuch vor den Willen zu bringen, unmittelbare Kausalität für die Handlung hätte, durch die ihrem Bedürfnisse abgeholfen wird. In einem solchen Falle, wo der Mensch dem Triebe nicht bloß freyen Lauf ließe, sondern wo der Trieb diesen Lauf selbst nähme, würde der Mensch auch nur Thier seyn; aber es ist sehr zu zweifeln, 10 ob dieses jemals sein Fall seyn kann, und wenn er es wirklich wäre, ob diese blinde Macht seines Triebes nicht ein Verbrechen seines Willens ist.

Das Begehrungsvermögen dringt also auf Befriedigung, und der Wille wird aufgefordert, ihm diese zu verschaffen. Aber der Wille 15 soll seine Bestimmungsgründe von der Vernunft empfangen, und nur nach demjenigen, was diese erlaubt oder vorschreibt, seine Entschließung fassen. Wendet sich nun der Wille wirklich an die Vernunft, ehe er das Verlangen des Triebes genehmigt, so handelt er sittlich; entscheidet er aber unmittelbar, so handelt er sinnlich. *

20 ' So oft also die Natur eine Forderung macht, und den Willen 197 durch die blinde Gewalt des Affekts überraschen will, kommt es diesem zu, ihr so lange Stillstand zu gebieten, bis die Vernunft gesprochen hat. Ob der Ausspruch der Vernunft für oder gegen das Interesse der Sinnlichkeit ausfallen werde, das ist, was er jetzt noch nicht 25 wissen kann; eben deswegen aber muß er dieses Verfahren in jedem Affekt ohne Unterschied beobachten, und der Natur, in jedem Falle, wo sie der anfangende Theil ist, die unmittelbare Kausalität versagen. Dadurch allein, daß er die Gewalt der Begierde bricht, die mit Vorsehnlichkeit ihrer Befriedigung zueilt, und die Instanz des 30 Willens lieber ganz vorbehey gehen möchte, zeigt der Mensch seine

* Man darf aber diese Anfrage des Willens bey der Vernunft nicht mit derjenigen verwechseln, ' wo sie über die Mittel zu Befriedigung einer Begierde 197 erkennen soll. Hier ist nicht davon die Rede, wie die Befriedigung zu erlangen, sondern ob sie zu gestatten ist. Nur das letzte gehört ins Gebiet der Moralität; 35 das erste gehört zur Klugheit.

5: bringen unmittelbare a. — 6: Bedürfnisse a B. — 27: mittelbare a. — 30: vorbeheygehen B b. — 32: verwechseln wo A a. — 33: nicht A.

Selbstständigkeit, und beweist sich als ein moralisches Wesen, welches nie bloß begehren oder bloß verabscheuen, sondern seine Verabscheuung und Begierde jederzeit wollen muß.

5 'Aber schon die bloße Anfrage bey der Vernunft ist eine Beein- 198
trächtigung der Natur, die in ihrer eigenen Sache kompetente Richterinn ist, und ihre Aussprüche keiner neuen und auswärtigen Instanz unterworfen sehn will. Jener Willensakt, der die Angelegenheit des Begehungsvermögens vor das sittliche Forum bringt, ist also im eigentlichen Sinn naturwidrig, weil er das Nothwendige wieder
10 zufällig macht, und Gesezen der Vernunft die Entscheidung in einer Sache anheim stellt, wo nur Geseze der Natur sprechen können und auch wirklich gesprochen haben. Denn so wenig die reine Vernunft in ihrer moralischen Gesetzgebung darauf Rücksicht nimmt, wie der Sinn wohl ihre Entscheidungen aufnehmen möchte, eben so wenig
15 richtet sich die Natur in ihrer Gesetzgebung darnach, wie sie es einer reinen Vernunft recht machen möchte. In jeder von beyden gilt eine andre Nothwendigkeit, die aber keine seyn würde, wenn es der einen erlaubt wäre, willkürliche Veränderungen in der andern zu treffen. Daher kann auch der tapferste Geist bey allem Widerstande, den er
20 gegen die Sinnlichkeit ausübt, nicht die Empfindung selbst, nicht die Begierde selbst unterdrücken, sondern ihr bloß den Einfluß auf seine Willensbestimmungen verweigern; entwaffnen kann er den 'Trieb 199 durch moralische Mittel, aber nur durch natürliche ihn besänftigen. Er kann durch seine selbstständige Kraft zwar verhindern, daß Natur-
25 geseze für seinen Willen nicht zwingend werden, aber an diesen Gesezen selbst kann er schlechterdings nichts verändern.

In Affekten also, „wo die Natur (der Trieb) zuerst handelt und den Willen entweder ganz zu umgehen oder ihn gewaltsam auf ihre Seite zu ziehen strebt, kann sich die Sittlichkeit des Charakters
30 nicht anders als durch Widerstand offenbaren, und daß der Trieb die Freyheit des Willens nicht einschränke, nur durch Einschränkung des Triebes verhindern.“ Uebereinstimmung mit dem Vernunftgesez ist also im Affekte nicht anders möglich, als durch einen Widerspruch mit den Forderungen der Natur. Und da die Natur ihre Forderungen,
35 aus sittlichen Gründen, nie zurücknimmt, folglich auf ihrer Seite

11: anheimsstellt, B b. — können, B b. — 21: bloß B.

alles sich gleich bleibt, wie auch der Wille sich in Ansehung ihrer verhalten mag, so ist hier keine Zusammenstimmung zwischen Neigung und Pflicht, zwischen Vernunft und Sinnlichkeit möglich, so kann der Mensch hier nicht mit seiner ganzen harmonisirenden Natur, sondern
 5 ausschließungsweise nur mit seiner vernünftigen handeln. Er handelt also in diesen Fällen ' auch nicht moralisch schön, weil an der 200
 Schönheit der Handlung auch die Neigung nothwendig Theil nehmen muß, die hier vielmehr widerstreitet. Er handelt aber moralisch groß, weil alles das, und das allein groß ist, was von einer Ueber-
 10 legenheit des höhern Vermögens über das sinnliche Zeugniß gibt.

Die schöne Seele muß sich also im Affekt in eine erhabene verwandeln, und das ist der untrügliche Probestein, wodurch man sie von dem guten Herzen oder der Temperaments-tugend unterscheiden kann. Ist bey einem Menschen die Neigung nur darum
 15 auf Seiten der Gerechtigkeit, weil die Gerechtigkeit sich glücklicherweise auf Seiten der Neigung befindet, so wird der Naturtrieb im Affekt eine vollkommene Zwangsgewalt über den Willen ausüben, und, wo ein Opfer nöthig ist, so wird es die Sittlichkeit und nicht die Sinn-
 lichkeit treffen. War es hingegen die Vernunft selbst, die, wie bey
 20 einem schönen Charakter der Fall ist, die Neigungen in Pflicht nahm, und der Sinnlichkeit das Steuer nur anvertraute, so wird sie es in demselben Moment zurücknehmen, als der Trieb seine Vollmacht mißbrauchen will. Die Temperaments-tugend sinkt also im Affekt zum bloßen Naturprodukt her'ab; die schöne Seele geht ins heroische über, 201
 25 und erhebt sich zur reinen Intelligenz.

Beherrschung der Triebe durch die moralische Kraft ist Geistes-freyheit, und Würde heißt ihr Ausdruck in der Erscheinung.

Streng genommen ist die moralische Kraft im Menschen keiner Darstellung fähig, da das Uebersinnliche nie versinnlicht werden kann.
 30 Aber mittelbar kann sie durch sinnliche Zeichen dem Verstande vor-
 gestellt werden, wie bey der Würde der menschlichen Bildung wirklich der Fall ist.

Der aufgeregte Naturtrieb wird eben so, wie das Herz in seinen moralischen Nübrungen, von Bewegungen im Körper begleitet, die

¹²: Probestein, B. — ¹⁹: treffen.] bringen. B b R W M. — ²³: mißbrauchen B b. — ²⁴: Heroische a B. — ²⁶⁻²⁷: Geistesfreiheit, B b.

theils dem Willen zuvoreilen, theils, als bloß sympathetische, seiner Herrschaft gar nicht unterworfen sind. Denn da weder Empfindung, noch Begierde und Verabscheuung, in der Willkühr des Menschen liegen, so kann er denjenigen Bewegungen, welche damit unmittelbar
 5 zusammenhängen, nicht zu gebieten haben. Aber der Trieb bleibt nicht bey der bloßen Begierde stehen; vorschnell und dringend strebt er sein Object zu 'verwirklichen, und wird, wenn ihm von dem 202 selbstständigen Geiste nicht nachdrücklich widerstanden wird, selbst solche Handlungen anticipiren, worüber der Wille allein zu sagen haben
 10 soll. Denn der Erhaltungstrieb ringt ohne Unterlaß nach der gesetzgebenden Gewalt im Gebiete des Willens, und sein Bestreben ist, eben so ungebunden über den Menschen, wie über das Thier, zu schalten.

Man findet also Bewegungen von zweyerley Art und Ursprung
 15 in jedem Affekte, den der Erhaltungstrieb in dem Menschen entzündet; erstlich solche, welche unmittelbar von der Empfindung ausgehen, und daher ganz unwillkürlich sind; zweytens solche, welche der Art nach willkürlich seyn sollten und könnten, die aber der blinde Naturtrieb der Freyheit abgewinnt. Die ersten beziehen sich auf den Affekt selbst,
 20 und sind daher nothwendig mit demselben verbunden; die zweyten entsprechen mehr der Ursache und dem Gegenstande des Affekts, daher sie auch zufällig und veränderlich sind, und nicht für untrügliche Zeichen desselben gelten können. Weil aber beide, sobald das Object bestimmt ist, dem Naturtriebe gleich nothwendig sind, so gehören auch
 25 beyde dazu, um den Ausdruck des Affekts zu einem 'vollständigen 203 und übereinstimmenden Ganzen zu machen.*

Wenn nun der Wille Selbstständigkeit genug besitzt, dem vorgehenden Naturtriebe Schranken zu setzen, und gegen die ungestüme

* Findet man nur die Bewegungen der zweyten Art, 'ohne die der erstern, 208 so zeigt dieses an, daß die Person den Affekt will, und die Natur ihn verweigert. Findet man die Bewegungen der erstern Art ohne die der zweyten, so beweist dieß, daß die Natur in den Affekt wirklich versetzt ist, aber die Person ihn verbietet. Den ersten Fall sieht man alle Tage bey affektirten Personen und schlechten Komödianten; den zweyten Fall desto seltener und nur bey starken Gemüthern.

5: zusammenhängen nicht A a. — 17: zweytens B b. — 23: beyde, B b. — 30: zeigt sich dieses B b. — 31: Art, B b.

Macht desselben seine Gerechtsame zu behaupten, so bleiben zwar alle jene Erscheinungen in Kraft, die der aufgeregte Naturtrieb in seinem eigenen Gebiet bewirkte, aber alle diejenigen werden fehlen, die er in einer fremden Gerichtsbarkeit eigenmächtig hatte an sich reißen wollen.

5 Die Erscheinungen stimmen also nicht mehr überein, aber eben in ihrem Widerspruch liegt der Ausdruck der moralischen Kraft.

'Gesezt, wir erblicken an einem Menschen Zeichen des quaal- 204
vollestes Affekts aus der Klasse jener ersten ganz unwillkürlichen Bewegungen. Aber indem seine Adern auflaufen, seine Muskel krampfhaft
10 angespannt werden, seine Stimme erstikt, seine Brust emporgetrieben, sein Unterleib einwärts gepreßt ist, sind seine willkürlichen Bewegungen sanft, seine Gesichtszüge frey, und es ist heiter um Aug und Stirne. Wäre der Mensch bloß ein Sinnenwesen, so würden alle seine Züge, da sie dieselbe gemeinschaftliche Quelle hätten, mit einander
15 übereinstimmend seyn, und also in dem gegenwärtigen Fall alle ohne Unterschied Leiden ausdrücken müssen. Da aber Züge der Ruhe unter die Züge des Schmerzens gemischt sind, einerley Ursache aber nicht entgegengesetzte Wirkungen haben kann, so beweist dieser Widerspruch der Züge das Daseyn und den Einfluß einer Kraft, die von dem
20 Leiden unabhängig, und den Eindrücken überlegen ist, unter denen wir das Sinnliche erliegen sehen. Und auf diese Art nun wird die Ruhe im Leiden, als worinn die Würde eigentlich besteht, obgleich nur mittelbar durch einen Vernunftschluß, Darstellung der Intelligenz im Menschen und Ausdruck seiner moralischen Freyheit.*

25 'Aber nicht bloß beim Leiden im engern Sinn, wo dieses Wort 205
nur schmerzhaftte Rührungen bedeutet, sondern überhaupt bey jedem starken Interesse des Begehrungsvermögens muß der Geist seine Freyheit beweisen, also Würde der Ausdruck seyn. Der angenehme Affekt erfordert sie nicht weniger als der peinliche, weil die Natur in beyden
30 Fällen gern den Meister spielen möchte, und von dem Willen gezügelt werden soll. Die Würde bezieht sich auf die Form und nicht auf

* In einer Untersuchung über Pathetische Darstellungen wird im 3ten Stück der *Thalia* umständlicher davon gehandelt werden.

4: reißen B b. — 8: unwillkürlichen B. — 9: Mus- | kel a, Muskel B b, Muskeln R W M. — 10: erstikt, a B b. — 22: im A. — 23: beym a B b. — 29: beyden a B b. — 33: gehandelt worden. B b.

den Inhalt des Affekts, daher es geschehen kann, daß oft, dem Inhalt nach, lobenswürdige Affekte, wenn der Mensch sich ihnen blindlings überläßt, aus Mangel der Würde, ins Gemeine und Niedrige fallen; daß hingegen nicht selten verwerfliche Affekte sich sogar 5 dem Erhabenen nähern, sobald sie nur in ihrer Form Herrschaft des Geistes über seine Empfindungen zeigen.

Bei der Würde also führt sich der Geist in dem Körper als Herrscher auf, denn hier hat er seine Selbstständigkeit gegen den gebieterischen Trieb zu behaupten, der ohne ihn zu Handlungen 10 schreitet, und sich seinem Joch gern entziehen möchte. Bei der Anmuth hingegen regiert er mit Liberalität, weil er es hier ist, der die Natur in Handlung setzt, und keinen Widerstand zu besiegen 206 findet. Nachsicht verdient aber nur der Gehorsam, und Strenge kann nur die Widersetzung rechtfertigen.

15 Anmuth liegt also in der Freyheit der willkührlichen Bewegungen; Würde in der Beherrschung der unwillkührlichen. Die Anmuth läßt der Natur, da wo sie die Befehle des Geistes ausrichtet, einen Schein von Freywilligkeit; die Würde hingegen unterwirft sie da, wo sie herrschen will, dem Geist. Ueberall, 20 wo der Trieb anfängt zu handeln, und sich herausnimmt, in das Amt des Willens zu greifen, da darf der Wille keine Indulgenz, sondern muß durch den nachdrücklichsten Widerstand seine Selbstständigkeit (Autonomie) beweisen. Wo hingegen der Wille anfängt, und die Sinnlichkeit ihm folgt, da darf er keine Strenge, sondern muß 25 Indulgenz beweisen. Dieß ist mit wenigen Worten das Gesetz für das Verhältniß beyder Naturen im Menschen, so wie es in der Erscheinung sich darstellt.

Würde wird daher mehr im Leiden ($\pi α δ ο ς$); Anmuth mehr im Betragen ($\eta δ ο ς$) gefodert und gezeigt; denn nur im Leiden 30 kann sich die Freyheit des Gemüths, und nur im Handeln die Freyheit des Körpers offenbaren.

Da die Würde ein Ausdruck des Widerstandes ist, den der selbstständige Geist dem Naturtriebe leistet, dieser also als eine Gewalt muß angesehen werden, welche Widerstand nöthig macht, so ist sie da,

5: Erhabenen a B b. — 8: seine] eine a. — 10: schreiten, a. — 28: ($\pi α δ ο ς$); B b, ($\pi α δ ο ς$), W M. — 29: ($\eta δ ο ς$) W M.

wo keine solche Gewalt zu bekämpfen ist, lächerlich, und wo keine mehr zu bekämpfen seyn sollte, verächtlich. Man lacht über den Komödianten, (weß Standes und Würden er auch sey), der auch bey gleichgültigen Verrichtungen eine gewisse Dignität affektirt. Man
5 verachtet die kleine Seele, die sich für die Ausübung einer gemeinen Pflicht, die oft nur Unterlassung einer Niederträchtigkeit ist, mit Würde bezahlt macht.

Ueberhaupt ist es nicht eigentlich Würde, sondern Anmuth, was man von der Tugend fodert. Die Würde giebt sich bey der Tugend
10 von selbst, die schon ihrem Innhalt nach Herrschaft des Menschen über seine Triebe voraussetzt. Weit eher wird sich bey Ausübung sittlicher Pflichten die Sinnlichkeit in einem Zustand des Zwangs und der Unterdrückung befinden, da besonders, wo sie ein schmerzhaftes Opfer bringt. Da aber das Ideal vollkommener Menschheit keinen
15 Widerstreit, sondern Zusammenstimmung zwischen dem Sittlichen und Sinnlichen fodert, so verträgt es sich nicht wohl mit der Würde, 208 die, als ein Ausdruck jenes Widerstreits zwischen beyden, entweder die besondern Schranken des Subjekts oder die allgemeinen der Menschheit sichtbar macht.

Ist das erste, und liegt es bloß an dem Unvermögen des Subjekts, daß bey einer Handlung Neigung und Pflicht nicht zusammenstimmen, so wird diese Handlung jederzeit soviel an sittlicher Schätzung verlieren, als sich Kampf in ihre Ausübung, also Würde in ihren Vortrag mischt. Denn unser moralisches Urtheil bringt jedes Indi-
25 viduum unter den Maaßstab der Gattung, und dem Menschen werden keine andre als die Schranken der Menschheit vergeben.

Ist aber das zweyte, und kann eine Handlung der Pflicht mit den Forderungen der Natur nicht in Harmonie gebracht werden, ohne den Begriff der menschlichen Natur aufzuheben, so ist der Widerstand
30 der Neigung nothwendig, und es ist bloß der Anblick des Kampfes, der uns von der Möglichkeit des Siegs überführen kann. Wir erwarten hier also einen Ausdruck des Widerstreits in der Erscheinung, und werden uns nie überreden lassen, da an eine Tugend zu glauben, wo wir nicht einmal Menschheit sehen. Wo also die sittliche Pflicht

4: affectirt. B b. — 10: Inhalt a B b (und so stets). — 11: bey der Ausübung a. — 22: sichtlicher R. — 26: andern B M. — 31: Sieges B b. — 34: sinnliche B b.

eine Handlung gebietet, ' die das Sinnliche nothwendig leiden macht, 209
da ist Ernst und kein Spiel, da würde uns die Leichtigkeit in der
Ausübung vielmehr empören als befriedigen; da kann also nicht An-
muth, sondern Würde der Ausdruck seyn. Ueberhaupt gilt hier das
5 Gesetz, daß der Mensch alles mit Anmuth thun müsse, was er inner-
halb seiner Menschheit verrichten kann, und alles mit Würde, welches
zu verrichten er über seine Menschheit hinaus gehen muß.

So wie wir Anmuth von der Tugend fodern, so fodern wir
Würde von der Neigung. Der Neigung ist die Anmuth so natürlich,
10 als der Tugend die Würde, da sie schon ihrem Innhalt nach sinnlich,
der Naturfreiheit günstig, und aller Anspannung feind ist. Auch dem
rohen Menschen fehlt es nicht an einem gewissen Grade von Anmuth,
wenn ihn die Liebe oder ein ähnlicher Affekt beseelt, und wo findet
man mehr Anmuth, als bey Kindern, die doch ganz unter sinnlicher
15 Leitung stehen? Weit mehr Gefahr ist da, daß die Neigung den Zu-
stand des Leidens endlich zum herrschenden mache, die Selbstthätigkeit
des Geistes ersticke, und eine allgemeine Erschlaffung herbeiführe. Um
sich also bey einem edeln Gefühl in Achtung zu setzen, die ihr nur
allein ein sittlicher Ursprung ' verschaffen kann, muß die Neigung 210
20 sich jederzeit mit Würde verbinden. Daher fodert der Liebende Würde
von dem Gegenstand seiner Leidenschaft. Würde allein ist ihm Bürge,
daß nicht das Bedürfniß zu ihm nöthigte, sondern daß die
Freiheit ihn wählte — daß man ihn nicht als Sache begehrt,
sondern als Person hochschätzt.

25 Man fodert Anmuth von dem, der verpflichtet, und Würde von
dem, der verpflichtet wird. Der erste soll, um sich eines kränkenden
Vortheils über den andern zu begeben, die Handlung seines uninteres-
sirtten Entschlusses durch den Antheil, den er die Neigung daran neh-
men läßt, zu einer affektionirten Handlung herunter setzen, und
30 sich dadurch den Schein des gewinnenden Theiles geben. Der andre
soll, um durch die Abhängigkeit, in die er tritt, die Menschheit (deren
heiliges Palladium Freiheit ist) nicht in seiner Person zu entehren, das
bloße Zufahren des Triebs zu einer Handlung seines Willens erheben,
und auf diese Art, indem er eine Gunst empfängt, eine erzeugen.

16: herrschenden A. — 23: daß man nicht a. — 29: heruntersetzen, B b. —
33: Triebes B b.

Man muß einen Fehler mit Anmuth rügen, und mit Würde bekennen. Kehrt man es um, so wird es das Ansehen haben, als ob der eine Theil seinen Vortheil zu sehr, der andre seinen Nachtheil zu wenig empfände.

- 5 Will der Starke geliebt seyn, so mag er seine Ueberlegenheit durch Grazie mildern. Will der Schwache geachtet seyn, so mag er seiner Ohnmacht durch Würde aufhelfen. Man ist sonst der Meinung, daß auf den Thron Würde gehöre, und bekanntlich lieben die, welche darauf sitzen, in ihren Räthen, Beichtvätern und Parlamenten — die
 10 Anmuth. Aber was in einem politischen Reiche gut und löblich seyn mag, ist es nicht immer in einem Reiche des Geschmacks. In dieses Reich tritt auch der König — sobald er von seinem Throne herabsteigt, (denn Throne haben ihre Privilegien,) und auch der kriechende Höfling begiebt sich unter seine heilige Freyheit, sobald er sich zum
 15 Menschen aufrichtet. Alsdann aber möchte Ersterm zu rathen seyn, mit dem Ueberfluß des Andern seinen Mangel zu ersetzen, und ihm soviel an Würde abzugeben, als er selbst an Grazie nöthig hat.

Da Würde und Anmuth ihre verschiedenen Gebiete haben, worinn sie sich äussern, so schließen sie einander in derselben Person, ja in
 20 demselben Zustand einer Person nicht aus; vielmehr ist es nur die Anmuth, von der die Würde ihre Beglaubigung, und nur die
 212 Würde, von der die Anmuth ihren Werth empfängt.

Würde allein beweist zwar überall, wo wir sie antreffen, eine gewisse Einschränkung der Begierden und Neigungen. Ob es aber
 25 nicht vielmehr Stumpfheit des Empfindungsvermögens (Härte) sey, was wir für Beherrschung halten, und ob es wirklich moralische Selbstthätigkeit und nicht vielmehr Uebergewicht eines andern Affektes, also absichtliche Anspannung sey, was den Ausbruch des gegenwärtigen im Zaume hält, das kann nur die damit verbundene Anmuth außer
 30 Zweifel setzen. Die Anmuth nemlich zeugt von einem ruhigen, in sich harmonischen Gemüth, und von einem empfindenden Herzen.

Eben so beweist auch die Anmuth schon für sich allein eine Empfänglichkeit des Gefühlvermögens, und eine Uebereinstimmung der Empfindungen. Daß es aber nicht Schläffheit des Geistes sey, was dem Sinn so viel Freyheit läßt, und das Herz jedem Eindruck öffnet,

7: Meinung, B b. — 29: außer B b.

und daß es das Sittliche sey, was die Empfindungen in diese Ueber-
einstimmung brachte, das kann uns wiederum nur die damit ver-
bundne Würde verbürgen. In der Würde nehmlich legitimirt sich
das Subjekt als eine selbstständige Kraft; und indem ' der Wille die 213

5 Licenz der unwillkührlichen Bewegungen bündigt, giebt er zu
erkennen, daß er die Freyheit der willkührlichen bloß zuläßt.

Sind Anmuth und Würde, jene noch durch architektonische Schön-
heit, diese durch Kraft unterstützt, in derselben Person vereinigt,
so ist der Ausdruck der Menschheit in ihr vollendet, und sie steht da,
10 gerechtfertigt in der Geisterwelt, und freygesprochen in der Erschei-
nung. Beyde Gesetzgebungen berühren einander hier so nahe, daß
ihre Grenzen zusammen fließen. Mit gemildertem Glanze steigt in
dem Lächeln des Mundes, in dem sanftbelebten Blick, in der heitern
Stirne die Vernunftfreyheit auf, und mit erhabenem Abschied
15 geht die Naturnothwendigkeit in der edeln Majestät des Ange-
sichts unter. Nach diesem Ideal menschlicher Schönheit sind die An-
tiken gebildet, und man erkennt es in der göttlichen Gestalt einer
Niobe, im belvederischen Apoll, in dem borghesischen geflügelten
Genius, und in der Muse des Barberinischen Pallastes.*

20 * Mit dem feinen und großen Sinn, der ihm eigen ist, hat Winkelmann
(Geschichte der Kunst. Erster Theil S. 480 folg. Wiener Ausgabe) diese hohe
Schönheit, welche aus der Verbindung der Grazie mit der Würde hervorgeht, 214
aufgefaßt und beschrieben. Aber was er vereinigt fand, nahm und gab er auch
nur für Eines, und er blieb bey dem stehen, was der bloße Sinn ihn lehrte,
25 ohne zu untersuchen, ob es nicht vielleicht noch zu scheiden sey. Er verwirrt den
Begriff der Grazie, da er Züge, die offenbar nur der Würde zukommen, in diesen
Begriff mit aufnimmt. Grazie und Würde sind aber wesentlich verschieden, und
man thut unrecht, das zu einer Eigenschaft der Grazie zu machen, was viel-
mehr eine Einschränkung derselben ist. Was Winkelmann die hohe, himmlische
30 Grazie nennt, ist nichts anders, als Schönheit und Grazie mit überwiegender
Würde. „Die himmlische Grazie, sagt er, scheint sich allgenügsam, und bietet sich

2—3: verbundene a. — 12: zusammenfließen. B b. — 23—24: auch für Eines,
a. — 24: Eins, A B. — stehen was A a. — 26: er a. — 31: (Die Stelle lautet
S. 480 wörtlich: „Eine Gratie aber, eine Gesellinn aller Götter, scheint sich selbst
genügsam, und bietet sich nicht an, sondern will gesucht werden; sie ist zu erhaben,
um sich sehr sinnlich zu machen: denn „das Höchste hat,“ wie Plato sagt, „kein
Bild;“ mit den Weisen allein unterhält sie sich, und dem Pöbel erscheint sie
störrisch und unfreundlich; sie verschließet in sich die Bewegungen der Seele, und
nähert sich der seligen Stille der göttlichen Natur, von welcher sich die großen
Künstler, wie die Alten schreiben, ein Bild zu entwerfen sucheten.“)

' Wo sich Grazie und Würde vereinigen, da werden wir ab- 214
wechselnd angezogen und zurückgestoßen; angezogen als Geister, zurück- 215
gestoßen als sinnliche Naturen.

' In der Würde nehmlich wird uns ein Beispiel der Unterord- 216
nung des Sinnlichen unter das Sittliche vorgehalten, welchem nach-
zuahmen für uns Geseß, zugleich aber für unser physisches Vermögen

„nicht an, sondern will gesucht werden; sie ist zu erhaben, um sich sehr sinnlich
zu machen. Sie verschließt in sich die Bewegungen der Seele, und nähert sich
der seligen Stille der göttlichen Natur. — Durch sie, sagt er an einem andern

10 „Ort, wagte sich der Künstler der Niobe in das Reich unkörperlicher Ideen, und
erreichte das Geheimniß, die Todesangst mit der höchsten Schönheit 215
zu verbinden“ (es würde schwer seyn, hierinn einen Sinn zu finden, wenn

es nicht augenscheinlich wäre, daß hier nur die Würde gemeint ist) „er wurde
ein Schöpfer reiner Geister, die keine Begierden der Sinne erwecken, denn sie

15 „scheinen nicht zur Leidenschaft gebildet zu seyn, sondern dieselbe nur angenommen
zu haben.“ — Anderswo heißt es „die Seele äußerte sich nur unter einer stillen
Fläche des Wassers, und trat niemals mit Ungeßüm hervor. In Vorstellung
des Leidens bleibt die größte Pein verschlossen, und die Freude schwebet wie eine
sanfte Lust, die kaum die Blätter rühret, auf dem Gesicht einer Leucothea.“

20 Alle diese Züge kommen der Würde und nicht der Grazie zu, denn die Grazie
verschließt sich nicht, sondern kommt entgegen, die Grazie macht sich sinnlich, und
ist auch nicht erhaben sondern schön. Aber die Würde ist es, was die Natur in
ihren Äußerungen zurückhält, und den Zügen, auch in der Todesangst und in
dem bittersten Leiden eines Laokoon, Ruhe gebietet.

25 ' Home verfällt in denselben Fehler, was aber bey diesem Schriftsteller weniger 216
zu verwundern ist. Auch er nimmt Züge der Würde in die Grazie mit auf, ob
er gleich Anmuth und Würde ausdrücklich von einander unterscheidet. Seine
Beobachtungen sind gewöhnlich richtig, und die nächsten Regeln, die er sich
daraus bildet, wahr; aber weiter darf man ihm auch nicht folgen. Grundsätze
30 d. Krit. II. Theil. Anmuth und Würde.

9: (Wörtlich S. 482: „Durch dieselbe wagete sich der Meister der Niobe in das
Reich unkörperlicher Ideen, und erreichte das Geheimniß, die Todesangst mit der
höchsten Schönheit zu vereinigen: er wurde ein Schöpfer reiner Geister und himm-
lischer Seelen, die keine Begierden der Sinne erwecken, sondern eine anschauliche
Betrachtung aller Schönheit wirken: denn sie scheinen z.“) — 12: verbinden,“ B h.
— hierin a B. — 16: äußerte a B h. — 16: (Wörtlich S. 484: „Das Mannigfaltige
und die mehrere Verschiedenheit des Ausdrucks that der Harmonie und der Groß-
heit in dem schönen Stile keinen Eintrag: die Seele äußerte sich nur wie unter
einer stillen Fläche des Wassers, und trat niemals mit Ungeßüm hervor. In Vor-
stellung des Leidens bleibt die größte Pein verschlossen, wie im Laocoon, und die
Freude schwebet wie eine sanfte Lust, die kaum die Blätter rühret, auf dem Ge-
sichte einer Leucothea, im Campidoglio, und auf Münzen der Insel Nagus geprägt:
die Kunst philosophirte mit den Leidenschaften, wie Aristoteles von der Vernunft sagt
(συμφιλοσοφει τοις παθεσι).“) — 17: Wassers, a B h.

übersteigend ist. Der Widerstreit zwischen dem Bedürfniß der Natur und der Forderung des Gesetzes, deren Gültigkeit wir doch eingestehen, spannt die Sinnlichkeit an, und erweckt das Gefühl, welches Achtung genannt wird, und von der Würde unzertrennlich ist.

5 In der Anmuth hingegen, wie in der Schönheit überhaupt, sieht die Vernunft ihre Forderung in der Sinnlichkeit erfüllt, und überraschend tritt ihr eine ihrer Ideen in der Erscheinung entgegen. Diese 217 unerwartete Zusammenstimmung des Zufälligen der Natur mit dem Nothwendigen der Vernunft, erweckt ein Gefühl frohen Beyfalls, 10 (Wohlgefallen) welches auflösend für den Sinn, für den Geist aber belebend und beschäftigend ist, und eine Anziehung des sinnlichen Objekts muß erfolgen. Diese Anziehung nennen wir Wohlwollen — Liebe; ein Gefühl, das von Anmuth und Schönheit unzertrennlich ist.

Bey dem Reiz (nicht dem Liebreiz, sondern dem Wollustreiz, 15 stimulus,) wird dem Sinn ein sinnlicher Stoff vorgehalten, der ihm Entlebigung von einem Bedürfniß, d. i. Lust verspricht. Der Sinn ist also bestrebt, sich mit dem Sinnlichen zu vereinbaren, und Begierde entsteht; ein Gefühl, das anspannend für den Sinn, für den Geist hingegen erschlassend ist.

20 Von der Achtung kann man sagen, sie beugt sich vor ihrem Gegenstande; von der Liebe, sie neigt sich zu dem ihrigen; von der Begierde, sie stürzt auf den ihrigen. Bey der Achtung ist das Objekt die Vernunft und das Subjekt die sinnliche Natur. * Bey

* Man darf die Achtung nicht mit der Hochachtung verwechseln. Achtung 25 (nach ihrem ' reinen Begriff) geht nur auf das Verhältniß der sinnlichen Natur 218 zu den Forderungen reiner praktischer Vernunft überhaupt, ohne Rücksicht auf eine wirkliche Erfüllung. „Das Gefühl der Unangemessenheit zu Erreichung einer Idee, die für uns Gesetz ist, heißt Achtung“ (Kants Kr. d. Urtheilskraft). Daher ist Achtung keine angenehme, eher drückende Empfindung. Sie ist ein Gefühl des 30 Abstandes des empirischen Willens von dem reinen. — Es kann daher auch nicht befremdlich seyn, daß ich die sinnliche Natur zum Subjekt der Achtung mache, obgleich diese nur auf reine Vernunft geht: denn die Unangemessenheit zu Erreichung des Gesetzes kann nur in der Sinnlichkeit liegen.

Hochachtung hingegen geht schon auf die wirkliche Erfüllung des Gesetzes, und 35 wird nicht für das Gesetz, sondern für die Person, die demselben gemäß handelt, empfunden. Daher hat sie etwas ergößendes, weil die Erfüllung des Gesetzes Vernunftswesen erfreuen muß. Achtung ist Zwang, Hochachtung schon ein freieres

16: d. i., A a. — 20: Achtung, A a B b. — 28: (Kants B b. — Urtheilskraft), B, Urtheilskraft). b. — 32: geht; B b. — 34: auf wirkliche a. — Gesetzes und B.

der ' Liebe ist das Objekt sinnlich, und das Subjekt die moralische 218
Natur. Bey der Begierde sind Objekt und Subjekt sinnlich.

' Die Liebe allein ist also eine freye Empfindung, denn ihre 219
reine Quelle strömt hervor aus dem Sitz der Freyheit, aus unsrer
5 göttlichen Natur. Es ist hier nicht das Kleine und Niedrige, was
sich mit dem Großen und Hohen mißt, nicht der Sinn, der an dem
Vernunftgesetz schwindelnd hinauffieht; es ist das absolut Große
selbst, was in der Anmuth und Schönheit sich nachgeahmt und in der
Sittlichkeit sich befriedigt findet, es ist der Gesetzgeber selbst, der Gott
10 in uns, der mit seinem eigenen Bilde in der Sinnenwelt spielt.
Daher ist das Gemüth aufgelöst in der Liebe, da es angespannt ist
in der Achtung; denn hier ist nichts, das ihm Schranken setzte, da
das absolutgroße nichts über sich hat, und die Sinnlichkeit, von der
hier allein die Einschränkung kommen könnte, in der Anmuth und
15 Schönheit mit den Ideen des Geistes zusammenstimmt. Liebe ist ein
Herabsteigen, da die Achtung ein Hinaufflimmen ist. Daher kann
der Schlimme nichts lieben, ob er gleich vieles achten muß; daher
' kann der Gute wenig achten, was er nicht zugleich mit Liebe um- 220
fienge. Der reine Geist kann nur lieben, nicht achten; der Sinn
20 kann nur achten, aber nicht lieben.

Wenn der schuldbewusste Mensch in ewiger Furcht schwebt, dem
Gesetzgeber in ihm selbst, in der Sinnenwelt zu begegnen, und in
allem, was groß und schön und treflich ist, seinen Feind erblickt, so
kennt die schöne Seele kein süßeres Glück, als das Heilige in sich
25 außer sich nachgeahmt oder verwirklicht zu sehen, und in der Sinnen-
welt ihren unsterblichen Freund zu umarmen. Liebe ist zugleich das
Großmüthigste und das Selbstsüchtigste in der Natur; das erste: denn
sie empfängt von ihrem Gegenstande nichts, sondern giebt ihm alles,
da der reine Geist nur geben, nicht empfangen kann; das zweite:
30 denn es ist immer nur ihr eigenes Selbst, was sie in ihrem Gegen-
stande sucht und schähet.

Gefühl. Aber das rührt von ' der Liebe her, die ein Ingrediens der Hochachtung 219
ausmacht. Achten muß auch der Nichtswürdige das Gute, aber um denjenigen
hochzuachten, der es gethan hat, müßte er aufhören, ein Nichtswürdiger zu seyn.

11: aufgelöst B b. — 18: absolut große B b. — 22: begegnen und A a. —
23: trefflich a. — 32: Ingrediens B b.

Aber eben darum, weil der Liebende von dem Geliebten nur empfängt, was er ihm selber gab, so begegnet es ihm öfters, daß er ihm giebt, was er nicht von ihm empfiegt. Der äußere Sinn glaubt zu sehen, was nur der innere anschaut, der feurige Wunsch wird zum
 5 Glauben und der eigne Ueberfluß des Liebenden ' verbirgt die Armuth 221 des Geliebten. Daher ist die Liebe so leicht der Täuschung ausgesetzt, was der Achtung und Begierde nie begegnet. So lange der innere Sinn den äußern exaltirt, so lange dauert auch die selige Bezauberung der platonischen Liebe, der zur Wonne der Unsterblichen nur
 10 die Dauer fehlt. Sobald aber der innere Sinn dem äußern seine Anschauungen nicht mehr unterschiebt, so tritt der äußere wieder in seine Rechte und fodert, was ihm zukommt, Stoff. Das Feuer, welches die himmlische Venus entzündete, wird von der irdischen benutzt, und der Naturtrieb rächt seine lange Vernachlässigung nicht
 15 selten durch eine desto unumschränkttere Herrschaft. Da der Sinn nie getäuscht wird, so macht er diesen Vortheil mit grobem Uebermuth gegen seinen edleren Nebenbuhler geltend, und ist kühn genug zu behaupten, daß er gehalten habe, was die Begeisterung schuldig blieb.

Die Würde hindert, daß die Liebe nicht zur Begierde wird. Die
 20 Anmuth verhütet, daß die Achtung nicht Furcht wird.

Wahre Schönheit, wahre Anmuth soll niemals Begierde erregen. Wo diese sich einmischt, da muß es entweder dem Gegenstand an Würde, ' oder dem Betrachter an Sittlichkeit der Empfindungen 222 mangeln.

25 Wahre Größe soll niemals Furcht erregen. Wo diese eintritt, da kann man gewiß seyn, daß es entweder dem Gegenstand an Geschmack und an Grazie, oder dem Betrachter an einem günstigen Zeugniß seines Gewissens fehlt.

Reiz, Anmuth und Grazie werden zwar gewöhnlich als gleich-
 30 bedeutend gebraucht; sie sind es aber nicht, oder sollten es doch nicht seyn, da der Begriff, den sie ausdrücken, mehrerer Bestimmungen fähig ist, die eine verschiedene Bezeichnung verdienen.

Es giebt eine belebende und eine beruhigende Grazie. Die

4: sehen; a. — 5: Anmuth B. — 7: selten begegnet. B b R W M. — innere a. — 8: exaltirt, B b. — 9: Unsterblichen, A a B b. — 11: äußere B b. — 13: welches ihm die a. — irdischen B. — 18: er B b. — 31: Begriff den A a b.

erste grenzt an den Sinnenreiz, und das Wohlgefallen an derselben kann, wenn es nicht durch Würde zurückgehalten wird, leicht in Verlangen ansarten. Diese kann Reiz genannt werden. Ein abgespannter Mensch kann sich nicht durch innre Kraft in Bewegung setzen, sondern
 5 muß Stoff von außen empfangen, und durch leichte Uebungen der Phantasie, und schnelle Uebergänge vom Empfinden zum Handeln seine verlorene Schnellkraft wieder herzustellen suchen. Dieses erlangt er im Umgang mit einer reizenden Person, die das stagnirende
 223 Meer seiner Einbildungskraft durch Gespräch und Anblick in Schwung 10 bringt.

Die beruhigende Grazie gränzt näher an die Würde, da sie sich durch Mäßigung unruhiger Bewegungen äußert. Zu ihr wendet sich der angespannte Mensch, und der wilde Sturm des Gemüths löst sich auf an ihrem friedeathmenden Busen. Diese kann Anmuth
 15 genannt werden. Mit dem Reize verbindet sich gern der lachende Scherz und der Stachel des Spotts; mit der Anmuth das Mitleid und die Liebe. Der entnerote Soliman schmachtet zuletzt in den Ketten einer Rogelane, wenn sich der brausende Geist eines Othello an der sanften Brust einer Desdemona zur Ruhe wiegt.
 20 Auch die Würde hat ihre verschiedene Abstufungen, und wird da, wo sie sich der Anmuth und Schönheit nähert, zum Edeln, und wo sie an das Furchtbare gränzt, zur Hoheit.

Der höchste Grad der Anmuth ist das Bezaubernde; der höchste Grad der Würde die Majestät. Bey dem Bezaubernden ver-
 25 lieren wir uns gleichsam selbst, und fließen hinüber in den Gegenstand. Der höchste Genuß der Freyheit gränzt an den völligen Ver- 224 lust derselben, und die Trunkenheit des Geistes an den Taumel der Sinnenlust. Die Majestät hingegen hält uns ein Gesetz vor, das uns nöthigt, in uns selbst zu schauen. Wir schlagen die Augen vor
 30 dem gegenwärtigen Gott zu Boden, vergessen alles außer uns, und empfinden nichts als die schwere Bürde unsers eigenen Daseyns.

Majestät hat nur das Heilige. Kann ein Mensch uns dieses repräsentiren, so hat er Majestät; und wenn auch unsre Kniee nicht nachfolgen, so wird doch unser Geist vor ihm niederfallen. Aber er

5: aussen B b. — 7: verlorne B. — 12: äußert. a B b. — 13: löst B b. — 20: verschiedenen B b & B M. — Abstufungen, B.

richtet sich schnell wieder auf, sobald nur die kleinste Spur menschlicher Schuld an dem Gegenstand seiner Anbetung sichtbar wird; denn nichts, was nur vergleichungsweise groß ist, darf unsern Muth darniedererschlagen.

- 5 Die bloße Macht, sey sie auch noch so fürchtbar und grenzenlos, kann nie Majestät verleihen. Macht imponiert nur dem Sinnenwesen, die Majestät muß dem Geist seine Freyheit nehmen. Ein Mensch, der mir das Todesurtheil schreiben kann, hat darum noch keine Majestät für mich, sobald ich selbst nur bin, was ich seyn soll. Sein Vorthail
10 über mich ist aus, sobald ich will. ' Wer mir aber in seiner Person 225 den reinen Willen darstellt, vor dem werde ich mich, wenns möglich ist, auch noch in künftigen Welten beugen.

Anmuth und Würde stehen in einem zu hohen Werth, um die Eitelkeit und Thorheit nicht zur Nachahmung zu reizen. Aber es
15 giebt dazu nur Einen Weg, nemlich Nachahmung der Gesinnungen, deren Ausdruck sie sind. Alles andre ist Nachäffung, und wird sich als solche durch Uebertreibung bald kennlich machen.

So wie aus der Affektation des Erhabenen Schwallst, aus der Affektation des Edeln das Kostbare entsteht, so wird aus der affek-
20 tirten Anmuth Piererey und aus der affectirten Würde steife Feierlichkeit und Gravität.

Die ächte Anmuth gibt bloß nach und kommt entgegen, die falsche hingegen zerfließt. Die wahre Anmuth schont bloß die Werkzeuge der willkührlichen Bewegung, und will der Freyheit der
25 Natur nicht unnöthiger weise zu nahe treten; die falsche Anmuth hat gar nicht das Herz, die Werkzeuge des Willens gehörig zu gebrauchen, und um ja nicht ins ' Harte und Schwerfällige zu fallen, opfert 226 sie lieber etwas von dem Zweck der Bewegung auf, oder sucht ihn durch Umschweife zu erreichen. Wenn der unbehülliche Tänzer
30 bei einer Menuet soviel Kraft aufwendet, als ob er ein Mühlrad zu ziehen hätte, und mit Händen und Füßen so scharfe Ecken schneidet, als wenn es hier um eine geometrische Genauigkeit zu thun wäre, so wird der affectirte Tänzer so schwach auftreten, als ob er den Fußboden fürchtete, und mit Händen und Füßen nichts als Schlangen-

3: nur Bb. — 5: fürchtbar B. — 13: zu] so R. — 20—21: Feierlichkeit Bb. — 21: Gravität: a. — 22: giebt Bb. — 25: unnöthigerweise Bb. — 26: Zweck Bb.

linien beschreiben, wenn er auch darüber nicht von der Stelle kommen sollte. Das andre Geschlecht, welches vorzugsweise im Besitze der wahren Anmuth ist, macht sich auch der falschen am meisten schuldig; aber nirgends beleidigt diese mehr, als wo sie der Begierde zum
 5 Angel dienet. Aus dem Lächeln der wahren Grazie wird dann die widrigste Grimasse, das schöne Spiel der Augen, so bezaubernd, wenn wahre Empfindung daraus spricht, wird zur Verdrehung, die schmelzend modulirende Stimme, so unwiderstehlich in einem wahren Munde, wird zu einem studirten tremulirenden Klang, und die ganze
 10 Musik weiblicher Reizungen zu einer betrüglischen Toilettenkunst.

Wenn man auf Theatern und Ballsälen Gelegenheit hat, die 227
 affectirte Anmuth zu beobachten, so kann man oft in den Kabineten der Minister, und in den Studierzimmern der Gelehrten (auf hohen Schulen besonders) die falsche Würde studieren. Wenn die wahre
 15 Würde zufrieden ist, den Affect an seiner Herrschaft zu hindern, und dem Naturtriebe bloß da, wo er den Meister spielen will, in den unwillkürlichen Bewegungen, Schranken setzt, so regiert die falsche Würde auch die willkürlichen mit einem eisernen Zepter, unterdrückt die moralischen Bewegungen, die der wahren Würde heilig sind, so
 20 gut als die sinnlichen, und löscht das ganze mimische Spiel der Seele in den Gesichtszügen aus. Sie ist nicht bloß streng gegen die widerstrebende, sondern hart gegen die unterwürfige Natur, und sucht ihre lächerliche Größe in Unterjochung, und wo dieß nicht angehen will, in Verbergung derselben. Nicht anders, als wenn sie allem,
 25 was Natur heißt, einen unverföhnlichen Haß gelobt hätte, steckt sie den Leib in lange faltigte Gewänder, die den ganzen Gliederbau des Menschen verbergen, beschränkt den Gebrauch der Glieder durch einen lästigen Apparat unnützer Zierrath und schneidet sogar die Haare ab, um das Geschenk der Natur durch ein Machwerk der
 30 Kunst zu ersetzen. Wenn die wahre Würde, die sich nie der Natur, 228
 nur der rohen Natur schämt, auch da, wo sie an sich hält, noch stets frey und offen bleibt, wenn in den Augen Empfindung strahlt, und der heitre stille Geist auf der berebten Stirne ruht, so legt die Gravität die übrige in Falten, wird verschlossen und mysteriös, und bewacht sorgfältig wie ein Komödiant ihre Züge. Alle ihre

12: Kabinetten a. B. — 14: studiren. B b. — 26: faltige R B M.

Gesichtsmuskeln sind angespannt, aller wahre natürliche Ausdruck verschwindet, und der ganze Mensch ist wie ein versiegelter Brief. Aber die falsche Würde hat nicht immer Unrecht, das mimische Spiel ihrer Züge in scharfer Zucht zu halten, weil es vielleicht mehr aussagen
5 könnte, als man laut machen will; eine Vorsicht, welche die wahre Würde freylich nicht nöthig hat. Diese wird die Natur nur beherrschen, nie verbergen; bey der falschen hingegen herrscht die Natur nur desto gewaltthätiger innen, indem sie außen bezwungen ist. *

Schiller.

- 10 * Indessen giebt es auch eine Feyerlichkeit im guten Sinn, wovon die Kunst Gebrauch machen kann. Diese entsteht nicht aus der Annahme, sich wichtig zu machen, sondern sie ' hat die Absicht, das Gemüth auf etwas wichtiges vor- 229 zubereiten. Da wo ein großer und tiefer Eindruck geschehen soll, und es dem Dichter darum zu thun ist, daß nichts davon verloren gehe, so stimmt er das
15 Gemüth vorher zum Empfang desselben, entfernt alle Zerstreungen und setzt die Einbildungskraft in eine Erwartungsvolle Spannung. Dazu ist nun das Feyerliche sehr geschickt, welches in Häufung vieler Anstalten besteht, wovon man den Zweck nicht absieht, und in einer absichtlichen Verzögerung des Fortschritts, da, wo die Ungeduld Eile fodert. In der Musik wird das Feyerliche durch eine
20 langsame gleichförmige Folge starker Töne hervorgebracht; die Stärke erweckt und spannt das Gemüth, die Langsamkeit verzögert die Befriedigung, und die Gleichförmigkeit des Takts läßt die Ungeduld gar kein Ende absehen.

Das Feyerliche unterstützt den Eindruck des großen und erhabenen nicht wenig, und wird daher bey Religionsgebräuchen und Mysterien mit großem Erfolg
25 gebraucht. Die Wirkungen der Glocken, der Choralmusik, der Orgel sind bekannt; aber auch für das Auge gibt es ein Feyerliches, nemlich die Pracht, verbunden mit dem Furchtbaren, wie bey Leichengeremonien, und bey allen öffentlichen Aufzügen, die eine große Stille, und einen langsamen Takt beobachten.

1: Gesichtsmuskeln a B b. — 4: aussagen A. — 9: Schiller.] fehlt in B b.
— 10: Sinne, B b. — 19 u. 23: Feyerliche B b. — 23: des Großen und Erhabenen a. — 25: bekannt, a. — 26: giebt a B b.

VI.

Vom Erhabenen.

320

(Zur weitem Ausführung einiger Kantischen Ideen.)

Erhaben nennen wir ein Objekt, bey dessen Vorstellung unsre sinnliche Natur ihre Schranken, unsre vernünftige Natur aber ihre Ueberlegenheit, ihre Freyheit von Schranken fühlt; gegen das wir also physisch den Kürzern ziehen, über welches wir uns aber moralisch d. i. durch Ideen erheben.

Nur als Sinnenwesen sind wir abhängig, als Vernunftwesen sind wir frey.

Der erhabene Gegenstand giebt uns erstlich: als Naturwesen unsre Abhängigkeit zu empfinden, indem er uns zweytens: mit der Unabhängigkeit bekannt macht, die wir als Vernunftwesen über die 321 Natur, sowohl in uns als ausser uns behaupten.

Wir sind abhängig, insofern etwas ausser uns den Grund enthält, warum etwas in uns möglich wird.

Solange die Natur ausser uns den Bedingungen conform ist, unter welchen in uns etwas möglich wird, solange können wir unsre Abhängigkeit nicht fühlen. Sollen wir uns derselben bewußt werden, so muß die Natur mit dem was uns Bedürfniß, und doch nur durch ihre Mitwirkung möglich ist, als streitend vorgestellt werden, oder, was eben soviel sagt, sie muß sich mit unsern Trieben im Widerspruch befinden.

Nun lassen sich alle Triebe, die in uns, als Sinnenwesen, wirksam sind, auf zwey Grundtriebe zurück führen. Erstlich besitzen wir einen Trieb unsern Zustand zu verändern, unsre Existenz zu äußern, wirksam zu seyn, welches alles darauf hinausläuft, uns Vorstellungen

A: Neue Thalia, Bd. 3 (1793), S. 320—394 und 4, S. 52—73. (Döring Nachlese S. 240 ff. und Hoffmeister Nachlese Bd. 4, S. 520 ff. = Th. 3, 320—366 sind nicht verglichen.)

zu erwerben, also Vorstellungstrieb, Erkenntnißtrieb heißen kann. Zweitens besitzen wir einen Trieb unsern Zustand zu erhalten, unsere Existenz fortzusetzen, welches Trieb der Selbsterhaltung genannt wird. 322

Der Vorstellungstrieb geht auf Erkenntniß, der Selbsterhaltungs-
5 trieb auf Gefühle, also auf innre Wahrnehmungen der Existenz.

Wir stehen also durch diese zweyerley Triebe in zweyfacher Ab-
hängigkeit von der Natur. Die erste wird uns fühlbar, wenn es
die Natur an den Bedingungen fehlen läßt, unter welchen wir zu
Erkenntnissen gelangen; die zweyte wird uns fühlbar, wenn sie den
10 Bedingungen widerspricht, unter welchen es uns möglich ist, unsre
Existenz fortzusetzen. Eben so behaupten wir durch unsere Vernunft
eine zweyfache Unabhängigkeit von der Natur: erstlich: indem
wir (im theoretischen) über Naturbedingungen hinausgehen, und uns
mehr denken können, als wir erkennen; zweytens: indem wir (im
15 praktischen) uns über Naturbedingungen hinwegsetzen, und durch unsern
Willen unsrer Begierde widersprechen können. Ein Gegenstand,
bey dessen Wahrnehmung wir das erste erfahren, ist theoretisch
groß, ein Erhabenes der Erkenntniß. Ein Gegenstand, der uns die
Unabhängigkeit unsers Willen zu empfinden giebt, ist praktisch groß,
20 ein Erhabenes der Gesinnung.

’ Bey dem Theoretischerhabenen steht die Natur als Object der 323
Erkenntniß, im Widerspruch mit dem Vorstellungstriebe. Bey dem
Praktischerhabenen steht sie als Object der Empfindung, im
Widerspruch mit dem Erhaltungstrieb. Dort wurde sie bloß als ein
25 Gegenstand betrachtet, der unsre Erkenntniß erweitern sollte; hier
wird sie als eine Macht vorgestellt, die unsern eigenen Zustand be-
stimmen kann. Kant nennt daher das Praktischerhabene das Erhabene
der Macht oder das Dynamischerhabene, im Gegensatz von dem Mathe-
matischerhabenen. Weil aber aus den Begriffen dynamisch und
30 mathematisch gar nicht erhellen kann, ob die Sphäre des Erhabenen
durch diese Eintheilung erschöpft sey oder nicht, so habe ich die Ein-
theilung in das Theoretisch- und Praktisch-Erhabene vor-
gezogen.

Auf was Art wir in Erkenntnissen von Naturbedingungen ab-
35 hängig sind, und dieser Abhängigkeit uns bewußt werden, wird bey

3: welches] (Vielleicht ist „welcher“ zu lesen)

Entwicklung des Theoretischerhabenen hinreichend ausgeführt werden. Daß unsre Existenz als Sinnenwesen, von Naturbedingungen außer uns abhängig gemacht ist, wird wohl kaum eines eigenen Beweises bedürfen. Sobald die Natur außer uns das bestimmte Verhältniß
 5 zu uns ändert, auf ' welches unser physischer Wohlstand gegründet ist, 324
 so wird auch sogleich unsre Existenz in der Sinnenwelt, die an diesem physischen Wohlstande haftet, angefochten und in Gefahr gesetzt. Die Natur hat also die Bedingungen in ihrer Gewalt, unter denen wir existiren, und damit wir dieses, zu unserm Daseyn so unentbehrliche
 10 Naturverhältniß in Acht nehmen sollten, so ist unserm physischen Leben an dem Selbsterhaltungstrieb ein wachsender Güter, diesem Trieb aber an dem Schmerz ein Warner gegeben worden. Sobald daher unser physischer Zustand eine Veränderung erleidet, die ihn zu seinem Gegentheil zu bestimmen droht, so erinnert der Schmerz an
 15 die Gefahr, und der Trieb der Selbsterhaltung wird durch ihn zum Widerstand aufgefordert.

Ist die Gefahr von der Art, daß unser Widerstand vergeblich seyn würde, so muß Furcht entstehen. Ein Objekt also, dessen Existenz den Bedingungen der unsrigen widerstreitet, ist, wenn wir uns ihm an
 20 Macht nicht gewachsen fühlen, ein Gegenstand der Furcht, furchtbar.

Aber es ist nur furchtbar für uns, als Sinnenwesen, denn nur als solche hängen wir ab von der Natur. Dasjenige in uns, was nicht Natur, ' was dem Naturgesetz nicht unterworfen ist, hat von 325
 der Natur außer uns, als Macht betrachtet, nichts zu befahren. Die
 25 Natur, vorgestellt als eine Macht, die zwar unsern physischen Zustand bestimmen kann, aber auf unsern Willen keine Gewalt hat, ist dynamisch oder praktisch erhaben.

Das Praktischerhabene unterscheidet sich also darinn von dem Theoretischerhabenen, daß es den Bedingungen unsrer Existenz, dieses
 30 nur den Bedingungen der Erkenntniß widerstreitet. Theoretischerhabene ist ein Gegenstand, insofern er die Vorstellung der Unendlichkeit mit sich führet, deren Darstellung sich die Einbildungskraft nicht gewachsen fühlt. Praktischerhabene ist ein Gegenstand, insofern er die Vorstellung einer Gefahr mit sich führt, welche zu besiegen sich unsre physische
 35 Kraft nicht vermögend fühlt. Wir erliegen an dem Versuch, uns von

11: diesen A.

dem ersten eine Vorstellung zu machen. Wir erliegen an dem Versuch, uns der Gewalt des zweyten zu widersetzen. Ein Beyspiel des ersten ist der Ocean in Ruhe, der Ocean im Sturm ein Beyspiel des zweyten. Ein ungeheuer hoher Thurm oder Berg kann ein Erhabenes der Erkenntniß abgeben. Bückt er sich zu uns herab, so wird er sich in ein Erhabenes der Gesinnung verwandeln. Beide haben aber wieder das mit ' einander gemein, daß sie gerade durch ihren Widerspruch mit den Bedingungen unsers Daseyns und Wirkens, diejenige Kraft in uns aufdecken, die an keine dieser Bedingungen sich gebunden fühlt; eine Kraft also, die einerseits sich mehr denken kann als der Sinn faßt, und die andrer Seits für ihre Unabhängigkeit nichts fürchtet und in ihren Aeußerungen keine Gewalt erleidet, wenn auch ihr sinnlicher Gefährte unter der furchtbaren Naturmacht erliegen sollte.

Ob aber gleich beide Arten des Erhabenen ein gleiches Verhältniß zu unserer Vernunftkraft haben, so stehen sie doch in einem ganz verschiednen Verhältniß zu unsrer Sinnlichkeit, welches einen wichtigen Unterschied, sowohl der Stärke als des Interesse, zwischen ihnen begründet.

Das Theoretischerhabene widerspricht dem Vorstellungstrieb, das Praktischerhabene dem Erhaltungstrieb. Bey dem ersten wird nur eine einzelne Aeußerung der sinnlichen Vorstellungskraft, bey dem zweyten aber wird der letzte Grund aller möglichen Aeußerungen desselben, nemlich die Existenz, angefochten.

Nun ist zwar jedes mißlingende Bestreben nach Erkenntniß mit Unlust verbunden, weil ' einem thätigen Trieb dadurch widersprochen wird. Aber bis zum Schmerz kann diese Unlust nie steigen, solange wir unsere Existenz von dem Gelingen oder Mißlingen einer solchen Erkenntniß unabhängig wissen, und unsere Selbstachtung nicht dabey leidet.

Ein Gegenstand aber, der den Bedingungen unsers Daseyns widerspricht, der in der unmittelbaren Empfindung Schmerz erregen würde, erregt in der Vorstellung Schrecken; denn die Natur mußte zu Erhaltung der Kraft selbst ganz andere Anstalten treffen, als sie zu Unterhaltung der Thätigkeit nöthig fand. Unsre Sinnlichkeit ist also bey dem furchtbaren Gegenstand ganz anders interessirt, als bey dem Unendlichen; denn der Trieb der Selbsterhaltung erhebt eine viel lautere Stimme als der Vorstellungstrieb. Es ist ganz etwas anders, ob wir um den Besitz einer einzelnen Vorstellung, oder ob

wir um den Grund aller möglichen Vorstellungen, unsre Existenz in der Sinnenwelt, ob wir für das Daseyn selbst oder für eine einzelne Aeußerung desselben zu fürchten haben.

Eben deswegen aber, weil der fürchtbare Gegenstand unsere
 5 sinnliche Natur gewaltfamer angreift, als der unendliche, so wird auch ' der Abstand zwischen dem sinnlichen und übersinnlichen Vermögen 328
 dabey um so lebhafter gefühlt, so wird die Ueberlegenheit der Vernunft und die innere Freyheit des Gemüths desto hervorstechender.
 Da nun das ganze Wesen des Erhabenen auf dem Bewußtseyn dieser
 10 unsrer Vernunftfreyheit beruht, und alle Lust am Erhabenen gerade nur auf dieses Bewußtseyn sich gründet, so folgt von selbst (was auch die Erfahrung lehrt) daß das Fürchtbare in der ästhetischen Vorstellung lebhafter und angenehmer rühren müsse, als das Unendliche, und daß also das Praktischerhabene, der Stärke der Empfin-
 15 dung nach, einen sehr großen Vorzug vor dem theoretischen voraus habe.

Das Theoretischgroße erweitert eigentlich nur unsre Sphäre, das Praktischgroße, das Dynamischerhabene unsre Kraft. — Unsre wahre und vollkommene Unabhängigkeit von der Natur erfahren wir eigentlich nur durch das letztere; denn es ist ganz etwas anders in
 20 der bloßen Handlung des Vorstellens und in seinem ganzen innern Daseyn sich von Naturbedingungen unabhängig fühlen, als sich über das Schicksal, über alle Zufälle, über die ganze Naturnothwendigkeit hinweggesetzt und erhaben fühlen. Nichts liegt dem Menschen als Sinnenwesen näher an, ' als die Sorge für seine Existenz und keine 329
 25 Abhängigkeit ist ihm drückender als diese, die Natur als diejenige Macht zu betrachten, die über sein Daseyn zu gebieten hat. Und von dieser Abhängigkeit fühlt er sich frey bey Betrachtung des Praktischerhabenen. „Die unwiderstehliche Macht der Natur, sagt Kant, giebt „uns, als Sinnenwesen betrachtet, zwar unsre Ohnmacht zu erkennen,
 30 „aber entdeckt zugleich in uns ein Vermögen, uns als von ihr un- „abhängig zu beurtheilen, und eine Ueberlegenheit über die Natur, „worauf sich eine Selbsterhaltung von ganz andrer Art gründet, als „diejenige ist, die von der Natur außer uns angefochten und in Ge-

16: Das] Daß A. — 28: Kant] (Critik der Urtheilskraft S. 108 f.) — 28: Die Unwiderstehlichkeit ihrer Macht Ka. — 29: als Naturwesen Ka. — 30: in uns] fehlt bei Kant.

„fährt gebracht werden kann — dabey die Menschheit in unserer
 „Person unerniedigt bleibt, obgleich der Mensch jener Gewalt unter-
 „liegen müßte. Auf solche Weise — fährt er fort — wird die furcht-
 „bare Macht der Natur, ästhetisch von uns als Erhaben beurtheilt,
 5 „weil sie unsre Kraft, die nicht Natur ist, in uns aufruft, um alles
 „dasjenige, wofür wir als Sinnenwesen besorgt sind, Güter, Gesund-
 „heit und Leben, als klein anzusehen, und deswegen auch jene Macht
 „der Natur — der wir in Ansehung dieser Güter allerdings unter-
 „worfen sind — für uns und unsre Persönlichkeit dennoch als keine
 10 „Gewalt zu betrachten, unter ' die wir uns zu beugen hätten, wenn 330
 „es auf unsre höchsten Grundsätze und deren Behauptung oder Ver-
 „lassung ankäme. Also, endigt er, heißt die Natur hier erhaben,
 „weil sie die Einbildungskraft zu Darstellung derjenigen Fälle erhebt,
 „in denen das Gemüth sich die eigene Erhabenheit seiner Bestimmung
 15 „fühlbar machen kann.“

Diese Erhabenheit unserer Vernunftbestimmung — diese unsre
 praktische Unabhängigkeit von der Natur, muß von derjenigen Ueber-
 legenheit wohl unterschieden werden, die wir entweder durch unsere
 körperlichen Kräfte oder durch unsern Verstand über sie, als Macht,
 20 in einzelnen Fällen zu behaupten wissen, und welche zwar auch etwas
 großes aber gar nichts erhabenes an sich hat. Ein Mensch z. B. der
 mit einem wilden Thiere streitet und es durch die Stärke seines Arms
 oder auch durch List überwindet; ein reissender Strom, wie der Nil,
 dessen Macht durch Dämme gebrochen wird, und den der menschliche
 25 Verstand aus einem schädlichen Gegenstand sogar in einen nützlichen
 verwandelt, indem er seinen Ueberfluß in Kanälen auffängt, und
 dürre Felder damit wässert; ein Schiff auf dem Meere, das durch
 seine künstliche Einrichtung im Stand ist, allem Ungeßüm des wilden
 Elements zu ' trogen: kurz alle diejenigen Fälle, wo der Mensch durch 331
 30 seinen erfinderischen Verstand die Natur auch da, wo sie ihm als

2: bleibt obgleich A. — 3: Auf solche Weise wird die Natur in unserm
 ästhetischen Urtheile nicht, sofern sie furchterregend ist, als erhaben beurtheilt, sondern
 weil sie ... Ka. — 5-6: um das, wofür wir besorgt sind ... Ka. — 7-10: als klein
 und daher ihre Macht (der wir in Ansehung dieser Güter allerdings unterworfen
 sind) für uns und unsere Persönlichkeit demungeachtet doch für keine Gewalt ansehen,
 unter ... Ka. — 14: in welchen d. G. die eigene E. s. B. selbst über die Natur
 sich fühlbar machen kann Ka.

Macht überlegen und zu seinem Untergange bewaffnet ist, gezwungen hat, ihm zu gehorchen und seinen Zwecken zu dienen — alle diese Fälle, sage ich, erwecken kein Gefühl des Erhabenen, ob sie gleich etwas analoges damit haben und deswegen auch in der ästhetischen Beurtheilung gefallen. Warum sind sie aber nicht erhaben, da sie doch die Ueberlegenheit des Menschen über die Natur vorstellig machen?

Wir müssen hier zum Begriff des Erhabenen zurückgehen, worinn sich der Grund leicht entdecken lassen wird. Zufolge dieses Begriffs ist nur derjenige Gegenstand erhaben, gegen den wir als Naturwesen erliegen, von dem wir uns aber als Vernunftwesen, als nicht zur Natur gehörige Wesen, absolut unabhängig fühlen. Alle natürliche Mittel also, die der Mensch anwendet, um der Naturmacht zu widerstehen, sind durch diesen Begriff des Erhabenen ausgeschlossen; denn dieser Begriff verlangt schlechterdings, daß wir dem Gegenstande als Naturwesen nicht gewachsen seyn sollen, daß wir uns aber durch das, was in uns nicht Natur ist, (und dieß ist nichts anders als reine Vernunft) ' als von ihm unabhängig fühlen sollen. 332 Nun sind aber alle jene angeführten Mittel, durch welche der Mensch der Natur überlegen wird, (Geschicklichkeit, List und physische Stärke), aus der Natur genommen, kommen ihm also als Naturwesen zu; er widersteht also diesen Gegenständen nicht als Intelligenz, sondern als Sinnenwesen, nicht moralisch durch seine innre Freyheit, sondern physisch durch Anwendung natürlicher Kräfte. Er unterliegt auch deswegen diesen Gegenständen nicht, sondern er ist ihnen schon als Sinnenwesen überlegen. Wo er aber mit seinen physischen Kräften ausreicht, da ist nichts da, was ihn nöthigen könnte, zu seinem intelligenten Selbst, zu der innern Selbstständigkeit seiner Vernunftkraft seine Zuflucht zu nehmen.

Zum Gefühl des Erhabenen wird also schlechterdings erfordert, daß wir uns von jedem physischen Widerstellungsmittel völlig verlassen sehen, und in unserm nichtphysischen Selbst dagegen Hilfe suchen. Furchtbar muß also ein solcher Gegenstand für unsre Sinnlichkeit seyn, und das ist er nicht mehr, sobald wir uns ihm durch natürliche Kräfte gewachsen fühlen.

Auch wird dieses von der Erfahrung bestätigt. Die mächtigste Naturkraft ist in eben dem Grad ' weniger erhaben, als sie von dem 333

Menschen gebändigt erscheint, und sie wird wieder schnell erhaben, sobald sie die Kunst des Menschen zu Schanden macht. Ein Pferd, das noch frey und ungebändigt in den Wäldern herumläuft, ist uns als eine uns überlegene Naturkraft fürchtbar, und kann einen Gegenstand für eine erhabene Schilderung abgeben. Eben dieses Pferd, gezähmt, an das Joch oder vor den Wagen gespannt, verliert seine Fürchtbarkeit, und mit ihr auch alles Erhabene. Zerreißt aber dieses gebändigte Pferd seine Zügel, bäumt es sich entrüstet unter seinem Reiter, giebt es sich seine Freyheit gewaltsam wieder, so ist seine Fürchtbarkeit wieder da, und es wird aufs neue erhaben.

Die physische Ueberlegenheit des Menschen über die Naturkräfte ist also so wenig ein Grund des Erhabenen, daß sie fast überall, wo sie angetroffen wird, die Erhabenheit des Gegenstandes schwächt oder ganz vernichtet. Zwar können wir uns mit merklichem Vergnügen bey der Betrachtung der menschlichen Geschicklichkeit verweilen, die sich die wildesten Naturkräfte zu unterwerfen gewußt hat, aber die Quelle dieses Vergnügens ist logisch und nicht ästhetisch; es ist eine Wirkung des Nachdenkens und wird nicht durch die unmittelbare Vor- 334 stellung eingefloßt.

Praktisch erhaben ist also die Natur nirgends, als wo sie fürchtbar ist. Aber nun entsteht die Frage: ist dieß auch umgekehrt so? Ist sie überall, wo sie fürchtbar ist, auch praktisch erhaben?

Hier müssen wir abermals zum Begriff des Erhabenen zurückgehen. So eine wesentliche Erfoderuß es dazu ist, daß wir uns als Sinnenwesen von dem Gegenstand abhängig fühlen, so wesentlich gehört auf der andern Seite dazu, daß wir uns als Vernunftwesen von demselben unabhängig fühlen. Wo das erste nicht ist, wo der Gegenstand gar nichts fürchtbares für unsre Sinnlichkeit hat, da ist keine Erhabenheit möglich. Wo das zweyte fehlt, wo er bloß fürchtbar ist, wo wir uns ihm als Vernunftwesen nicht überlegen fühlen, da ist sie eben so wenig möglich.

Innre Gemüthsfreyheit gehört schlechterdings dazu, um das Fürchtbare erhaben zu finden, und Wohlgefallen daran zu haben; denn es kann ja bloß dadurch erhaben seyn, daß es unsre Unabhängigkeit, unsre Gemüthsfreyheit zu empfinden giebt. Nun hebt aber 335 die wirkliche und ernstliche Furcht alle Gemüthsfreyheit auf.

Das erhabene Object muß also zwar furchtbar seyn, aber wirkliche Furcht darf es nicht erregen. Furcht ist ein Zustand des Leidens und der Gewalt; das Erhabene kann allein in der freyen Betrachtung und durch das Gefühl innerer Thätigkeit gefallen. Entweder darf also das furchtbare Object seine Macht gar nicht gegen uns richten, oder wenn dieß geschieht, so muß unser Geist frey bleiben, indem unsere Sinnlichkeit überwältigt wird. Dieser letztere Fall ist aber höchst selten und erfordert eine Erhebung der menschlichen Natur, die kaum in einem Subject als möglich gedacht werden kann. 10 Denn da, wo wir uns wirklich in Gefahr befinden, wo wir selbst der Gegenstand einer feindseligen Naturmacht sind, da ist es um die ästhetische Beurtheilung geschehen. So erhaben ein Meersturm, vom Ufer aus betrachtet, seyn mag, so wenig mögen die, welche sich auf dem Schiff befinden, das von demselben zertrümmert wird, aufgelegt 15 seyn, dieses ästhetische Urtheil darüber zu fällen.

Wir haben es also bloß mit dem ersten Fall zu thun, wo das furchtbare Object uns zwar ' seine Macht sehen läßt, aber sie nicht 336 gegen uns richtet, wo wir uns vor demselben sicher wissen. Wir versetzen uns alsdann bloß in der Einbildung in den Fall, wo diese 20 Macht uns selbst treffen könnte und aller Widerstand vergeblich seyn würde. Das Schreckliche ist also bloß in der Vorstellung, aber auch schon die bloße Vorstellung der Gefahr bringt, wenn sie einigermaßen lebhaft ist, den Erhaltungstrieb in Bewegung, und es erfolgt etwas dem analoges, was die wirkliche Empfindung hervorbringen würde. 25 Ein Schauer ergreift uns, ein Gefühl von Bangigkeit regt sich, unsre Sinnlichkeit wird empört. Und ohne diesen Anfang des wirklichen Leidens, ohne diesen ernstlichen Angriff auf unsre Existenz würden wir bloß mit dem Gegenstande spielen; und es muß Ernst seyn, wenigstens in der Empfindung, wenn die Vernunft zur Idee ihrer 30 Freyheit ihre Zuflucht nehmen soll. Auch kann das Bewußtseyn unsrer innern Freyheit nur insofern einen Werth haben und etwas gelten, als es damit Ernst ist, es kann aber nicht damit Ernst seyn, wenn wir mit der Vorstellung der Gefahr bloß spielen.

Ich habe gesagt, daß wir uns in Sicherheit befinden müssen, 35 wenn das Furchtbare uns gefallen soll. Nun giebt es aber Un-

22: Gefahr, A.

glücksfälle und ' Gefahren, vor denen sich der Mensch niemals sicher 337
wissen kann, und die in der Vorstellung doch erhaben seyn können
und es auch wirklich sind. Der Begriff der Sicherheit kann also nicht
darauf eingeschränkt werden, daß man sich der Gefahr physisch ent-
5 zogen weiß, wie z. B. wenn man von einem hohen und wohlbefestigten
Geländer in eine große Tiefe, oder von einer Anhöhe auf die stür-
mende See hinab sieht. Hier freylich gründet sich die Furchtlosigkeit
auf die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit, daß man getroffen wer-
den kann. Aber worauf wollte man seine Sicherheit vor dem Schick-
10 sal, vor der allgegenwärtigen Macht der Gottheit, vor schmerzhaften
Krankheiten, vor empfindlichen Verlusten, vor dem Tode gründen?
Hier ist gar kein physischer Grund der Beruhigung vorhanden; und wenn
wir uns das Schicksal in seiner Furchtbarkeit denken, so müssen wir uns
zugleich sagen, daß wir derselben nichts weniger als entzogen sind.
15 Es gibt also einen zweyfachen Grund der Sicherheit. Vor solchen
Uebeln, denen zu entfliehen in unserm physischen Vermögen steht,
können wir äußere physische Sicherheit haben; vor solchen Uebeln aber,
denen wir auf natürlichem Weg nicht zu widerstehen noch auszuweichen
im Stande sind, können wir bloß innre oder moralische Sicherheit
20 ' haben. Dieser Unterschied ist, besonders in Beziehung auf das 338
Erhabene, wichtig.

Die physische Sicherheit ist ein unmittelbarer Beruhigungs-
grund für unsre Sinnlichkeit ohne alle Beziehung auf unsern innern
oder moralischen Zustand. Es wird daher auch gar nichts dazu er-
25 fodert, ein Objekt ohne Furcht zu betrachten, vor welchem man sich
in dieser physischen Sicherheit befindet. Daher bemerkt man auch unter
den Menschen eine bey weitem größere Einstimmigkeit der Urtheile
über das Erhabene solcher Objekte, deren Anblick mit dieser physi-
schen Sicherheit verbunden ist, als derjenigen, vor denen man nur
30 moralische Sicherheit hat. Die Ursache ist in die Augen fallend.
Physische Sicherheit kommt jedem auf gleiche Art zu gut; moralische
hingegen setzt einen Gemüthszustand voraus, der nicht in allen Sub-
jekten sich findet. Aber weil diese physische Sicherheit bloß für die
Sinnlichkeit gilt, so hat sie für sich selbst nichts, was der Vernunft
35 gefallen könnte, und ihr Einfluß ist bloß negativ, indem sie bloß ver-

11: gründen. A.

hindert, daß der Selbsterhaltungstrieb nicht aufgeschreckt und die Gemüthsruhe aufgehoben wird.

Ganz anders ist es mit der innern oder moralischen Sicherheit. Diese ist zwar auch ein 'Beruhigungsgrund für die Sinn- 339
 5 lichkeit (sonst wäre sie selbst erhaben) aber sie ist es nur mittelbar durch Ideen der Vernunft. Wir sehen das Furchtbare ohne Furcht an, weil wir uns der Macht desselben über uns, als Naturwesen, entweder durch das Bewußtseyn unserer Unschuld oder durch den Gedanken an die Unzerstörbarkeit unsers Wesens entzogen
 10 fühlen. Diese moralische Sicherheit postulirt also, wie wir sehen, Religionsideen, denn nur die Religion, nicht aber die Moral stellt Beruhigungsgründe für unsere Sinnlichkeit auf. Die Moral verfolgt die Vorschrift der Vernunft unerbittlich und ohne alle Rücksicht auf das Interesse unserer Sinnlichkeit; die Religion aber ist es,
 15 die zwischen den Forderungen der Vernunft und dem Anliegen der Sinnlichkeit eine Ausöhnung, eine Uebereinkunft zu stiften sucht. Zur moralischen Sicherheit reicht es also gar nicht hin, daß wir eine moralische Gesinnung besitzen, sondern es wird noch dazu erfordert, daß wir die Natur in Einstimmung mit dem Moralgesetz, oder
 20 was hier einerley ist, daß wir sie uns unter dem Einfluß eines reinen Vernunftwesens denken. Der Tod z. B. ist ein solcher Gegenstand, vor dem wir nur moralische Sicherheit haben. Die lebhafteste Vorstellung aller Schrecknisse des Todes, verbunden ' mit der Gewißheit, 340
 ihm nicht entfliehen zu können, würde es den meisten Menschen, weil
 25 die meisten doch weit mehr Sinnenwesen als Vernunftwesen sind, durchaus unmöglich machen, mit dieser Vorstellung so viel Ruhe zu verbinden, als zu einem ästhetischen Urtheil erfordert wird — wenn nicht der Vernunftglaube an eine Unsterblichkeit, auch noch selbst für die Sinnlichkeit, eine leidliche Auskunft wüßte.

30 Aber man muß dieß nicht so verstehen, als ob die Vorstellung des Todes, wenn sie mit Erhabenheit verbunden ist, diese Erhabenheit durch die Idee der Unsterblichkeit erhielte. — Nichts weniger! — Die Idee der Unsterblichkeit, so wie ich sie hier annehme, ist ein Beruhigungsgrund für unsern Trieb nach Fortdauer, also für unsere
 35 Sinnlichkeit, und ich muß einmal für allemal bemerken, daß bey allem,

11: Religion nicht A. — 16: Ausöhnung eine A.

was einen erhabenen Eindruck machen soll, die Sinnlichkeit mit ihren Forderungen schlechterdings abgewiesen worden seyn, und aller Beruhigungsgrund nur in der Vernunft zu suchen seyn müsse. Diejenige Idee der Unsterblichkeit also, wobey die Sinnlichkeit gewissermaßen noch ihre Rechnung findet (wie sie in allen positiven Religionen aufgestellt ist) kann gar nichts dazu beytragen, die Vorstellung des Todes zu einem erhabenen Gegenstand zu machen. Vielmehr muß 341 diese Idee nur gleichsam im Hintergrunde stehen, um bloß der Sinnlichkeit zu Hülfe zu kommen, wenn diese sich allen Schrecknissen der Zernichtung trost- und wehrlos bloß gestellt fühlte und unter diesem heftigen Angriff zu erliegen drohte. Wird diese Idee der Unsterblichkeit aber die herrschende im Gemüth, so verliert der Tod das Furchtbare, und das Erhabene verschwindet.

Die Gottheit, vorgestellt in ihrer Allwissenheit, die alle Krümmungen des menschlichen Herzens durchleuchtet, in ihrer Heiligkeit, die keine unreine Regung duldet, und in ihrer Macht, die unser physisches Schicksal in ihrer Gewalt hat, ist eine furchtbare Vorstellung, und kann deswegen zu einer erhabenen Vorstellung werden. Vor den Wirkungen dieser Macht können wir keine physische Sicherheit haben, weil es uns gleich unmöglich ist, derselben auszuweichen und Widerstand zu thun. Also bleibt uns nur moralische Sicherheit übrig, die wir auf die Gerechtigkeit dieses Wesens und auf unsre Unschuld gründen. Wir sehen die schreckhaften Erscheinungen, durch welche sie ihre Macht zu erkennen giebt, ohne Schrecken an, weil das Bewußtseyn unserer Schuldlosigkeit uns davor 342 sicher stellt. Diese moralische Sicherheit macht es uns möglich, bey der Vorstellung dieser grenzenlosen, untwiderstehlichen und allgegenwärtigen Macht unsre Gemüthsfreyheit nicht völlig zu verlieren, denn wo diese dahin ist, da ist das Gemüth zu keiner ästhetischen Beurtheilung aufgelegt. Sie kann aber die Ursache des Erhabenen nicht seyn, weil dieses Gefühl der Sicherheit, ob es gleich auf moralischen Gründen beruht, doch zuletzt nur einen Beruhigungsgrund für die Sinnlichkeit abgiebt, und den Trieb der Selbsterhaltung befriedigt; das Erhabene aber niemals auf Befriedigung unsrer Triebe sich gründet. Soll die Vorstellung der Gottheit praktisch (dynamisch) erhaben werden, so dürfen wir das Gefühl unserer Sicherheit nicht auf unser Da-

seyn sondern auf unsre Grundsätze beziehen. Es muß uns gleichgültig seyn, wie wir als Naturwesen dabey fahren, wenn wir uns nur als Intelligenzen von den Wirkungen ihrer Macht unabhängig fühlen. Wir fühlen uns aber als Vernunftwesen selbst von der Allmacht unabhängig, insofern selbst die Allmacht unsre Autonomie nicht aufheben, unsern Willen nicht gegen unsre Grundsätze bestimmen kann. Nur insofern also, als wir der Gottheit allen Natureinfluß auf unsre Willensbestimmungen absprechen, ist die Vorstellung 343 ihrer Macht dynamischerhaben.

In seinen Willensbestimmungen sich von der Gottheit unabhängig fühlen, heißt aber nichts anders als sich bewußt seyn, daß die Gottheit nie als eine Macht auf unsern Willen wirken könne. Weil aber der reine Wille jederzeit mit dem Willen der Gottheit coincidiren muß, so kann der Fall nie eintreten, daß wir uns aus reiner Vernunft gegen den Willen der Gottheit bestimmen. Wir sprechen ihr also bloß in sofern den Einfluß auf unsern Willen ab, als wir uns bewußt sind, daß sie durch nichts anders als durch ihre Einstimmigkeit mit dem reinen Vernunftgesetz in uns, also nicht durch Autorität, nicht durch Belohnung oder Strafe, nicht durch Hinsicht auf ihre Macht, in unsre Willensbestimmungen einfließen könne. Unsre Vernunft verehrt in der Gottheit nichts als ihre Heiligkeit, und fürchtet auch nichts von ihr, als ihre Mißbilligung — und auch diese nur in so fern, als sie in der göttlichen Vernunft ihre eigenen Gesetze erkennt. Es steht aber nicht in der göttlichen Willkühr, unsre Gesinnungen zu mißbilligen oder zu billigen, sondern das wird durch unser Betragen bestimmt. In dem einzigen Falle also, wo die Gottheit für uns furchtbar werden könnte, nehmlich in ihrer Mißbilligung, hängen wir nicht von ihr ab. Die 344 Gottheit also, vorgestellt als eine Macht, die unsre Existenz zwar aufheben, aber solange wir diese Existenz noch haben, auf die Handlungen unsrer Vernunft keinen Einfluß haben kann, ist dynamischerhaben — und auch nur diejenige Religion, welche uns diese Vorstellung von der Gottheit giebt, trägt das Siegel der Erhabenheit in sich.*

* Wider diese Auflösung des Begriffs vom Dynamischerhaben, sagt Kant, scheint zu streiten, daß wir Gott im Ungewitter, Erdbeben u. s. f. als eine zürnende Macht und dennoch als erhaben vorzustellen pflegen, wobey es von unsrer Seite

' Der Gegenstand des Praktischerhabenen muß für die Sinnlichkeit 845
fürchtbar seyn; unserm physischen Zustand muß ein Uebel drohen, und
die Vorstellung der Gefahr muß den Selbsterhaltungstrieb in Bewegung
setzen.

' Unser intelligibles Selbst, dasjenige in uns, was nicht 846
Natur ist, muß sich bey jener Affektion des Erhaltungstrieb's von dem
sinnlichen Theil unser's Wesens unterscheiden, und seiner Selbstständig-
keit, seiner Unabhängigkeit von allem, was die physische Natur treffen
kann, kurz, seiner Freyheit sich bewußt werden.

Diese Freyheit ist aber schlechterdings nur moralisch, nicht physisch.
Nicht durch unsre natürliche Kräfte, nicht durch unsern Verstand,
nicht als Sinnenwesen, dürfen wir uns dem fürchtbaren Gegenstand
überlegen fühlen; denn da würde unsre Sicherheit immer nur durch
physische Ursachen, also empirisch, bedingt seyn, und also immer
noch eine Abhängigkeit von der Natur übrig bleiben. Sondern es
muß uns völlig gleichgültig seyn, wie wir als Sinnenwesen dabey
fahren, und bloß darinn muß unsre Freyheit bestehen, daß wir unsern
physischen Zustand, der durch die Natur bestimmt werden kann, gar
nicht zu unserm Selbst rechnen, sondern als etwas auswärtiges und
fremdes betrachten, was auf unsre moralische Person keinen Einfluß hat.

Thorheit sowohl als Frevel seyn würde, uns eine Ueberlegenheit des Gemüths
über die Wirkungen einer solchen Macht einzubilden. Hier scheint kein Gefühl der
Erhabenheit unsrer eignen Natur, sondern vielmehr Niedergeschlagenheit und
Unterwerfung die Gemüthsstimmung zu seyn, die sich für die Erscheinung eines
solchen Gegenstandes schickt. In der Religion überhaupt scheint Niederwerfen,
Anbetung mit zerknirschten angstvollen Geberden das einzig schickliche Benehmen in
Gegenwart der Gottheit zu seyn, welches daher auch die meisten Völker an'genommen 845
haben. Aber, fährt er fort, diese Gemüthsstimmung ist mit der Idee der Er-
habenheit einer Religion bey weitem nicht so nothwendig verbunden. Der
Mensch, der sich seiner Schuld bewußt ist und also Ursache hat, sich zu fürchten,
ist in gar keiner Gemüthsstimmung, um die göttliche Größe zu bewundern — nur
alsdann, wenn sein Gewissen rein ist, dienen jene Wirkungen der göttlichen Macht
dazu, ihm eine erhabene Idee von der Gottheit zu geben, sofern er durch das
Gefühl seiner eigenen erhabnen Gesinnung über die Furcht vor den Wirkungen
dieser Macht erhoben wird. Er hat Ehrfurcht, nicht Furcht, vor der Gottheit,
da hingegen die Superstition bloße Furcht und Angst vor der Gottheit fühlt, ohne
sie hochzuschätzen, woraus nie eine Religion des guten Wandels, bloß Günst-
bewerbung und Einschmeichlung entstehen kann. Kants Kritik der ästhetischen
Urtheilskraft. Analytik des Erhabenen. [S. 106 ff., von Schiller aber
vielfach im Ausdruck geändert.]

Groß ist, wer das Furchtbare überwindet. Erhaben ist, wer es, auch selbst unterliegend, nicht fürchtet.

Hannibal war theoretischgroß, da er sich über die unwegsam³⁴⁷ Alpen den Durchgang nach Italien bahnte; praktischgroß oder erhaben⁵ war er nur im Unglück.

Groß war Herkules, da er seine zwölf Arbeiten unternahm und beendigte.

Erhaben war Prometheus, da er am Kaukasus angeknietet, seine That nicht bereute und sein Unrecht nicht eingestand.

10 Groß kann man sich im Glück, erhaben nur im Unglück zeigen.

Praktischerhaben ist also jedweder Gegenstand, der uns zwar unsre Ohnmacht, als Naturwesen, zu bemerken giebt — zugleich aber ein Widerstehungsvermögen von ganz andrer Art in uns aufdeckt, welches zwar von unsrer physischen Existenz die Gefahr nicht entfernt,
15 aber (welches unendlich mehr ist) unsre physische Existenz selbst von unsrer Persönlichkeit absondert. Es ist also keine materiale und bloß einen einzelnen Fall betreffende, sondern eine idealische und über alle möglichen Fälle sich erstreckende Sicherheit, deren wir uns bey Vorstellung des Erhabenen bewußt werden. Dieses gründet sich
20 ' also ganz und gar nicht auf Ueberwindung oder Aufhebung einer³⁴⁸ uns drohenden Gefahr, sondern auf Wegräumung der letzten Bedingung, unter der es allein Gefahr für uns geben kann, indem es uns den sinnlichen Theil unsers Wesens, der allein der Gefahr unterworfen ist, als ein auswärtiges Naturding betrachten lehrt, das unsre
25 wahre Person, unser moralisches Selbst, gar nichts angeht.

Nach Festsetzung des Begriffs vom Praktischerhabenen sind wir im Stande, es nach Verschiedenheit der Gegenstände, durch die es erregt wird, und nach Verschiedenheit der Verhältnisse, in welchen wir zu diesen Gegenständen stehen, unter Klassen zu bringen.

30 In der Vorstellung des Erhabenen unterscheiden wir dreyerley. Erstlich: einen Gegenstand der Natur, als Macht: Zweitens: eine Beziehung dieser Macht auf unser physisches Widerstehungsvermögen: Drittens: eine Beziehung derselben auf unsre moralische Person.

6: Herkules da A.

Das Erhabene ist also die Wirkung dreyer auf einander folgender Vorstellungen: 1) einer objektiven physischen Macht, 2) unsrer subjektiven physischen Ohnmacht 3) unsrer subjektiven moralischen Uebermacht. Ob aber gleich bey jeder Vorstellung des Erhabenen diese drey Bestandstücke wesentlich und nothwendig sich vereinigen müssen, so ist es dennoch zufällig, wie wir zu der Vorstellung derselben gelangen, und darauf gründet sich nun ein zweyfacher Hauptunterschied des Erhabenen der Macht.

1.

Entweder wird bloß ein Gegenstand als Macht, die objektive Ursache des Leidens, aber nicht das Leiden selbst in der Anschauung gegeben, und es ist das urtheilende Subjekt, welches die Vorstellung des Leidens in sich erzeugt, und den gegebenen Gegenstand, durch Beziehung auf den Erhaltungstrieb, in ein Objekt der Furcht, und, durch Beziehung auf seine moralische Person, in ein Erhabenes verwandelt.

2.

Oder ausser dem Gegenstand als Macht wird zugleich seine Furchtbarkeit für den Menschen, das Leiden selbst objektiv vorgestellt, und dem beurtheilenden Subjekt bleibt nichts übrig, als die Anwendung davon auf seinen moralischen Zustand zu machen, und aus dem Furchtbaren das Erhabene zu erzeugen.

Ein Objekt der ersten Klasse ist kontemplativ-, ein Objekt der zweyten pathetischerhaben.

I.

350

Das Kontemplativerhabene der Macht.

Gegenstände welche uns weiter nichts als eine Macht der Natur zeigen, die der unsrigen weit überlegen ist, im übrigen aber es uns selbst anheim stellen, ob wir eine Anwendung davon auf unsern physischen Zustand oder auf unsre moralische Person machen wollen, sind bloß kontemplativerhaben. Ich nenne sie deswegen so, weil sie das Gemüth nicht so gewaltsam ergreifen, daß es nicht in einem Zustand ruhiger Betrachtung dabey verharren könnte. Bey dem Kontemplativerhabenen kommt auf die Selbstthätigkeit des Gemüths das meiste an, weil von aussen nur Eine Bedingung gegeben wird, die zwey andern aber von dem Subjekt selbst erfüllt werden müssen. Aus

18: Menschen das A. — 2: kontemplativ- ein A.

diesem Grund ist das Kontemplativerhabene weder von so intensiver noch von so ausgebreiteter Wirkung als das Pathetischerhabene. Nicht von so ausgebreiteter: weil nicht alle Menschen Einbildungskraft genug haben, um eine lebhaftere Vorstellung der Gefahr in
 5 sich hervorzubringen, nicht alle selbstständige moralische Kraft genug haben, um einer solchen Vorstellung nicht lieber auszuweichen. Nicht von so starker Wirkung: weil die Vorstellung der Gefahr, auch wenn sie noch so lebhaft erweckt wird, in diesem Falle doch immer
 ' freywillig ist, und das Gemüth leichter über eine Vorstellung
 10 Meister bleibt, die es selbstthätig erzeugte. Das Kontemplativerhabene verschafft daher einen geringern, aber auch weniger gemischten Genuß.

Die Natur giebt zum Kontemplativerhabenen nichts her, als einen Gegenstand als Macht, aus dem etwas furchtbares für die Menschheit zu machen, der Einbildungskraft überlassen bleibt. Je nachdem nun
 15 der Antheil groß oder klein ist, den die Phantasie an Hervorbringung dieses Furchtbaren hat, je nachdem sie ihr Geschäft aufrichtiger oder verdeckter verwaltet, muß auch das Erhabene verschieden ausfallen.

Ein Abgrund, der sich zu unsern Füßen aufthut, ein Gewitter, ein brennender Vulkan, eine Felsenmasse, die über uns herabhängt,
 20 als wenn sie eben niederstürzen wollte, ein Sturm auf dem Meere, ein rauher Winter der Polargegend, ein Sommer der heißen Zone, reißende oder giftige Thiere, eine Ueberschwemmung u. d. gl. sind solche Mächte der Natur, gegen welche unser widerstehendes Vermögen für nichts zu rechnen ist, und die mit unsrer physischen Existenz doch
 25 im Widerspruche stehen. Selbst gewisse idealische Gegenstände wie
 z. B. die Zeit, als eine Macht betrachtet, die still aber unerbittlich wirkt, die Nothwendigkeit, deren strengem Gesetze kein Naturwesen sich entziehen kann, selbst die moralische Idee der Pflicht, die sich nicht selten gegen unsre physische Existenz als eine feindliche Macht
 30 verhält, sind furchtbare Gegenstände, sobald die Einbildungskraft sie auf den Erhaltungstrieb bezieht; und sie werden erhaben, sobald die Vernunft sie auf ihre höchsten Gesetze anwendet. Weil aber in allen diesen Fällen die Phantasie erst das Furchtbare hinzuthut, und es ganz bey uns steht eine Idee zu unterdrücken, die unser eigenes Werk ist, so
 35 gehören diese Gegenstände in die Klasse des Kontemplativerhabenen.

23: Widerstehendes N.

Aber die Vorstellung der Gefahr hat hier doch einen realen Grund, und es bedarf bloß der einfachen Operation: die Existenz dieser Dinge mit unserer physischen Existenz in eine Vorstellung zu verknüpfen, so ist das Furchtbare da. Die Phantasie braucht aus
5 ihrem eigenen Mittel nichts hinein zu legen, sondern sie hält sich nur an das, was ihr gegeben ist.

Aber nicht selten werden an sich gleichgültige Gegenstände der Natur, durch Dazwischenkunft der Phantasie, subjektiv in furchtbare 353 Mächte verwandelt, und es ist die Phantasie selbst, die das Furchtbare nicht bloß durch Vergleichung entdeckt, sondern es ohne einen hinreichenden objektiven Grund dazu zu haben, eigenmächtig erschafft. Dieß ist der Fall beym Außerordentlichen und beym Unbestimmten.

Dem Menschen, im Zustand der Kindheit, wo die Einbildungs-
15 kraft am ungebundensten wirkt, ist alles schreckhaft was ungewöhnlich ist. In jeder unerwarteten Erscheinung der Natur glaubt er einen Feind zu erblicken, der gegen sein Daseyn gerüstet ist, und der Erhaltungstrieb ist sogleich geschäftig, dem Angriff zu begegnen. Der Erhaltungstrieb ist in dieser Periode sein unumschränkter Gebieter,
20 und weil dieser Trieb ängstlich und feig ist, so ist die Herrschaft desselben ein Reich des Schreckens und der Furcht. Der Aberglaube, der in dieser Epoche sich bildet, ist daher schwarz und fürchterlich, und auch die Sitten tragen diesen feindseligen finstern Karakter. Man findet den Menschen früher bewaffnet als bekleidet, und sein erster
25 Griff ist an das Schwert, wenn er einem Fremdling begegnet. Die Gewohnheit der alten Laurier, jeden Ankömmling, den das Unglück an ihre Küste führte, der Diana zu opfern, hat schwerlich einen 354 andern Ursprung als die Furcht; denn so verwildert ist nur der schiefsgebildete, nicht der ungebildete Mensch, daß er gegen
30 dasjenige wüthete, was ihm nicht schaden kann.

Diese Furcht vor allem, was außerordentlich ist, verliert sich nun zwar im Zustand der Kultur, aber nicht so ganz, daß in der ästhetischen Betrachtung der Natur, wo sich der Mensch dem Spiel der Phantasie freywillig hingiebt, nicht eine Spur davon übrig bleiben
35 sollte. Das wissen die Dichter sehr gut, und unterlassen daher nicht, das

29: schiefsgebildete nicht A.

ausserordentliche wenigstens als ein Ingrediens des Furchtbaren zu gebrauchen. Eine tiefe Stille, eine große Leere, eine plötzliche Erhellung der Dunkelheit sind an sich sehr gleichgültige Dinge, die sich durch nichts als das Ausserordentliche und Ungewöhnliche auszeichnen. Dennoch erregen sie ein Gefühl des Schreckens, oder verstärken wenigstens den Eindruck desselben, und sind daher tauglich zum Erhabenen.

Wenn uns Virgil mit Grausen über das Hölgenreich erfüllen will, so macht er uns vorzüglich auf die Leerheit und Stille desselben aufmerksam. Er nennt es *loca nocte late tacentia* 'weitschweigende 355 Gefilde der Nacht, *domos vacuas Ditis et inania regna* leere Behausungen und hohle Reiche des Pluto.

Bey den Einweihungen in die Mysterien der Alten wurde vorzüglich auf einen furchtbaren feyerlichen Eindruck gesehen, und dazu bediente man sich besonders auch des Stillschweigens. Eine tiefe Stille giebt der Einbildungskraft einen freyen Spielraum, und spannt die Erwartung auf etwas Furchtbares, welches kommen soll. Bey Uebungen der Andacht ist das Stillschweigen einer ganzen versammelten Gemeinde ein sehr wirksames Mittel, der Phantasie einen Schwung zu geben und das Gemüth in eine feyerliche Stimmung zu setzen. Selbst der Volksaberglaube macht bey seinen Träumereien davon Gebrauch, denn bekanntlich muß eine tiefe Stille beobachtet werden, wenn man einen Schatz zu erheben hat. In den bezauberten Pallästen, die in Feenmärchen vorkommen, herrscht ein todes Schweigen, welches Grauen erweckt, und es gehört zur Naturgeschichte der bezauberten Wälder, daß nichts Lebendiges sich darinn regt. Auch die Einsamkeit ist etwas furchtbares, sobald sie anhaltend und unfreiwillig ist, wie z. B. die Verbannung in eine unbewohnte Insel. Eine weitausgebreitete Wüste, ein einsamer, viele 'Meilen langer Wald, 356 das Herumirren auf der gränzenlosen See, sind lauter Vorstellungen, welche Grauen erregen, und in der Dichtkunst zum Erhabenen zu gebrauchen sind. Hier aber (bey der Einsamkeit) ist doch schon ein objektiver Grund der Furcht, weil die Idee einer großen Einsamkeit auch die Idee der Hülflosigkeit mit sich führt.

Noch weit geschäftiger beweist sich die Phantasie, aus dem geheimen unbestimmten und undurchdringlichen einen Gegenstand des Schreckens zu machen. Hier ist sie eigentlich in ihrem Element,

denn da ihr die Wirklichkeit keine Gränzen setzt, und ihre Operationen auf keinen besondern Fall eingeschränkt werden, so steht ihr das weite Reich der Möglichkeiten offen. Daß sie sich aber gerade zum Schrecklichen hinneigt und von dem unbekannten mehr fürchtet als hofft, liegt in der Natur des Erhaltungstrieb's, der sie leitet. Die Verabscheuung wirkt ungleich schneller und mächtiger als die Begierde, und daher kommt es, daß wir hinter dem Unbekannten mehr Schlimmes vermuthen, als Gutes erwarten.

Die Finsterniß ist schrecklich und eben darum zum Erhabenen tauglich. Sie ist aber nicht ' an sich selbst schrecklich, sondern weil sie uns die Gegenstände verbirgt, und uns also der ganzen Gewalt der Einbildungskraft überliefert. Sobald die Gefahr deutlich ist, verschwindet ein großer Theil der Furcht. Der Sinn des Gesichts, der erste Wächter unsers Daseyns, versagt uns in der Dunkelheit seine Dienste, und wir fühlen uns der verborgenen Gefahr wehrlos bloß gestellt. Darum setzt der Aberglaube alle Geistererscheinungen in die Mitternachtstunde, und das Reich des Todes wird vorgestellt als ein Reich der ewigen Nacht. In den Dichtungen Homers, wo die Menschheit noch ihre natürlichste Sprache redet, wird die Dunkelheit als eins der größten Uebel dargestellt.

Alba liegt das Land und die Stadt der cimmerischen Männer.
Diese tappen beständig in Nacht und Nebel, und niemals
Schauet stralend auf sie der Gott der leuchtenden Sonne,
Sondern schreckliche Nacht umhüllt die elenden Menschen.

Odysee eilfter Gesang.

[B. 14—16 und 19. Aus der Vossischen Uebers.]

„Jupiter, ruft der tapfre Ajax im Dunkel der Schlacht aus,
befreye die Griechen von dieser Finsterniß. Laß es Tag werden,
laß diese Augen ' sehen, und dann, wenn du willst, laß mich im
Lichte fallen.“

Iliaß. [XVII, 645—647.]

Auch das unbestimmte ist ein Ingrediens des Schrecklichen, und aus keinem andern Grunde, als weil es der Einbildungskraft Freiheit giebt, das Bild nach ihrem eigenen Gutdünken auszumahlen. Das bestimmte hingegen führt zu deutlicher Erkenntniß, und entzieht den Gegenstand dem willkürlichen Spiel der Phantasie, indem es ihn dem Verstand unterwirft.

Homers Darstellung der Unterwelt wird eben dadurch, daß sie gleichsam in einem Nebel schwimmt, desto furchtbarer, und die Geistergestalten im Osian sind nichts als lustige Wolkengebilde, denen die Phantasie nach Willkühr den Umriss giebt.

5 Alles was verhüllt ist, alles Geheimnißvolle, trägt zum Schrecklichen bey, und ist deswegen der Erhabenheit fähig. Von dieser Art ist die Aufschrift, welche man zu Saïs in Egypten über dem Tempel der Isis las. „Ich bin alles was ist, was gewesen ist, und was seyn wird. Kein sterblicher Mensch hat meinen Schleyer auf-
 10 gehoben.“ — Eben dieses Ungewisse und Geheimnißvolle giebt den Vorstellungen der Menschen von der Zukunft nach dem Tode etwas 359 grauenvolles; diese Empfindungen sind in dem bekannten Selbstgespräch Hamlets sehr glücklich ausgedrückt.

Die Beschreibung, die uns Tacitus von dem feyerlichen Aufzug
 15 der Göttin Hertha macht, wird durch das Dunkel, das er darüber verbreitet, furchtbar erhaben. Der Wagen der Göttinn verschwindet im Innersten des Waldes, und keiner von denen, die zu diesem geheimnißvollen Dienst gebraucht werden, kommt lebend zurück. Mit Schauer fragt man sich, was das wohl seyn möge, welches dem der
 20 es sieht, das Leben kostet, quod tantum morituri vident.

Alle Religionen haben ihre Mysterien, welche ein heiliges Grauen unterhalten, und so wie die Majestät der Gottheit hinter dem Vorhang im Allerheiligsten wohnt, so pflegt sich auch die Majestät der Könige mit Geheimniß zu umgeben, um die Ehrfurcht ihrer Unter-
 25 thanen durch diese künstliche Unsichtbarkeit in fortdauernder Spannung zu erhalten.

Dies sind die vorzüglichsten Unterarten des Kontemplativerhabenen der Macht, und da sie in der moralischen Bestimmung des Menschen gegründet sind, welche allen Menschen gemein ist, so ist man berechtigt, 360
 30 eine Empfänglichkeit dafür bey allen menschlichen Subjekten vorauszusetzen, und der Mangel derselben kann nicht wie bey bloß sinnlichen Rührungen durch ein Spiel der Natur entschuldigt, sondern darf als eine Unvollkommenheit dem Subjekt zugerechnet werden. Zuweilen findet man das Erhabene der Erkenntniß mit dem Erhabenen der
 35 Macht verbunden, und die Wirkung ist um so größer, wenn nicht

2: schwimmt desto A. — 20: (Vgl. Theil 4, S. 293, 21.)

bloß das sinnliche Widerstehungsvermögen, sondern auch selbst das Darstellungsvermögen, an einem Objekt seine Schranken findet, und die Sinnlichkeit mit ihrer doppelten Forderung abgewiesen wird.

II.

Das Pathetischerhabene.

Wenn uns ein Gegenstand nicht bloß als Macht überhaupt, sondern zugleich als eine dem Menschen verderbliche Macht objektiv gegeben wird — wenn er also seine Gewalt nicht bloß zeigt, sondern sie wirklich feindlich äußert, so steht es der Einbildungskraft nicht mehr frey, ihn ' auf den Erhaltungstrieb zu beziehen, sondern sie 361 muß, sie wird objektiv dazu genöthigt. Wirkliches Leiden aber gestattet kein ästhetisches Urtheil, weil es die Freyheit des Geistes aufhebt. Also darf es nicht das urtheilende Subjekt seyn, an welchem der furchtbare Gegenstand seine zerstörende Macht beweist d. i. wir dürfen nicht selbst sondern bloß sympathetisch leiden. Aber auch das sympathetische Leiden ist für die Sinnlichkeit schon zu angreifend, wenn das Leiden ausser uns Existenz hat. Der theilnehmende Schmerz überwiegt allen ästhetischen Genuß. Nur alsdann, wenn das Leiden entweder bloße Illusion und Erdichtung ist, oder (im Fall, daß es in der Wirklichkeit statt gefunden hätte) wenn es nicht unmittelbar den Sinnen, sondern der Einbildungskraft vorgestellt wird, kann es ästhetisch werden, und ein Gefühl des Erhabenen erregen. Die Vorstellung eines fremden Leidens, verbunden mit Affekt und mit dem Bewußtseyn unsrer innern moralischen Freyheit, ist Pathetischerhaben.

Die Sympathie oder der theilnehmende (mitgetheilte) Affekt ist keine freye Aeußerung unsers Gemüths, die wir erst selbstthätig in uns hervorbringen müßten, sondern eine unwillkürliche, durch das Naturgesetz bestimmte, Affektion ' des Gefühlvermögens. Es kommt 362 gar nicht auf unsern Willen an, ob wir das Leiden eines Geschöpps mit empfinden wollen. Sobald wir eine Vorstellung davon haben, müssen wir es. Die Natur, nicht unsre Freyheit handelt, und die Gemüthsbewegung eilt dem Entschluß zuvor.

Sobald wir also objektiv die Vorstellung eines Leidens erhalten,

so muß, vermöge des unveränderlichen Naturgesetzes der Sympathie, in uns selbst ein Nachgefühl dieses Leidens erfolgen. Dadurch machen wir es gleichsam zu dem unsrigen. Wir leiden mit. Nicht bloß die theilnehmende Betrübniß, das Gerührtseyn über fremdes Unglück, heißt Mitleiden, sondern jeder traurige Affekt ohne Unterschied, den wir einem andern nachempfinden; also giebt es so viele Arten des Mitleidens, als es verschiedene Arten des ursprünglichen Leidens giebt: mitleidende Furcht, mitl. Schrecken, mitl. Angst, mitl. Entzückung, mitl. Verzweiflung.

Wenn aber das Affekt erregende (oder Pathetische) einen Grund des Erhabenen abgeben soll, so darf es nicht bis zum wirklichen Selbstleiden getrieben werden. Auch mitten im heftigsten Affekt müssen wir uns von dem selbstleidenden Subjekt unterscheiden, denn es ist um die Freyheit des Geistes geschehen, sobald die Täuschung sich in völlige Wahrheit verwandelt.

Wird das Mitleiden zu einer solchen Lebhaftigkeit erhöht, daß wir uns mit dem Leidenden ernstlich verwechseln, so beherrschen wir den Affekt nicht mehr, sondern er beherrscht uns. Bleibt hingegen die Sympathie in ihren ästhetischen Gränzen, so vereinigt sie zwey Hauptbedingungen des Erhabenen: sinnlichlebhaftre Vorstellung des Leidens mit dem Gefühl eigner Sicherheit verbunden.

Aber dieses Gefühl der Sicherheit bey der Vorstellung fremder Leiden ist ganz und gar nicht der Grund des Erhabenen, und überhaupt nicht die Quelle des Vergnügens, das wir aus dieser Vorstellung schöpfen. Erhaben wird das Pathetische bloß allein durch das Bewußtseyn unsrer moralischen, nicht unsrer physischen Freyheit. Nicht weil wir uns durch unser gutes Geschick diesem Leiden entzogen sehen (denn da würden wir noch immer einen sehr schlechten Gewährsmann für unsre Sicherheit haben) sondern weil wir unser moralisches Selbst der Kausalität dieses Leidens, nehmlich seinem Einfluß auf unsre Willensbestimmung entzogen fühlen, er hebt es unser Gemüth und wird pathetisch erhaben.

Es ist nicht schlechterdings nöthig, daß man die Seelenstärke wirklich in sich fühle, bey ernstlich eintretender Gefahr seine moralische Freyheit zu behaupten. Nicht von dem was geschieht, sondern von dem was geschehen soll und kann, ist hier die Rede; von unsrer

Bestimmung, nicht von unserm wirklichen Thun, von der Kraft, nicht von Anwendung derselben. Indem wir ein schwerbeladnes Frachtschiff im Sturm untergehen sehen, so können wir uns an der Stelle des Kaufmanns, dessen ganzer Reichthum hier von dem Wasser
5 verschlungen wird, recht sehr unglücklich fühlen. Aber zugleich fühlen wir doch auch, daß dieser Verlust nur zufällige Dinge betrifft und daß es Pflicht ist, sich darüber zu erheben. Es kann aber nichts Pflicht seyn, was unerfüllbar ist, und was geschehen soll, muß nothwendig geschehen können. Daß wir uns aber über einen Ver-
10 lust hinwegsetzen können, der uns als Sinnenwesen mit Recht so empfindlich ist, beweist ein Vermögen in uns, welches nach ganz andern Gesetzen handelt, als das sinnliche, und mit dem Naturtrieb nichts gemein hat. Erhaben aber ist alles, was dieses Vermögen in uns zum Bewußtseyn bringt.

15 ' Man kann sich also recht gut sagen, daß man den Verlust 365 dieser Güter nichts weniger als gelassen ertragen werde, dieses hindert das Gefühl des Erhabenen gar nicht — wenn man nur fühlt, daß man sich darüber hinwegsetzen sollte und daß es Pflicht ist, ihnen keinen Einfluß auf die Selbstbestimmung der Vernunft zu gestatten.
20 Wer freylich auch nicht einmal dafür Sinn hat; an dem ist alle ästhetische Kraft des Großen und Erhabenen verloren.

Es erfordert also doch wenigstens eine Fähigkeit des Gemüths, sich seiner Vernunftbestimmung bewußt zu werden, und eine Empfänglichkeit für die Idee der Pflicht, wenn man auch gleich die Schranken
25 erkennt, welche die schwache Menschheit ihrer Ausübung setzen dürfte. Es würde überhaupt um das Wohlgefallen am Guten sowohl als am Erhabenen mißlich stehen, wenn man nur Sinn für das haben könnte, was man selber erreicht hat oder zu erreichen sich zutraut. Aber es ist ein achtungswerther Charakterzug der Menschheit, daß sie sich wenig-
30 stens in ästhetischen Urtheilen zu der guten Sache bekennt, auch wenn sie gegen sich selbst sprechen müßte, und daß sie den reinen Ideen der Vernunft in der Empfindung wenigstens huldigt, wenn sie gleich nicht immer Stärke genug hat, wirklich darnach zu handeln.

' Zum Pathetischerhabenen werden also zwey Hauptbedin- 366
35 gungen erfordert. Erstlich eine lebhaftte Vorstellung des Leidens,

1: Bestimmung nicht A.

um den mitleidenden Affect in der gehörigen Stärke zu erregen. Zweitens eine Vorstellung des Widerstandes gegen das Leiden, um die innre Gemüthsfreyheit ins Bewußtseyn zu rufen. Nur durch das erste wird der Gegenstand pathetisch, nur durch das zweyte
5 wird das pathetische zugleich erhaben.

Aus diesem Grundsatz fließen die beiden Fundamentalgesetze aller tragischen Kunst. Diese sind erstlich: Darstellung der leidenden Natur; zweitens: Darstellung der moralischen Selbstständigkeit im Leiden.

Ueber das Pathetische.

10 Darstellung des Leidens — als bloßen Leidens — ist niemals Zweck der Kunst, aber als Mittel zu ihrem Zweck ist sie derselben äußerst wichtig. Der letzte Zweck der Kunst ist die Darstellung des Uebersinnlichen und die tragische Kunst insbesondere bewerkstelligt
15 dieses dadurch, daß sie uns die moralische Independenz von Natur= gesehen im Zustand des Affects versinnlicht. Nur der Widerstand, den es gegen die Gewalt der Gefühle äußert, macht das freie 367 Princip in uns kenntlich; der Widerstand aber kann nur nach der Stärke des Angriffs geschätzt werden. Soll sich also die Intelligenz im Menschen als eine, von der Natur unabhängige, Kraft
20 offenbaren, so muß die Natur ihre ganze Macht erst vor unsern Augen bewiesen haben. Das Sinnenwesen muß tief und heftig leiden; Pathos muß da seyn, damit das Vernunftwesen seine Unabhängigkeit kund thun und sich handelnd darstellen könne.

Man kann niemals wissen, ob die Fassung des Gemüths
25 eine Wirkung seiner moralischen Kraft ist, wenn man nicht überzeugt worden ist, daß sie keine Wirkung der Unempfindlichkeit ist. Es ist keine Kunst, über Gefühle Meister zu werden, die nur die Oberfläche der Seele leicht und flüchtig bestreichen, aber in einem Sturm, der die ganze sinnliche Natur aufregt, seine Gemüthsfreyheit zu behalten,
30 dazu gehört ein Vermögen des Widerstandes, das über alle Natur=

A: Neue Thalia, Bd. 3, S. 366—394 und 4, S. 52—73. — B: Kleinere prosaische Schriften, Th. 3 (1801), S. 310—372. — b: Dieselben, anderer Druck. — K: Werke 1813. 8, 1, 99 ff. — W: Werke 1844. 10, 68 ff. — M: Werke 1860. 11, 361 ff. — 9: (Ueberschrift fehlt A.) — 12: äußerst B b.

macht unendlich erhaben ist. Man gelangt also zur Darstellung der moralischen Freyheit nur durch die lebendigste Darstellung der leidenden Natur, und der tragische Held muß sich erst als empfindendes Wesen bey uns legitimirt haben, ehe wir ihm als Vernunftwesen 5 huldigen, und an seine Seelenstärke glauben.

Pathos ist also die erste und unnachlässliche Forderung an den 368 tragischen Künstler, und es ist ihm erlaubt, die Darstellung des Leidens so weit zu treiben, als es, ohne Nachtheil für seinen letzten Zweck, ohne Unterdrückung der moralischen Freyheit, geschehen kann. Er muß gleichsam seinem Helden oder seinem Leser die ganze volle Ladung des Leidens geben, weil es sonst immer problematisch bleibt, ob sein Widerstand gegen dasselbe eine Gemüths- handlung (etwas positives) und nicht vielmehr bloß etwas negatives und ein Mangel ist.

15 Dieß letztere ist der Fall bey dem Trauerspiel der ehemaligen Franzosen, wo wir höchst selten oder nie die leidende Natur zu Gesicht bekommen, sondern meistens nur den kalten, deklamatorischen Poeten oder auch den auf den Stelzen gehenden Komödianten sehen. Der frostige Ton der Deklamation ersticht alle wahre Natur, und den 20 französischen Tragikern macht es ihre angebotene Dezenz vollends ganz unmöglich, die Menschheit in ihrer Wahrheit zu zeichnen. Die Dezenz verfälscht überall, auch wenn sie an ihrer rechten Stelle ist, den Ausdruck der Natur, und doch fodert diesen die Kunst unnachlässlich. Raum können wir es einem französischen Trauerspielhelden 25 glauben, daß er 'leidet, denn er läßt sich über seinen Gemüths- 369 zustand heraus wie der ruhigste Mensch, und die unaufhörliche Rücksicht auf den Eindruck, den er auf andere macht, erlaubt ihm nie, der Natur in sich ihre Freyheit zu lassen. Die Könige, Prinzessinnen und Helden eines Corneille und Voltaire vergessen ihren Rang 30 auch im heftigsten Leiden nie, und ziehen weit eher ihre Menschheit als ihre Würde aus. Sie gleichen den Königen und Kaisern in den alten Bilderbüchern, die sich mit samt der Krone zu Bette legen.

Wie ganz anders sind die Griechen und diejenigen unter den

⁶: unnachlässliche R W M. (Vgl. J. 24 und oben S. 92, 29.) — Forderung R W M (und so immer: fordern u. f. w.). — ¹²⁻¹³: Gemüths- handlung, etwas positives, B b. — ¹⁸: auf Stelzen B b R W M. — ²³⁻²⁴: unnachlässlich] (Vgl. 6.) — ²⁸⁻²⁹: Prinzessinnen, B b.

Neuern, die in ihrem Geiste gebichtet haben. Nie schämt sich der Grieche der Natur, er läßt der Sinnlichkeit ihre vollen Rechte, und ist dennoch sicher, daß er nie von ihr unterjocht werden wird. Sein tiefer und richtiger Verstand läßt ihn das Zufällige, das der schlechte
 5 Geschmack zum Hauptwerke macht, von dem Nothwendigen unterscheiden; alles aber, was nicht Menschheit ist, ist zufällig an dem Menschen. Der Griechische Künstler, der einen Laokoon, eine Niobe, einen Philoktet darzustellen hat, weiß von keiner Prinzessin, keinem König und keinem Königssohn; er hält sich nur an den Menschen.
 10 Deswegen wirft ' der weise Bildhauer die Bekleidung weg, und zeigt 370 uns bloß nackte Figuren; ob er gleich sehr gut weiß, daß dieß im wirklichen Leben nicht der Fall war. Kleider sind ihm etwas zufälliges, dem das nothwendige niemals nachgesetzt werden darf, und die Gesetze des Anstands oder des Bedürfnisses sind nicht die Gesetze
 15 der Kunst. Der Bildhauer soll und will uns den Menschen zeigen, und Gewänder verbergen denselben; also verwirft er sie mit Recht.

Eben so wie der griechische Bildhauer die unnütze und hinderliche Last der Gewänder hinwegwirft, um der menschlichen Natur mehr Platz zu machen, so entbindet der griechische Dichter seine Menschen
 20 von dem eben so unnützen und eben so hinderlichen Zwang der Konvenienz und von allen frostigen Anstandsgefehen, die an dem Menschen nur künsteln und die Natur an ihm verbergen. Die leidende Natur spricht wahr, aufrichtig und tiefeindringend zu unserm Herzen in der homerischen Dichtung und in den Tragikern: alle Leidenschaft
 25 ten haben ein freyes Spiel, und die Regel des Schickslichen hält kein Gefühl zurück. Die Helden sind für alle Leiden der Menschheit so gut empfindlich als andere, und eben das macht sie zu Helden, daß sie das Leiden stark und innig fühlen, und ' doch nicht davon über-
 30 wältigt werden. Sie lieben das Leben so feurig wie wir andern, aber diese Empfindung beherrscht sie nicht so sehr, daß sie es nicht hingeben können, wenn die Pflichten der Ehre oder der Menschlichkeit es fodern. Philoktet erfüllt die griechische Bühne mit seinen Klagen, selbst der wüthende Herkules unterdrückt seinen Schmerz nicht. Die zum Opfer bestimmte Iphigenia gesteht mit rührender Offenheit, daß sie von dem Licht der Sonne mit Schmerzen scheide. Nirgends sucht

7: griechische B b. — 8: Prinzessin, B b. — 9: Königssohn; B M.

der Grieche in der Abstumpfung und Gleichgültigkeit gegen das Leiden seinen Ruhm, sondern in Ertragung desselben bey allem Gefühl für dasselbe. Selbst die Götter der Griechen müssen der Natur einen Tribut entrichten, sobald sie der Dichter der Menschheit näher
5 bringen will. Der verwundete Mars schreyt vor Schmerz so laut auf, wie zehntausend Mann, und die von einer Lanze geritzte Venus steigt weinend zum Olymp, und verschwört alle Gefechte.

Diese zarte Empfindlichkeit für das Leiden, diese warme, aufrichtige, wahr und offen da liegende Natur, welche uns in den griechischen Kunstwerken so tief und lebendig rührt, ist ein Muster der Nachahmung für alle Künstler, und ein Gesetz, das der Griechische Genius der Kunst ' vorgeschrieben hat. Die erste Forderung an den
15 Menschen macht immer und ewig die Natur, welche niemals darf abgewiesen werden; denn der Mensch ist — ehe er etwas anders ist — ein empfindendes Wesen. Die zweite Forderung an ihn macht die Vernunft, denn er ist ein vernünftig empfindendes Wesen, eine moralische Person, und für diese ist es Pflicht, die Natur nicht über sich herrschen zu lassen, sondern sie zu beherrschen. Erst alsdann, wenn erstlich der Natur ihr Recht ist angethan worden, und wenn
20 zweyten die Vernunft das ihrige behauptet hat, ist es dem Anstand erlaubt, die dritte Forderung an den Menschen zu machen, und ihm, im Ausdruck, sowohl seiner Empfindung als seiner Gefinnungen, Rücksicht gegen die Gesellschaft aufzulegen, und sich — als ein civilisirtes Wesen zu zeigen.

25 Das erste Gesetz der tragischen Kunst war Darstellung der leidenden Natur. Das zweyte ist Darstellung des moralischen Widerstandes gegen das Leiden.

Der Affekt, als Affekt, ist etwas gleichgültiges, und die Darstellung desselben würde, für sich allein betrachtet, ohne allen ästhetischen Werth seyn; denn, um es noch einmal zu wiederholen, ' nichts
30 was bloß die sinnliche Natur angeht, ist der Darstellung würdig. Daher sind nicht nur alle bloß erschlassende (schmelzende) Affekte, son-

6: zehntausend B b. — geritzte B b. — 11: ein Gesetz das A. — 19: NATUR A B b. — worden und A. — 20: GEMÜTH A B b. — 20—21: ANSEHN A B b. — 21: erlaubt die A. — 23: und sich] um sich E. — 30: wiederholen, B b. — 32: erschlassenden (schmelzenden) B M.

bern überhaupt auch alle höchsten Grade von was für Affekten es auch sey, unter der Würde tragischer Kunst.

Die schmelzenden Affekte, die bloß zärtlichen Rührungen, gehören zum Gebiet des Angenehmen, mit dem die schöne Kunst nichts zu thun hat. Sie ergößen bloß den Sinn durch Auflösung oder Erschlaffung, und beziehen sich bloß auf den äußern, nicht auf den innern Zustand des Menschen. Viele unsrer Romane und Trauerspiele, besonders der sogenannten Dramen (Mittelbänge zwischen Lustspiel und Trauerspiel) und der beliebten Familiengemälde gehören in diese Klasse. Sie bewirken bloß Ausleerungen des Thränensacks und eine wollüstige Erleichterung der Gefäße; aber der Geist geht leer aus, und die edlere Kraft im Menschen wird ganz und gar nicht dadurch gestärkt. Eben so, sagt Kant, fühlt sich Mancher durch eine Predigt erbaut, wobei doch gar nichts in ihm aufgebaut worden ist. Auch die Musik der Neuern scheint es vorzüglich nur auf die Sinnlichkeit anzulegen, und schmeichelt dadurch dem herrschenden Geschmack, der nur angenehm gekitzelt, nicht ergriffen, nicht 'kräftig 374 gerührt, nicht erhoben seyn will. Alles schmelzende wird daher vorgezogen, und wenn noch so großer Lärm in einem Concertsaal ist, so wird plötzlich alles Ohr, wenn eine schmelzende Passage vorgetragen wird. Ein bis ins thierische gehender Ausdruck der Sinnlichkeit erscheint dann gewöhnlich auf allen Gesichtern, die trunkenen Augen schwimmen, der offene Mund ist ganz Begierde, ein wollüstiges Zittern ergreift den ganzen Körper, der Athem ist schnell und schwach, 20 kurz alle Symptome der Verausung stellen sich ein: zum deutlichen Beweise, daß die Sinne schmelzen, der Geist aber oder das Princip der Freyheit im Menschen der Gewalt des sinnlichen Eindrucks zum Raube wird. * Alle diese Rührungen, sage ich, sind 'durch einen 375

* Ich kann hier nicht unbemerkt lassen (wie sehr ich es auch dadurch mit dem 30 Modegeschmack verderben mag), daß die beliebten Zeichnungen unsrer Angelika Kaufmann zu der nehmlichen Klasse d. i. zum bloß angenehmen zu rechnen sind,

1: Grade, B b. — 13: Kant,] (Critik der Urtheilskraft S. 122: Da glaubt sich nun mancher durch eine Predigt erbaut, in dem doch nichts aufgebaut (kein System guter Maximen) ist, oder durch ein Trauerspiel gebeffert, der bloß über glücklich vertriebene lange Weile froh ist.) — 17: gekitzelt nicht A B b. — 18: gerührt nicht A. — 19: Lärm B. — 21: Thierische B. — 28: Rührungen sage A b. — 29 ff.: (Die Anmerkung fehlt in B b.)

edeln und männlichen Geschmacl von der Kunst ausgeschlossen, weil sie bloß allein dem Sinne gefallen, mit dem die Kunst nichts zu verkehren hat.

Auf der andern Seite sind aber auch alle diejenigen Grade des 5 Affekts ausgeschlossen, die den Sinn bloß quälen, ohne zugleich den Geist dafür zu entschädigen. Sie unterdrücken die Gemüthsfreyheit durch Schmerz nicht weniger als jene durch Wollust und können deswegen bloß Verabscheuung und keine Rührung bewirken, die der Kunst würdig wäre. Die Kunst muß den Geist ergötzen und der 10 Freyheit gefallen. Der, welcher einem Schmerz zum Raube wird, ist bloß ein gequältes Thier, kein leidender Mensch mehr; denn von dem Menschen wird schlechterdings ein moralischer Widerstand gegen das 376 Leiden gefodert, durch den allein sich das Princip der Freyheit in ihm, die Intelligenz, kenntlich machen kann.

Aus diesem Grunde verstehen sich diejenigen Künstler und Dichter sehr schlecht auf ihre Kunst, welche das Pathos, durch die bloße sinnliche Kraft des Affekts und die höchstlebendigste Schilderung des Leidens, zu erreichen glauben. Sie vergessen, daß das Leiden selbst nie der letzte Zweck der Darstellung und nie die unmittelbare 20 Quelle des Vergnügens seyn kann, das wir am tragischen empfinden. Das Pathetische ist nur ästhetisch, in so fern es erhaben ist. Wirkungen aber, welche bloß auf eine sinnliche Quelle schließen lassen, und bloß in der Affektion des Gefühlvermögens gegründet sind, sind niemals erhaben, wieviel Kraft sie auch verrathen mögen: denn alles 25 Erhabene stammt nur aus der Vernunft.

Eine Darstellung der bloßen Passion (sowohl der wollüstigen als der peinlichen) ohne Darstellung der übersinnlichen Widerstandskraft

und sich selten oder nie zum Schönen erheben. Weit mehr hat es die Künstlerinn auf unsern Sinn als auf unsern Geschmacl angelegt, und sie versteht lieber 30 die Wahrheit, vernachlässigt lieber die Zeichnung, opfert lieber die Kraft auf, 375 als daß sie dem weichlichen Sinn durch eine etwas harte oder auch nur kühne Andeutung wahrer Natur zu nahe treten sollte. Eben so ist die Magie des Kolorits und der Schattierung oft bloß angenehme Kunst, und man darf sich daher nicht wundern, wenn der erste Blick und der große Haufe vorzüglich dadurch gewonnen werden; denn der Sinn urtheilt immer zuerst auch bey dem Kenner, und er urtheilt allein bey dem Nichtkenner.

19: letzte B. b. — 20: Tragischen B. b. — 26: Passion B. b. — 27: übersinnlichen b.

heißt gemein, das Gegenteil heißt edel. Gemein und edel sind Begriffe, die überall, wo sie gebraucht werden, eine Beziehung auf den 'Antheil oder Nichtantheil der überfinnlichen Natur des Menschen 377 an einer Handlung oder an einem Werke bezeichnen. Nichts ist edel
 5 als was aus der Vernunft quillt; alles was die Sinnlichkeit für sich hervorbringt, ist gemein. Wir sagen von einem Menschen, er handle gemein, wenn er bloß den Eingebungen seines sinnlichen Triebes folgt, er handle anständig, wenn er seinem Trieb nur mit Rücksicht auf Gesetze folgt, er handle edel, wenn er bloß der Vernunft, ohne Rücksicht auf seine Triebe folgt. Wir nennen eine Gesichtsbildung gemein, wenn sie die Intelligenz im Menschen durch gar nichts kenntlich macht, wir nennen sie sprechend, wenn der Geist die Züge bestimmte, und edel, wenn ein reiner Geist die Züge bestimmte. Wir nennen ein Werk der Architektur gemein, wenn es
 10 uns keine andre als physische Zwecke zeigt; wir nennen es edel, wenn es, unabhängig von allen physischen Zwecken, zugleich Darstellung von Ideen ist.

Ein guter Geschmack also, sage ich, gestattet keine, wenn gleich noch so kraftvolle Darstellung des Affekts, die bloß physisches Leiden
 20 und physischen Widerstand ausdrückt, ohne zugleich die höhere Menschheit, die Gegenwart eines überfinnlichen Vermögens, sichtbar zu machen — und ' zwar aus dem schon entwickelten Grunde, weil nie 378 das Leiden an sich, nur der Widerstand gegen das Leiden pathetisch und der Darstellung würdig ist. Daher sind alle absolut höchsten
 25 Grade des Affekts dem Künstler sowohl als dem Dichter untersagt; denn alle unterdrücken die innerlich widerstehende Kraft, oder setzen vielmehr die Unterdrückung derselben schon voraus, weil kein Affekt seinen absolut höchsten Grad erreichen kann, solange die Intelligenz im Menschen noch einigen Widerstand leistet.

30 Jetzt entsteht die Frage: wodurch macht sich diese überfinnliche Widerstehungskraft in einem Affekte kenntlich? Durch nichts anders, als durch Beherrschung oder, allgemeiner, durch Bekämpfung des Affekts. Ich sage des Affekts, denn auch die Sinnlichkeit kann kämpfen, aber das ist kein Kampf mit dem Affekt, sondern mit der
 35 Ursache, die ihn hervorbringt — kein moralischer sondern ein physi-

9: auf Gesetze] an Gesetze R. — 15: andern W M. — 35: moralischer, B.

scher Widerstand, den auch der Wurm äußert, wenn man ihn tritt, und der Stier, wenn man ihn verwundet, ohne deswegen Pathos zu erregen. Daß der leidende Mensch seinen Gefühlen einen Ausdruck zu geben, daß er seinen Feind zu entfernen, daß er das leidende
5 Glied in Sicherheit zu bringen suchte, hat er mit jedem Thiere gemein, und schon der Instinkt übernimmt dieses, ohne erst bey seinem Willen anzufragen. Das ist also noch kein Aktus seiner Humanität, das macht ihn als Intelligenz noch nicht kenntlich. Die Sinnlichkeit wird zwar jederzeit ihren Feind, aber niemals sich selbst bekämpfen.
10 Der Kampf mit dem Affekt hingegen ist ein Kampf mit der Sinnlichkeit, und setzt also etwas voraus, was von der Sinnlichkeit unterschieden ist. Gegen das Objekt, das ihn leiden macht, kann sich der Mensch mit Hülfe seines Verstandes und seiner Muskelkräfte wehren; gegen das Leiden selbst hat er keine andre Waffen als Ideen
15 der Vernunft.

Diese müssen also in der Darstellung vorkommen, oder durch sie erweckt werden, wo Pathos statt finden soll. Nun sind aber Ideen im eigentlichen Sinn und positiv nicht darzustellen, weil ihnen nichts in der Anschauung entsprechen kann. Aber negativ und indi-
20 rekt sind sie allerdings darzustellen, wenn in der Anschauung etwas gegeben wird, wozu wir die Bedingungen in der Natur vergebens aufsuchen. Jede Erscheinung, deren letzter Grund aus der Sinnenwelt nicht kann abgeleitet werden, ist eine indirekte Darstellung des Ueberfinnlichen.

Wie gelangt nun die Kunst dazu, etwas vorzustellen, was über
25 der Natur ist, ohne sich übernatürlicher Mittel zu bedienen? Was für eine Erscheinung muß das seyn, die durch natürliche Kräfte vollbracht wird (denn sonst wäre sie keine Erscheinung) und dennoch ohne Widerspruch aus physischen Ursachen nicht kann hergeleitet werden?
30 Dieß ist die Aufgabe; und wie löst sie nun der Künstler?

Wir müssen uns erinnern, daß die Erscheinungen, welche im Zustand des Affekts an einem Menschen können wahrgenommen werden, von zweyerley Gattung sind. Entweder es sind solche, die ihm bloß als Thier angehören und als solche bloß dem Naturgesetz folgen, ohne daß sein Wille sie beherrschen oder überhaupt die selbstständige

14: andern B. M. — 17: Statt B. — 30: löst B. b. — 32—33: werden von A. b.

Kraft in ihm unmittelbaren Einfluß darauf haben könnte. Der Instinkt erzeugt sie unmittelbar und blind gehorchen sie seinen Gesetzen. Dahin gehören z. B. die Werkzeuge des Blutumlaufs, des Athemholens, und die ganze Oberfläche der Haut. Aber auch diejenigen
 5 Werkzeuge die dem Willen unterworfen sind, warten nicht immer die Entscheidung des Willens ab; sondern der Instinkt setzt sie oft unmittelbar in Bewegung, da besonders, wo dem physischen Zustand Schmerz oder Gefahr droht. So steht ' zwar unser Arm unter der
 10 Herrschaft des Willens, aber wenn wir unwissend etwas heißes angreifen, so ist das Zurückziehen der Hand gewiß keine Willenshandlung, sondern der Instinkt allein vollbringt sie. Ja noch mehr. Die Sprache ist gewiß etwas, was unter der Herrschaft des Willens steht, und doch kann auch der Instinkt sogar über dieses Werkzeug und Werk des Verstandes nach seinem Gutdünken disponiren, ohne erst
 15 bey dem Willen anzufragen, sobald ein großer Schmerz oder nur ein starker Affekt uns überrascht. Man lasse den gefassteften Stoiker auf einmal etwas höchst wunderbares oder unerwartet schreckliches erblicken; man lasse ihn dabey stehen, wenn jemand ausglitscht und in einen Abgrund fallen will, so wird ein lauter Ausruf und zwar kein bloß
 20 unartikulirter Ton, sondern ein ganz bestimmtes Wort, ihm unwillkürlich entweichen und die Natur in ihm wird früher als der Wille gehandelt haben. Dieß dient also zum Beweis, daß es Erscheinungen an dem Menschen giebt, die nicht seiner Person als Intelligenz sondern bloß seinem Instinkt als einer Naturkraft können zugeschrieben werden.

25 Nun giebt es aber auch zweytenz Erscheinungen an ihm, die unter dem Einfluß und unter ' der Herrschaft des Willens stehen, oder die man wenigstens als solche betrachten kann, die der Wille
 30 hätte verhindern können; welche also die Person und nicht der Instinkt zu verantworten hat. Dem Instinkt kommt es zu, das Interesse der Sinnlichkeit mit blindem Eifer zu besorgen, aber der Person kommt es zu, den Instinkt durch Rücksicht auf Gesetze zu beschränken. Der Instinkt achtet an sich selbst auf kein Gesetz, aber die Person hat dafür zu sorgen, daß den Vorschriften der Vernunft durch keine Handlung des Instinkts Eintrag geschehe. Soviel ist also gewiß, daß der Instinkt allein nicht alle Erscheinungen am Menschen im

5: Werkzeuge, B b. — 6: setzt B b. — 9: heißes B. — 23: Intelligenz, B.

Affekt unbedingt weise zu bestimmen hat, sondern daß ihm durch den Willen des Menschen eine Grenze gesetzt werden kann. Bestimmt der Instinkt allein alle Erscheinungen am Menschen, so ist nichts mehr vorhanden, was an die Person erinnern könnte, und es ist
 5 bloß ein Naturwesen, also ein Thier, was wir vor uns haben; denn Thier heißt jedes Naturwesen unter der Herrschaft des Instinkts. Soll also die Person dargestellt werden, so müssen einige Erscheinungen am Menschen vorkommen, die entweder gegen den Instinkt oder doch nicht durch den Instinkt bestimmt worden sind. Schon daß
 10 sie nicht durch den Instinkt bestimmt wurden, ist hinreichend, uns ' auf 383 eine höhere Quelle zu leiten, sobald wir nur einsehen, daß der Instinkt sie schlechterdings hätte anders bestimmen müssen, wenn seine Gewalt nicht wäre gebrochen worden.

Jetzt sind wir im Stande, die Art und Weise anzugeben, wie
 15 die übersinnliche selbstständige Kraft im Menschen, sein moralisches Selbst, im Affekt zur Darstellung gebracht werden kann. — Dadurch nemlich, daß alle bloß der Natur gehorchende Theile, über welche der Wille entweder gar niemals oder wenigstens unter gewissen Umständen nicht disponiren kann, die Gegenwart des Leidens verrathen
 20 — diejenigen Theile aber, welche der blinden Gewalt des Instinkts entzogen sind, und dem Naturgesetz nicht nothwendig gehorchen, keine oder nur eine geringe Spur dieses Leidens zeigen, also in einem gewissen Grad frey erscheinen. An dieser Disharmonie nun zwischen denjenigen Zügen, die der animalischen Natur nach dem Gesetz der
 25 Nothwendigkeit eingeprägt werden, und zwischen denen, die der selbstthätige Geist bestimmt, erkennt man die Gegenwart eines übersinnlichen Principis im Menschen, welches den Wirkungen der Natur eine Gränze setzen kann, und sich also eben dadurch als von derselben unterschieden kenntlich macht. Der bloß ' thierische Theil 384
 30 des Menschen folgt dem Naturgesetz, und darf daher von der Gewalt des Affekts unterdrückt erscheinen. An diesem Theil also offenbart sich die ganze Stärke des Leidens, und dient gleichsam zum Maaß, nach welchem der Widerstand geschätzt werden kann; denn man kann

2: unbedingtweise B. — 3: Gränze B. — 5: bloß Naturwesen, R. —
 17: gehorchenden B M. — 23: frey scheinen. R. — 25: denen die A b. —
 32: Maaß, B. — 33: geschätzt B b.

die Stärke des Widerstandes, oder die moralische Macht in dem Menschen, nur nach der Stärke des Angriffs beurtheilen. Je entscheidender und gewaltsamer nun der Affekt in dem Gebiet der Thierheit sich äußert, ohne doch im Gebiet der Menschheit
 5 dieselbe Macht behaupten zu können, desto mehr wird diese letztere kenntlich, desto glorreicher offenbart sich die moralische Selbstständigkeit des Menschen, desto pathetischer ist die Darstellung und desto erhabener das Pathos.*

In den Bildsäulen der Alten findet man diesen ästhetischen
 10 Grundsatz anschaulich gemacht, aber es ist schwer, den Eindruck, den der sinnlich lebendige Anblick macht, unter Begriffe zu bringen, und durch Worte anzugeben. Die Gruppe des Laokoon und seiner Kinder ist ohngefähr ein Maas für das, was die bildende Kunst der Alten im Pathetischen zu leisten vermochte. „Laokoon, sagt uns Winkel-
 15 mann in seiner Geschichte der Kunst (S. 699 der Wiener Quartausgabe), ist eine Natur im höchsten Schmerze, nach dem Bilde eines Mannes gemacht, der die bewusste Stärke' des Geistes gegen den- 385
 selben zu sammeln sucht; und indem sein Leiden die Muskeln aufschwellet, und die Nerven anziehet, tritt der mit Stärke bewaffnete
 20 Geist in der aufgetriebenen Stirne hervor, und die Brust erhebt sich durch den beklemmten Odem, und durch Zurückhaltung des Ausdrucks

* Unter dem Gebiet der Thierheit begreife ich das ganze System derjenigen Erscheinungen am Menschen, die unter der blinden Gewalt des Naturtriebes stehen und ohne Voraussetzung einer Freiheit des Willens vollkommen
 25 erklärbar sind; unter dem Gebiet der Menschheit aber diejenigen, welche ihre Gesetze von der Freiheit empfangen. Mangelt nun bey einer Darstellung der Affekt im Gebiet der Thierheit, so läßt uns dieselbe kalt; herrscht er hingegen
 ' im Gebiet der Menschheit, so ekelt sie uns an und empört. Im Gebiet der 385
 Thierheit muß der Affekt jederzeit unaufgelöst bleiben, sonst fehlt das Pathetische; erst im Gebiet der Menschheit darf sich die Auflösung finden. Eine leidende Person, klagend und weinend vorgestellt, wird daher nur schwach rühren, denn Klagen und Thränen lösen den Schmerz schon im Gebiet der Thierheit auf. Weit stärker ergreift uns der verbissene stumme Schmerz, wo wir bey der Natur keine
 30 Hülfe finden, sondern zu etwas, das über alle Natur hinausliegt, unsre Zuflucht
 35 nehmen müssen; und eben in dieser Hinweisung auf das Uebersinnliche liegt das Pathos und die tragische Kraft.

4: äußert ohne A. — 13: ungefähr W. M. — 15 ff.: (Schiller hat den Text der Wiener Ausgabe nicht buchstäblich treu wiedergegeben. — 18: sucht; Wi. — 20: erhebet W. i. — 21: Odem, Wi. — Ausdrucks Wi, Ausdrucks B. b. — 29: unaufgelöst B. b.

der Empfindung, um den Schmerz in sich zu fassen und zu verschließen. Das bange Seufzen, welches er in sich und den Odem an sich zieht, erschöpft den Unterleib, und macht die Seiten hohl, welches uns gleichsam von der Bewegung seiner Eingeweide urtheilen läßt. Sein
 5 eigenes Leiden aber scheint ihn weniger zu beängstigen, als die Pein seiner Kinder, die ihr Angesicht zum Vater wenden und um Hülfe schreyen; denn das väterliche Herz offenbart sich in den wehmüthigen Augen, und das Mitleiden scheint in einem trüben Dufte auf denselben zu schwimmen. Sein Gesicht ist klagend, aber nicht schreyend,
 10 seine Augen sind nach der höhern Hülfe gewandt. Der Mund ist voll von Wehmuth und die gesenkte Unterlippe schwer von derselben; in der überwärts gezogenen Oberlippe aber ist dieselbe mit Schmerz vermischt, welcher mit einer Regung von Unmuth, wie über ein unverdientes unwürdiges Leiden, in die Nase hinaustritt, dieselbe
 15 schwellen macht, und sich in den erweiterten und aufwärts gezogenen Nüssen offenbaret. Unter der Stirn ist der Streit zwischen Schmerz 387 und Widerstand, wie in einem Punkte vereinigt, mit großer Wahrheit gebildet; denn indem der Schmerz die Augenbraunen in die Höhe treibt, so drückt das Sträuben gegen denselben das obere Augen-
 20 fleisch niederwärts und gegen das obere Augenlid zu, so daß dasselbe durch das übergetretene Fleisch beynahe ganz bedeckt wird. Die Natur, welche der Künstler nicht verschönern konnte, hat er ausgemickelter, angestrongter und mächtiger zu zeigen gesucht; da, wohin der größte Schmerz gelegt ist, zeigt sich auch die größte Schönheit. Die linke
 25 Seite, in welche die Schlange mit dem wüthenden Bisse ihr Gift ausgießet, ist diejenige, welche durch die nächste Empfindung zum

2: in sich, Wi. — Odem Wi. — zieht, Wi. — 3: erschöpft Wi. — machet Wi. — 6: zu ihrem Vater wenden, Wi. — 7: schreyen: Wi. — offenbaret Wi. — 8: Dufte Wi. — 9: klagend aber A B b. — 11: Wehmuth, Wi. — derselben: B b. — 14—15: dieselbe schwellig macht, Wi. — 16: Nüssen Wi. (So schon die Dresdener Ausgabe. Das Wort kommt auch in der Beschreibung des Apollo im Belvedere vor, Dresdener Ausg. II, 349, Wiener II, 815: 'Der Unmuth, welchen er in sich zieht, blähet sich in den Nüssen seiner Nase.' In der Ausgabe von H. Meyer und J. Schulze beidemale: 'Nüstern.') Nüstern W (1835. 1840. 1844) M. — 17: vereinigt, Wi. — Wahrheit] Weisheit Wi. — 18: gebildet: Wi. — Augenbrauen K. — 19: treibet, Wi. — wider denselben Wi. — 20: niederwärts, Wi. — 21: bedeckt Wi. — 23: gesucht: Wi. — 24: gelegt Wi. — zeigt Wi. — 25: wüthenden Wi. — ihren Gift Wi. — 26: diejenige welche A.

Herzen am heftigsten zu leiden scheint. Seine Beine wollen sich erheben, um seinem Uebel zu entinnen; kein Theil ist in Ruhe, ja die Meißelstriche selbst helfen zur Bedeutung einer erstarrten Haut.“

Wie wahr und fein ist in dieser Beschreibung der Kampf der
 5 Intelligenz mit dem Leiden der sinnlichen Natur entwickelt, und wie treffend die Erscheinungen angegeben, in denen sich Thierheit und Menschheit, Naturzwang und Vernunftsfreyheit offenbaren! Virgil
 schilderte bekanntlich denselben Auftritt in seiner Aeneis, ¹ aber es 388
 lag nicht in dem Plan des epischen Dichters, sich bey dem Gemüths-
 10 zustand des Laokoon, wie der Bildhauer thun mußte, zu verweilen. Bey dem Virgil ist die ganze Erzählung bloß Nebenwerk, und die Absicht, wozu sie ihm dienen soll, wird hinlänglich durch die bloße Darstellung des Physischen erreicht, ohne daß er nöthig gehabt hätte, uns in die Seele des Leidenden tiefe Blicke thun zu lassen, da er
 15 uns nicht sowohl zum Mitleid bewegen als mit Schrecken durchdringen will. Die Pflicht des Dichters war also in dieser Hinsicht bloß negativ, nemlich die Darstellung der leidenden Natur nicht soweit zu treiben, daß aller Ausdruck der Menschheit oder des moralischen Widerstandes dabey verloren gieng, weil sonst Unwille und Abscheu unausbleiblich
 20 erfolgen müßten. Er hielt sich daher lieber an Darstellung der Ursache des Leidens, und fand für gut, sich umständlicher über die Furchtbarkeit der beiden Schlangen und über die Wuth, mit der sie ihr Schlachtopfer anfallen, als über die Empfindungen desselben zu verbreiten. An diesen eilt er nur schnell vorüber, weil ihm daran
 25 liegen mußte, die Vorstellung eines göttlichen Strafgerichts und den Eindruck des Schreckens ungeschwächt zu erhalten. Hätte er uns hingegen von Laokoons Person soviel wissen lassen, als der Bildhauer, so ² würde nicht mehr die strafende Gottheit, sondern der leidende 389
 Mensch der Held in der Handlung gewesen seyn, und die Episode
 30 ihre Zweckmäßigkeit für das Ganze verloren haben.

Man kennt die Virgilische Erzählung schon aus Lessings vortreflichem Kommentar. Aber die Absicht, wozu Lessing sie gebrauchte,

1: scheint, und dieser Theil des Körpers kann ein Wunder der Kunst genennet werden. Wi. — 1—2: erheben um A B b. — 2: Ruhe: Wi. — 3: Meißelstriche Wi. — erstarrten Wi. — 14: lassen; B b. — 29: seyn und A. — 31: Virgil'sche R. — Lessing's B b. — 31—32: vortreflichem B b. — 32: Lessing B b.

war bloß, die Gränzen der poetischen und mahlerischen Darstellung an diesem Beispiel anschaulich zu machen, nicht den Begriff des Pathetischen daraus zu entwickeln. Zu dem letztern Zweck scheint sie mir aber nicht weniger brauchbar, und man erlaube mir, sie in dieser
5 Hinsicht noch einmal zu durchlaufen.

*Ecce autem gemini Tenedo tranquilla per alta
(horresco referens) immensis orbibus angues
incumbunt pelago, pariterque ad littora tendunt.
Pectora quorum inter fluctus arrecta, jubaeque
10 sanguineae exsuperant undas, pars caetera pontum
pone legit, sinuatque immensa volumine terga.
Fit sonitus spumante salo, jamque arva tenebant,
ardenteis oculos suffecti sanguine et igni,
sibila lambebant linguis vibrantibus ora.*

15 Die erste von den drey oben angeführten Bedingungen des Erhabenen der Macht ist hier gegeben; eine mächtige Naturkraft nehmen wir, die zur Zerstörung bewaffnet ist, und jedes Widerstandes spottet. Daß aber dieses Mächtige zugleich furchtbar, und das Furchtbare erhaben werde, beruht auf zwey verschiedenen Operationen des Ge-
20 müths, d. i. auf zwey Vorstellungen, die wir selbstthätig in uns erzeugen. Indem wir erstlich diese unwiderstehliche Naturmacht mit dem schwachen Widerstehungsvermögen des physischen Menschen zusammenhalten, erkennen wir sie als furchtbar, und indem wir sie
25 zweytens auf unsern Willen beziehen und uns die absolute Unabhängigkeit desselben von jedem Natureinfluß ins Bewußtseyn rufen, wird sie uns zu einem erhabenen Objekt. Diese beiden Beziehungen aber stellen wir an; der Dichter gab uns weiter nichts als einen mit starker Macht bewaffneten und nach Aeussereung derselben strebenden Gegenstand. Wenn wir davor zittern, so geschieht es bloß, weil
30 wir uns selbst oder ein uns ähnliches Geschöpf im Kampf mit demselben denken. Wenn wir uns bey diesem Zittern erhaben fühlen, so ist es, weil wir uns bewußt werden, daß wir, auch selbst als ein Opfer dieser Macht, für unser freies Selbst, für die Autonomie unserer

15—16: des Erhabenen, der Macht, R W M. — 20: Vorstellungen die A b. — 28: Aeussereung B b. — 33: freies B b. — Autonomie W M.

Willensbestimmungen nichts zu fürchten haben würden. Kurz, ' die 391
Darstellung ist bis hieher bloß kontemplativerhaben.

Diffugimus visu exsanguis, illi agmine certo

Laocoonta petunt.

5 . Jetzt wird das Mächtige zugleich als fürchtbar gegeben, und
das Kontemplativerhabene geht ins Pathetische über. Wir sehen es
wirklich mit der Ohnmacht des Menschen in Kampf treten. Laokoon
oder wir, das wirkt bloß dem Grad nach verschieden. Der sympathet-
tische Trieb schreckt den Erhaltungstrieb auf, die Ungeheuer schießen
10 los auf — uns, und alles Entrinnen ist vergebens.

Jetzt hängt es nicht mehr von uns ab, ob wir diese Macht mit
der unsrigen messen und auf unsre Existenz beziehen wollen. Dieß
geschieht ohne unser Zuthun in dem Objecte selbst. Unsre Furcht hat
also nicht, wie im vorhergehenden Moment, einen bloß subjektiven
15 Grund in unserm Gemüthe, sondern einen objektiven Grund in dem
Gegenstand. Denn erkennen wir gleich das Ganze für eine bloße
Fiction der Einbildungskraft, so unterscheiden wir doch auch in dieser
Fiction eine Vorstellung, die uns von aussen mitgetheilt wird, von
einer andern, die wir selbstthätig in uns hervorbringen.

20 ' Das Gemüth verliert also einen Theil seiner Freyheit, weil es 392
von aussen empfängt, was es vorher durch seine Selbstthätigkeit er-
zeugte. Die Vorstellung der Gefahr erhält einen Anschein objektiver
Realität und es wird Ernst mit dem Affekte.

Wären wir nun nichts als Sinnenwesen, die keinem andern als
25 dem Erhaltungstribe folgen, so würden wir hier stille stehen, und
im Zustand des bloßen Leidens verharren. Aber etwas ist in uns,
was an den Affektionen der sinnlichen Natur keinen Theil nimmt,
und dessen Thätigkeit sich nach keinen physischen Bedingungen richtet.
Je nachdem nun dieses selbstthätige Princip (die moralische Anlage)
30 in einem Gemüth sich entwickelt hat, wird der leidenden Natur mehr
oder weniger Raum gelassen seyn, und mehr oder weniger Selbst-
thätigkeit im Affekt übrig bleiben.

In moralischen Gemüthern geht das Fürchtbare (der Einbildungs-
kraft) schnell und leicht ins Erhabene über. So wie die Imagination
35 ihre Freyheit verliert, so macht die Vernunft die ihrige geltend; und

9: schießen B b. — 18: außen B b. — 21: außen B b.

das Gemüth erweitert sich nur desto mehr nach innen, indem es nach aussen Gränzen findet. ' Herausgeschlagen aus 393 allen Verschanzungen, die dem Sinnenwesen einen physischen Schutz verschaffen können, werfen wir uns in die unbezwingliche Burg unsrer 5 moralischen Freyheit, und gewinnen eben dadurch eine absolute und unendliche Sicherheit, indem wir eine bloß komparative und prekäre Schutzwehre im Feld der Erscheinung verloren geben. Aber eben darum, weil es zu diesem physischen Bedrängniß gekommen seyn muß, ehe wir bey unsrer moralischen Natur Hülfe suchen, so können wir 10 dieses hohe Freyheitsgefühl nicht anders als mit Leiden erkaufen. Die gemeine Seele bleibt bloß bey diesem Leiden stehen, und fühlt im Erhabenen des Pathos nie mehr als das Furchtbare; ein selbstständiges Gemüth hingegen nimmt gerade von diesem Leiden den Uebergang zum Gefühl seiner herrlichsten Kraftwirkung und weiß aus jedem 15 Furchtbaren ein Erhabenes zu erzeugen.

*Laocoonta petunt, ac primum parva duorum
corpora gnatorum serpens amplexus uterque
implicat, ac miseros morsu depascitur artus.*

Es thut eine große Wirkung, daß der moralische Mensch (der 20 Vater) eher als der physische angefallen wird. Alle Affekte sind ästhetischer aus der zweyten Hand und keine Sympathie ist stärker als die wir mit der Sympathie empfinden.

*' Post ipsum, auxilio subeuntem ac tela ferentem
corripiunt.*

394

25 Jetzt war der Augenblick da, den Helden als moralische Person bey uns in Achtung zu setzen, und der Dichter ergriff diesen Augenblick. Wir kennen aus seiner Beschreibung die ganze Macht und Wuth der feindlichen Ungeheuer, und wissen, wie vergeblich aller Widerstand ist. Wäre nun Laokoön bloß ein gemeiner Mensch, so würde 30 er seines Vortheils wahrnehmen, und wie die übrigen Trojaner in einer schnellen Flucht seine Rettung suchen. Aber er hat ein Herz in seinem Busen, und die Gefahr seiner Kinder hält ihn zu seinem eigenen Verderben zurück. Schon dieser einzige Zug macht ihn unsers ganzen Mitleidens würdig. In was für einem Moment auch die Schlangen 35 ihn ergriffen haben möchten, es würde uns immer bewegt und er-

2: außen B b.

schüttet haben. Daß es aber gerade in dem Momente geschieht, wo er als Vater uns achtungswürdig wird, daß sein Untergang gleichsam als unmittelbare Folge der erfüllten Vaterpflicht, der zärtlichen Bekümmerniß für seine Kinder vorgestellt wird — dieß entflammt unsre Theilnahme aufs höchste. Er ist es jetzt gleichsam selbst, der sich aus freyer Wahl dem Verderben hingiebt, und sein Tod wird eine Willenshandlung.

' Bey allem Pathos muß also der Sinn durch Leiden, der Geist 52 durch Freyheit interessiert seyn. Fehlt es einer pathetischen Darstellung an einem Ausdruck der leidenden Natur, so ist sie ohne ästhetische Kraft, und unser Herz bleibt kalt. Fehlt es ihr an einem Ausdruck der ethischen Anlage, so kann sie bey aller sinnlichen Kraft nie pathetisch seyn, und wird unaussbleiblich unsre Empfindung empören. Aus aller Freyheit des Gemüths muß immer der leidende Mensch, 15 aus allem Leiden der Menschheit muß immer der selbstständige oder der Selbstständigkeit fähige Geist durchscheinen.

' Auf zweyerley Weise aber kann sich die Selbstständigkeit des 53 Geistes im Zustand des Leidens offenbaren. Entweder negativ: wenn der ethische Mensch von dem physischen das Gesetz nicht empfangt, und dem Zustand keine Kausalität für die Gesinnung gestattet wird; oder positiv: wenn der ethische Mensch dem physischen das Gesetz giebt, und die Gesinnung für den Zustand Kausalität erhält. Aus dem ersten entspringt das Erhabene der Fassung, aus dem zweyten das Erhabene der Handlung.

25 Ein Erhabenes der Fassung ist jeder vom Schicksal unabhängige Charakter. „Ein tapfrer Geist, im Kampf mit der Widerwärtigkeit, „sagt Seneka, ist ein anziehendes Schauspiel selbst für die Götter.“ Einen solchen Anblick gibt uns der römische Senat nach dem Unglück bey Cannä. Selbst Miltons Lucifer, wenn er sich in der Hölle, 30 seinem künftigen Wohnort, zum erstenmal umsieht, durchdringt uns,

2: sein] kein b. — 6: hingibt, B. — 7: (In A ist dieser Abschnitt mit S. unterzeichnet und mit dem Zusatz versehen: „(Die Fortsetzung im nächsten Stück.)“ — 8: (In A mit der Ueberschrift: „Fortgesetzte Entwicklung des Erhabenen. (Siehe das dritte Stück der neuen Thalia 1793.)“ — 9: interessiert B. — 22: gibt, B. — 25: ieder A. — 29: Miltons] Verlorenes Paradies I, 250 ff.)

dieser Seelenstärke wegen, mit einem Gefühl von Bewunderung.
 „Schrecken, ich grüße euch, ruft er aus, und dich unterirdische Welt
 „und dich tiefste Hölle. Nimm auf deinen neuen Gast. Er kommt
 „zu dir mit einem Gemüthe, das weder Zeit noch Ort umgestalten
 5 „soll. In ' seinem Gemüthe wohnt er. Das wird ihm in der 54
 „Hölle selbst einen Himmel erschaffen. Hier endlich sind wir frey
 „u. s. f.“ Die Antwort der Medea im Trauerspiel gehört in die
 nämliche Klasse.

Das Erhabene der Fassung läßt sich anschauen, denn es be-
 10 ruht auf der Coexistenz; das Erhabene der Handlung hingegen läßt
 sich bloß denken, denn es beruht auf der Succession, und der Ver-
 stand ist nöthig, um das Leiden von einem freien Entschluß abzu-
 leiten. Daher ist nur das erste für den bildenden Künstler, weil
 dieser nur das Coexistente glücklich darstellen kann, der Dichter aber
 15 kann sich über beides verbreiten. Selbst, wenn der bildende Künstler
 eine erhabene Handlung darzustellen hat, muß er sie in eine er-
 habene Fassung verwandeln.

Zum Erhabenen der Handlung wird erfordert, daß das Leiden
 eines Menschen auf seine moralische Beschaffenheit nicht nur keinen
 20 Einfluß habe, sondern vielmehr umgekehrt das Werk seines morali-
 schen Charakters sey. Dieß kann auf zweyerley Weise seyn. Entweder
 mittelbar und nach dem Gesetz der Freyheit, wenn er aus Achtung
 für irgend eine Pflicht das Leiden er'wählt. Die Vorstellung der 55
 Pflicht bestimmt ihn in diesem Falle als Motiv, und sein Leiden ist
 25 eine Willenshandlung. Oder unmittelbar und nach dem Gesetz
 der Nothwendigkeit, wenn er eine übertretene Pflicht moralisch büßt.
 Die Vorstellung der Pflicht bestimmt ihn in diesem Falle als Macht,
 und sein Leiden ist bloß eine Wirkung. Ein Beyspiel des ersten
 gibt uns Regulus, wenn er um Wort zu halten, sich der Nachbegier
 30 der Karthaginenser ausliefert; zu einem Beyspiel des zweyten würde
 er uns dienen, wenn er sein Wort gebrochen und das Bewußtseyn
 dieser Schuld ihn elend gemacht hätte. In beyden Fällen hat das
 Leiden einen moralischen Grund, nur mit dem Unterschied, daß er
 uns in dem ersten Fall seinen moralischen Charakter, in dem andern

2: unterirdische B. — 7: der] des B. — 12: freyen B. — 21: Dieses kann B.
 — 26: büßt. B.

bloß seine Bestimmung dazu zeigt. In dem ersten Fall erscheint er als eine moralisch große Person, in dem zweyten bloß als ein ästhetisch großer Gegenstand.

Dieser letzte Unterschied ist wichtig für die tragische Kunst und 5 verdient daher eine genauere Erörterung.

Ein erhabenes Object, bloß in der ästhetischen Schätzung, ist schon derjenige Mensch, ' der uns die Würde der menschlichen Be- 56 stimmung durch seinen Zustand vorstellig macht, gesetzt auch, daß wir diese Bestimmung in seiner Person nicht realisiert finden sollten.

10 Erhaben in der moralischen Schätzung wird er nur alsdann, wenn er sich zugleich als Person jener Bestimmung gemäß verhält, wenn unsre Achtung nicht bloß seinem Vermögen, sondern dem Gebrauch dieses Vermögens gilt, wenn nicht bloß seiner Anlage, sondern seinem wirklichen Betragen Würde zukommt. Es ist ganz etwas anders, ob 15 wir bey unserm Urtheil auf das moralische Vermögen überhaupt, und auf die Möglichkeit einer absoluten Freyheit des Willens, oder ob wir auf den Gebrauch dieses Vermögens und auf die Wirklichkeit dieser absoluten Freyheit des Willens unser Augenmerk richten.

Es ist etwas ganz anders, sage ich, und diese Verschiedenheit 20 liegt nicht etwa nur in den beurtheilten Gegenständen, sondern sie liegt in der verschiedenen Beurtheilungsweise. Der nämliche Gegenstand kann uns in der moralischen Schätzung mißfallen, und in der ästhetischen sehr anziehend für uns seyn. Aber wenn er uns auch in beyden Instanzen der Beurtheilung Genüge leistete, so thut er diese 25 Wirkung bey beyden auf eine ganz verschiedene Weise. Er wird ' da- 57 durch, daß er ästhetisch brauchbar ist, nicht moralisch befriedigend, und dadurch, daß er moralisch befriedigt, nicht ästhetisch brauchbar.

Ich denke mir z. B. die Selbstaufopferung des Leonidas bey Thermopylä. Moralisch beurtheilt ist mir diese Handlung Darstellung 30 des, bey allem Widerspruch der Instinkte erfüllten, Sittengesetzes; ästhetisch beurtheilt ist sie mir Darstellung des, von allem Zwang der Instinkte unabhängigen, sittlichen Vermögens. Meinen moralischen Sinn (die Vernunft) befriedigt diese Handlung; meinen ästhetischen Sinn (die Einbildungskraft) entzückt sie.

2: Person in A b. — 9: realisiert B. — 13: Anlage sondern A b. — 29: Thermopylä. b R. — 33: Handlung, B b.

Von dieser Verschiedenheit meiner Empfindungen bey dem nämlichen Gegenstande gebe ich mir folgenden Grund an.

Wie sich unser Wesen in zwey Principien oder Naturen theilt, so theilen sich, diesen gemäß, auch unsre Gefühle in zweyerley ganz verschiedene Geschlechter. Als Vernunftwesen empfinden wir Beyfall oder Mißbilligung; als Sinnenwesen empfinden wir Lust oder Unlust. Beyde Gefühle, des Beyfalls und der Lust, gründen sich auf eine Befriedigung: jenes auf Befriedigung eines Anspruchs: denn die Vernunft fodert bloß, aber bedarf nicht; dieses auf Befriedigung eines Anliegens: denn der Sinn bedarf bloß, und kann nicht fodern. Beyde, die Forderungen der Vernunft und die Bedürfnisse des Sinnes, verhalten sich zu einander wie Nothwendigkeit zu Nothdurft, sie sind also beyde unter dem Begriff von Necessität enthalten; bloß mit dem Unterschied, daß die Necessität der Vernunft ohne Bedingung, die Necessität der Sinne bloß unter Bedingungen statt hat. Bey beyden aber ist die Befriedigung zufällig. Alles Gefühl, der Lust sowohl als des Beyfalls, gründet sich also zuletzt auf Uebereinstimmung des Zufälligen mit dem Nothwendigen. Ist das Nothwendige ein Imperativ, so wird Beyfall, ist es eine Nothdurft, so wird Lust die Empfindung seyn; beyde in desto stärkerem Grade, je zufälliger die Befriedigung ist.

Nun liegt bey aller moralischen Beurtheilung eine Forderung der Vernunft zum Grunde, daß moralisch gehandelt werde, und es ist eine unbedingte Necessität vorhanden, daß wir wollen, was recht ist. Weil aber der Wille frey ist, so ist es (physisch) zufällig, ob wir es wirklich thun. Thun wir es nun wirklich, so erhält diese Uebereinstimmung des Zufalls im Gebrauche der Freyheit mit dem Imperativ der Vernunft Billigung oder Beyfall, und zwar in desto höherem Grade, als der Widerstreit der Neigungen diesen Gebrauch der Freyheit zufälliger und zweifelhafter machte.

Bey der ästhetischen Schätzung hingegen wird der Gegenstand auf das Bedürfniß der Einbildungskraft bezogen, welche nicht gebieten, bloß verlangen kann, daß das Zufällige mit ihrem Interesse übereinstimmen möge. Das Interesse der Einbildungskraft aber ist: sich frey von Gesetzen im Spiele zu erhalten. Diesem Lange

15: Statt B. — 20: Grade je A.

zur Ungebundenheit ist die sittliche Verbindlichkeit des Willens, durch welche ihm sein Object auf das strengste bestimmt wird, nichts weniger als günstig; und da die sittliche Verbindlichkeit des Willens der Gegenstand des moralischen Urtheils ist, so sieht man leicht, daß bey dieser
 5 Art zu urtheilen die Einbildungskraft ihre Rechnung nicht finden könne. Aber eine sittliche Verbindlichkeit des Willens läßt sich nur unter Voraussetzung einer absoluten Independenz desselben vom Zwang der Naturtriebe denken; die Möglichkeit des Sittlichen postuliert also Freyheit, und stimmt folglich mit dem Interesse der Phantasie
 10 hierinn auf das vollkommenste zusammen. Weil aber die Phantasie durch ihr Bedürfniß nicht so vorschreiben kann, wie die Vernunft durch 60 ihren Imperativ dem Willen der Individuen vorschreibt, so ist das Vermögen der Freyheit, auf die Phantasie bezogen, etwas zufälliges, und muß daher, als Uebereinstimmung des Zufalls mit dem (bebingungs-
 15 weise) Nothwendigen Lust erwecken. Beurtheilen wir also jene That des Leonidas moralisch, so betrachten wir sie aus einem Gesichtspunkt, wo uns weniger ihre Zufälligkeit als ihre Nothwendigkeit in die Augen fällt. Beurtheilen wir sie hingegen ästhetisch, so betrachten wir sie aus einem Standpunkt, wo sich uns weniger ihre Nothwendig-
 20 keit als ihre Zufälligkeit darstellt. Es ist Pflicht für jeden Willen, so zu handeln, sobald er ein freyer Wille ist; daß es aber überhaupt eine Freyheit des Willens gibt, welche es möglich macht, so zu handeln, dieß ist eine Gunst der Natur in Rücksicht auf dasjenige Vermögen, welchem Freyheit Bedürfniß ist. Beurtheilt also der moralische
 25 Sinn — die Vernunft — eine tugendhafte Handlung, so ist Billigung das höchste, was erfolgen kann; weil die Vernunft nie mehr und selten nur soviel finden kann, als sie fodert. Beurtheilt hingegen der ästhetische Sinn, die Einbildungskraft, die nämliche Handlung, so erfolgt eine positive Lust, weil die Einbildungskraft niemals Ein-
 30 stimmigkeit mit ihrem Bedürfnisse fodern kann, und sich also von 61 der wirklichen Befriedigung desselben, als von einem glücklichen Zufall, überrascht finden muß. Daß Leonidas die heldenmüthige Entschließung wirklich faßte, billigen wir; daß er sie fassen konnte, darüber frohlocken wir, und sind entzückt.

35 Der Unterschied zwischen beyden Arten der Beurtheilung fällt

8: postuliert B. — 10: hierin B. — 21: so B b.

noch deutlicher in die Augen, wenn man eine Handlung zum Grunde legt, über welche das moralische und das ästhetische Urtheil verschieden ausfallen. Man nehme die Selbstverbrennung des Peregrinus Proteus zu Olympia. Moralisch beurtheilt kann ich dieser Handlung nicht
5 Beyfall geben, insofern ich unreine Triebfedern dabey wirksam finde, um derentwillen die Pflicht der Selbsterhaltung hintan gesetzt wird. Aesthetisch beurtheilt gefällt mir aber diese Handlung, und zwar deswegen gefällt sie mir, weil sie von einem Vermögen des Willens zeugt, selbst dem mächtigsten aller Instinkte, dem Triebe der Selbsterhaltung
10 zu widerstehen. Ob es eine rein moralische Gesinnung oder ob es bloß eine mächtigere sinnliche Reizung war, was den Selbsterhaltungstrieb bey dem Schwärmer Peregrin unterdrückte, darauf achte ich bey der ästhetischen Schätzung nicht, wo ich das Individuum verlasse,
15 von dem Verhältniß seines Willens zu dem Willensgesetz abstrahiere, und mir den menschlichen Willen überhaupt, als Vermögen der Gattung, im Verhältniß zu der ganzen Naturgewalt denke. Bey der moralischen Schätzung, hat man gesehen, wurde die Selbsterhaltung als eine Pflicht vorgestellt, daher beleidigte ihre Verletzung; bey der ästhetischen Schätzung hingegen wurde sie als ein Interesse angesehen, daher gefiel ihre
20 Hintansetzung. Bey der letztern Art des Beurtheilens wird also die Operation gerade umgekehrt, die wir bey der erstern verrichten. Dort stellen wir das sinnlich beschränkte Individuum und den pathologisch-afficirbaren Willen dem absoluten Willensgesetz und der unendlichen Geisterpflicht, hier hingegen stellen wir das absolute Willensvermögen
25 und die unendliche Geistergewalt dem Zwange der Natur und den Schranken der Sinnlichkeit gegenüber. Daher läßt uns das ästhetische Urtheil frey, und erhebt und begeistert uns, weil wir uns schon durch das bloße Vermögen, absolut zu wollen, schon durch die bloße Anlage zur Moralität, gegen die Sinnlichkeit in augenscheinlichem Vor-
30 theil befinden, weil schon durch die bloße Möglichkeit, uns vom Zwange der Natur loszusagen, unserm Freiheitsbedürfniß geschmeichelt wird.
Daher beschränkt uns das moralische Urtheil, und demüthigt uns, weil wir uns bey jedem besondern Willensakt gegen das absolute Willensgesetz mehr oder weniger im Nachtheil befinden, und durch die

3: Proteus A B 5, von R W M corrigiert. — 11: abstrahire, B. — 22—23: pathologisch-afficirbaren B. — 31: Freiheitsbedürfniß B.

Einschränkung des Willens auf eine einzige Bestimmungsweise, welche die Pflicht schlechterdings fodert, dem Freyheitstriebe der Phantasie widersprochen wird. Dort schwingen wir uns von dem Wirklichen zu dem Möglichen, und von dem Individuum zur Gattung empor; hier
 5 hingegen steigen wir vom Möglichen zum Wirklichen herunter, und schließen die Gattung in die Schranken des Individuums ein; kein Wunder also, wenn wir uns bey ästhetischen Urtheilen erweitert, bey moralischen hingegen eingeengt und gebunden fühlen.*

'Aus diesem allen ergibt sich denn, daß die moralische und die
 10 ästhetische Beurtheilung, weit ' entfernt einander zu unterstützen, ein- 65
 ander vielmehr im Wege stehen, weil sie dem Gemüth zwey ganz entgegengesetzte Richtungen geben; denn die Gesetzmäßigkeit, welche die Vernunft als moralische Richterinn fodert, besteht nicht mit der Ungebundenheit, welche die Einbildungskraft als ästhetische Richterinn
 15 verlangt. Daher wird ein Object zu einem ästhetischen Gebrauch ge-

* Diese Auflösung, erinnre ich beyläufig, erklärt uns auch die Verschiedenheit des ästhetischen Eindrucks, den die Kantische Vorstellung der Pflicht auf seine verschiedenen Beurtheiler zu machen pflegt. Ein nicht zu verachtender Theil des Publikums findet diese Vorstellung der Pflicht sehr demüthigend; ein andrer findet
 20 sie unendlich erhebend für das Herz. Beyde haben Recht, und der Grund dieses Wider'spruchs liegt bloß in der Verschiedenheit des Standpunkts, aus welchem 64
 beyde diesen Gegenstand betrachten. Seine bloße Schuldigkeit thun, hat allerdings nichts großes, und insofern das beste, was wir zu leisten vermögen, nichts als Erfüllung, und noch mangelhafte Erfüllung, unserer Pflicht ist, liegt in der höchsten
 25 Tugend nichts begeisterndes. Aber bey allen Schranken der sinnlichen Natur dennoch treu und beharrlich seine Schuldigkeit thun, und in den Fesseln der Materie dem heiligen Geistesgesetz unwandelbar folgen, dieß ist allerdings erhebend und der Bewunderung werth. Gegen die Geisterwelt gehalten ist an unsrer Tugend freilich nichts verdienstliches, und wieviel wir es uns auch kosten lassen
 30 mögen, wir werden immer unnütze Knechte seyn; gegen die Sinnenwelt gehalten ist sie hingegen ein desto erhabeneres Object. Insofern wir also Handlungen moralisch beurtheilen, und sie auf das Sittengesetz beziehen, werden wir wenig Ursache haben, auf unsere Sittlichkeit stolz zu seyn; insofern wir aber auf die Möglichkeit dieser Handlungen sehen, und das Vermögen unsers Gemüths,
 35 das denselben zum Grund liegt, auf die Welt der Erscheinungen beziehen, d. h. insofern wir sie ästhetisch beurtheilen, ist uns ein gewisses Selbstgefühl erlaubt, ja es ist sogar nothwendig, weil wir ein Principium in uns aufdecken, das über 65
 alle Vergleichung groß und unendlich ist.

9: ergibt B. — 13: Richterinn B. — 14: Einbildungskraft, A B b. — Richterinn B. — 19: Publikum K. — 23: beste, B. — 29: freylich B. — 33: beziehen d. h. A.

rade um soviel weniger taugen, als es sich zu einem moralischen qualifiziert; und wenn der Dichter es dennoch erwählen müßte, so wird er wohl thun, es so zu behandeln, daß nicht sowohl unsre Vernunft auf die Regel des Willens, als vielmehr unsre Phantasie auf
 5 das Vermögen des Willens hingewiesen werde. Um seiner selbst willen muß der Dichter diesen Weg einschlagen, denn mit unserer Freyheit ist sein Reich zu Ende. Nur solange wir außer uns anschauen, sind wir sein; er hat uns verloren, sobald wir in unsern eigenen Busen greifen. Dieß erfolgt aber unausbleiblich, sobald ein
 10 Gegenstand nicht mehr als Erscheinung von uns betrachtet wird, sondern als Gesetz über uns richtet.

Selbst von den Aeußerungen der erhabensten Tugend kann der
 Dichter nichts für seine Absichten brauchen, als was an denselben der Kraft gehört. Um die Richtung der Kraft bekümmert er sich
 15 nichts. Der Dichter, auch wenn er die vollkommensten sittlichen Muster vor unsre Augen stellt, hat keinen andern Zweck, und darf keinen andern haben, als uns durch Betrachtung derselben zu ergötzen. Nun kann uns aber nichts ergötzen, als was unser Subjekt verbessert, und nichts kann uns geistig ergötzen, als was unser geistiges
 20 Vermögen erhöht. Wie kann aber die Pflichtmäßigkeit eines Andern unser Subjekt verbessern und unsere geistige Kraft vermehren? Daß er seine Pflicht wirklich erfüllt, beruht auf einem zufälligen Gebrauche, den er von seiner Freyheit macht, und der eben darum für uns nichts beweisen kann. Es ist bloß das Vermögen zu einer
 25 ähnlichen Pflichtmäßigkeit, was wir mit ihm theilen, und indem wir in seinem Vermögen auch das unsrige wahrnehmen, fühlen wir unsere geistige Kraft erhöht. Es ist also bloß die vorgestellte Möglichkeit eines absolut freyen Willens, wodurch die wirkliche Ausübung desselben unserm ästhetischen Sinn gefällt.

Noch mehr wird man sich davon überzeugen, wenn man nachdenkt, wie wenig die poetische Kraft des Eindrucks, den sittliche
 67 Charaktere oder Handlungen auf uns machen, von ihrer historischen Realität abhängt. Unser Wohlgefallen an idealischen Charakteren verliert nichts durch die Erinnerung, daß sie poetische Fictionen sind,

2: qualifizirt; B. — 7: außer B h. — 12: Aeußerungen B h. — 15: nicht. R. — 28: wirklich A.

denn es ist die poetische, nicht die historische Wahrheit, auf welche alle ästhetische Wirkung sich gründet. Die poetische Wahrheit besteht aber nicht darin, daß etwas wirklich geschehen ist, sondern darin, daß es geschehen konnte, also in der innern Möglichkeit der Sache.
 5 Die ästhetische Kraft muß also schon in der vorgestellten Möglichkeit liegen.

Selbst an wirklichen Begebenheiten historischer Personen ist nicht die Existenz, sondern das durch die Existenz kund gewordene Vermögen das poetische. Der Umstand, daß diese Personen wirklich
 10 lebten, und daß diese Begebenheiten wirklich erfolgten, kann zwar sehr oft unser Vergnügen vermehren, aber mit einem fremdartigen Zusatz, der dem poetischen Eindruck vielmehr nachtheilig als beförderlich ist. Man hat lange geglaubt, der Dichtkunst unsers Vaterlands einen Dienst zu erweisen, wenn man den Dichtern Nationalgegenstände
 15 zur Bearbeitung empfahl. Dadurch, hieß es, wurde die griechische Poesie so bemächtigend für das Herz, weil sie einheimische Scenen 68 mahlte, und einheimische Thaten verewigte. Es ist nicht zu läugnen, daß die Poesie der Alten, dieses Umstandes halber, Wirkungen leistete, deren die neuere Poesie sich nicht rühmen kann — aber gehörten diese
 20 Wirkungen der Kunst und dem Dichter? Wehe dem griechischen Kunstgenie, wenn es vor dem Genius der neuern nichts weiter als diesen zufälligen Vortheil voraus hätte, und wehe dem griechischen Kunstgeschmack, wenn er durch diese historische Beziehungen in den Werken seiner Dichter erst hätte gewonnen werden müssen! Nur ein barbarischer
 25 Geschmack braucht den Stachel des Privatinteresses, um zu der Schönheit hingelockt zu werden, und nur der Stümper borgt von dem Stoffe eine Kraft, die er in die Form zu legen verzweifelt. Die Poesie soll ihren Weg nicht durch die kalte Region des Gedächtnisses nehmen, soll nie die Gelehrsamkeit zu ihrer Auslegerinn, nie den Eigennuß
 30 zu ihrem Fürsprecher machen. Sie soll das Herz treffen, weil sie aus dem Herzen floß, und nicht auf den Staatsbürger in dem Menschen, sondern auf den Menschen in dem Staatsbürger zielen.

Es ist ein Glück, daß das wahre Genie auf die Fingerzeige nicht

3: darin, B. — 10: lebten und A. — daß] das b. — 15: Verarbeitung b. —
 23: historischen B b & W. — 24: müssen. A. — 25: Privatinteresses, B. —
 29: Auslegerin, B. — 31: in den Menschen, A b.

viel achtet, die man ihm, aus besserer Meinung als Befugniß, zu 69
 ertheilen ' sich sauer werden läßt; sonst würden Sulzer und seine
 Nachfolger der deutschen Poesie eine sehr zweydeutige Gestalt gegeben
 haben. Den Menschen moralisch auszubilden, und Nationalgefühle
 5 in dem Bürger zu entzünden ist zwar ein sehr ehrenvoller Auftrag
 für den Dichter, und die Musen wissen es am besten, wie nahe die
 Künste des Erhabenen und Schönen damit zusammenhängen mögen.
 Aber was die Dichtkunst mittelbar ganz vortreflich macht, würde ihr,
 unmittelbar, nur sehr schlecht gelingen. Die Dichtkunst führt bey
 10 dem Menschen nie ein besondres Geschäft aus, und man könnte kein
 ungeschickteres Werkzeug erwählen, um einen einzelnen Auftrag, ein
 Detail, gut besorgt zu sehen. Ihr Wirkungskreis ist das Total der
 menschlichen Natur, und bloß, insofern sie auf den Charakter einfließt,
 kann sie auf seine einzelnen Wirkungen Einfluß haben. Die Poesie
 15 kann dem Menschen werden, was dem Helden die Liebe ist. Sie kann
 ihm weder rathen, noch mit ihm schlagen, noch sonst eine Arbeit für
 ihn thun; aber zum Helden kann sie ihn erziehn, zu Thaten kann sie
 ihn rufen, und zu allem, was er seyn soll, ihn mit Stärke ausrüsten.

Die ästhetische Kraft, womit uns das Erhabene der Gefinnung
 20 und Handlung ergreift, be'ruht also keineswegs auf dem Interesse der
 Vernunft, daß recht gehandelt werde, sondern auf dem Interesse der
 Einbildungskraft, daß recht Handeln möglich sey, d. h. daß keine
 Empfindung, wie mächtig sie auch sey, die Freyheit des Gemüths zu
 unterdrücken vermöge. Diese Möglichkeit liegt aber in jeder starken
 25 Aeussierung von Freyheit und Willenskraft, und wo nur irgend der
 Dichter diese antrifft, da hat er einen zweckmäßigen Gegenstand für
 seine Darstellung gefunden. Für sein Interesse ist es eins, aus
 welcher Klasse von Charakteren, der schlimmen oder guten, er seine
 Helden nehmen will, da das nämliche Maaß von Kraft, welches zum
 30 Guten nöthig ist, sehr oft zur Consequenz im Bösen erfordert werden
 kann. Wie viel mehr wir in ästhetischen Urtheilen auf die Kraft als
 auf die Richtung der Kraft, wie viel mehr auf Freyheit als auf Ge-
 setzmäßigkeit sehen, wird schon daraus hinlänglich offenbar, daß wir
 Kraft und Freyheit lieber auf Kosten der Gesetzmäßigkeit geäußert,
 als die Gesetzmäßigkeit auf Kosten der Kraft und Freyheit beobachtet

6: besten, B. — 8: vortreflich B h. — 26: antrifft, B b. — 29: Maß B.

sehen. Sobald nämlich Fälle eintreten, wo das moralische Gesetz sich mit Antrieben gattet, die den Willen durch ihre Macht fortzureißen drohen, so gewinnt der Charakter ästhetisch, wenn er diesen Antrieben widerstehen kann. Ein Lasterhafter fängt an, uns zu interessieren, 71
 5 sobald er Glück und Leben wagen muß, um seinen schlimmen Willen durchzusetzen; ein Tugendhafter hingegen verliert in demselben Verhältniß unsre Aufmerksamkeit, als seine Glückseligkeit selbst ihn zum Wohlverhalten nöthigt. Rache, zum Beispiel, ist unstreitig ein unedler und selbst niedriger Affect. Nichts desto weniger wird sie ästhe-
 10 tisch, sobald sie dem, der sie ausübt, ein schmerzhaftes Opfer kostet. Medea, indem sie ihre Kinder ermordet, zielt bey dieser Handlung auf Jasons Herz, aber zugleich führt sie einen schmerzhaften Stich auf ihr eigenes, und ihre Rache wird ästhetisch erhaben, sobald wir die zärtliche Mutter sehen.

15 Das ästhetische Urtheil enthält hierinn mehr wahres, als man gewöhnlich glaubt. Offenbar kündigen Laster, welche von Willensstärke zeugen, eine größere Anlage zur wahrhaften moralischen Freyheit an, als Tugenden, die eine Stütze von der Neigung entlehnen, weil es dem consequenten Bösewicht nur einen einzigen Sieg über
 20 sich selbst, eine einzige Umkehrung der Maximen kostet, um die ganze Consequenz und Willensfertigkeit, die er an das Böse verschwendete, dem Guten zuzuwenden. Woher sonst kann es kommen, daß wir 72
 den halb guten Charakter mit Widerwillen von uns stoßen, und dem ganz schlimmen oft mit schauernder Bewunderung folgen? Daher un-
 25 streitig, weil wir bey jenem auch die Möglichkeit des absolut freyen Willens aufgeben, diesem hingegen es in jeder Aeußerung anmerken, daß er durch einen einzigen Willensakt sich zur ganzen Würde der Menschheit aufrichten kann.

In ästhetischen Urtheilen sind wir also nicht für die Sittlichkeit
 30 an sich selbst, sondern bloß für die Freyheit interessiert, und jene kann nur insofern unsrer Einbildungskraft gefallen, als sie die letztere sichtbar macht. Es ist daher offenbare Verwirrung der Grenzen, wenn man moralische Zweckmäßigkeit in ästhetischen Dingen fodert,

2: Antreiben R. — fortzureißen B b. — 3: diesem Antreiben R. — 4: interessieren, B. — 15: hierin B. — 26: Aeußerung B b. — 30: interessirt, B. — 32: Gränzen, B.

und um das Reich der Vernunft zu erweitern, die Einbildungskraft aus ihrem rechtmäßigen Gebiete verdrängen will. Entweder wird man sie ganz unterjochen müssen, und dann ist es um alle ästhetische Wirkung geschehen, oder sie wird mit der Vernunft ihre Herrschaft theilen, 5 und dann wird für Moralität wohl nicht viel gewonnen seyn. Indem man zwey verschiedene Zwecke verfolgt, wird man Gefahr laufen, beyde zu verfehlen. Man wird die Freyheit der Phantasie durch moralische 73 Gesetzmäßigkeit fesseln, und die Nothwendigkeit der Vernunft durch die Willkühr der Einbildungskraft zerstören.

1: erweitern die E. A B b. — 9: (Die Abhandlung ist in A unterzeichnet: S. und die Bemerkung: „(Die Fortsetzung künftig.)“ beigefügt.)

VII.

Verstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände.

Alle Eigenschaften der Dinge, wodurch sie ästhetisch werden können, lassen sich unter viererley Klassen bringen, die sowohl nach ihrer objectiven Verschiedenheit, als nach ihrer verschiednen subjectiven Beziehung auf unser leidendes oder thätiges Vermögen ein nicht bloß der Stärke sondern auch dem Werth nach verschiedenes Wohlgefallen wirken, und für den Zweck der schönen Künste auch von ungleicher Brauchbarkeit sind; nämlich das Angenehme, das Gute, das Erhabene und das Schöne. Unter diesen ist das Erhabene 116
10 und Schöne allein der Kunst eigen. Das Angenehme ist ihrer nicht würdig, und das Gute ist wenigstens nicht ihr Zweck; denn der Zweck der Kunst ist zu vergnügen, und das Gute, sey es theoretisch oder practisch, kann und darf der Sinnlichkeit nicht als Mittel dienen.

Das Angenehme vergnügt bloß die Sinne, und unterscheidet 15 sich darinn von dem Guten, welches der bloßen Vernunft gefällt. Es gefällt durch seine Materie, denn nur der Stoff kann den Sinn afficieren, und alles, was Form ist, nur der Vernunft gefallen.

Das Schöne gefällt zwar durch das Medium der Sinne, wodurch es sich vom Guten unterscheidet, aber es gefällt durch seine 20 Form der Vernunft, wodurch es sich vom Angenehmen unterscheidet. Das Gute, kann man sagen, gefällt durch die bloße vernunftgemäße Form, das ' Schöne durch vernunftähnliche Form, 117

A: Neue Thalia, Bd. 4 (1793), St. 5, S. 115—180. — B: Kleinere prosaische Schriften, Th. 4 (1802), S. 28—74. — b: Dieselben, anderer Druck. — R: Werke 1813. 8, 1, 203 ff. — W: Werke 1844. 10, 131 ff. — M: Werke 1860. 11, 433 ff. — 2: vielerley b. — 6: Stärke, B. — 15: darin B (und so stets). — 17: afficieren, B. — 18: Das Schöne B b.

das Angenehme durch gar keine Form. Das Gute wird gedacht, das Schöne betrachtet, das Angenehme bloß gefühlt. Jenes gefällt im Begriff, das zweyte in der Anschauung, das dritte in der materiellen Empfindung.

5 Der Abstand zwischen dem Guten und dem Angenehmen fällt am meisten in die Augen. Das Gute erweitert unsre Erkenntniß, weil es einen Begriff von seinem Object verschafft, und voraussetzt: der Grund unsers Wohlgefallens liegt in dem Gegenstand, wenn gleich das Wohlgefallen selbst ein Zustand ist, in dem wir uns
10 befinden. Das Angenehme hingegen bringt gar kein Erkenntniß seines Objectes hervor und gründet sich auch auf keines. Es ist bloß dadurch angenehm, daß es empfunden wird, und sein Begriff verschwindet gänzlich, sobald wir uns die Affectibilität der Sinne hinwegdenken, oder sie auch nur verändern. Einem Menschen, der Frost empfindet,
15 ist eine warme Luft angenehm: eben dieser Mensch aber wird in der Sommerhitze einen kühlenden Schatten suchen. In beyden Fällen aber, wird man gestehen, hat er richtig geurtheilt. Das Objectiv ist von uns völlig unabhängig, und was uns heute wahr, zweckmäßig, vernünftig vorkommt, wird uns (vorausgesetzt, daß wir heute richtig ge-
20 urtheilt haben) auch in zwanzig Jahren eben so erscheinen. Unser Urtheil über das Angenehme ändert sich ab, so wie sich unsere Lage gegen sein Object verändert. Es ist also keine Eigenschaft des Objectes, sondern entsteht erst aus dem Verhältniß eines Objectes zu unsern Sinnen — denn die Beschaffenheit des Sinns ist eine noth-
25 wendige Bedingung desselben.

Das Gute hingegen ist schon gut, ehe es vorgestellt und empfunden wird. Die Eigenschaft, durch die es gefällt, besteht vollkommen für sich selbst, ohne unser Subject nöthig zu haben, wenn gleich unser Wohlgefallen an demselben auf einer Empfänglichkeit uns-
30 sers Wesens ruht. Das Angenehme, kann man daher sagen, ist nur, weil es empfunden wird; das Gute hingegen wird empfunden, weil es ist. 119

Der Abstand des Schönen von dem Angenehmen fällt, so groß er auch übrigens ist, weniger in die Augen. Es ist darinn dem Angenehmen gleich, daß es immer den Sinnen muß vorgehalten werden,

16: beiden S b. — 16—17: aber wird A S b. — 24: Sinnes S b. — 22: ist. S b.

daß es nur in der Erscheinung gefällt. Es ist ihm ferner darinnen gleich, daß es keine Erkenntniß von seinem Object verschafft, noch voraus setzt. Es unterscheidet sich aber wieder sehr von dem Angenehmen, weil es durch die Form seiner Erscheinung, nicht durch die
 5 materielle Empfindung gefällt. Es gefällt zwar dem vernünftigen Subject bloß insofern dasselbe zugleich sinnlich ist, aber es gefällt auch dem sinnlichen nur, insofern dasselbe zugleich vernünftig ist. Es gefällt nicht bloß dem Individuum, sondern der Gattung, und ob es gleich nur durch seine Beziehung auf sinnlich=vernünftige Wesen
 10 Erziehung erhält, so ist es doch von allen empirischen Bestimmungen der Sinnlichkeit unabhängig, und ' es bleibt dasselbe, auch wenn sich die 120 Privatbeschaffenheit der Subjecte verändert. Das Schöne hat also eben das mit dem Guten gemein, worinn es von dem Angenehmen abweicht, und geht eben da von dem Guten ab, wo es sich dem
 15 Angenehmen nähert.

Unter dem Guten ist dasjenige zu verstehen, worinn die Vernunft eine Angemessenheit zu ihren, theoretischen oder practischen Gesetzen erkennt. Es kann aber der nämliche Gegenstand mit der theoretischen Vernunft vollkommen zusammenstimmen, und doch der practischen im höchsten Grad widersprechend seyn. Wir können den Zweck
 20 einer Unternehmung mißbilligen und doch die Zweckmäßigkeit in derselben bewundern. Wir können die Genüße verachten, die der Wollüstling zum Ziel seines Lebens macht, und doch seine Klugheit in der Wahl der Mittel und die Konsequenz seiner Grundsätze loben. Was uns
 25 bloß durch seine Form gefällt ist gut, und es ist absolut und ' ohne 121 Bedingung gut, wenn seine Form zugleich auch sein Inhalt ist. Auch das Gute ist ein Object der Empfindung, aber keiner unmittelbaren, wie das Angenehme, und auch keiner gemischten, wie das Schöne. Es erregt nicht Begierde, wie das erste, und nicht Neigung,
 30 wie das zweyte. Die reine Vorstellung des Guten kann nur Achtung einflößen.

Nach Festsetzung des Unterschiedes zwischen dem Angenehmen,

1: darin B. — 2: seinen A. — 6: bloß, B b. — 11: unabhängig und es A. — 12: Subjecte B. — 13: worin B (und so stets). — 21: mißbilligen, b, mißbilligen, B. — 22: Genüße B b. — 25: gefällt, B b. — 26: Inhalt B. — 27: Object B. — 28—29: gemischten wie das Sch. A. — 29—30: Neigung wie das zweyte. A.

dem Guten und dem Schönen leuchtet ein, daß ein Gegenstand häßlich, unvollkommen, ja sogar moralisch verwerflich und doch angenehm seyn, doch den Sinnen gefallen könne; daß ein Gegenstand die Sinne empören und doch gut seyn, doch der Vernunft gefallen könne; daß ein
5 Gegenstand seinem innern Wesen nach das moralische Gefühl empören, und doch in der Betrachtung gefallen, doch schön seyn könne. Die Ursache ist, weil bey allen diesen verschiedenen Vorstellungen ein anderes Vermögen des Gemüths und auf eine andere Art interessiert ist.

’Aber hiermit ist die Klassifikation der ästhetischen Prädikate noch
10 nicht erschöpft; denn es giebt Gegenstände, die zugleich häßlich, den Sinnen widrig und schrecklich, unbefriedigend für den Verstand und in der moralischen Schätzung gleichgültig sind, und die doch gefallen, ja die in so hohem Grad gefallen, daß wir gern das Vergnügen der Sinne, und des Verstandes aufopfern, um uns den Genuß derselben
15 zu verschaffen.

Nichts ist reizender in der Natur als eine schöne Landschaft in der Abendröthe. Die reiche Mannichfaltigkeit und der milde Unriss der Gestalten, das unendlich wechselnde Spiel des Lichts, der leichte Flor, der die fernen Objecte umkleidet, alles wirkt zusammen, unsere
20 Sinne zu ergötzen. Das sanfte Geräusch eines Wasserfalls, das Schlagen der Nachtigallen, eine angenehme Musik soll dazu kommen, unser Vergnügen zu vermehren. Wir sind aufgelöst in süße Empfindungen von Ruhe, und indem unsere Sinne von der ‘Harmonie der
25 Farben, der Gestalten und Töne auf das angenehmste gerührt werden, ergötzt sich das Gemüth an einem leichten und geistreichen Ideen- gang, und das Herz an einem Strom von Gefühlen.

Auf einmal erhebt sich ein Sturm, der den Himmel und die ganze Landschaft verfinstert, der alle andere Töne überstimmt oder schweigen macht, und uns alle jene Vergnügungen plötzlich raubt.
30 Pechschwarze Wolken umziehen den Horizont, betäubende Donnerschläge fallen nieder, Blitz folgt auf Blitz, und unser Gesicht wie unser Gehör wird auf das widrigste gerührt. Der Blitz leuchtet nur, um uns das schreckliche der Nacht desto sichtbarer zu machen; wir sehen wie er einschlägt, ja wir fangen an zu fürchten, daß er auch

8: interessiert Bb. — 19: Flor der A. — Objecte B. — 22: aufgelöst Bb. — 28: andern B M. — 33—34: wir sehen, Bb.

uns treffen möchte. Nichts destoweniger werden wir glauben, bey dem Tausch eher gewonnen als verloren zu haben, diejenigen Personen ausgenommen, denen die Furcht alle Freyheit des Urtheils raubt. Wir werden von diesem furchtba'ren Schauspiel, das unsere Sinne 124
 5 zurückstößt, von einer Seite mit Macht angezogen, und verweilen uns bey demselben mit einem Gefühl, das man zwar nicht eigentliche Lust nennen kann, aber der Lust oft weit vorzieht. Nun ist aber dieses Schauspiel der Natur eher verderblich als gut (wenigstens hat man gar nicht nöthig an die Nutzbarkeit eines Gewitters zu den-
 10 ken, um an dieser Naturerscheinung Gefallen zu finden) es ist eher häßlich als schön, denn Finsterniß kann als Veraubung aller Vorstellungen, die das Licht verschafft, nie gefallen, und die plötzliche Lustererschütterung durch den Donner, so wie die plötzliche Lusterleuchtung durch den Blitz widersprechen einer nothwendigen Bedingung aller
 15 Schönheit, die nichts abruptes, nichts gewaltsames verträgt. Ferner ist diese Naturerscheinung den bloßen Sinnen eher schmerzhaft als annehmlich, weil die Nerven des Gesichts und des Gehörs durch die plötzliche Abwechselung von Dunkelheit und Licht, von dem Knallen des Donners zur Stille 'peinlich angespannt und dann eben so ge- 125
 20 waltfam wieder erschläfft werden. Und trotz allen diesen Ursachen des Mißfallens ist ein Gewitter, für den, der es nicht fürchtet, eine anziehende Erscheinung.

Ferner. Mitten in einer grünen und lachenden Ebene soll ein unbewachsener wilder Hügel hervorragen, der dem Auge einen Theil
 25 der Aussicht entzieht. Jeder wird diesen Erdhaufen hinweg wünschen, als etwas, das die Schönheit der ganzen Landschaft verunstaltet. Nun lasse man in Gedanken diesen Hügel immer höher und höher werden, ohne das geringste an seiner übrigen Form zu verändern, so daß dasselbe Verhältniß zwischen seiner Breite und Höhe auch noch
 30 im Großen beybehalten wird. Anfangs wird das Mißvergnügen über ihn zunehmen, weil ihn seine zunehmende Größe nur bemerkbarer, nur störender macht. Man fahre aber fort ihn bis über die doppelte Höhe eines Thurmes zu vergrößern, so wird das Mißvergnügen über ihn sich unmerklich verlieren, und einem ' ganz andern Gefühle Platz 126
 35 machen. Ist er endlich so hoch hinaufgestiegen, daß es dem Auge

11—12: Vorstellungen die A. — 21: Gewitter für B. — 32: fort, B b.

beynahe unmöglich wird, ihn in ein einziges Bild zusammen zu fassen, so ist er uns mehr werth, als die ganze schöne Ebene um ihn her, und wir würden den Eindruck, den er auf uns macht, ungern mit einem andern noch so schönen vertauschen. Nun gebe man in Gedanken diesem Berg eine solche Neigung, daß es aussieht, als wenn er alle Augenblicke herabstürzen wollte, so wird das vorige Gefühl sich mit einem andern vermischen; Schrecken wird sich damit verbinden, aber der Gegenstand selbst wird nur desto anziehender seyn. Gesezt aber, man könnte diesen sich neigenden Berg durch einen andern unterstützen, so würde sich der Schrecken und mit ihm ein großer Theil unsers Wohlgefallens verlieren. Gesezt ferner, man stellte dicht an diesen Berg vier bis fünf andere, davon jeder um den vierten oder fünften Theil niedriger wäre als der zunächst auf ihn folgende, so würde das erste Gefühl, das uns seine Größe einflößte, 'merklich 127
15 geschwächt werden — etwas ähnliches würde geschehen, wenn man den Berg selbst in zehn oder zwölf gleichförmige Absätze theilte; auch wenn man ihn durch künstliche Anlagen verzierte. Mit diesem Berge haben wir nun anfangs keine andere Operation vorgenommen, als daß wir ihn, ganz wie er war, ohne seine Form zu verändern, 20 größer machten, und durch diesen einzigen Umstand wurde er aus einem gleichgültigen, ja sogar widerwärtigen Gegenstand in einen Gegenstand des Wohlgefallens verwandelt. Bey der zweyten Operation haben wir diesen großen Gegenstand zugleich in ein Object des Schreckens verwandelt, und dadurch das Wohlgefallen an seinem An- 25 blick vermehrt. Bey den übrigen damit vorgenommenen Operationen haben wir das Schreckenerregende seines Anblicks vermindert und dadurch das Vergnügen geschwächt. Wir haben die Vorstellung seiner Größe subjectiv verringert, theils dadurch, daß wir die Aufmerksamkeit des Auges zertheilten, theils dadurch, daß wir ' demselben 128
30 in den daneben gestellten kleineren Bergen ein Maaß verschafften, womit es die Größe des Berges desto leichter beherrschen konnte. Größe und Schreckbarkeit können also in gewissen Fällen für sich allein eine Quelle von Vergnügen abgeben.

Es giebt in der griechischen Fabellehre kein fürchterlicheres und

2: fassen, B. — 14: einflößte merklich A. — 23: Object B. — 26: vermindert, B h. — 28: subjectiv B.

zugleich häßlicheres Bild als die Furien oder Erinnyen, wenn sie aus dem Orcus hervorstiegen, einen Verbrecher zu verfolgen. Ein schenßlich verzerrtes Gesicht, hagre Figuren, ein Kopf, der statt der Haare mit Schlangen bedeckt ist, empören unsre Sinne eben so sehr, als sie
 5 unsern Geschmack beleidigen. Wenn aber diese Ungeheuer vorgestellt werden, wie sie den Muttermörder Orestes verfolgen, wie sie die Fackel in ihren Händen schwingen und ihn rastlos von einem Orte zum andern jagen, bis sie endlich, wenn die zürnende Gerechtigkeit
 10 wir mit einem angenehmen Grausen bey dieser Vorstellung. Aber 129 nicht bloß die Gewissensangst eines Verbrechers, welche durch die Furien versinnlicht wird, selbst seine pflichtwidrige Handlungen, der wirkliche Aktus eines Verbrechens, kann uns in der Darstellung gefallen. Die Medea des griechischen Trauerspiels, Clytemnestra, die
 15 ihren Gemahl ermordet, Orest, der seine Mutter tödtet, erfüllen unser Gemüth mit einer schauerlichen Lust. Selbst im gemeinen Leben entdecken wir, daß uns gleichgültige, ja selbst widrige und abschreckende Gegenstände zu interessiren anfangen, sobald sie sich entweder dem
 20 ungeheuren oder dem schrecklichen nähern. Ein ganz gemeiner und unbedeutender Mensch fängt an, uns zu gefallen, sobald eine heftige Leidenschaft, die seinen Werth nicht im geringsten erhöht, ihn zu einem Gegenstand der Furcht und des Schreckens macht; so wie ein gemeiner nichts sagender Gegenstand für uns eine Quelle der
 25 Lust wird, sobald wir ihn so vergrößern, daß er unser Fassungsvermögen zu überschreiten droht. Ein häßlicher Mensch wird noch häß- 180 licher durch den Zorn, und doch kann er im Ausbruch dieser Leidenschaft, sobald sie nicht ins Lächerliche, sondern ins Furchtbare verfällt, gerade noch den meisten Reiz für uns haben. Selbst bis zu den Thieren herab gilt diese Bemerkung. Ein Stier am Pfluge, ein
 30 Pferd am Karren, ein Hund, sind gemeine Gegenstände; reizen wir aber den Stier zum Kampfe, setzen wir das ruhige Pferd in Wuth, oder sehen wir einen wüthenden Hund, so erheben sich diese Thiere zu ästhetischen Gegenständen, und wir fangen an, sie mit einem Ge-

3: Kopf der A. — 7: Fackel Bb. — 12: pflichtwidrigen Bb R B M. — 14: Clytemnestra die A. — 15: Orest der A b. — tödtet, B b. — 18: interessiren B b. — 19: Ungeheuren B b. — Schrecklichen B b. — 23: gemeiner, B b.

fühle zu betrachten, das an Vergnügen und Achtung grenzt. Der
 allen Menschen gemeinschaftliche Gang zum Leidenschaftlichen, die
 Macht der sympathetischen Gefühle, die uns in der Natur zum
 Anblick des Leidens, des Schreckens, des Entsetzens hintreibt, die in
 5 der Kunst soviel Reiz für uns hat, die uns in das Schauspielhaus
 lockt, die uns an den Schilderungen großer Unglücksfälle soviel Ge-
 schmack finden¹ läßt, alles dieß beweist für eine vierte Quelle 131
 von Lust, die weder das Angenehme, noch das Gute, noch das
 Schöne zu erzeugen im Stand sind.

- 10 Alle bisher angeführten Beispiele haben etwas objectives in der
 Empfindung, die sie bey uns erregen, mit einander gemein. In allen
 empfangen wir eine Vorstellung von Etwas, „das entweder unsere
 „sinnliche Fassungskraft oder unsere sinnliche Widerstehungskraft
 „überschreitet, oder zu überschreiten droht,“ jedoch ohne diese
 15 Ueberlegenheit bis zur Unterdrückung jener beyden Kräfte zu treiben,
 und ohne die Bestrebung zum Erkenntniß oder zum Widerstand in
 uns niederzuschlagen. Ein Mannichfaltiges wird uns dort gegeben,
 welches in Einheit zusammen zu fassen unser anschauendes Vermögen
 bis an seine Grenzen treibt. Eine Kraft wird uns hier vorgestellt,
 20 gegen welche die unsrige verschwindet, die wir aber doch damit zu
 vergleichen genöthigt werden. Entweder ist es ein Gegenstand, der
 sich unserm Anschauungsvermögen zugleich darbietet und entzieht, 132
 und das Bestreben zur Vorstellung weckt, ohne es Befriedigung hoffen
 zu lassen, oder es ist ein Gegenstand, der gegen unser Daseyn
 25 selbst feindlich aufzustehen scheint, uns gleichsam zum Kampf heraus-
 fodert und für den Ausgang besorgt macht. Eben so ist in allen an-
 geführten Fällen die nämliche Wirkung auf das Empfindungsvermögen
 sichtbar. Alle setzen das Gemüth in eine unruhige Bewegung und
 spannen es an. Ein gewisser Ernst, der bis zur Feyerlichkeit steigen
 30 kann, bemächtigt sich unserer Seele, und indem sich in den sinnlichen
 Organen deutliche Spuren von Beängstigung zeigen, sinkt der nach-
 denkende Geist in sich selbst zurück, und scheint sich auf ein erhöhtes
 Bewußtseyn seiner selbstständigen Kraft und Würde zu stützen. Dieses

¹: gränzt. B (und so hat B auch stets: Gränze). — 7: beweist B b. — 9: Stände.
 B b. — 10: objectives B. — 12: Etwas „das A. — 14: droht, A. — 15: Ueberlegen-
 heit, biß A, Ueberlegenheit, bis b. — 24: lassen; B b. — 25—26: herausfodert, B b.

Bewußtseyn muß schlechterdings überwiegend seyn, wenn das Große oder das Schreckliche einen ästhetischen Werth für uns haben soll. Weil sich nun das Gemüth bey solchen ' Vorstellungen begeistert und über
 5 sich selbst gehoben fühlt, so bezeichnet man sie mit dem Namen des Erhabenen, ob gleich den Gegenständen selbst objectiv nichts Erhabenes zukommt, und es also wohl schicklicher wäre, sie erhebend zu nennen.

Wenn ein Object erhaben heißen soll, so muß es sich unseren sinnlichen Vermögen entgegensetzen. Es lassen sich aber überhaupt
 10 zwey verschiedene Verhältnisse denken, in welchen die Dinge zu unsrer Sinnlichkeit stehen können, und diesen gemäß muß es auch zwey verschiedene Arten des Widerstandes geben. Entweder werden sie als Objecte betrachtet, von denen wir uns ein Erkenntniß verschaffen wollen, oder sie werden als eine Macht angesehen, mit der wir
 15 die unsrige vergleichen. Nach dieser Eintheilung giebt es auch zwey Gattungen des Erhabenen, das Erhabene der Erkenntniß und das Erhabene der Kraft. *

'Nun tragen aber die sinnlichen Vermögen nichts weiter zur Er-
 kenntniß bey, als daß sie den gegebenen Stoff auffassen und das
 20 Mannichfaltige desselben im Raum und in der Zeit aneinander setzen. Dieses Mannichfaltige zu unterscheiden und zu sortiren ist das Geschäft des Verstandes, nicht der Einbildungskraft. Für den Verstand allein giebt es ein Verschiedenes, für die Einbildungskraft (als Sinn) bloß ein Gleichartiges, und es ist also bloß die Menge
 25 des Gleichartigen (die Quantität, nicht die Qualität), was bey der sinnlichen Auffassung der Erscheinungen einen Unterschied machen kann. Soll also das sinnliche Vorstellungsvermögen an einem Gegenstand erliegen, so muß dieser Gegenstand durch seine Quantität für die Einbildungskraft übersteigend seyn. Das Erhabene der Erkennt-
 30 niß beruht demnach auf der Zahl oder der Größe, und kann darum auch das mathematische heißen. **

* Man sehe die Abhandlung im dritten Band, dritten Stück der neuen Thalia.

** Siehe Kants Kritik der ästhetischen Urtheilskraft.

5: objectiv b. — 8: Object b. — 13: Objecte B. — 16: des Erhabenen das Erhabene A. — 21: unterscheiden, A. — sortiren, B b. — 25: die Quantität nicht die A b. — Qualität) was A. — 32: Man sehe u. s. w.] steht in B b A B M.

Von der

135

ästhetischen Größenschätzung.

Ich kann mir von der Quantität eines Gegenstandes vier, von einander ganz verschiedene, Vorstellungen machen.

5 Der Thurm, den ich vor mir sehe, ist eine Größe.

Er ist zweyhundert Ellen hoch.

Er ist hoch.

Er ist ein hoher (erhabener) Gegenstand.

Es leuchtet in die Augen, daß durch jedes dieser viererley Ur-
10 theile, welche sich doch sämmtlich auf die Quantität des Thurms beziehen, etwas ganz verschiedenes ausgesagt wird. In den beyden ersten Urtheilen wird der Thurm bloß als ein Quantum (als eine Größe), in den zwey übrigen wird er als ein magnum (als etwas Großes) betrachtet.

15 Alles, was Theile hat, ist ein Quantum. Jede Anschauung, jeder Verstandesbegriff hat eine Größe, so gewiß dieser eine Sphäre 136 und jene einen Inhalt hat. Die Quantität überhaupt kann also nicht gemeint seyn, wenn man von einem Größenunterschied unter den Objecten redet. Die Rede ist hier von einer solchen Quantität,
20 die einem Gegenstande vorzugsweise zukommt, d. h. die nicht bloß ein quantum sondern zugleich ein magnum ist.

Bei jeder Größe denkt man sich eine Einheit, zu welcher mehrere gleichartige Theile verbunden sind. Soll also ein Unterschied zwischen Größe und Größe statt finden, so kann er nur darinn liegen, daß
25 in der Einen mehr, in der andern weniger Theile zur Einheit verbunden sind, oder, daß die Eine nur einen Theil in der andern ausmacht. Dasjenige Quantum, welches ein anderes Quantum als Theil in sich enthält, ist gegen dieses Quantum ein magnum.

Untersuchen, wie oft ein bestimmtes Quantum in einem andern
30 enthalten ist, heißt dieses Quantum messen (wenn es stetig) oder 137 es zählen (wenn es nicht stetig ist). Auf die zum Maas genommene Einheit kommt es also jederzeit an, ob wir einen Gegenstand als ein Magnum betrachten sollen, d. h. alle Größe ist ein Verhältnißbegriff.

Gegen ihr Maas gehalten ist jede Größe ein Magnum, und noch

¹³: Größe) in A b. — ¹⁷: Inhalt B. — ²⁰: zukommt d. h. A. — ²¹: quantum, B b.

mehr ist sie es gegen das Maaß ihres Maaßes, mit welchem verglichen dieses selbst wieder ein Magnum ist. Aber so wie es herabwärts geht, geht es auch aufwärts. Jedes Magnum ist wieder klein, sobald wir es uns in einem andern enthalten denken, und wo gibt
5 es hier eine Grenze, da wir jede noch so große Zahlreihe mit sich selbst wieder multiplizieren können?

Auf dem Wege der Messung können wir also zwar auf die comparative, aber nie auf die absolute Größe stoßen, auf diejenige nämlich, welche in keinem andern Quantum mehr enthalten seyn kann,
10 sondern alle andre Größen unter sich befaßt. Nichts würde uns 138 ja hindern, daß dieselbe Verstandeshandlung, die uns eine solche Größe lieferte, uns auch das Duplum derselben lieferte, weil der Verstand successiv verfährt, und von Zahlbegriffen geleitet seine Synthese ins Unendliche fortsetzen kann. So lange sich noch bestimmen läßt,
15 wie groß ein Gegenstand sey, ist er noch nicht (schlechthin) groß, und kann durch dieselbe Operation der Vergleichung zu einem sehr kleinen herabgewürdigt werden. Diesem nach könnte es in der Natur nur eine einzige Größe per excellentiam geben, nämlich das unendliche Ganze der Natur selbst, dem aber nie eine Anschauung entsprechen,
20 und dessen Synthesis in keiner Zeit vollendet werden kann. Da sich das Reich der Zahl nie erschöpfen läßt, so müßte es der Verstand seyn, der seine Synthesis endigt. Er selbst müßte irgend eine Einheit als höchstes und äußerstes Maaß aufstellen, und was darüber hinausragt, schlechthin für groß erklären.

25 Dieß geschieht auch wirklich, wenn ich von dem Thurm, ' der vor 139 mir steht, sage, er sey hoch, ohne seine Höhe zu bestimmen. Ich gebe hier kein Maaß der Vergleichung, und doch kann ich dem Thurm die absolute Größe nicht zuschreiben, da mich gar nichts hindert, ihn noch größer anzunehmen. Mir muß also schon durch den bloßen
30 Anblick des Thurmes ein äußerstes Maaß gegeben seyn, und ich muß mir einbilden können, durch meinen Ausdruck: dieser Thurm ist hoch, auch jedem andern dieses äußerste Maaß vorgeschrieben zu haben. Dieses Maaß liegt also schon in dem Begriffe

4: giebt B. — 5: Zahlreihe B b. — 6: multiplizieren B. — 7—8: comparative aber A. — 10: andern B b B M, andere R. — befaßt. B b. — 23: äußerstes B b (und so auch B. 30 und 32). — 25: Thurm der A. — 26: sage er A. — 30: sey, B.

eines Thurmes, und es ist kein andres, als der Begriff seiner Gattungsgröße.

Jedem Dinge ist ein gewisses Maximum der Größe entweder durch seine Gattung (wenn es ein Werk der Natur ist) oder (wenn
5 es ein Werk der Freyheit ist) durch die Schranken der ihm zu Grunde liegenden Ursache und durch seinen Zweck vorgeschrieben. Bey jeder Wahrnehmung ' von Gegenständen wenden wir, mit mehr oder 140 weniger Bewußtseyn, dieses Größenmaaß an, aber unsre Empfindungen sind sehr verschieden, je nachdem das Maaß, welches wir zum
10 Grund legen, zufälliger oder nothwendiger ist. Ueberschreitet ein Objekt den Begriff seiner Gattungsgröße, so wird es uns gewissermaßen in Verwunderung setzen. Wir werden überrascht, und unsre Erfahrung erweitert sich, aber in sofern wir an dem Gegenstand selbst kein Interesse nehmen, bleibt es bloß bey diesem Gefühle einer
15 übertroffenen Erwartung. Wir haben jenes Maaß nur aus einer Reihe von Erfahrungen abgezogen, und es ist gar keine Nothwendigkeit vorhanden, daß es immer zutreffen muß. Ueberschreitet hingegen ein Erzeugniß der Freyheit den Begriff, den wir uns von den Schranken seiner Ursache machten, so werden wir schon eine gewisse Bewun-
20 derung empfinden. Es ist hier nicht bloß die übertroffene Erwartung, es ist zugleich eine Entledigung von Schranken, was uns bey einer solchen Erfahrung überrascht. Dort blieb unsre ' Aufmerksamkeit 141 bloß bey dem Produkte stehen, das an sich selbst gleichgültig war; hier wird sie auf die hervorbringende Kraft hingezogen, welche
25 moralisch oder doch einem moralischen Wesen angehörig ist, und uns also nothwendig interessieren muß. Dieses Interesse wird in eben dem Grade steigen, als die Kraft, welche das wirkende Principium ausmachte, edler und wichtiger, und die Schranke, welche wir überschritten finden, schwerer zu überwinden ist. Ein Pferd von unge-
30 wöhnlicher Größe wird uns angenehm befremden, aber noch mehr der geschickte und starke Reiter, der es bändigt. Sehen wir ihn nun gar mit diesem Pferd über einen breiten und tiefen Graben setzen, so erstaunen wir, und ist es eine feindliche Fronte, gegen welche wir ihn lossprenghen sehen, so gesellt sich zu diesem Erstaunen Achtung,

8: an; B b. — unsere B b. — 11: Object B b. — 11—12: gewissermaßen B b.
— 16: Reihe B b. — 26: interessieren B.

und es geht in Bewunderung über. In dem letztern Fall behandeln wir seine Handlung als eine dynamische Größe, und wenden unsern Begriff von menschlicher Tapferkeit als Maasstab dar'auf an, 142 wo es nun darauf ankommt, wie wir uns selbst fühlen, und was 5 wir als äußerste Grenze der Herzhaftigkeit betrachten.

Ganz anders hingegen verhält es sich, wenn der Größenbegriff des Zwecks überschritten wird. Hier legen wir keinen empirischen und zufälligen, sondern einen rationalen und also nothwendigen Maasstab zum Grunde, der nicht überschritten werden kann, ohne den Zweck 10 des Gegenstandes zu vernichten. Die Größe eines Wohnhauses ist einzig durch seinen Zweck bestimmt, die Größe eines Thurms kann bloß durch die Schranken der Architektur bestimmt seyn. Finde ich daher das Wohnhaus für seinen Zweck zu groß, so muß es mir nothwendig mißfallen. Finde ich hingegen den Thurm meine Idee von 15 Thurmeshöhen übersteigend, so wird er mich nur desto mehr ergötzen. Warum? Jenes ist ein Widerspruch, dieses nur eine unerwartete Uebereinstimmung mit dem was ich suche. Ich kann es mir sehr wohl gefallen lassen, daß eine Schranke erweitert, ' aber nicht, daß 143 eine Absicht verfehlt wird.

20 Wenn ich nun von einem Gegenstand schlechtweg sage, er sey groß, ohne hinzuzusetzen, wie groß er sey, so erkläre ich ihn dadurch gar nicht für etwas absolut großes, dem kein Maasstab gewachsen ist; ich verschweige bloß das Maas, dem ich ihn unterwerfe, in der Voraussetzung, daß es in seinem bloßen Begriff schon ent- 25 halten sey. Ich bestimme seine Größe zwar nicht ganz, nicht gegen alle denkbaren Dinge, aber doch zum Theil, und gegen eine gewisse Klasse von Dingen, also doch immer objektiv und logisch, weil ich ein Verhältniß aussage, und nach einem Begriffe verfare.

Dieser Begriff kann aber empirisch, also zufällig seyn, und mein 30 Urtheil wird in diesem Fall nur subjektive Gültigkeit haben. Ich mache vielleicht zur Gattungsgröße, was nur die Größe gewisser Arten ist, ich erkenne vielleicht für eine objektive Grenze, was nur 144 die Grenze meines Subjektes ist, ich lege vielleicht der Beurtheilung meinen Privatbegriff von dem Gebrauch und dem Zweck eines Dinges

5: äußerste B b. — Gränze B. — 14: mißfallen. B b. — 18: das eine Schranke b. — 20: er B. — 22: Maasstab b.

unter. Der Materie nach kann also meine Größenschätzung ganz subjektiv seyn, ob sie gleich der Form nach objektiv d. i. wirkliche Verhältnißbestimmung ist. Der Europäer hält den Patagonen für einen Riesen, und sein Urtheil hat auch volle Gültigkeit bey dem-
 5 jenigen Völkertamm, von dem er seinen Begriff menschlicher Größe entlehnte; in Patagonien hingegen wird es Widerspruch finden. Nirgends wird man den Einfluß subjektiver Gründe auf die Urtheile der Menschen mehr gewahr, als bey ihrer Größenschätzung, sowohl bey körperlichen als bey unkörperlichen Dingen. Jeder Mensch, kann
 10 man annehmen, hat ein gewisses Kraft- und Tugendmaaß in sich, wornach er sich bey der Größenschätzung moralischer Handlungen richtet. Der Geizhals wird das Geschenk eines Guldens für eine sehr große Anstrengung seiner Freygebigkeit halten, wenn ' der Großmüthige mit 145 der dreysachen Summe noch zu wenig zu geben glaubt. Der Mensch
 15 von gemeinem Schlag hält schon das Nichtbetrügen für einen großen Beweis seiner Ehrlichkeit; ein anderer von zartem Gefühl trägt manchmal Bedenken, einen erlaubten Gewinn zu nehmen.

Obgleich in allen diesen Fällen das Maaß subjektiv ist, so ist die Messung selbst immer objektiv; denn man darf nur das Maaß
 20 allgemein machen, so wird die Größenbestimmung allgemein eintreffen. So verhält es sich wirklich mit den objektiven Maaßen, die im allgemeinen Gebrauche sind, ob sie gleich alle einen subjektiven Ursprung haben, und von dem menschlichen Körper hergenommen sind.

Alle vergleichende Größenschätzung aber, sie mag nun idealisch
 25 oder körperlich, sie mag ganz oder nur zum Theil bestimmend seyn, führt nur zur relativen und niemals zur absoluten Größe; denn wenn ein Gegenstand auch wirklich das ' Maaß übersteigt, welches wir als 146 ein höchstes und äußerstes annehmen, so kann ja immer noch gefragt werden, um wieviel mal er es übersteige. Er ist zwar ein Großes
 30 gegen seine Gattung, aber noch nicht das Größtmögliche, und wenn die Schranke einmal überschritten ist, so kann sie ins Unendliche fort überschritten werden. Nun suchen wir aber die absolute Größe, weil diese allein den Grund eines Vorzugs in sich enthalten kann; da alle komparativen Größen, als solche betrachtet, einander gleich sind.

2: objektiv, B b. — 9: Jeder Mensch kann A. — 18: subjektiv ist: A. — 28: äußerstes B b. — 34: komparative R.

Weil nichts den Verstand nöthigen kann, in seinem Geschäft still zu stehen, so muß es die Einbildungskraft seyn, welche demselben eine Grenze setzt. Mit andern Worten: Die Größenschätzung muß aufhören logisch zu seyn, sie muß ästhetisch verrichtet werden. Die ganze
5 Form dieses Geschäfts muß sich also verändern.

Wenn ich eine Größe logisch schätze, so beziehe ich sie immer auf mein Erkenntnißvermögen; wenn ich sie ästhetisch schätze, so beziehe
ich sie auf mein Empfindungsvermögen. Dort erfahre ich etwas von
dem Gegenstand, hier hingegen erfahre ich bloß an mir selbst etwas,
10 auf Veranlassung der vorgestellten Größe des Gegenstandes. Dort erblicke ich etwas außer mir, hier etwas in mir. Ich messe also auch eigentlich nicht mehr, ich schätze keine Größe mehr, sondern ich selbst werde mir augenblicklich zu einer Größe, und zwar zu einer unend-
lichen. Derjenige Gegenstand, der mich mir selbst zu einer unend-
15 lichen Größe macht, heißt erhaben.

Die Einbildungskraft, als Spontaneität des Gemüths, verrichtet bey Vorstellung der Größen ein doppeltes Geschäft. Sie faßt erstlich jedweden Theil des gegebenen Quantum in einem empirischen Bewußtseyn auf, welches die Apprehension ist; zweitens faßt sie
20 die nach einander aufgefakten Theile in einem reinen Selbstbewußtseyn zusammen, in welchem letzten Geschäft, der Comprehension, sie ganz als reiner Verstand wirkt. Mit jedem Theile
des Quantum nämlich verbindet sich die Vorstellung meines Ich
(empirisches Bewußtseyn); und durch Reflexion über diese successiv
25 angestellten Synthesen erkenne ich die Identität meines Ich in der ganzen Reih der selben (reines Selbstbewußtseyn): dadurch erst wird das Quantum ein Gegenstand für mich. Ich reihe A an B und B an C u. s. f. und indem ich diesem meinem Geschäft gleichsam zu-
sehe, sage ich mir: sowohl in A als in B und in C bin Ich das
30 handelnde Subjekt.

Die Auffassung geschieht successiv, und ich ergreife eine Theilvorstellung nach der andern. Da nun nach jedem Zeitmoment stets

4-5: Die ganze ... verändern.] fehlt in B b & W M. — 11: außer B b. — 16 ff.: Die Einbildungskraft, als ...] (Die folgende Auseinandersetzung bis S. 200, Z. 27: „so gewiß mein Gedanke der meinige ist.“ steht nur in A.) — 16: Spontanität A. — 31: successiv, A.

wieder ein anderes folgt, und so fort bis ins Unendliche, so ist auf diesem Weg keine Gefahr, daß ich nicht auch das zahlreichste Quantum zu Ende bringen könnte. Man gebe mir bloß Zeit, so soll keine Zahl für mich, in der Apprehension, überschwenglich seyn. Die Zusammenfassung hingegen geschieht simul'tan, und durch die Vor- 149
stellung der Identität meines Ichs in allen vorhergegangenen Synthesen hebe ich die Zeitbedingung wieder auf, unter welcher sie vor sich gegangen waren. Alle jene verschiedenen empirischen Vorstellungen meines Ich verlieren sich in das einzige reine Selbstbewußtseyn: das Subjekt, welches in A und B und C u. s. f. gehandelt hat, bin Ich, das ewig identische Selbst.

Für diese zweyte Handlung, nämlich für die Reduktion der verschiedenen empirischen Apperceptionen auf das reine Selbstbewußtseyn ist es nun ganz und gar nicht gleichgültig, wie viele solcher empirischer Apperceptionen es sind, die in das reine Selbstbewußtseyn sich auflösen sollen. Die Erfahrung wenigstens lehrt: daß die Einbildungskraft hier eine Grenze hat, wie schwer auch der nothwendige Grund derselben sich möchte auffinden lassen. Diese Grenze kann in verschiedenen Subjekten verschieden, und vielleicht durch Uebung und Anstrengung zu 'erweitern seyn, aber nie wird sie aufgehoben werden. 150
Wenn das Reflexionsvermögen diese Grenze überschreitet, und Vorstellungen, welche schon darüber hinausliegen, in Ein Selbstbewußtseyn versammeln will, so verliert es eben soviel an Klarheit als es an Ausbreitung gewinnt. Zwischen dem Umfang des Ganzen einer Vorstellung und der Deutlichkeit ihrer Theile ist ein ewig unüberschreitbares bestimmtes Verhältniß, daher wir bey jeder Aufnehmung eines großen Quantums in die Einbildungskraft eben soviel rückwärts verlieren, als wir vorwärts gewinnen, und, wenn wir nun das Ende erreicht haben, den Anfang verschwunden sehen.

Diejenige Anzahl von Vorstellungen, mit welcher die Deutlichkeit der einzelnen Theile noch vollkommen bestehen kann, wäre also das Maximum des menschlichen Comprehensionsvermögens. Es kann, und zwar sehr beträchtlich, von der Einbildungskraft überschritten werden, aber jederzeit auf Kosten der Deutlichkeit; und 'zum Nach- 151
theile des Verstandes, der sich streng darinn halten muß. Weniger als drey kann diese Zahl nicht wohl seyn, weil der ursprüngliche

Alte des Entgegenstehens, auf dem doch alles bestimmte Denken ruht, diese Dreyheit nothwendig macht. Ob es über diese Dreyheit hinausgehe, läßt sich bezweifeln, und die Erfahrung liefert wenigstens nichts, woraus es bewiesen werden könnte. Und so könnte denn allerdings die Zahl drey die heilige Zahl genannt werden, weil uns durch sie unser ganzer Denkkreis bestimmt seyn würde.

Nach diesem logischen Grundmaasse richtet sich nun auch das ästhetische, in Schätzung der Größen, welches zwar nicht ganz so eng kann angenommen werden. Es ist ausgemacht, daß wir wenigstens mehr als drey Einheiten zugleich übersehen und unterscheiden können, wenn gleich, je weiter wir die Zusammenfassung treiben, je mehr und mehr die Deutlichkeit abnimmt. Weil aber bey der Größenschätzung alle Theile als gleichartig ange'nommen werden, so ist hier ¹⁵² die Forderung der Deutlichkeit auch schon etwas weniger strenge. Wir werden vielleicht mit einem Blick zwanzig Personen übersehen können, aber mehr als drey darunter in Einem Zeitmoment zu erkennen wird schwer seyn. Ueberhaupt müssen wir uns hier in Acht nehmen, daß wir das nicht für simultan halten, was bloß eine schnelle Succession ist. Die Rapidität, womit der Verstand aus dreymal drey Neue macht, läßt uns nicht mehr unterscheiden, ob diese Neun Einheiten auf einmal oder in einer Folge von drey Momenten vor unserer Seele schweben. Wir bilden uns oft ein, mit dem Sinn zu fassen, wo wir bloß mit dem Verstande begreifen. Aber wir dürfen nur das Experiment machen, ob das, was wir bei einer geschickten Anordnung auf einmal übersehen, auch noch dann, wenn es in Unordnung ist, diese Wirkung thut. Eintheilung und Ordnung können nur den Verstand, aber nie die Einbildungskraft, unterstützen; was wir also nur unter dieser Bedingung leicht übersehen, das haben wir nicht ¹⁵³ auf einmal angeschaut, sondern gezählt oder gemessen.

Dieses durch die Schranken unsers Subjekts bestimmte Maximum der Comprehension ist es, was uns bey aller Größenschätzung, auch der mathematischen, als letztes Grundmaass leitet. Weil jede GröÙe nur komparativ zu bestimmen ist, so würde es dem Verstand ohne ein solches äußerstes Grundmaass an einem festen Punkte fehlen, auf welchem er zuletzt nothwendig ruhen muß, um nur irgend eine GröÙe bestimmen zu können. Nach diesem subjektiven Grundmaasse nun

wird jedes Quantum in der Natur geschätzt, und die Einerleyheit desselben in allen Menschen ist auch allein Ursache, daß in den Urtheilen der Menschen über Größe eine Uebereinstimmung statt finden kann. Würde dieses Grundmaaß erweitert, so würden alle Gegenstände, 5 wenigstens ästhetisch, in ein anderes Größenverhältniß zu uns treten, Berechnungen, die jetzt nur diskursiv nach Begriffen von Etatten 154 gehen, würden das Werk eines Blickes seyn, und Objekte, die uns jetzt durch Erhabenheit rühren, würden ihren ganzen Zauber ablegen, und in der gemeinen Klasse verschwinden.

10 Man nehme einstweilen an, daß dieses Maximum der sinnlichen Zusammenfassung zehn sey. Zehen Einheiten kann also die Einbildungskraft in Eine begreifen, ohne daß eine einzige darunter fehle. Nun sind aber in einer gegebenen Größe tausend solcher Einheiten enthalten, und das ganze tausend soll in das Bewußtseyn aufgenommen 15 werden. Das Quantum zu apprehendiren, d. h. jede dieser tausend Einheiten ins Bewußtseyn einzeln aufzunehmen, hat ganz und gar keine Schwierigkeit, weil dazu nichts als Zeit erfordert wird; aber es zu comprehendiren, d. h. das in allen diesen tausend vorgestellten Einheiten zerstreute Bewußtseyn als identisch zu erkennen, tausend 20 verschiedene Apperceptionen in einer einzigen zu begreifen, das ist die schwere Aufgabe, die ' gelöst werden soll. Nun giebt es dazu keinen 155 andern Ausweg, als diesen, diese tausend Einheiten auf zehen zu reduciren, weil zehen das höchste ist, was die Einbildungskraft zusammen fassen kann.

25 Wie können aber tausend Einheiten durch zehen repräsentiert werden? Nicht anders als durch Begriffe, welche die einzigen und beständigen Repräsentanten der Anschauungen sind. Die Einbildungskraft legt also ihr intuitives Geschäft nieder, und der Verstand fängt sein diskursives (hier eigentlich symbolisches) an. Die Zahl muß aus- 30 helfen, wo die Anschauung nicht mehr zureicht, und der Gedanke sich unterwerfen, worüber der Blick nicht mehr Meister werden kann.

Aus jenen zehen Einheiten, welche das Maximum sinnlicher Zusammenfassung sind, bildet der Verstand eine neue logische Einheit, den Zahlbegriff 10. Nun kann aber, wie wir annehmen, die Ein- 35 bildungskraft zehen Einheiten zugleich zu'sammenfassen; jener Zahl- 156

1: Objekte die A. — 30: Anschauung A.

begriff 10, als Einheit gedacht, kann also, zehnmal genommen, in Eine Intuition der Einbildungskraft zusammenfließen. Freilich werden jene logischen Einheiten, die der Verstand bildet, in dieser zweiten Comprehension nicht als Vielheiten sondern als Einheiten aufgenommen, und die zehn Einheiten, welche jede derselben in sich begreift, kommen einzeln nicht mehr in Betrachtung. Bloß der Begriff als Repräsentant gilt, und das repräsentierte verliert sich in Dunkelheit oder verschwindet. Diese zehn logische Einheiten faßt nun der Verstand in eine neue Einheit, die Zahl 100 zusammen, welche, zehnmal wiederholt, von der Einbildungskraft abermals zugleich vorgestellt werden kann, und die Zahl 1000 giebt, die das gegebene Quantum vollständig ausmüßt. Bey diesem dritten Akt der Comprehension müssen nun jene ursprünglichen Einheiten noch weit mehr erlöschen, weil selbst ihre unmittelbaren Repräsentanten, die Zahlbegriffe zehn durch
 15 andere repräsentirt worden sind, und selbst in Dunkelheit verschwinden. 157

Bey dieser ganzen Operation hat die Einbildungskraft das Maaß ihrer Zusammenfassung keineswegs erweitert, und es war immer nur dasselbe Quantum von zehn Einheiten, welches ihr in Einem Zeitmoment vorstehete. Dadurch aber, daß der Verstand, in drey
 20 successiven Operationen, jene sinnlichen Einheiten mit logischen austauschte, und diese immer wieder unter andere und höhere logische brachte, unterwarf er der Einbildungskraft das ganze Quantum jener 1000, und verbarg ihr auf diese Art ihre ästhetische Armuth in einem logischen Reichthum.

Um jedoch zu wissen, daß man nicht zehn sondern tausend zählt, und daß jede der letzten zehn Einheiten hundert andere in sich faßt, muß das Gemüth sich mit Schnelligkeit der vorhergegangenen Synthesen erinnern, durch welche es diese Einheiten erzeugt. Wenigstens eine dunkle Intuition des Gehaltes, der in diesen Zahlbegriffen
 30 liegt, muß die fortschreitende Synthesis begleiten, wie auch jeder, der sich bey'm Rechnen beobachtet, in sich wahr nehmen kann. Nur kann es nicht fehlen, daß je mehr die Zahlbegriffe wachsen, das Verfahren des Gemüths immer mehr logisch werden, und die Anschaulichkeit abnehmen muß; daher es auch kommt, daß uns die
 35 höchsten Zahlbegriffe zuletzt weit weniger sagen, als die niedrigeren,

23: Armuth u.

weil wir mit diesen doch noch einen Gehalt verbinden. Um von dem Begriff einer Million Goldstücke gerührt zu werden, muß man sich wenigstens dunkel erinnern, was für ein großer Gehalt schon in der Zahl tausend liegt, und wieviele Scheidemünzen schon ein einzelnes
5 Goldstück enthalte.

Ein Regiment von 2000 Mann stehe in langer Fronte, drey Mann hoch da, und von der Größe desselben wollen wir uns schnell eine Vorstellung machen. Ich will zu Erleichterung der Uebersicht annehmen, daß alles nach der Decadit gestellt sey. Ein 'kleiner Ab- 159
10 schnitt a soll also nach jedem 10, und ein größerer aa nach jedem 100 angebracht seyn, und unser Auge soll durch die ganze Länge der Fronte tragen. Den ersten Abschnitt bis a werden wir also, der Annahme gemäß, in Einem simultanen Blick übersehen, worinn noch jeder einzelne Mann unterschieden werden kann. Dieser Abschnitt
15 nun ist zugleich eine Einheit für den reflektirenden Verstand; und wenn also der Blick an zehen solchen Abschnitten hinunter geglitten ist, und die Einbildungskraft ihre Comprehension zehenmal nach ein-
ander verrichtet hat, so versucht der Verstand abermals, sich die Identität des Bewußtseyns in diesen zehen Comprehensionen zu denken,
20 d. h. aus diesen zehen logischen Einheiten eine neue zu machen. Es gelingt ihm auch, aber auf Kosten der ersten Intuition, welche in demselben Verhältniß ihre Theile verbirgt, als sie sich selbst in den Theil eines andern Ganzen verwandelt. So wie die successiven Zu-
sammenfassungen durch den reflektirenden Verstand simultan gemacht
25 ' werden, so verlieren die simultanen Intuitionen der Einbildungskraft 160
ihre Deutlichkeit, und schweben nun bloß noch als Massen vor der Seele. Wird nun diese Synthesis noch höher gesteigert, und aus den erzeugten Einheiten wieder neue erzeugt, so verschwindet das einzelne ganz, und die ganze Fronte verliert sich bloß in eine stetige Länge,
30 worinn sich nicht einmal mehr ein Abschnitt, vielweniger ein einzelner Kopf unterscheiden läßt. Es ergiebt sich also daraus, daß die Deutlichkeit der Intuition immer nur in eine bestimmte Zahl eingeschlossen bleibt, daß bey allem diskursiven Fortschritt des Verstandes die Ein-
bildungskraft ihren realen Reichthum (was die Simultaneität der An-
35 schauung betrifft) niemals erweitert, und daß, wenn auch die Be-
6: Mann, A. — 22: selbst, in A.

rechnung in Millionen geht, immer nur eine bestimmte Zahl darinn die herrschende seyn wird, in welcher die übrigen gleichsam untergehn. Will man nun von einem großen Quantum einen ästhetischen Eindruck erhalten, so muß man die ursprünglichen Einheiten ' aus dem sie 161
5 repräsentierenden Begriff schnell wieder herzustellen suchen, welches in dem angeführten Fall z. B. dadurch geschehen wird, daß man immer den ersten Abschnitt in dem Auge zu behalten sucht, während daß man an der ganzen Fronte hinunter siehet.

Eben hier aber, bey diesem Versuche der Einbildungskraft, die
10 Sinnlichkeit der Vorstellung aus der logischen Repräsentation durch Zahlbegriffe wieder herzustellen, und so die Länge mit der Breite, die Simultaneität mit der Succession in Eine Intuition zu begreifen, kommt die Grenze dieses Vermögens, zugleich aber auch die Stärke eines andern an das Licht, durch welche letztere Entdeckung uns jener
15 Mangel überwiegend ersetzt wird.

Die Vernunft dringt, ihren nothwendigen Gesetzen nach, auf absolute Totalität der Anschauung, und ohne sich durch die nothwendige Begrenzung der Einbildungskraft abweisen zu lassen, fordert sie von ' ihr eine vollständige Comprehension aller Theile des gegebenen 162
20 Quantum in eine simultane Vorstellung. Die Einbildungskraft wird also genöthigt, das ganze Maasß ihres comprehensiven Vermögens anzubieten, aber weil sie mit dieser Aufgabe dennoch nicht zu Ende kommen, dennoch aller Anstrengung ungeachtet ihren Kreis nicht erweitern kann, sinkt sie erschöpft in sich selbst zurück, und der sinn-
25 liche Mensch empfindet mit peinlicher Unruhe seine Schranken.

Aber ist es eine äussere Gewalt, die ihm diese Erfahrung seiner Schranken giebt? Ist der unmeßbare Ocean, oder der sternbesäete unendliche Himmel Schuld, daß ich mir meiner Ohnmacht bey Darstellung ihrer Größe bewußt werde? Woher weiß ich denn, daß sie
30 für meine Darstellung überschwengliche Größen sind, und daß ich mir keine Totalität ihres Bildes verschaffen kann? Weiß ich es etwa von diesen Objecten, daß sie ein Ganzes der Vorstellung ausmachen sollten; ich könnte ' dies ja nicht anders als durch meine Vorstellung von ihnen 163
wissen, und doch wird vorausgesetzt, daß ich mir dieselbe nicht als

^B: hinunter] hin-|ter A. — 22: anzubieten,] (= aufzubieten. Vgl. S. 201, 3. 21.)

ein Ganzes vorstellen kann? Sie sind mir also nicht gegeben als ein Ganzes, und ich selbst bin es, der den Begriff der Totalität zuerst in sie hineinlegt. Ich habe also diesen Begriff schon in mir, und ich selbst, das denkende Wesen, bin es, an dem ich, das darstellende
 5 Wesen, erliege. Ich erfahre zwar bey Betrachtung dieser großen Gegenstände meine Ohnmacht, aber ich erfahre sie durch meine Kraft. Ich bin nicht durch die Natur, ich bin durch mich selbst überwunden.

Indem ich alle einzelnen Theile eines aufgefaßten Quantums zumal zusammenfassen will, was will ich eigentlich thun? Ich will die
 10 Identität meines Selbstbewußtseyns in allen diesen Theilvorstellungen erkennen, ich will in allen mich Selbst finden. Ich will zu mir sagen: „Alle diese Theile sind vorgestellt worden durch mich, das immer einerley bleibende Subjekt.“ Man muß sich wohl erinnern, daß die
 15 schon aufgefaßt, also schon im empirischen Bewußtseyn vorgestellt sind; denn nur alsdann fängt eine Größe an mich zu rühren, wenn ich sie mit meiner Einbildungskraft durchlaufen, also ihre Theile aufgefaßt habe, aber sie nicht zusammen fassen kann.

Ich will also Vorstellungen, die ich schon gehabt, in eine einzige
 20 auflösen, und dieses kann ich nicht, und peinlich empfinde ich, daß ich es nicht kann. Um aber zu empfinden, daß ich eine Forderung nicht erfüllen kann, muß ich zugleich die Vorstellung dieser Forderung und die meines Unvermögens haben. Diese Forderung aber ist hier: Allheit der Theile in der Comprehension, oder Einheit meines Ichs
 25 in einer gewissen Reihhe von Veränderungen meines Ichs. Ich muß mir also vorstellen, daß ich die Einheit meines Ichs in allen diesen Veränderungen nicht zur Vorstellung bringen kann; aber eben dadurch
 'stelle ich mir ja dieselbe vor. Eben dadurch denke ich mir ja schon
 30 die Totalität der ganzen Reihhe, daß ich sie denken will, da ich nichts wollen kann, als wovon ich schon eine Vorstellung habe. Ich trage also schon diese Allheit in mir, die ich darzustellen suche, eben weil ich sie darzustellen suche. Das Große also ist in mir, nicht außer mir. Es ist mein ewig identisches, in jedem Wechsel bestehendes, in jeder Verwandlung sich selbst wiederfindendes Subjekt. Ich kann die Auf-
 35 fassung ins Unendliche fortsetzen: heißt also nichts anders, als: in

31: mir die A. — 35: als in A.

unendlichen Veränderungen meines Bewußtseyns ist mein Bewußtseyn identisch, die ganze Unendlichkeit liegt in der Einheit meines Ichs.

Diese Auflösung läßt sich noch in eine andere Formel fassen. Bey allen Vorstellungen von Objecten, mithin auch der Größe, ist
 5 das Gemüth nie bloß das, was bestimmt wird, sondern es ist immer zugleich das, was bestimmt. Es ist zwar das Object, welches mich verändert, aber ' Ich, das vorstellende Subjekt, bin es, der das 166 Object zum Objecte macht, und durch sein Produkt also sich selbst verändert. In allen diesen Veränderungen aber muß etwas seyn,
 10 was sich nicht verändert, und dieses ewig unwandelbare Principium ist eben das reine und identische Ich, der Grund der Möglichkeit aller Objecte, in sofern sie vorgestellt werden. Was also nur immer in den Vorstellungen Großes liegt, liegt in uns, die wir diese Vorstellungen erzeugen. Welches Gesetz uns auch für unser Denken oder
 15 Handeln gegeben werden mag, es wird uns gegeben durch uns; und auch wenn wir als sinnlich beschränkte Wesen es unerfüllt lassen müssen, wie hier im theoretischen das Gesetz der Totalität in der Größendarstellung, oder wenn wir als freye Wesen mit Willen es brechen, wie das Gesetz der Sitten im praktischen, so sind wir es
 20 doch immer, die es aufgestellt haben. Ich mag also in der schwindelnden Vorstellung des allgegenwärtigen Raums, oder der nimmerendenden Zeit mich verlieren, oder ich mag in ' der Vorstellung der 167 absoluten Vollkommenheit meine eigene Nichtigkeit fühlen — ich selbst bin es doch nur, der dem Raum seine unendliche Weite und der
 25 Zeit ihre ewige Länge giebt, ich selbst bin es, der die Idee des Allheiligen in sich trägt, weil ich sie aufstelle, und die Gottheit, die ich mir vorstelle, ist meine Schöpfung, so gewiß mein Gedanke der meinige ist.

Das Erhabene der Größe ist also keine objektive Eigenschaft des Gegenstandes, dem es begelegt wird; es ist bloß die Wirkung unsers
 30 eigenen Subjekts auf Veranlassung jenes Gegenstandes. Es entspringt eines Theils aus dem vorgestellten Unvermögen der Einbildungskraft, die, von der Vernunft als Forderung aufgestellte Totalität in Darstellung der Größe zu erreichen, andern Theils aus dem vorgestellten Vermögen der Vernunft, eine solche Forderung aufstellen zu
 35 können. Auf das erste gründet sich die zurückschlagende, auf das

6: Object welches A. — 28: Erhabene B b.

zweyte die anziehende Kraft des Großen und des Sinnlich-unendlichen.

'Obgleich aber das Erhabene eine Erscheinung ist, welche erst in 168 unserm Subjekt erzeugt wird, so muß doch in den Objecten selbst
5 der Grund enthalten seyn, warum gerade nur diese und keine andern Objecte uns zu diesem Gebrauch Anlaß geben. Und weil wir ferner bey unserm Urtheil das Prädikat des Erhabenen in den Gegenstand legen, (wodurch wir andeuten, daß wir diese Verbindung nicht bloß willkürlich vornehmen, sondern dadurch ein Gesetz für Jeder-
10 mann aufzustellen meynen) so muß in unserm Subjekt ein nothwendiger Grund enthalten seyn, warum wir von einer gewissen Klasse von Gegenständen gerade diesen und keinen andern Gebrauch machen.

Es giebt demnach innere und giebt äußere nothwendige Bedingungen des Mathematisch-Erhabenen. Zu jenen gehört ein ge-
15 wisses bestimmtes Verhältniß zwischen Vernunft und Einbildungskraft, zu diesen ein bestimmtes Verhältniß des angeschauten Gegenstandes zu unserm ästhetischen Größenmaaß.

'Sowohl die Einbildungskraft als die Vernunft müssen sich mit 169 einem gewissen Grad von Stärke äußern, wenn das Große uns rühren
20 soll. Von der Einbildungskraft wird verlangt, daß sie ihr ganzes Comprehensionsvermögen zu Darstellung der Idee des Absoluten anbiete, worauf die Vernunft unnachlässlich dringt. Ist die Phantasie unthätig und träge, oder geht die Tendenz des Gemüths mehr auf Begriffe als auf Anschauungen, so bleibt auch der erhabenste Gegen-
25 stand bloß ein logisches Object, und wird gar nicht vor das ästhetische Forum gezogen. Dieß ist der Grund, warum Menschen von überwiegender Stärke des analytischen Verstandes für das ästhetisch große selten viel Empfänglichkeit zeigen. Ihre Einbildungskraft ist entweder nicht lebhaft genug, sich auf Darstellung des Absoluten der
30 Vernunft auch nur einzulassen, oder ihr Verstand zu geschäftig, den Gegenstand sich zuzueignen, und ihn aus dem Felde der Intuition in sein diskursives Gebiet hinüber zu spielen.

'Ohne eine gewisse Stärke der Phantasie wird der große Gegen- 170 stand gar nicht ästhetisch, ohne eine gewisse Stärke der Vernunft hin-

5: andere R. — 10: meinen) B. — 13: äußere B b. — 19: äußern, B b. — 22: unnachlässlich B b R W M. (Vgl. oben zu S. 92, Z. 29.) — 32: diskursives B.

gegen wird der ästhetische nicht erhaben. Die Idee des Absoluten erfordert schon eine mehr als gewöhnliche Entwicklung des höhern Vernunftvermögens, einen gewissen Reichthum an Ideen, und eine genauere Bekanntschaft des Menschen mit seinem edelsten Selbst. Wesen
 5 Vernunft noch gar keine Ausbildung empfangen hat, der wird von dem Großen der Sinne nie einen übersinnlichen Gebrauch zu machen wissen. Die Vernunft wird sich in das Geschäft gar nicht mischen; und es wird der Einbildungskraft allein oder dem Verstand allein überlassen bleiben. Die Einbildungskraft für sich selbst ist aber weit
 10 entfernt, sich auf eine Zusammenfassung einzulassen, die ihr peinlich wird. Sie begnügt sich also mit der bloßen Auffassung und es fällt ihr gar nicht ein ihren Darstellungen Allheit geben zu wollen. Daher die stupide Unempfindlichkeit, mit der der Wilde im Schooß der erhabensten Natur und mitten ' unter den Symbolen des Unendlichen 117
 15 wohnen kann, ohne dadurch aus seinem thierischen Schlummer geweckt zu werden, ohne auch nur von weitem den großen Naturgeist zu ahnden, der aus dem Sinnlich-Unermeßlichen zu einer fühlenden Seele spricht.

Was der rohe Wilde mit dummer Gefühllosigkeit anstarrt, das
 20 flieht der entnerote Weichling als einen Gegenstand des Grauens, der ihm nicht seine Kraft, nur seine Ohnmacht zeigt. Sein enges Herz fühlt sich von großen Vorstellungen peinlich auseinander gespannt. Seine Phantasie ist zwar reizbar genug, sich an der Darstellung des Sinnlich-Unendlichen zu versuchen, aber seine Vernunft
 25 nicht selbstständig genug, dieses Unternehmen mit Erfolge zu endigen. Er will es erklimmen, aber auf halbem Wege sinkt er ermattet hin. Er kämpft mit dem furchtbaren Genius, aber nur mit irdischen, nicht mit unsterblichen Waffen. Dieser Schwäche sich bewußt entzieht er sich lieber einem Anblick, ' der ihn nieder schlägt, und sucht Hilfe 172
 30 bei der Trösterinn aller Schwachen, der Regel. Kann er sich selbst nicht aufrichten zu dem Großen der Natur, so muß die Natur zu seiner kleinen Fassungskraft herunter steigen. Ihre kühnen Formen muß sie mit künstlichen vertauschen, die ihr fremd, aber seinem ver-

8: allein, oder B b. — 11: Auffassung, B. — 12: ein, B b. — 17: ahnen, & M. — Sinnlich Unermeßlichen A. — 21: Kraft nur A. — 24: Sinnlich Unendlichen A b. — 27: irdischen, B b. — 30: Trösterin B b. — 33: fremd aber A b.

zärtelten Sinne Bedürfnis sind. Ihren Willen muß sie seinem eiser-
nen Joch unterwerfen, und in die Fesseln mathematischer Regelmäßig-
keit sich schmiegen. So entsteht der ehemalige französische Geschmack
in Gärten, der endlich fast allgemein dem englischen gewichen ist,
5 aber ohne dadurch dem wahren Geschmack merklich näher zu kommen.
Denn der Charakter der Natur ist eben so wenig bloße Mannichsal-
tigkeit als Einförmigkeit. Ihr gesetzter ruhiger Ernst verträgt sich
eben so wenig mit diesen schnellen und leichtsinnigen Uebergängen,
mit welchen man sie in dem neuen Gartengeschmack von einer Deko-
10 ration zur andern hinüber hüpfen läßt. Sie legt, indem sie sich ver-
'wandelt, ihre harmonische Einheit nicht ab, in bescheidener Einsalt 173
verbirgt sie ihre Fülle, und auch in der üppigsten Freyheit sehen wir
sie das Gesetz der Stetigkeit ehren. *

Zu den objectiven Bedingungen des Mathematisch-Erhabenen ge-
15 hört fürs erste, daß der Gegenstand, den wir dafür erkennen sollen,
ein Ganzes ausmache und also Einheit zeige; fürs zweyte, daß er
uns das höchste sinnliche Maaß, womit wir alle Größen zu messen
pflegen, völlig 'unbrauchbar mache. Ohne das erste würde die Ein- 174
bildungskraft gar nicht aufgefodert werden, eine Darstellung seiner
20 Totalität zu versuchen, ohne das zweyte würde ihr dieser Versuch
nicht verunglücken können.

Der Horizont übertrifft jede Größe, die uns irgend vor Augen
kommen kann, denn alle Raumgrößen müssen ja in demselben liegen.
Nichts destoweniger bemerken wir, daß oft ein einziger Berg, der sich
25 darinn erhebt, uns einen weit stärkern Eindruck des Erhabenen zu
geben im Stand ist, als der ganze Gesichtskreis, der nicht nur diesen
Berg, sondern noch tausend andere Größen in sich befaßt. Das kommt
daher, weil uns der Horizont nicht als ein einziges Object erscheint,

* Die Gartenkunst und die dramatische Dichtkunst haben in neuern Zeiten
30 ziemlich dasselbe Schicksal, und zwar bey denselben Nationen, gehabt. Dieselbe
Tyranney der Regel in den französischen Gärten und in den französischen Tra-
gödien; dieselbe bunte und wilde Regellofigkeit in den Parks der Engländer und
in ihrem Shakspear; und so wie der deutsche Geschmack von jeher das Gesetz von
den Ausländern empfangen, so mußte er auch in diesem Stück zwischen jenen
35 beiden Extremen hin und her schwanken.

5: Geschmack, A. — 11: objectiven B b. — 16: zweite, B. — 20: zweite B.
— 22: übertrifft B b — Größe die A. — 26: Stande B. — 30: Schicksal und A.
33: Shakspear; R, Shakspeare; W M. — 35: herschwanken B b.

- und wir also nicht eingeladen werden, ihn in ein Ganzes der Darstellung zusammen zu fassen. Entfernt man aber aus dem Horizont alle Gegenstände, welche den Blick insbesondere auf sich ziehen, denkt man sich auf eine weite und ununterbrochene Ebene oder ' auf die 175
- 5 offenbare See, so wird der Horizont selbst zu einem Objekt, und zwar zu dem erhabensten, was dem Aug je erscheinen kann. Die Kreisfigur des Horizonts trägt zu diesem Eindruck besonders viel bey, weil sie an sich selbst so leicht zu fassen ist, und die Einbildungskraft sich um so weniger erwehren kann, die Vollendung derselben zu versuchen.
- 10 Der ästhetische Eindruck der Größe beruht aber darauf, daß die Einbildungskraft die Totalität der Darstellung an dem gegebenen Gegenstande fruchtlos versucht, und dieß kann nur dadurch geschehen, daß das höchste Größenmaaß, welches sie auf einmal deutlich fassen kann, sovielmals zu sich selbst addiert, als der Verstand deutlich zu-
- 15 sammen denken kann, für den Gegenstand zu klein ist. Daraus aber scheint zu folgen, daß Gegenstände von gleicher Größe auch einen gleich erhabenen Eindruck machen müßten, und daß der mindergroße diesen Eindruck weniger hervor bringen können, wogegen ' doch 176
- die Erfahrung spricht. Denn nach dieser erscheint der Theil nicht
- 20 selten erhabener als das Ganze, der Berg oder der Thurm erhabener als der Himmel, in den er hinaufragt, der Fels erhabener als das Meer, dessen Wellen ihn umspühlen. Man muß sich aber hier der vorhin erwähnten Bedingung erinnern, vermöge welcher der ästhetische Eindruck nur dann erfolgt, wenn sich die Imagination auf Allheit
- 25 des Gegenstandes einläßt. Unterläßt sie dieses bey dem weit größeren Gegenstand, und beobachtet es hingegen bey dem mindergroßen, so kann sie von dem letztern ästhetisch gerührt, und doch gegen den ersten unempfindlich seyn. Denkt sie sich aber diesen als eine Größe, so denkt sie ihn zugleich als Einheit, und dann muß er nothwendig einen
- 30 verhältnißmäßig stärkeren Eindruck machen, als er jenen an Größe übertrifft.

Alle sinnliche Größen sind entweder im Raum (ausgedehnte Größen) oder in der Zeit (Zahlgrößen). Ob nun gleich je'de aus- 177

6: Auge A. — 14: so vielmal B b. — addirt, B. — 15: denken B. — 18: hervorbringen B. — 21: Himmel in A. — 26: Mindergroßen, A B b. — 31: übertrifft. B b. — 32: sinnlichen B M.

gebehrte Größe zugleich eine Zahlgröße ist, (weil wir auch das im Raum gegebene in der Zeit auffassen müssen) so ist dennoch die Zahlgröße selbst nur in sofern als ich sie in eine Raumgröße verwan-
 5 erhaben. Die Entfernung der Erde vom Sirius ist zwar ein ungeheures Quantum in der Zeit, und wenn ich sie in Allheit begreifen will, für meine Phantasie überschwenglich; aber ich lasse mich auch nimmermehr darauf ein, diese Zeitgröße anzuschauen, sondern helfe mir durch Zahlen, und nur alsdann, wenn ich mich erinnere, daß die höchste Raumgröße, die ich in Einheit zusammen fassen kann,
 10 z. B. ein Gebirge, dennoch ein viel zu kleines und ganz unbrauchbares Maaß für diese Entfernung ist, erhalte ich den erhabenen Eindruck. Das Maaß für dieselbe nehme ich also doch von ausgedehnten Größen, und auf das Maaß kommt es ja eben an, ob ein Object uns groß erscheinen soll.

15 Das Große im Raum zeigt sich entweder in Längen oder in Höhen, wozu auch die Tiefen gehören: denn die Tiefe ist nur eine Höhe unter uns, so wie die Höhe eine Tiefe über uns genannt werden kann. Daher die Lateinischen Dichter auch keinen Anstand nehmen, den Ausdruck profundus auch von Höhen zu gebrauchen:

20 *ni faceret, maria ac terras coelumque profundum
 quippe ferant rapidi secum. —*

Höhen erscheinen durchaus erhabener, als gleich große Längen, wovon der Grund zum Theil darinn liegt, daß sich das dynamisch-
 25 erhabene mit dem Anblick der erstern verbindet. Eine bloße Länge, wie unabsehblich sie auch sey, hat gar nichts furchtbares an sich, wohl aber eine Höhe, weil wir von dieser herab stürzen können. Aus demselben Grund ist eine Tiefe noch erhabener als eine Höhe, weil die Idee des Furchtbaren sie unmittelbarer begleitet. Soll eine große Höhe schreckhaft für uns seyn, so müssen wir uns erst hinaufdenken,
 30 und sie also in eine Tiefe verwandeln. Man kann diese Erfahrung leicht machen, wenn man einen mit blau untermischten bewölkten Himmel in einem Brunnen oder sonst in einem dunkeln Wasser betrachtet, wo seine unendliche Tiefe einen ungleich schauerlicheren An-

2: Gegebene B. — 3: in sofern, B b. — 10: Gebirge dennoch A b. — 16: (wogu A b. — 20. 21: (Die Verse sind aus Virgils Aeneide I, 58.) — 23—24: Dynamischerhabene B. — 28: unmittelbar B b & B.

blick als seine Höhe giebt. Dasselbe geschieht in noch höherem Grade, wenn man ihn rücklings betrachtet, als wodurch er gleichfalls zu einer Tiefe wird, und, weil er das einzige Object ist, das in das Auge fällt, unsre Einbildungskraft zu Darstellung seiner Totalität unwillkürlich nöthigt. Höhen und Tiefen wirken nämlich auch schon deswegen stärker auf uns, weil die Schätzung ihrer Größe durch keine Vergleichung geschwächt wird. Eine Länge hat an dem Horizont immer einen Maassstab, unter welchem sie verliert, denn soweit sich eine Länge erstreckt, soweit erstreckt sich auch der Himmel. Zwar ist auch das höchste Gebirge gegen die Höhe des Himmels klein, aber das lehrt bloß der Verstand, nicht das Auge, und es ist nicht der Himmel, der durch seine Höhe die Berge niedrig macht, sondern die Berge sind es, die durch ihre Größe die Höhe des Himmels zeigen.

Es ist daher nicht bloß eine optisch richtige, sondern auch eine symbolisch wahre Vorstellung, wenn es heißt, daß der Atlas den Himmel stütze. So wie nämlich der Himmel selbst auf dem Atlas zu ruhen scheint, so ruht unsere Vorstellung von der Höhe des Himmels auf der Höhe des Atlas. Der Berg trägt also, in figurlichem Sinne, wirklich den Himmel, denn er hält denselben für unsre sinnliche Vorstellung in der Höhe. Ohne den Berg würde der Himmel fallen, d. h. er würde optisch von seiner Höhe sinken und erniedrigt werden.

Σ.

Die Fortsetzung folgt.

11: Verstand nicht A. — 18: also in A. — 22, 23: fehlen B b R W M.

VIII.

Gedanken

310

über den

Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst.

- 5 Gemein ist alles, was nicht zu dem Geiste spricht, und kein
anderes als ein sinnliches Interesse erregt. Es gibt zwar tausend
Dinge, die schon durch ihren Stoff oder Inhalt gemein sind, aber
weil das Gemeine des Stoffes durch die Behandlung veredelt werden
kann, so ist in der Kunst nur vom Gemeinen in der Form die
10 Rede. Ein gemeiner Kopf wird den edelsten Stoff durch eine gemeine
Behandlung 'verunehren, ein großer Kopf und ein edler Geist hinge- 311
gen wird selbst das Gemeine zu adeln wissen und zwar dadurch, daß
er es an etwas Geistiges anknüpft und eine große Seite daran ent-
deckt. So wird uns ein Geschichtschreiber von gemeinem Schlage die
15 unbedeutendsten Verrichtungen eines Helden eben so sorgfältig als
seine erhabensten Thaten berichten und sich eben so lang bey seinem
Stammbaum, seiner Kleidertracht, seinem Hauswesen als bey seinen
Entwürfen und Unternehmungen verweilen. Seine größten Thaten
wird er so erzählen, daß kein Mensch es ihnen ansieht, was sie sind.
20 Umgekehrt wird ein Geschichtschreiber von Geist und eignem Seelen-
adel auch in das Privatleben und in die unwichtigsten Handlungen
seines Helden ein Interesse und einen Gehalt legen, der sie wichtig
macht. Einen gemeinen Geschmack haben in der bildenden Kunst die

b: Kleinere prosaische Schriften, Th. 4 (1802), S. 310–325. — D: Dieselben, andrer Druck. — R: Werke 1813. 8, 2, 238 ff. — W: Werke 1844. 10, 396 ff. — M: Werke 1860. 12, 280 ff.

Niederländischen Mahler, einen edlen und großen Geschmack die Italiener, noch mehr aber die Griechen bewiesen. Diese gingen immer auf das Ideal, 'verwarfen jeden gemeinen Zug, und wählten auch 312 keinen gemeinen Stoff.

- 5 Ein Portraitmahler kann seinen Gegenstand gemein und kann ihn groß behandeln. Gemein, wenn er das Zufällige eben so sorgfältig darstellt als das nothwendige, wenn er das Große vernachlässigt, und das Kleine sorgfältig ausführt: Groß, wenn er das Interessanteste heraus zu finden weiß, das Zufällige von dem Nothwendigen scheidet, das Kleine nur andeutet und das Große ausführt. 10 Groß aber ist nichts, als der Ausdruck der Seele in Handlungen, Gebärden und Stellungen.

Ein Dichter behandelt seinen Stoff gemein, wenn er unwichtige Handlungen ausführt, und über wichtige flüchtig hinweggeht. Er behandelt ihn groß, wenn er ihn mit dem Großen verbindet. Homer 15 wußte den Schild des Achilles sehr geistreich zu behandeln, obgleich die Verfertigung eines Schildes dem Stoff nach etwas sehr gemeines ist.

- 'Noch eine Stufe unter dem Gemeinen steht das Niedrige, 313 welches von jenem darinn unterschieden ist, daß es nicht bloß etwas negatives, nicht bloß Mangel des Geistreichen und Edeln, sondern etwas positives, nämlich Roheit des Gefühls, schlechte Sitten und verächtliche Gesinnungen anzeigt. Das Gemeine zeugt bloß von einem fehlenden Vorzug, der sich wünschen läßt, das Niedrige von dem Mangel einer Eigenschaft, die von jedem gefordert werden kann. 20 So ist z. B. die Rache an sich, wo sie sich auch finden und wie sie sich auch äußern mag, etwas gemeines, weil sie einen Mangel von Edelmutb beweist. Aber man unterscheidet noch besonders eine niedrige Rache, wenn der Mensch, der sie ausübt, sich verächtlicher Mittel bedient, sie zu befriedigen. Das Niedrige bezeichnet immer 25 etwas Grobes und Böselhaftes; gemein aber kann auch ein Mensch von Geburt und beßren Sitten denken und handeln, wenn er mittelmäßige Gaben besitzt. Ein Mensch handelt gemein, der nur auf seinen Nutzen bedacht ist, und in sofern steht er dem edeln Menschen entgegen, der sich selbst vergessen kann, um einem andern einen 314

13: großen b. — 19: darin B. — 25: an sich wo b. — wie B. — 33: Edeln b.

Genuß zu verschaffen. Derselbe Mensch aber würde niedrig handeln, wenn er seinem Nutzen auf Kosten seiner Ehre nachginge und auch nicht einmal die Gesetze des Anstandes dabey respectiren wollte. Das Gemeine ist also dem Edeln, das Niedrige dem Edeln und Anständigen zugleich entgegen gesetzt. Jeder Leidenschaft ohne allen Widerstand nachgeben, jeden Trieb befriedigen, ohne sich auch nur von den Regeln des Wohlstands, vielweniger von denen der Sittlichkeit zügeln zu lassen, ist niedrig, und verräth eine niedrige Seele.

Auch in Kunstwerken kann man in das Niedrige verfallen, nicht bloß indem man niedrige Gegenstände wählt, die der Sinn für Anstand und Schicklichkeit ausschließt, sondern auch indem man sie niedrig behandelt. Niedrig behandelt man einen Gegenstand, wenn man entweder diejenige Seite an ihm, welche der gute Anstand verbergen heißt, bemerklich macht, oder wenn man ihm einen Ausdruck gibt, der auf niedrige Nebenvorstellungen leitet. In dem Leben des größten Mannes kommen niedrige Verrichtungen vor, aber nur ein niedriger Geschmaç wird sie herausheben und ausmahlen.

Man findet Gemählde aus der heiligen Geschichte, wo die Apostel, die Jungfrau und Christus selbst einen Ausdruck haben, als wenn sie aus dem gemeinsten Pöbel wären aufgegriffen worden. Alle solche Ausführungen beweisen einen niedrigen Geschmaç, der uns ein Recht gibt, auf eine rohe und pöbelhafte Denkart des Künstlers selbst zu schließen.

Es gibt zwar Fälle, wo das Niedrige auch in der Kunst gestattet werden kann; da nämlich wo es Lachen erregen soll. Auch ein Mensch von feinen Sitten kann zuweilen, ohne einen verderbten Geschmaç zu verrathen, an dem rohen aber wahren Ausdruck der Natur und an dem Kontrast zwischen den Sitten der feinen Welt und des Pöbels sich belustigen. Die Betrunktheit eines Menschen von Stande würde, wo sie auch vorkäme, Mißfallen erregen; aber ein betrunkenes Postillon, Matrose und Karrenschieber macht uns lachen. Scherze, die uns an einem Menschen von Erziehung unerschütterlich seyn würden, belustigen uns im Mund des Pöbels. Von dieser Art sind viele Scenen des Aristophanes, die aber zuweilen auch diese Grenze überschreiten und schlechterdings verwerflich sind. Deshalb wegen ergößen wir uns an Parodien, wo Gefinnungen, Lebensarten

3: respectiren B. — 30: Postillon & B M.

Schiller, sämmtl. Schriften. 8te. Aufl. X.

und Verrichtungen des gemeinen Pöbels denselben vornehmen Personen untergeschoben werden, die der Dichter mit aller Würde und Anstand behandelt hat. Sobald es der Dichter bloß auf ein Lachstück anlegt, und weiter nichts will, als uns belustigen, so können wir ihm auch das Niedrige hingehen lassen, nur muß er nie Unwillen oder Ekel erregen.

Unwillen erregt er, wenn er das Niedrige da anbringt, wo wir es schlechterdings nicht verzeihen können, bey Menschen nämlich, von denen wir berechtigt sind, feinere Sitten zu fordern. Handelt er dagegen, so beleidigt er entweder die Wahrheit, weil wir ihn lieber für einen Lügner halten, als glauben wollen, daß Menschen von Erziehung wirklich so niedrig handeln können; oder seine Menschen beleidigen unser Sittengefühl, und erregen, welches noch schlimmer ist, unsre Indignation. Ganz anders ist es in der Farce, wo zwischen dem Dichter und dem Zuschauer ein stillschweigender Kontrakt ist, daß man keine Wahrheit zu erwarten habe. In der Farce dispensiren wir den Dichter von aller Treue der Schilderung, und er erhält gleichsam ein Privilegium, uns zu belügen. Denn hier gründet sich das Komische gerade auf seinen Kontrast mit der Wahrheit; es kann aber unmöglich zugleich wahr seyn und mit der Wahrheit kontrastiren.

Es gibt aber auch im Ernsthaften und Tragischen einige seltene Fälle, wo das Niedrige angewandt werden kann. Alsdann muß es aber ins Furchtbare übergehn, und die augenblickliche Beleidigung des Geschmacks muß durch eine starke Beschäftigung des Affects ausgelöscht und also von einer höhern tragischen Wirkung gleichsam verschlungen werden. Stehlen z. B. ist etwas absolut niedriges, und was auch unser Herz zur Entschuldigung eines Diebs vorbringen kann, wie sehr er auch durch den Drang der Umstände mag verleitet worden seyn, so ist ihm ein unauslöschliches Brandmahl aufgedrückt, und ästhetisch bleibt er immer ein niedriger Gegenstand. Der Geschmack verzeiht hier noch weniger als die Moral, und sein Richterstuhl ist strenger; weil ein ästhetischer Gegenstand auch für alle Neben-

5: lassen, B. — 10: fordern. R W M. — 15: Farce, R W M. — 16: Kontrakt R] Kontrast b B, Contract W, Kontrakt M. — 16: Farce R W M. — 21: ernsthaften und tragischen b. — 23: Fruchtbare b. — 24: Affects B. — 30: aesthetisch b B.

ideen verantwortlich ist, die auf seine Veranlassung in uns rege gemacht werden, da hingegen die moralische Beurtheilung von allem Zufälligen abstrahirt. Ein Mensch, ' der stiehlt, würde demnach für 319 jede poetische Darstellung von ernsthaftem Inhalt ein höchst verwerfliches Object seyn. Wird aber dieser Mensch zugleich Mörder, so ist er zwar moralisch noch viel verwerflicher; aber ästhetisch wird er dadurch wieder um einen Grad brauchbarer. Derjenige, der sich (ich rede hier immer nur von der ästhetischen Beurtheilungsweise) durch eine Infamie erniedrigt, kann durch ein Verbrechen wieder 10 in etwas erhöht und in unsre ästhetische Achtung restituirt werden. Diese Abweichung des moralischen Urtheils von dem ästhetischen ist merkwürdig und verdient Aufmerksamkeit. Man kann mehrere Ursachen davon anführen. Erstlich habe ich schon gesagt, daß, weil das ästhetische Urtheil von der Phantasie abhängt, auch alle 15 Nebenvorstellungen, welche durch einen Gegenstand in uns erregt werden, und mit demselben in einer natürlichen Verbindung stehen, auf dieses Urtheil einfließen. Sind nun diese Nebenvorstellungen von einer niedrigen ' Art, so erniedrigen sie den Hauptgegenstand unvermeidlich. 320

Zweytens sehen wir in der ästhetischen Beurtheilung auf die 20 Kraft, bey einer moralischen auf die Gesetzmäßigkeit. Kraftmangel ist etwas verächtliches, und jede Handlung, die uns darauf schließen läßt, ist es gleichfalls. Jede feige und kriechende That ist uns widrig durch den Kraftmangel, den sie verräth; umgekehrt kann uns eine teuflische That, sobald sie nur Kraft verräth, ästhetisch 25 gefallen. Ein Diebstahl aber zeigt eine kriechende feige Gesinnung an; eine Mordthat hat wenigstens den Schein von Kraft, wenigstens richtet sich der Grad unsers Interesse, das wir ästhetisch daran nehmen, nach dem Grad der Kraft, der dabey geäußert worden ist.

Drittens werden wir bey einem schweren und schrecklichen Verbrechen von der Qualität desselben abgezogen, und auf seine furchtbaren Folgen aufmerksam gemacht. Die stärkere Gemüthsbewegung 30 unterdrückt alsdann die schwächere. Wir sehen nicht rückwärts in die Seele des Thäters, sondern vorwärts in sein Schicksal, auf die Wirkungen seiner That. Sobald wir aber anfangen zu zittern, so

5: Mörder so b. — 6: aesthetisch b. — 7: Derjenige der b. — 20: einer B M] einem b B K.

schweigt jede Zärtlichkeit des Geschmacks. Der Haupteindruck erfüllt unsre Seele ganz, und die zufälligen Nebenideen, an denen eigentlich das Niedrige hängt, erlöschen. Daher ist der Diebstahl des jungen Ruhberg in Verbrechen aus Ehrsucht auf der Schaubühne nicht
 5 widrig, sondern wahrhaft tragisch. — Der Dichter hat mit vieler Geschicklichkeit die Umstände so geleitet, daß wir fortgerissen werden und nicht zu Athem kommen. Das schreckliche Elend seiner Familie, und besonders der Jammer seines Vaters sind Gegenstände, die unsre ganze Aufmerksamkeit von dem Thäter hinweg und auf die Folgen
 10 seiner That leiten. Wir sind viel zu sehr im Affekt, um uns auf die Vorstellungen der Schande einzulassen, womit ' der Diebstahl ge- 322
 brandmarkt wird. Kurz: das Niedrige wird durch das Schreckliche versteckt. Es ist sonderbar, daß dieser wirklich begangene Diebstahl des jungen Ruhberg nicht so viel widriges hat, als der bloße unge-
 15 gründete Verdacht eines Diebstahls in einem andern Schauspiel. Hier wird ein junger Offizier unverdienterweise beschuldigt, einen silbernen Löffel eingesteckt zu haben, der sich nachher findet. Das Niedrige ist also hier bloß eingebildet, bloßer Verdacht, und doch thut es dem unschuldigen Helden des Stücks, in unsrer ästhetischen Vorstellung
 20 unwiederbringlich Schaden. Die Ursache ist, weil die Voraussetzung, daß ein Mensch niedrig handeln könne, keine feste Meinung von seinen Sitten beweist, da die Gezehe der Convenienz es mit sich bringen, daß man einen so lange für einen Mann von Ehre hält, als er nicht das Gegentheil zeigt. Traut man ihm also etwas verächtliches
 25 zu, so sieht es aus, als ob er doch irgend einmal zur Möglichkeit eines solchen Argwohns An'laß gegeben hätte; obgleich das Niedrige 323
 eines unverdienten Verdachts eigentlich auf Seiten des Beschuldigten ist. Dem Helden des angeführten Stücks thut es noch mehr Schaden, daß er Offizier und Liebhaber einer Dame von Erziehung
 30 und Stande ist. Mit diesen beiden Prädikaten macht das Prädikat des Stehlens einen ganz erschrecklichen Kontrast, und es ist uns unmöglich, uns nicht augenblicklich daran zu erinnern, wenn er bey seiner Dame ist, daß er den silbernen Löffel in der Tasche haben

4: Verbrechen aus Ehrsucht] (Von Jffland.) — 15: in einem andern Schauspiel.] (In Fr. L. Schröders Lustspiel 'Der Fähdrich'.) — 16: Officier B. — 20: unwiederbringlich b. — 30: beyden B.

könnte. Das größte Unglück dabey ist, daß derselbe den auf ihm ruhenden Verdacht gar nicht ahndet; denn wäre dieses, so würde er als Offizier eine blutige Genugthuung fordern; die Folgen würden dann ins Fürchterliche gehen, und das Niedrige verschwinden.

5 Noch muß man das Niedrige der Gesinnung von dem Niedrigen der Handlung und des Zustandes wohl unterscheiden. Das erste ist unter aller ästhetischen Würde, das letzte kann öfters sehr gut da-
mit bestehen. Sklaverey ist niedrig; aber eine slavische Gesinnung
in der Freyheit ist verächtlich, eine slavische Beschäftigung hingegen
10 ohne eine solche Gesinnung ist es nicht; vielmehr kann das Niedrige des Zustandes, mit Hoheit der Gesinnung verbunden, ins Erhabene übergehen. Der Herr des Epittet, der ihn schlug, handelte niedrig, und der geschlagene Sklave zeigte eine erhabene Seele. Wahre Größe
schimmert aus einem niedrigen Schicksal nur desto herrlicher hervor
15 und der Künstler darf sich nicht fürchten, seinen Helden auch in einer verächtlichen Hülle aufzuführen, sobald er nur versichert ist, daß ihm der Ausdruck des innern Werths zu Gebote steht.

Aber was dem Dichter erlaubt seyn kann, ist dem Mahler nicht immer gestattet. Jener bringt seine Objekte bloß vor die Phantasie,
20 dieser hingegen unmittelbar vor die Sinne. Also ist nicht nur der Eindruck des Gemähltes lebhafter als der des Gedichts, sondern
der Mahler kann auch durch seine natürlichen Zeichen das Innere nicht so sichtbar machen, als der Dichter durch seine willkürlichen
Zeichen, und doch kann uns nur das Innere mit dem Außern ver-
25 söhnen. Wenn uns Homer seinen Ulyß in Bettlerlumpen aufführt, so kommt es auf uns an, wie weit wir uns dieses Bild ausmalen und wie lang wir dabey verweilen wollen. In keinem Fall aber hat es Lebhaftigkeit genug, daß es uns unangenehm oder ekelhaft seyn könnte. Wenn aber der Mahler oder gar noch der Schauspieler den
30 Ulyß dem Homer getreu nachbilden wollte, so würden wir uns mit Widerwillen davon hinwegwenden. Hier haben wir die Stärke des Eindrucks nicht in unserer Gewalt, wir müssen sehen, was uns der Mahler zeigt, und können die widrigen Nebenideen, die uns dabey in Erinnerung gebracht werden, nicht so leicht abweisen.

2: ahnt; R, ahnet; M. — 3: fordern; R B M. — 17: Innern b. — 24: den Außern B b. — 26: kommt R.

IX.

Ueber das Erhabene.

„Kein Mensch muß müssen“ sagt der Jude Nathan zum Derwisch, und dieses Wort ist in einem weiteren Umfange wahr, als man demselben vielleicht einräumen möchte. Der Wille ist der Ge-
5 schlechtscharakter des Menschen, und die Vernunft selbst ist nur die ewige Regel desselben. Vernünftig handelt die ganze Natur; sein Prärogativ ist bloß, daß er mit Bewußtseyn und Willen vernünftig handelt. Alle andere Dinge müssen; der Mensch ist das Wesen, welches will.

10 ' Eben deswegen ist des Menschen nichts so unwürdig, als Gewalt zu erleiden, denn Gewalt hebt ihn auf. Wer sie uns anthut, macht uns nichts geringeres als die Menschheit streitig; wer sie feigerweise erleidet, wirft seine Menschheit hinweg. Aber dieser Anspruch auf absolute Befreyung von allem, was Gewalt ist, scheint ein Wesen
15 vorauszusetzen, welches Macht genug besitzt, jede andere Macht von sich abzutreiben. Findet er sich in einem Wesen, welches im Reich der Kräfte nicht den obersten Rang behauptet, so entsteht daraus ein unglücklicher Widerspruch zwischen dem Trieb und dem Vermögen.

In diesem Falle befindet sich der Mensch. Umgeben von zahl-
20 losen Kräften, die alle ihm überlegen sind, und den Meister über ihn spielen, macht er durch seine Natur Anspruch, von keiner Gewalt zu erleiden. Durch seinen Verstand zwar steigert er künstlicherweise seine natürlichen Kräfte, und bis auf einen gewissen Punkt 5

b: Kleinere prosaische Schriften, Th. 3 (1801), S. 3—43. — B: Dieselben, andrer Druck. — K: Werke 1813. 8, 2, 211 ff. — W: Werke 1844. 10, 379 ff. — M: Werke 1860. 12, 261 ff. — 2: Nathan] Lessings Nathan I, 3. Werke 2, 199. — 8: Alle andern B M.

gelingt es ihm wirklich, physisch über alles Physische Herr zu werden. Gegen alles, sagt das Sprichwort, giebt es Mittel, nur nicht gegen den Tod. Aber diese einzige Ausnahme, wenn sie das wirklich im strengsten Sinne ist, würde den ganzen Begriff des Menschen auf-
 5 heben. Nimmermehr kann er das Wesen seyn, welches will, wenn es auch nur Einen Fall giebt, wo er schlechterdings muß, was er nicht will. Dieses einzige schreckliche, was er nur muß und nicht will, wird wie ein Gespenst ihn begleiten, und ihn, wie auch wirklich bey den mehresten Menschen der Fall ist, den blinden Schreck-
 10 nissen der Phantasie zur Beute überliefern; seine gerühmte Freyheit ist absolut Nichts, wenn er auch nur in einem einzigen Punkte gebunden ist. Die Kultur soll den Menschen in Freyheit setzen und ihm dazu behülflich seyn, seinen ganzen Begriff zu erfüllen. Sie soll ihn also fähig machen, seinen Willen zu behaupten, denn der Mensch
 15 ist das Wesen, welches will.

' Dieß ist auf zweyerley Weise möglich. Entweder realistisch, 6 wenn der Mensch der Gewalt Gewalt entgegensetzt, wenn er als Natur die Natur beherrscht: oder idealistisch, wenn er aus der Natur heraustritt und so, in Rücksicht auf sich, den Begriff der Gewalt vernichtet. Was ihm zu dem ersten verhilft, heißt physische
 20 Kultur. Der Mensch bildet seinen Verstand und seine sinnlichen Kräfte aus, um die Naturkräfte nach ihren eigenen Gesetzen, entweder zu Werkzeugen seines Willens zu machen, oder sich vor ihren Wirkungen, die er nicht lenken kann, in Sicherheit zu setzen. Aber die Kräfte
 25 der Natur lassen sich nur bis auf einen gewissen Punkt beherrschen oder abwehren; über diesen Punkt hinaus entziehen sie sich der Macht des Menschen und unterwerfen ihn der ihrigen.

Jetzt also wäre es um seine Freyheit gethan, wenn er keiner andern als physischen Kultur fähig wäre. Er soll aber ' ohne Aus- 7
 30 nahme Mensch seyn, also in keinem Fall etwas gegen seinen Willen erleiden. Kann er also den physischen Kräften keine verhältnismäßige physische Kraft mehr entgegen setzen, so bleibt ihm, um keine Gewalt zu erleiden, nichts anders übrig, als: ein Verhältniß, welches ihm so nachtheilig ist, ganz und gar aufzuheben, und eine Ge-
 35 walt, die er der That nach erleiden muß, dem Begriff nach zu

2: Sprichwort B. — 9: mehresten R, meisten M.

vernichten. Eine Gewalt dem Begriffe nach vernichten, heißt aber nichts anders, als sich derselben freiwillig unterwerfen. Die Kultur, die ihn dazu geschickt macht, heißt die moralische.

Der moralisch gebildete Mensch, und nur dieser, ist ganz frey. 5 Entweder er ist der Natur als Macht überlegen, oder er ist einstimmig mit derselben. Nichts was sie an ihm ausübt, ist Gewalt, denn eh es bis zu ihm kommt, ist es schon seine eigene Handlung geworden, und die dynamische Natur erreicht ihn ' selbst nie, weil 8 er sich von allem, was sie erreichen kann, freythätig scheidet. Diese 10 Sinnesart aber, welche die Moral unter dem Begriff der Resignation in die Nothwendigkeit und die Religion unter dem Begriff der Ergebung in den göttlichen Rathschluß lehret, erfordert, wenn sie ein Werk der freyen Wahl und Ueberlegung seyn soll, schon eine größere Klarheit des Denkens und eine höhere Energie des Willens, als dem 15 Menschen im handelnden Leben eigen zu seyn pflegt. Glücklicherweise aber ist nicht bloß in seiner rationalen Natur eine moralische Anlage, welche durch den Verstand entwickelt werden kann, sondern selbst in seiner sinnlich vernünftigen, d. h. menschlichen Natur eine ästhe- 20 tische Tendenz dazu vorhanden, welche durch gewisse sinnliche Gegenstände geweckt, und durch Läuterung seiner Gefühle zu diesem idealistischen Schwung des Gemüths kultivirt werden kann. Von dieser, ihrem Begriff und Wesen nach, zwar idealistischen Anlage, die aber auch selbst der ' Realist in seinem Leben deutlich genug an den Tag legt, 9 obgleich er sie in seinem System nicht zugiebt*, werde ich gegenwärtig 25 handeln.

Zwar reichen schon die entwickelten Gefühle für Schönheit dazu hin, uns bis auf einen gewissen Grad von der Natur als einer Macht unabhängig zu machen. Ein Gemüth, welches sich soweit veredelt hat, um mehr von den Formen als dem Stoff der Dinge gerührt zu 30 werden, und ohne alle Rücksicht auf Besitz, aus der bloßen Reflexion

* Wie überhaupt nichts wahrhaft idealistisch heißen kann, als was der vollkommene Realist wirklich unbewußt ausübt, und nur durch eine Inconsequenz kugnet.

7: ehe B. — 12: erfordert, B R W M. — 18: ästhetische b B. (Ebenso 217, 27; 231, 4.) — 24: zugiebt *) werde b. — 31: heiß- | sen b, idealistisch | heißen B. — 32: Realist | b, Rea- | list B.

über die Erscheinungsweise ein freyes Wohlgefallen zu schöpfen, ein solches Gemüth trägt in sich selbst eine innre unverlierbare Fülle des Lebens, und weil es nicht nöthig hat, sich die Gegenstände zuzueignen, in denen es lebt, so ist es auch nicht in Gefahr, derselben beraubt zu werden. Aber endlich will doch auch der Schein einen Körper haben, an welchem er sich zeigt, und solange also ein Bedürfniß auch nur nach schönem Schein vorhanden ist, bleibt ein Bedürfniß nach dem Daseyn von Gegenständen übrig, und unfre Zufriedenheit ist folglich noch von der Natur als Macht abhängig, welche über alles Daseyn gebietet. Es ist nemlich etwas ganz anders, ob wir ein Verlangen nach schönen und guten Gegenständen fühlen, oder ob wir bloß verlangen, daß die vorhandenen Gegenstände schön und gut seyen. Das letzte kann mit der höchsten Freyheit des Gemüths bestehen, aber das erste nicht; daß das Vorhandene schön und gut sey, können wir fodern; daß das Schöne und Gute vorhanden sey, bloß wünschen. Diejenige Stimmung des Gemüths, welche gleichgültig ist, ob das Schöne und Gute und Vollkommene existire, aber mit rigoristischer Strenge verlangt, daß das Existirende gut und schön und vollkommen sey, heißt vorzugsweise groß und erhaben, weil sie alle Realitäten des schönen Charakters enthält, ohne seine Schranken zu theilen.

Es ist ein Kennzeichen guter und schöner, aber jederzeit schwacher Seelen, immer ungeduldig auf Existenz ihrer moralischen Ideale zu dringen, und von den Hindernissen derselben schmerzlich gerührt zu werden. Solche Menschen setzen sich in eine traurige Abhängigkeit von dem Zufall, und es ist immer mit Sicherheit vorherzusagen, daß sie der Materie in moralischen und ästhetischen Dingen zuviel einräumen und die höchste Charakter- und Geschmacks-Probe nicht bestehen werden. Das moralisch Fehlerhafte soll uns nicht Leiden und Schmerz einflößen, welches immer mehr von einem unbefriedigten Bedürfniß als von einer unerfüllten Forderung zeugt. Diese muß einen rüstigern Affect zum Begleiter haben, und das Gemüth eher stärken und in seiner Kraft befestigen, als kleinmüthig und unglücklich machen.

2: innere B. — 14: vorhandene b. — 15: fodern; B R W M. — Vorhanden b. — 16: welcher gleichgültig B. — 22: schöner aber b B. — 25: set- | zen B, se- | hen b. — 31: Forderung R W M. — 33: befestigen, B.

'Zwey Genien sind es, die uns die Natur zu Begleitern durchs 12
 Leben gab. Der Eine, gesellig und hold, verkürzt uns durch sein
 munteres Spiel die mühsolle Reise, macht uns die Fesseln der Noth-
 wendigkeit leicht, und führt uns unter Freude und Scherz bis an
 5 die gefährlichen Stellen, wo wir als reine Geister handeln und alles
 Körperliche ablegen müssen, bis zur Erkenntniß der Wahrheit und
 zur Ausübung der Pflicht. Hier verläßt er uns, denn nur die
 Sinnenwelt ist sein Gebieth, über diese hinaus kann ihn sein irr-
 discher Flügel nicht tragen. Aber jetzt tritt der andere hinzu, ernst
 10 und schweigend, und mit starkem Arm trägt er uns über die schwind-
 lichte Tiefe.

In dem ersten dieser Genien erkennet man das Gefühl des
 Schönen, in dem zweyten das Gefühl des Erhabenen. Zwar ist schon
 das Schöne ein Ausdruck der Freyheit; aber nicht derjenigen, welche
 15 uns über die Macht der Natur erhebt ' und von allem körperlichen 13
 Einfluß entbindet, sondern derjenigen, welche wir innerhalb der Natur
 als Menschen genießen. Wir fühlen uns frey bey der Schönheit,
 weil die sinnlichen Triebe mit dem Gesetz der Vernunft harmonieren;
 wir fühlen uns frey beim Erhabenen, weil die sinnlichen Triebe auf die
 20 Gesetzgebung der Vernunft keinen Einfluß haben, weil der Geist hier
 handelt, als ob er unter keinen andern als seinen eigenen Gesetzen
 stünde.

Das Gefühl des Erhabenen ist ein gemischtes Gefühl. Es ist
 eine Zusammensetzung von Wehsehn, das sich in seinem höchsten
 25 Grad als ein Schauer äußert, und von Frohsehn, das bis zum
 Entzücken steigen kann und ob es gleich nicht eigentlich Lust ist, von
 seinen Seelen aller Lust doch weit vorgezogen wird. Diese Verbin-
 dung zweyer widersprechender Empfindungen in einem einzigen Ge-
 fühl beweist unsere moralische Selbstständigkeit auf eine unwiderleg-
 30 liche Weise. Denn da es absolut unmöglich ist, daß der nehmliche 14
 Gegenstand in zwey entgegengesetzten Verhältnissen zu uns stehe, so
 folgt daraus, daß wir selbst in zwey verschiedenen Verhältnissen zu
 dem Gegenstand stehen, daß folglich zwey entgegengesetzte Naturen
 in uns vereinigt seyn müssen, welche bey Vorstellung desselben

3: mühsolle W. M. — 8: Gebiet, B. — 8-9: irdischer B. — 10-11:
 schwindliche R. — 18: harmoniren; B. — 19: bey'm B. — 34: desselben, b.

auf ganz entgegengesetzte Art interessirt sind. Wir erfahren also durch das Gefühl des Erhabenen, daß sich der Zustand unsers Geistes nicht nothwendig nach dem Zustand des Sinnes richtet, daß die Gesetze der Natur nicht nothwendig auch die unsrigen sind, und daß
5 wir ein selbstständiges Prinzipium in uns haben, welches von allen sinnlichen Rührungen unabhängig ist.

Der erhabene Gegenstand ist von doppelter Art. Wir beziehen ihn entweder auf unsere Fassungskraft und erliegen bey dem Versuch, uns ein Bild oder einen Begriff von ihm zu bilden: oder
10 wir beziehen ihn auf unsere Lebenskraft, und betrachten ihn als eine Macht, gegen welche die unsrige in Nichts verschwindet. Aber
15 ob wir gleich in dem einen, wie in dem andern Fall durch seine Veranlassung das peinliche Gefühl unserer Grenzen erhalten, so fliehen wir ihn doch nicht, sondern werden vielmehr mit unwiderstehlicher Gewalt von ihm angezogen. Würde dieses wohl möglich seyn, wenn die Grenzen unsrer Phantasie zugleich die Grenzen unsrer Fassungskraft wären? Würden wir wohl an die Allgewalt der Naturkräfte gern erinnert seyn wollen, wenn wir nicht noch etwas anders im Rückhalt hätten, als was ihnen zum Raube werden kann? Wir
20 ergößen uns an dem Sinnlich-unendlichen, weil wir denken können, was die Sinne nicht mehr fassen, und der Verstand nicht mehr begreift. Wir werden begeistert von dem Furchtbaren, weil wir wollen können, was die Triebe verabscheuen, und verwerfen, was sie begehren. Gern lassen wir die Imagination im Reich der Erscheinungen ihren
25 Meister finden, denn endlich ist es doch nur eine sinnliche Kraft, die über eine andere sinnliche triumphirt, aber an das absolut Große in uns selbst kann die Natur in ihrer ganzen Grenzenlosigkeit nicht reichen. Gern unterwerfen wir der physischen Nothwendigkeit unser Wohlseyn und unser Daseyn, denn das erinnert uns eben, daß sie
30 über unsere Grundsätze nicht zu gebieten hat. Der Mensch ist in ihrer Hand, aber des Menschen Willen ist in der seinigen.

Und so hat die Natur sogar ein sinnliches Mittel angewendet, uns zu lehren, daß wir mehr als bloß sinnlich sind; so mußte sie selbst Empfindungen dazu zu benutzen, uns der Entdeckung auf die
35 Spur zu führen, daß wir der Gewalt der Empfindungen nichts we-

31: Wille & W. M.

niger als slavisch unterworfen sind. Und dieß ist eine ganz andere Wirkung, als durch das Schöne geleistet werden kann; durch das Schöne der Wirklichkeit nehmlich, denn im Idealschönen muß sich auch das Erhabene verlieren. Bey dem Schönen stimmen Vernunft 17
 5 und Sinnlichkeit zusammen, und nur um dieser Zusammenstimmung willen hat es Reiz für uns. Durch die Schönheit allein würden wir also ewig nie erfahren, daß wir bestimmt und fähig sind, uns als reine Intelligenzen zu beweisen. Beim Erhabenen hingegen stimmen Vernunft und Sinnlichkeit nicht zusammen, und eben in diesem
 10 Widerspruch zwischen beiden liegt der Zauber, womit es unser Gemüth ergreift. Der physische und der moralische Mensch werden hier aufs schärfste von einander geschieden, denn gerade bey solchen Gegenständen, wo der erste nur seine Schranken empfindet, macht der andere die Erfahrung seiner Kraft und wird durch eben das unendlich er-
 15 hoben, was den andern zu Boden drückt.

Ein Mensch, will ich annehmen, soll alle die Tugenden besitzen, deren Vereinigung den schönen Charakter ausmacht. Er soll in der Ausübung der Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit, Mäßigkeit, Stand- 18
 hastigkeit und Treue seine Wollust finden, alle Pflichten, deren Be-
 20 folgung ihm die Umstände nahe legen, sollen ihm zum leichten Spiele werden, und das Glück soll ihm keine Handlung schwer machen, wozu nur immer sein menschenfreundliches Herz ihn auffodern mag. Wem wird dieser schöne Einklang der natürlichen Triebe mit den Vorschriften der Vernunft nicht entzündend seyn, und wer sich ent-
 25 halten können, einen solchen Menschen zu lieben? Aber können wir uns wohl, bey aller Zuneigung zu demselben versichert halten, daß er wirklich ein Tugendhafter ist, und daß es überhaupt eine Tugend giebt? Wenn es dieser Mensch auch bloß auf angenehme Empfindungen angelegt hätte, so könnte er, ohne ein Thor zu seyn, schlechterdings
 30 nicht anders handeln, und er müßte seinen eignen Vortheil hassen, wenn er lasterhaft seyn wollte. Es kann seyn, daß die Quelle seiner Handlungen rein ist, aber das muß er ' mit seinem eignen Herzen 19
 ausmachen, wir sehen nichts davon. Wir sehen ihn nicht mehr thun als auch der bloß kluge Mann thun müßte, der das Vergnügen zu

8: Beym B. — 10: beyden B. — 22: auffordern R B M. — 23: Wir B. — 26: wohl bey B.

seinem Gott macht. Die Sinnenwelt also erklärt das ganze Phänomen seiner Tugend, und wir haben gar nicht nöthig, uns jenseits derselben nach einem Grund davon umzusehen.

Dieser nehmliche Mensch soll aber plötzlich in ein großes Un-
 5 glück gerathen. Man soll ihn seiner Güter berauben, man soll seinen guten Rahmen zu Grund richten. Krankheiten sollen ihn auf ein schmerzhaftes Lager werfen, alle, die er liebt, soll der Tod ihm entreißen, alle, denen er vertraut, ihn in der Noth verlassen. In diesem Zustande suche man ihn wieder auf, und fordre von dem Unglücklichen
 10 die Ausübung der nehmlichen Tugenden, zu denen der Glückliche einst so bereit gewesen war. Findet man ihn in diesem Stüd noch ganz als den nehmlichen, hat die Ar'muth seine Wohlthätigkeit, der Undank 20 seine Dienstfertigkeit, der Schmerz seine Gleichmüthigkeit, eignes Unglück seine Theilnehmung an fremdem Glücke nicht vermindert, bemerkt
 15 man die Verwandlung seiner Umstände in seiner Gestalt, aber nicht in seinem Betragen, in der Materie, aber nicht in der Form seines Handelns — dann freylich reicht man mit keiner Erklärung aus dem Naturbegriff mehr aus, (nach welchem es schlechterdings nothwendig ist, daß das Gegenwärtige als Wirkung sich auf etwas Ver-
 20 gangenes als seine Ursache gründet), weil nichts widersprechender seyn kann, als daß die Wirkung dieselbe bleibe, wenn die Ursache sich in ihr Gegenheil verwandelt hat. Man muß also jeder natürlichen Erklärung entsagen, muß es ganz und gar aufgeben, das Betragen aus dem Zustande abzuleiten, und den Grund des erstern
 25 aus der physischen Weltordnung heraus in eine ganz andere verlegen, welche die Vernunft zwar mit ihren Ideen erschliegen, der Verstand aber mit seinen Begriffen nicht erfassen kann. Diese Entdeckung des 21 absoluten moralischen Vermögens, welches an keine Natur-Bedingung gebunden ist, gibt dem wehmüthigen Gefühl, wovon wir beym An-
 30 blick eines solchen Menschen ergriffen werden, den ganz eignen unaussprechlichen Reiz, den keine Lust der Sinne, so verebelt sie auch seyen, dem Erhabenen streitig machen kann.

Das Erhabene verschafft uns also einen Ausgang aus der sinnlichen Welt, worinn uns das Schöne gern immer gefangen halten

2: jenseit B. — 9: fordre R B M. — 20: giebt B. — 34: worin B.

möchte. Nicht allmählig (denn es gibt von der Abhängigkeit keinen Uebergang zur Freyheit), sondern plötzlich und durch eine Erschütterung, reißt es den selbstständigen Geist aus dem Netze los, womit die verfeinerte Sinnlichkeit ihn umstrickte, und das um so fester bindet, je durchsichtiger es gesponnen ist. Wenn sie durch den unmerklichen Einfluß eines weichlichen Geschmacks auch noch so viel über die Menschen gewonnen hat — wenn es ihr ' gelungen ist, sich in der verführerischen Hülle des geistigen Schönen in den innersten Sitz der moralischen Gesetzgebung einzudrängen, und dort die Heiligkeit der Maximen an ihrer Quelle zu vergiften, so ist oft eine einzige erhabene Rührung genug, dieses Gewebe des Betrugs zu zerreißen, dem gefesselten Geist seine ganze Schnellkraft auf einmal zurückzugeben, ihm eine Revelation über seine wahre Bestimmung zu ertheilen, und ein Gefühl seiner Würde, wenigstens für den Moment aufzunöthigen.

Die Schönheit unter der Gestalt der Göttinn Calypso hat den tapferen Sohn des Ulysses bezaubert, und durch die Macht ihrer Reizungen hält sie ihn lange Zeit auf ihrer Insel gefangen. Lange glaubt er einer unsterblichen Gottheit zu huldigen, da er doch nur in den Armen der Wollust liegt, — aber ein erhabener Eindruck ergreift ihn plötzlich unter Mentors Gestalt, er erinnert sich seiner bessern Bestimmung, wirft sich in die Wellen und ist frey.

Das Erhabene, wie das Schöne, ist durch die ganze Natur verschwenderisch ausgegossen, und die Empfindungsfähigkeit für beides in alle Menschen gelegt; aber der Keim dazu entwickelt sich ungleich, und durch die Kunst muß ihm nachgeholfen werden. Schon der Zweck der Natur bringt es mit sich, daß wir der Schönheit zuerst entgegen-eilen, wenn wir noch vor dem Erhabenen fliehn; denn die Schönheit ist unsre Wärterinn im kindischen Alter, und soll uns ja aus dem rohen Naturstand zur Verfeinerung führen. Aber ob sie gleich unsre erste Liebe ist, und unsre Empfindungsfähigkeit für dieselbe zuerst sich entfaltet, so hat die Natur doch dafür gesorgt, daß sie langsamer reif wird, und zu ihrer völligen Entwicklung erst die Ausbildung des Verstandes und Herzens abwartet. Erreichte der Geschmack seine völlige Reife, ehe Wahrheit und Sittlichkeit auf einen bessern Weg, als durch ihn geschehen kann, in unser Herz gepflanzt wären, so würde die

1: giebt B. — 8: Schönen, B. — 32: Entwicklung B.

Sinnenwelt ewig ' die Grenze unsrer Bestrebungen bleiben. Wir 24
würden weder in unsern Begriffen, noch in unsern Gefinnungen über
sie hinaus gehn, und was die Einbildungskraft nicht darstellen kann,
würde auch keine Realität für uns haben. Aber glücklicherweise liegt
5 es schon in der Einrichtung der Natur, daß der Geschmack, obgleich
er zuerst blühet, doch zuletzt unter allen Fähigkeiten des Gemüths
seine Zeitigung erhält. In dieser Zwischenzeit wird Frist genug ge-
wonnen, einen Reichthum von Begriffen in dem Kopf und einen Schatz
von Grundsätzen in der Brust anzupflanzen, und dann besonders auch
10 die Empfindungsfähigkeit für das Große und Erhabene aus der Ver-
nunft zu entwickeln.

So lange der Mensch bloß Sklave der physischen Nothwendigkeit
war, aus dem engen Kreis der Bedürfnisse noch keinen Ausgang ge-
funden hatte, und die hohe dämonische Freyheit in seiner Brust
15 noch nicht ahndete, so konnte ihn ' die unsaßbare Natur nur an 25
die Schranken seiner Vorstellungskraft und die verderbende Natur
nur an seine physische Ohnmacht erinnern. Er mußte also die erste
mit Kleinmuth vorübergehen, und sich von der andern mit Entsetzen
abwenden. Raum aber macht ihm die freie Betrachtung gegen den
20 blinden Andrang der Naturkräfte Raum, und kaum entdeckt er in
dieser Fluth von Erscheinungen etwas Bleibendes in seinem eigenen
Wesen, so fangen die wilden Naturmassen um ihn herum an, eine
ganz andere Sprache zu seinem Herzen zu reden: und das relativ
Große außer ihm ist der Spiegel, worinn er das absolut Große in
25 ihm selbst erblickt. Furchtlos und mit schauerlicher Lust nähert er
sich jetzt diesen Schreckbildern seiner Einbildungskraft, und bietet ab-
sichtlich die ganze Kraft dieses Vermögens auf, das Sinnlichenunendliche
darzustellen, um, wenn es bey diesem Versuche dennoch erliegt, die
Ueberlegenheit seiner Ideen über das Höchste, was die ' Sinnlichkeit 26
30 leisten kann, desto lebhafter zu empfinden. Der Anblick unbegrenzter
Fernen und unabsehbarer Höhen, der weite Ocean zu seinen Füßen,
und der größere Ocean über ihm, entreißen seinen Geist der engen
Sphäre des Wirklichen und der drückenden Gefangenschaft des physi-
schen Lebens. Ein größerer Maßstab der Schätzung wird ihm von

15: ahnte, R, ahnete, M. — 24: außer B. — worin B.

der simplen Majestät der Natur vorgehalten, und, von ihren großen Gestalten umgeben, erträgt er das Kleine in seiner Denkart nicht mehr. Wer weiß, wie manchen Lichtgedanken oder Heldenentschluß, den kein Studierkerker, und kein Gesellschaftsaal zur Welt gebracht
 5 haben möchte, nicht schon dieser muthige Streit des Gemüths mit dem großen Naturgeist auf einem Spaziergang gebahr — wer weiß, ob es nicht dem seltenern Verkehr mit diesem großen Genius zum Theil zuzuschreiben ist, daß der Charakter der Städter sich so gerne zum Klei-
 10 lichen wendet, verkrüppelt und welkt, wenn der Sinn des Roma'den 27
 10 offen und frey bleibt, wie das Firmament, unter dem er sich lagert.

Aber nicht bloß das Unerreichbare für die Einbildungskraft, das Erhabene der Quantität, auch das Unfaßbare für den Verstand, die Verwirrung, kann, sobald sie ins Große geht, und sich als Werk der Natur ankündigt (denn sonst ist sie verächtlich), zu einer
 15 Darstellung des Ueber sinnlichen dienen, und dem Gemüth einen Schwung geben. Wer verweilet nicht lieber bey der geistreichen Unordnung einer natürlichen Landschaft als bey der geistlosen Regelmäßigkeit eines französischen Gartens? Wer bestaunt nicht lieber den wunder-
 20 baren Kampf zwischen Fruchtbarkeit und Zerstörung in Siciliens
 20 Fluren, weidet sein Auge nicht lieber an Schottlands wilden Katarak-
 ten und Nebelgebirgen, Ossians großer Natur, als daß er in dem schnurgerichten Holland den sauren Sieg der Geduld über das trogigste
 der Elemente bewundert? Niemand wird läugnen, daß ' in Bataviens 28
 25 Triften für den physischen Menschen besser gesorgt ist, als unter dem
 25 türkischen Krater des Vesuv, und daß der Verstand, der begreifen und ordnen will, bey einem regulären Wirthschaftsgarten weit mehr
 als bey einer wilden Naturlandschaft seine Rechnung findet. Aber der Mensch hat noch ein Bedürfniß mehr, als zu leben und sich wohl
 30 seyn zu lassen, und auch noch eine andere Bestimmung, als die Er-
 30 scheinungen um ihn herum zu begreifen.

Was dem Reisenden von Empfindung die wilde Bizarrie in der physischen Schöpfung so anziehend macht, eben das eröffnet einem begeisterungsfähigen Gemüth, selbst in der bedenklichen Anarchie der moralischen Welt, die Quelle eines ganz eignen Vergnügens. Wer

4: Gesellschaftsaal B M. — 12: auch] auf b. — 14: verächtlich,) B. — 26 regulären B.

freylich die große Haushaltung der Natur mit der dürftigen Fadel
des Verstandes beleuchtet, und immer nur darauf ausgeht, ihre
kühne Unordnung in Harmonie aufzulösen, der kann sich in ei'ner 29
Welt nicht gefallen, wo mehr der tolle Zufall als ein weiser Plan
zu regieren scheint, und bey weitem in den mehresten Fällen Verdienst
und Glück mit einander im Widerspruche stehn. Er will haben, daß
in dem großen Weltlaufe alles wie in einer guten Wirthschaft geordnet
sey, und vermist er, wie es nicht wohl anders seyn kann, diese Ge-
sezmäßigkeit, so bleibt ihm nichts anders übrig, als von einer künst-
10 tigen Existenz und von einer andern Natur die Befriedigung zu er-
warten, die ihm die gegenwärtige und vergangene schuldig bleibt.
Wenn er es hingegen gutwillig aufgibt, dieses gesetzlose Chaos von
Erscheinungen unter eine Einheit der Erkenntniß bringen zu wollen,
so gewinnt er von einer andern Seite reichlich, was er von dieser
15 verloren gibt. Gerade dieser gänzliche Mangel einer Zweckverbindung
unter diesem Gedränge von Erscheinungen, wodurch sie für den Ver-
stand, der sich an diese Verbindungsform halten muß, übersteigend
und unbrauchbar werden, macht sie zu einem desto treffendern Sinn- 30
bild für die reine Vernunft, die in eben dieser wilden Ungebunden-
20 heit der Natur ihre eigne Unabhängigkeit von Naturbedingungen dar-
gestellt findet. Denn wenn man einer Reihe von Dingen alle Ver-
bindung unter sich nimmt, so hat man den Begriff der Independenz,
der mit dem reinen Vernunftbegriff der Freyheit überraschend zusammen-
stimmt. Unter dieser Idee der Freyheit, welche sie aus ihrem eigenen
25 Mittel nimmt, faßt also die Vernunft in eine Einheit des Gedankens
zusammen, was der Verstand in keine Einheit der Erkenntniß ver-
binden kann, unterwirft sich durch diese Idee das unendliche Spiel
der Erscheinungen, und behauptet also ihre Macht zugleich über den
Verstand als sinnlich bedingtes Vermögen. Erinnerung man sich nun,
30 welchen Werth es für ein Vernunftwesen haben muß, sich seiner In-
dependenz von Naturgesetzen bewußt zu werden, so begreift man, wie
es zugeht, daß Menschen von erhabener Gemüthsstimmung durch diese
ihnen dargebotene Idee der Freyheit sich für allen Fehlschlag der Er-
kenntniß für entschädigt halten können. Die Freyheit in allen ihren
35 moralischen Widersprüchen und physischen Uebeln ist für edle Gemüther

5: mehrsten R, meisten M. — 19: reinere B.

Schiller, samml. Schriften. 8te.-Brit. Ausg. X.

15

ein unendlich interessanteres Schauspiel als Wohlstand und Ordnung ohne Freyheit, wo die Schaaf geduldig dem Hirten folgen, und der selbstherrschende Wille sich zum dienstbaren Glied eines Uhrwerks herabsetzt. Das letzte macht den Menschen bloß zu einem geistreichen Pro-
 5 dukte und glücklichen Bürger der Natur, die Freyheit macht ihn zum Bürger und Mitherrscher eines höhern Systems, wo es unendlich ehrenvoller ist, den untersten Platz einzunehmen, als in der physischen Ordnung den Reihen anzuführen.

Aus diesem Gesichtspunct betrachtet, und nur aus diesem, ist
 10 mir die Weltgeschichte ein erhabenes Object. Die Welt, als historischer Gegenstand, ist im Grunde nichts anders als der Konflikt der Natur-
 32 kräfte unter einander selbst und mit der Freyheit des Menschen, und den Erfolg dieses Kampfs berichtet uns die Geschichte. So weit die Geschichte bis jetzt gekommen ist, hat sie von der Natur (zu der alle
 15 Affekte im Menschen gezählt werden müssen) weit größere Thaten zu erzählen, als von der selbstständigen Vernunft, und diese hat bloß durch einzelne Ausnahmen vom Naturgesetz in einem Rato, Aristides, Phocion und ähnlichen Männern ihre Macht behaupten können. Nähert
 man sich nur der Geschichte mit großen Erwartungen von Licht und
 20 Erkenntniß — wie sehr findet man sich da getäuscht! Alle wohlge-
 meynete Versuche der Philosophie, das, was die moralische Welt fordert, mit dem, was die wirkliche leistet, in Uebereinstimmung zu bringen, werden durch die Aussagen der Erfahrungen widerlegt, und
 so gefällig die Natur in ihrem organischen Reich sich nach den
 25 regulativen Grundsätzen der Beurtheilung richtet oder zu richten
 38 scheint, so unbändig reißt sie im Reich der Freyheit den Jügel ab, woran der Spekulations-Geist sie gern gefangen führen möchte.

Wie ganz anders, wenn man darauf resignirt, sie zu erklären, und diese ihre Unbegreiflichkeit selbst zum Standpunct der Beurthei-
 30 lung macht. Eben der Umstand, daß die Natur im Großen ange-
 sehen, aller Regeln, die wir durch unsern Verstand ihr vorschreiben, spottet, daß sie auf ihrem eigenwilligen freyen Gang die Schöpfungen der Weisheit und des Zufalls mit gleicher Achtslosigkeit in den Staub

2: Schaaf B. — 5: glücklichen A. — 9: Gesichtspunct B. — 12: Menschen und b. — 20—21: wohlgemeinten A B M. — 21—22: fordert, A B M. — 23: Aussagen, b. — 24: Organischen b B. — 32: auf ihren b B.

tritt, daß sie das Wichtige wie das Geringe, das Edle wie das Gemeine in Einem Untergang mit sich fortreißt, daß sie hier eine Ameisenwelt erhält, dort ihr herrlichstes Geschöpf den Menschen in ihre Riesenarme faßt und zerschmettert, daß sie ihre mühsamsten Erwerbungen oft in einer leichtsinnigen Stunde verschwendet, und an einem Werk der Thorheit oft Jahrhunderte lang ' baut — mit einem Wort — dieser Abfall der Natur im Großen von den Erkenntnisregeln, denen sie in ihren einzelnen Erscheinungen sich unterwirft, macht die absolute Unmöglichkeit sichtbar, durch Naturgesetze die Natur selbst zu erklären, und von ihrem Reiche gelten zu lassen, was in ihrem Reiche gilt, und das Gemüth wird also unwiderstehlich aus der Welt der Erscheinungen heraus in die Ideenwelt, aus dem Bedingten ins Unbedingte getrieben.

Noch viel weiter als die sinnlich unendliche führt uns die furchtbare und zerstörende Natur, so lange wir nehmlich bloß freye Betrachteter derselben bleiben. Der sinnliche Mensch freylich, und die Sinnlichkeit in dem vernünftigen fürchten nichts so sehr, als mit dieser Macht zu zerfallen, die über Wohlseyn und Existenz zu gebieten hat.

Das höchste Ideal, wornach wir ringen, ist, mit der physischen Welt, als ' der Bewahrerin unserer Glückseligkeit, in gutem Vernehmen zu bleiben, ohne darum genöthigt zu seyn, mit der moralischen zu brechen, die unsre Würde bestimmt. Nun geht es aber bekanntermaßen nicht immer an, beyden Herren zu dienen, und wenn auch (ein fast unmöglicher Fall) die Pflicht mit dem Bedürfnisse nie in Streit gerathen sollte; so geht doch die Naturnothwendigkeit keinen Vertrag mit dem Menschen ein, und weder seine Kraft noch seine Geschicklichkeit kann ihn gegen die Tücke der Verhängnisse sicher stellen. Wohl ihm also, wenn er gelernt hat zu ertragen, was er nicht ändern kann, und Preiß zu geben mit Würde, was er nicht retten kann! Fälle können eintreten, wo das Schicksal alle Aussenwerke ersteigt, auf die er seine Sicherheit gründete, und ihm nichts weiter übrig bleibt, als sich in die heilige Freyheit der Geister zu flüchten — wo es kein andres Mittel gibt, den Lebenstrieb zu beruhigen, als es zu wollen — und kein andres Mittel, der Macht ' der Natur zu wider-

21: Bewahrerin B. — 22-23: Moralischen b. — 30: kann und b B. — Preiß B.

stehen, als ihr zuvorzukommen und durch eine freie Aufhebung alles sinnlichen Interesse, ehe noch eine physische Macht es thut, sich moralisch zu entleiben.

Dazu nun stärken ihn erhabene Nüchternungen und ein öfterer Umgang mit der zerstörenden Natur, sowohl da wo sie ihm ihre verderbliche Macht bloß von Ferne zeigt, als wo sie sie wirklich gegen seine Mitmenschen äußert. Das Pathetische ist ein künstliches Unglück, und wie das wahre Unglück, setzt es uns in unmittelbaren Verkehr mit dem Geistergesetze, das in unserm Busen gebietet. Aber das wahre Unglück wählt seinen Mann und seine Zeit nicht immer gut; es überrascht uns oft wehrlos, und was noch schlimmer ist, es macht uns oft wehrlos. Das künstliche Unglück des Pathetischen hingegen findet uns in voller Rüstung, und weil es bloß eingeildet ist, so gewinnt das selbstständige Principium in unserm Gemüthe Raum, seine absolute Independenz zu behaupten. Je öfter nun der Geist diesen Akt von Selbstthätigkeit erneuert, desto mehr wird ihm derselbe zur Fertigkeit, einen desto größern Vorsprung gewinnt er vor dem sinnlichen Trieb, daß er endlich auch dann, wenn aus dem eingeübten und künstlichen Unglück ein ernsthaftes wird, im Stande ist, es als ein künstliches zu behandeln, und, der höchste Schwung der Menschennatur! das wirkliche Leiden in eine erhabene Nüchternung aufzulösen. Das Pathetische, kann man daher sagen, ist eine Inokulation des unvermeidlichen Schicksals, wodurch es seiner Bösartigkeit beraubt, und der Angriff desselben auf die starke Seite des Menschen hingeleitet wird.

Also hinweg mit der falsch verstandenen Schonung und dem schlaffen verzärtelten Geschmaç, der über das ernste Angesicht der Nothwendigkeit einen Schleier wirft, und um sich bey den Sinnen in Gunst zu setzen, eine Harmo'nie zwischen dem Wohlfeyn und Wohlverhalten lügt, wovon sich in der wirklichen Welt keine Spuren zeigen. Stirne gegen Stirn zeige sich uns das böse Verhängniß. Nicht in der Unwissenheit der uns umlagernden Gefahren — denn diese muß doch endlich aufhören — nur in der Bekanntschaft mit denselben ist Heil für uns. Zu dieser Bekanntschaft nun verhilft uns

2: Interesse ehe b. — 9: Geistergesetze, B. — 31: Stirn gegen Stirn B. R. — 33—34: mit derselben b. B.

das furchtbar herrliche Schauspiel der alles zerstörenden und wieder erschaffenden, und wieder zerstörenden Veränderung — des bald langsam untergrabenden, bald schnell überfallenden Verderbens, verhelfen uns die pathetischen Gemälde der mit dem Schicksal eingehenden
 5 Menschheit, der unaufhaltsamen Flucht des Glücks, der betrogenen Sicherheit, der triumphirenden Ungerechtigkeit und der unterliegenden Unschuld, welche die Geschichte in reichem Maaß aufstellt, und die tragische Kunst nachahmend vor unsre Augen bringt. Denn wo wäre derjenige, der, bey einer nicht ganz verwahrlosten moralischen Anlage,
 10 von dem hartnäckigen und doch vergeblichen Kampf des Mithridat, von dem Untergang der Städte Syrakus und Karthago, bey solchen Scenen verweilen kann, ohne dem ernstern Geseß der Nothwendigkeit mit einem Schauer zu huldigen, seinen Begierden augenblicklich den Zügel anzuhalten, und ergriffen von dieser ewigen Untreue alles
 15 Sinnlichen nach dem Beharrlichen in seinem Busen zu greifen? Die Fähigkeit, das Erhabene zu empfinden, ist also eine der herrlichsten Anlagen in der Menschennatur, die sowohl wegen ihres Ursprungs aus dem selbstständigen Denk- und Willens-Vermögen unsre Achtung, als wegen ihres Einflusses auf den moralischen Menschen die voll-
 20 kommenste Entwicklung verdient. Das Schöne macht sich bloß verdient um den Menschen, das Erhabene um den reinen Dämon in ihm; und weil es einmal unsre Bestimmung ist, auch bey allen sinnlichen Schranken uns nach dem Geseßbuch reiner Geister zu richten, so muß das Erhabene zu dem ' Schönen hinzukommen, um die 40

4: Gemälde B. — 4-5: der mit dem Schicksal eingehenden Menschheit, b B] der in den Kampf mit dem Schicksal eingehenden Menschheit, K, der den Kampf mit dem Schicksal eingehenden Menschheit, B M. [Unter den vielfachen Conjecturen, die J. Meyer mitgetheilt wurden (der im Kampf mit dem Schicksal untergehenden Menschheit, der nie dem Schicksal entgehenden Menschheit u. dgl.) empfiehlt sich allein die von B. Bollmer (14. Dec. 1860): der mit dem Schicksal ringenden Menschheit — die J. Meyer 1862 in den Text aufgenommen hat. Wir haben nur eine einzige Redaction dieses Aufsages von Schiller selbst, denn B ist ein ohne sein Wissen veranstalteter Druck. Christian Friedrich Michaelis hat den Abschnitt über das Erhabene beim Abdruck der ästhetischen Vorlesungen vom Winter 1792—1793 ausgelassen, weil Schiller denselben inzwischen für den Druck bearbeitet hatte. S. oben S. 41, Anmerkung. K. G.] — 7: Maaß B. — 11: Karthago, bey b B & B M. (Es scheint „lesen und“ ausgefallen zu sein, was J. Meyer 1862 in den Text aufgenommen hat, oder vorher: „bei dem Kampf, bei dem Untergang“ geschrieben zu werden müssen. K. G.)

ästhetische Erziehung zu einem vollständigen Ganzen zu machen, und die Empfindungsfähigkeit des menschlichen Herzens nach dem ganzen Umfang unsrer Bestimmung, und also auch über die Sinnenwelt hinaus, zu erweitern.

- 5 Ohne das Schöne würde zwischen unsrer Naturbestimmung und unsrer Vernunftbestimmung ein immertwährender Streit seyn. Ueber dem Bestreben, unserm Geisterberuf Genüge zu leisten, würden wir unsre Menschheit versäumen, und alle Augenblicke zum Aufbruch aus der Sinnenwelt gefaßt, in dieser uns einmal angewiesenen
 10 Sphäre des Handelns beständig Fremdlinge bleiben. Ohne das Erhabene würde uns die Schönheit unsrer Würde vergessen machen. In der Erschlaffung eines ununterbrochenen Genußes würden wir die Nüchternheit des Charakters einbüßen, und an diese zufällige Form des Daseyns unauflösbar gefesselt, unsre unveränderliche
 15 Bestimmung und unser wahres Vaterland aus den Augen verlieren. 41 Nur wenn das Erhabene mit dem Schönen sich gattet, und unsre Empfänglichkeit für beydes in gleichem Maaß ausgebildet worden ist, sind wir vollendete Bürger der Natur, ohne deswegen ihre Sklaven zu seyn, und ohne unser Bürgerrecht in der intelligibeln Welt zu
 20 verschmerzen.

Nun stellt zwar schon die Natur für sich allein Objekte in Menge auf, an denen sich die Empfindungsfähigkeit für das Schöne und Erhabene üben könnte; aber der Mensch ist, wie in andern Fällen, so auch hier, von der zweyten Hand besser bedient, als von der Ersten,
 25 und will lieber einen zubereiteten und außerlesenen Stoff von der Kunst empfangen, als an der unreinen Quelle der Natur mühsam und dürftig schöpfen. Der nachahmende Bildungstrieb, der keinen Eindruck erleiden kann, ohne sogleich nach einem lebendigen Ausdruck zu streben, und in jeder schönen oder großen Form der Natur 42
 30 eine Ausforderung erblickt, mit ihr zu ringen, hat vor derselben den großen Vortheil voraus, dasjenige als Hauptzweck und als ein eigenes Ganzes behandeln zu dürfen, was die Natur — wenn sie es nicht gar absichtslos hinwirft — bey Verfolgung eines ihr näher liegenden Zwecks bloß im Vorbeygehen mitnimmt. Wenn die Natur in ihren
 35 schönen organischen Bildungen entweder durch die mangelhafte Indi-

17: Maß B. — 30: Ausforderung R B M. — 33: absichtslos M.

vidualität des Stoffes oder durch Einwirkung heterogener Kräfte Gewalt erleidet, oder wenn sie, in ihren großen und pathetischen Scenen, Gewalt ausübt und als eine Macht auf den Menschen wirkt, da sie doch bloß als Object der freyen Betrachtung ästhetisch
 5 werden kann, so ist ihre Nachahmerinn, die bildende Kunst, völlig frey, weil sie von ihrem Gegenstand alle zufällige Schranken absondert, und läßt auch das Gemüth des Betrachters frey, weil sie nur den Schein und nicht die Wirklichkeit nachahmt. Da aber der ganze Hauber des Erhabenen und Schönen nur in dem Schein und nicht
 10 in dem Inhalt liegt, so hat die Kunst alle Vortheile der Natur, ohne ihre Fesseln mit ihr zu theilen.

5: Nachahmerin, V. — Kunst völlig b. — 6: zufälligen W. R.

X.

Die Horen.

Unter diesem Titel wird mit Anfang des Jahrs 1795. eine Monatschrift erscheinen, zu deren Verfertigung eine Gesellschaft bekannter Gelehrten sich vereinigt hat. Sie wird sich über alles verbreiten, was
5 mit Geschmack und philosophischem Geiste behandelt werden kann, und also sowohl philosophischen Untersuchungen, als historischen und poetischen Darstellungen offen stehen. Alles, was entweder bloß den gelehrten Leser interessieren, oder was bloß den nichtgelehrten befriedigen kann, wird davon ausgeschlossen seyn; vorzüglich aber und unbedingt
10 wird sie sich alles verbieten, was sich auf Staatsreligion und politische Verfassung bezieht. Man widmet sie der schönen Welt zum Unterricht und zur Bildung, und der gelehrten zu einer freyen Forschung der Wahrheit, und zu einem fruchtbaren Umtausch der Ideen; und indem man bemüht seyn wird, die Wissenschaft selbst,
15 durch den innern Gehalt, zu bereichern, hofft man zugleich den Kreis der Leser durch die Form zu erweitern.

Unter der großen Menge von Zeitschriften, ähnlichen Inhalts, dürfte es vielleicht schwer seyn, Gehör zu finden, und, nach so vielen verunglückten Versuchen in dieser Art, noch schwerer, sich Glauben
20 zu verschaffen. Ob die Herausgeber der gegenwärtigen Monatschrift

A: 1 Blatt Folio, lateinische Lettern; im Besitz der J. G. Cotta'schen Buchhandlung (bei Schillers Briefen Nr. 23). — B: Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Zweite Ausgabe. 1856. 1, 2—4. — C: Hoffmeister, Nachlese. 4, 508 ff. — 1: Die Horen. (Von Schillers Hand als Ueberschrift.) A. — 2: Jahres B. — 1795 B. — 2—3: Monatschrift C. — 6—7: poetischen und historischen B. — 8: bloß B. — nicht gelehrten C. — 9: seyn. Vorzüglich C. — 11: schönen B. — 12: gelehrten B. — 17: Inhalts B. — 19: „in“ fehlt C. — 20: Monatschrift C.

gegründetere Hoffnungen haben, wird sich am besten aus den Mittheilen abnehmen lassen, die man zur Erreichung jenes Zwecks eingeschlagen hat.

Nur der innere Werth einer litterarischen Unternehmung ist es, 5 der ihr ein dauerndes Glück bey dem Publikum verschern kann; auf der andern Seite aber ist es nur dieses Glück, welches ihrem Urheber den Muth und die Kräfte giebt, etwas beträchtliches auf ihren Werth zu verwenden. Die große Schwierigkeit also ist, daß der Erfolg gewissermaassen schon realisirt seyn müßte, um den Aufwand, durch 10 den allein er zu realisiren ist, möglich zu machen. Aus diesem Cirkel ist kein anderer Ausweg, als daß ein unternehmender Mann an jenen problematischen Erfolg so viel wage, als etwa nöthig seyn dürfte, ihn gewiß zu machen.

Für Zeitschriften dieses Inhalts fehlt es gar nicht an einem 15 zahlreichen Publikum, aber in dieses Publikum theilen sich zu viele einzelne Journale. Würde man die Käufer aller hieher gehörigen Journale zusammen zählen, so würde sich eine Anzahl entdecken lassen, welche hinreichend wäre, auch die kostbarste Unternehmung im Gange zu erhalten. Diese ganze Anzahl nun steht derjenigen Zeitschrift zu 20 Gebot, die alle die Vortheile in sich vereinigt, wodurch jene Schriften im Einzelnen bestehen, ohne den Kaufpreis einer einzelnen unter denselben beträchtlich zu übersteigen.

Jeder Schriftsteller von Verdienst hat in der lesenden Welt seinen eigenen Kreis, und selbst der am meisten gelesene hat nur einen 25 größern Kreis in derselben. So weit ist es noch nicht mit der Kultur der Deutschen gekommen, daß sich das, was den Besten gefällt, in Jedermanns Händen finden sollte. Treten nun die vorzüglichsten Schriftsteller der Nation in eine litterarische Association zusammen, so vereinigen sie eben dadurch das vorher getheilt gewesene Publikum, 30 und das Werk, an welchem alle Antheil nehmen, wird die ganze lesende Welt zu seinem Publikum haben. Dadurch aber ist man im

1: Hoffnung B. §. — 2: Zweckes B. §. — 4: literarischen B. §. — 5: dauerndes B. §. — kann. Auf §. — 7: giebt, B. §. — Beträchtliches §. — ihrem A. — 9: müßte, A B] muß, §. — 10: Cirkel B. §. — 14: Inhalts B. §. — 16: hierher B. — 21: im einzelnen B. — Kaufpreis B. §. — 25: „größern“ fehlt B. §. — Kultur B. — 26: Besten B. §. — 27: jedermanns B. — 28: literarischen B. §. — 30: Alle §.

Stande, jedem Einzelnen alle die Vortheile anzubieten, die der aller-
weiteste Kreis der Leser und Käufer einem Autor nur immer ver-
schaffen kann.

Ein Verleger, der diesem Unternehmen in jeder Hinsicht gewachsen
5 ist, hat sich bereits gefunden,
und ist bereit, sie ins Werk zu richten, so bald die erforderliche An-
zahl von Mitarbeitern sich zusammengefunden haben wird. Jeder
Schriftsteller, an den man diese Anzeige sendet, wird also zum Bey-
tritt an dieser Societät eingeladen, und man hofft dafür gesorgt zu
10 haben, daß er in keiner Gesellschaft, die seiner unwürdig wäre, vor
dem Publikum auftreten soll. Da aber die ganze Unternehmung nur
unter der Bedingung einer gehörigen Anzahl von Theilnehmern mög-
lich ist, so kann man keinem der eingeladenen Schriftsteller zugestehen,
seinen Beytritt bis nach Erscheinung des Journals aufzuschieben, weil
15 man schon vorläufig wissen muß, auf wen man zu rechnen hat, um
an die Ausführung auch nur denken zu können. So bald aber 2
die erforderliche Anzahl sich zusammengefunden hat, wird solches
jedem Theilnehmer an der Zeitschrift unverzüglich bekannt gemacht
werden.

20 Jeden Monat ist man überein gekommen, ein Stück von 9 Bogen
in median zu liefern; der gedruckte Bogen wird mit d'ors in
Golde bezahlt. Dafür verspricht der Verfasser, von diesen einmahl
abgedruckten Aufsätzen, drey Jahre nach ihrer Erscheinung, keinen
andern öffentlichen Gebrauch zu machen, es sey denn, daß beträcht-
25 liche Veränderungen damit vorgenommen worden wären.

Obgleich von denjenigen Gelehrten, deren Beyträge man sich aus-

4: dieser Unternehmung §. — 5: „in dem Buchhändl. Cotta v. Tübingen“
von Schillers Hand eingeschrieben. — 20: neun §. — 21: Median 8 §. — „Sechs“
von Schiller eingeschrieben. Nach einem am 28. Mai 1794 vollzogenen Contracte
§. 6. war das niedrigste Honorar 3 Rb'or, das höchste 8 Rb'or, der Mittelpreis
5 Rb'or; die Redaction erhielt hundert Ducaten; die Mitglieder des beurtheilenden
Aussschusses, vier an der Zahl, jedes jährlich 10 Rb'or. Nach einer Abrechnung
über das 5. Heft 1795 bis zum ersten 1796 einschließlich erhielt Goethe 52 Rb'or,
Herder 47, Engel 25, Jacobi 9, Archenholz 14, Boß 2, Groß 3, Meyer 7,
Alex. v. Humboldt 2, Schiller für Beiträge 117 Rb'or und für Redaction 60 Rb'or,
Schlegel 32, Weißhün 10, Woltmann 15, Körner 9, Rnebel 9, Soph. Mercan 2,
Ben David 4 Rb'or; die ganze Honorarrechnung betrug für die genannten 9 Hefte:
410 Rb'or. — 22: Gold §. — einmal 8 §.

bittet, nichts, was ihrer selbst und einer solchen Zeitschrift nicht ganz würdig wäre, zu befürchten ist, so hat man doch, aus leicht begreiflichen Gründen, die Verfügung getroffen, daß kein Mscrpt eher dem Druck übergeben werde, als bis es einer dazu bestimmten Anzahl 5 von Mitgliedern zur Beurtheilung vorgelegt worden ist. Dieser Convention werden sich die G. G. Theilnehmer um so eher unterwerfen, als sie versichert seyn können, daß höchstens nur die relative Zweckmäßigkeit ihrer Beyträge in Rücksicht auf den Plan und das Interesse des Journals zur Frage kommen kann. Eigenmächtige Abänderungen 10 wird weder der Redacteur noch der Ausschuß sich in den Mscrpten erlauben. Sollten welche nöthig seyn, so versteht es sich von selbst, daß man den Verfasser ersuchen wird, sie selbst vorzunehmen. Der Abdruck der Mscrpte wird sich nach der Ordnung richten, in der sie eingesandt werden, so weit dieses mit der nöthigen Mannichfaltigkeit 15 des Inhalts in den einzelnen Monatsstücken bestehen kann. Eben diese Mannichfaltigkeit macht die Verfügung nothwendig, daß kein Beytrag durch mehr als drey Stücke fortgesetzt werde, und in keinem einzelnen Stück mehr als sechzig Seiten einnehme.

Briefe und Mscrpte sendet man an den Redacteur dieser Monats- 20 schrift, der den Gn. Gn. Verfassern für ihre eingesandten Beyträge steht, und bereit ist, jedem, sobald es verlangt wird, Rechnung davon abzuliegen.

Daß von dieser Anzeige kein öffentlicher Gebrauch zu machen sey, wird kaum nöthig seyn zu erinnern.

25 Jena am 13 Jun. 1794.

Friedrich Schiller.

Hofrath und Professor zu Jena.

4: bis B G. — 14 u. 16: Mannichfaltigkeit B G. — 15: Inhalts B G. — Monatsstücken B G. — 19—20: Monatschrift, G. — 21: Jedem, G. — 25: Jena, am 13. Juni 1794. B G. — 26: Schiller, B G.

XL

Ueber

Matthissons Gedichte.

Schöne Künste. — Zürich, b. Drell u. Comp.: Gedichte von Friedrich Matthisson. Dritte vermehrte Auflage. 1794. mit einem Titellkupfer
5 von Lips gezeichnet und von Guttenberg gestochen. 166 S. 8^o.

Daß die Griechen, in den guten Zeiten der Kunst, der Landschaftmalerey nicht viel nachgefragt haben, ist etwas bekanntes, und die Rigoristen in der Kunst stehen ja noch heutiges Tages an, ob sie den Landschaftmaler überhaupt nur als ächten Künstler gelten
10 lassen sollen. Aber, was man noch nicht genug bemerkt hat, auch von einer Landschaft-Dichtung, als einer eigenen Art von Poesie, die der epischen, dramatischen und lyrischen ohngefähr eben so, wie die Landschaftmalerey der Thier- und Menschenmalerey gegenüber steht, hat man in den Werken der Alten wenig Beispiele aufzuweisen.

15 Es ist nemlich etwas ganz anders, ob man die unbeseelte Natur bloß als Local einer Handlung in eine Schilderung mit aufnimmt, und, wo es etwa nöthig ist, von ihr die Farben zur Darstellung der beseelten entlehnt, wie der Historienmaler und der epische Dichter häufig thun, oder ob man es gerade umkehrt, wie der Land-

A: Allgemeine Literatur-Zeitung. Numero 298. Donnerstags, den 11. September 1794. Numero 299. Freytags, den 12. September 1794. Sp. 665—672 und 673—680. — B: Kleinere prosaische Schriften, Th. 4 (1802), S. 268—309. — b: Dieselben, andrer Druck. — R: Werke 1813. 8, 2, 319 ff. — W: Werke 1844. 10, 448 ff. — M: Werke 1860. 12, 339 ff. — 1—2: fehlt A. — 2: Matthissons R W M. — 3—5: fehlt B-M. — 6—7 u. 13: Landschaftsmalerey (ei) B b W M. — 7: eben nicht viel B-M. — 9 u. 19—20: Landschaftsmaler B b W M. — 11: Landschaft Dichtung B b. — 12: ungefähr W M. — 15: nämlich B b (und so immer). — 16: Local einer Handlung B b (und so ferner nicht gesperrt, was A gesperrt hat). — 17: Farben zur A M] Farben der B b R W.

schafftmaler, die unbeseelte Natur für sich selbst zur Heldin der
 Schilderung, und den Menschen bloß zum Figuranten in derselben
 macht. Von dem erstern findet man unzählige Proben im Homer,
 und wer möchte den großen Maler der Natur in der Wahrheit, In-
 5 dividuität und Lebendigkeit erreichen, womit er uns das Local seiner
 dramatischen Gemälde versinnlicht? Aber den Neuern, (worunter zum
 Theil schon die Zeitgenossen des Plinius gehören,) war es aufbehal-
 ten, in Landschaftsgemälden und Landschaftspoefien diesen Theil der
 Natur für sich selbst zum Gegenstand einer eigenen Darstellung zu
 10 machen, und so das Gebiet der Kunst, welches die Alten bloß auf
 Menschheit und Menschenähnlichkeit scheinen eingeschränkt zu haben,
 mit dieser neuen Provinz zu bereichern.

Woher wohl diese Gleichgültigkeit der griechischen Künstler für
 eine Gattung, die wir Neuern so allgemein schätzen? Läßt sich wohl
 15 annehmen, daß es dem Griechen, diesem Kenner und leidenschaftlichen
 Freund alles Schönen, an Empfänglichkeit für die Reize der leblosen
 Natur gefehlt habe, oder muß man nicht vielmehr auf die Vermu-
 thung gerathen, daß er diesen Stoff wohlbedächtlich verschmähet
 habe, weil er denselben mit seinen Begriffen von schöner Kunst un-
 20 vereinbar fand?

Es darf nicht befremden, diese Frage bey Gelegenheit eines Dich-
 ters aufwerfen zu hören, der in Darstel'ung der landschaftlichen 668
 Natur eine vorzügliche Stärke besitz, und vielleicht mehr als irgend
 einer zum Repräsentanten dieser Gattung, und zu einem Beyspiele
 25 dienen kann, was überhaupt die Poesie in diesem Fache zu leisten
 im Stand ist. Ehe wir es also mit ihm selbst zu thun haben, müssen
 wir einen kritischen Blick auf die Gattung werfen, worin er seine
 Kräfte versuchte.

Wer freylich noch ganz frisch und lebendig den Eindruck von
 30 Claude Lorrain's Zauberpinsel in sich fühlt, wird sich schwer über-
 reden lassen, daß es kein Werk der schönen, bloß der angenehmen
 Kunst sey, was ihn in diese Entzückung versetzte; und wer so eben
 eine Matthiffonische Schilderung aus den Händen legt, wird den Zweifel,
 ob er auch wirklich einen Dichter gelesen habe, sehr befremdend finden.

3-4: Homer und A. — 24: Beispiel B b. — 29: freilich b. — 32: versetzte,
 B b. — 33: Matthiffonische B M, Matthiffon'sche R.

Wir überlassen es andern, dem Landschaftmaler seinen Rang unter den Künstlern zu verfechten, und werden von dieser Materie hier nur soviel berühren, als zunächst den Landschaftsdichter anbetrifft. Zugleich wird uns diese Untersuchung die Grundsätze darbieten, nach denen man den Werth dieser Gedichte zu bestimmen hat.

Es ist, wie man weiß, niemals der Stoff, sondern bloß die Behandlungsweise, was den Künstler und Dichter macht; ein Hausgeräthe und eine moralische Abhandlung können beide durch eine geschmackvolle Ausführung zu einem freyen Kunstwerk gesteigert werden, und das Portrait eines Menschen wird in ungeschickten Händen zu einer gemeinen Manufactur herabsinken. Steht man also an, Gemälde oder Dichtungen, welche bloß unbeseelte Naturmassen zu ihrem Gegenstand haben, für ächte Werke der schönen Kunst (derjenigen nemlich, in welcher ein Ideal möglich ist) zu erkennen; so zweifelt man an der Möglichkeit, diese Gegenstände so zu behandeln, wie es der Charakter der schönen Kunst erheischt. Was ist dieß nun für ein Charakter, mit dem sich die bloß landschaftliche Natur nicht ganz soll vertragen können? Es muß derselbe seyn, der die schöne Kunst von der bloß angenehmen unterscheidet. Nun theilen aber beide den Charakter der Freyheit; folglich muß das angenehme Kunstwerk, wenn es zugleich ein schönes seyn soll, den Charakter der Nothwendigkeit an sich tragen.

Wenn man unter Poesie überhaupt die Kunst versteht, „uns „durch einen freyen Effect unsrer productiven Einbildungskraft in 25 „bestimmte Empfindungen zu versetzen“ (eine Erklärung, die sich neben den vielen, die über diesen Gegenstand im Curs sind, auch noch wohl wird erhalten können) so ergeben sich daraus zweyerley Forderungen, denen kein Dichter, der diesen Namen verdienen will, sich entziehen kann. Er muß fürs erste ' unsre Einbildungskraft frey spielen und 667 30 selbst handeln lassen, und zweytens muß er nichts desto weniger seiner Wirkung gewiß seyn, und eine bestimmte Empfindung erzeugen. Diese Forderungen scheinen einander anfänglich ganz wider-

1: Landschaftsmaler B b B M. — 3: so viel B b. — Landschaftsdichter B b B M. — 6: (Kein Absatz.) B M. — 8: beyde B. — 11: Manufactur B. — 19: beyde B. — 20: Freyheit; b. — 21: Forderungen, B B M (und so immer: Forderung, fordern). — 31—32: erzeugen. B M] erregen. B b B B.

ſprechend zu ſeyn, denn nach der erſten müſte unfre Einbildungs-
kraft herrſchen, und keinem andern als ihrem eigenen Geſetz gehorchen;
nach der andern müſte ſie dienen, und dem Geſetz des Dichters ge-
horchen. Wie hebt der Dichter nun dieſen Widerſpruch? Dadurch,
5 daß er unſerer Einbildungskraft keinen andern Gang vorſchreibt, als
den ſie in ihrer vollen Freyheit und nach ihren eigenen Geſetzen neh-
men müſte, daß er ſeinen Zweck durch Natur erreicht, und die äußere
Nothwendigkeit in eine innere verwandelt. Es findet ſich alſobann,
daß beide Forderungen einander nicht nur nicht aufheben, ſondern
10 vielmehr in ſich enthalten, und daß die höchſte Freyheit gerade nur
durch die höchſte Beſtimmtheit möglich iſt.

Hier ſtellen ſich aber dem Dichter zwey große Schwierigkeiten in
den Weg. Die Imagination in ihrer Freyheit folgt, wie bekannt iſt,
bloß dem Geſetz der Ideenverbindung, die ſich urſprünglich nur auf
15 einen zufälligen Zuſammenhang der Wahrnehmungen in der Zeit, mit-
hin auf etwas ganz empiriſches, gründet. Nichts deſto weniger muß
der Dichter dieſen empiriſchen Effect der Association zu berechnen
wiſſen, weil er nur in ſofern Dichter iſt, als er durch eine freye
Selbſthandlung unſrer Einbildungskraft ſeinen Zweck erreicht. Um
20 ihn zu berechnen, muß er aber eine Geſetzmäßigkeit darin entdecken,
und den empiriſchen Zuſammenhang der Vorſtellung auf Nothwendig-
keit zurückführen können. Unſre Vorſtellungen ſtehen aber nur in
ſofern in einem nothwendigen Zuſammenhang, als ſie ſich auf eine
objective Verknüpfung in den Erſcheinungen, nicht bloß auf ein ſub-
25 jectives und willkührliches Gedankenſpiel gründen. An dieſe objective
Verknüpfung in den Erſcheinungen hält ſich alſo der Dichter, und
nur wenn er von ſeinem Stoffe alles ſorgfältig abgeſondert hat,
was bloß aus ſubjectiven und zufälligen Quellen hinzugekommen
iſt, nur wenn er gewiß iſt, daß er ſich an das reine Object ge-
30 halten, und ſich ſelbſt zuvor dem Geſetz unterworfen habe, nach
welchem die Einbildungskraft in allen Subjecten ſich richtet, nur

1: unfre B. — 5: unſerer B. — 6. 10. 13: Freyheit b. — 8: als-
dann; b. — 9: beyde B. — 15: Wahrnehmungen b, Wahrnehmung B. — 17:
Effect B. — 22: Unſere B. — 23: Zuſammenhang als A. — 24. 26: objective B.
— 24—26: ſubjectives B. — 28: ſubjectiven B. — 29: Object B. — 31: Sub-
jecten B.

dann kann er versichert seyn, daß die Imagination aller andern in ihrer Freyheit mit dem Gang, den er ihr vorschreibt, zusammenstimmen werde.

Aber er will die Einbildungskraft nur deswegen in ein bestimmtes
 5 Spiel versetzen, um bestimmt auf das Herz zu wirken. So schwer schon die erste Aufgabe seyn mochte, das Spiel der Imagination unbeschadet ihrer Freyheit zu bestimmen, so schwer ist die zweyte, durch dieses Spiel der Imagination den Empfindungszustand des Subjects zu bestimmen. Es ist bekannt, daß verschiedene Menschen bey der
 10 nemlichen Veranlassung, ja daß derselbe Mensch in verschiedenen Zeiten von derselben Sache ganz verschieden gerührt werden kann. Ungeachtet dieser Abhängigkeit unserer Empfindungen von zufälligen Einflüssen, die außer seiner Gewalt sind, muß der Dichter unsern Empfindungszustand bestimmen; er muß also auf die Bedingungen 668
 15 wirken, unter welchen eine bestimmte Rührung des Gemüths nothwendig erfolgen muß. Nun ist aber in den Beschaffenheiten eines Subjects nichts nothwendig als der Charakter der Gattung; der Dichter kann also nur in sofern unsere Empfindungen bestimmen, als er sie der Gattung in uns, nicht unserm specifischverschiedenen Selbst,
 20 abfordert. Um aber versichert zu seyn, daß er sich auch wirklich an die reine Gattung in den Individuen wende, muß er selbst zuvor das Individuum in sich ausgelöscht und zur Gattung gesteigert haben. Nur alsdann, wenn er nicht als der oder der bestimmte Mensch (in welchem der Begriff der Gattung immer beschränkt seyn würde) sondern wenn er als Mensch überhaupt empfindet, ist er gewiß, daß
 25 die ganze Gattung ihm nachempfinden werde — wenigstens kann er auf diesen Effect mit dem nemlichen Rechte dringen, als er von jedem menschlichen Individuum Menschheit verlangen kann.

Von jedem Dichterwerke werden also folgende zwey Eigenschaften
 30 unnachlässlich gefodert: erstlich: nothwendige Beziehung auf seinen Gegenstand (objective Wahrheit); zweytens: nothwendige Beziehung dieses Gegenstandes, oder doch der Schilderung desselben, auf das Empfindungsvermögen (subjective Allgemeinheit). In einem Gedicht

⁵: Subjects B. — ¹⁰: nämlichen B b. — ¹⁹: specifisch verschiedenen B b. — ²⁰: daß er sich A B M] daß er sie B b R. — ³⁰: unnachlässlich R B M. (Vgl. oben S. 92, 3. 29.)

muß alles wahre Natur seyn, denn die Einbildungskraft gehorcht keinem andern Gesetze, und erträgt keinen andern Zwang, als den die Natur der Dinge ihr vorschreibt; in einem Gedicht darf aber nichts wirkliche (historische) Natur seyn, denn alle Wirklichkeit ist mehr
5 oder weniger Beschränkung jener allgemeinen Naturwahrheit. Jeder individuelle Mensch ist gerade um soviel weniger Mensch, als er individuell ist; jede Empfindungsweise ist gerade um soviel weniger nothwendig und rein menschlich, als sie einem bestimmten Subject eigenthümlich ist. Nur in Wegwerfung des Zufälligen und in dem
10 reinen Ausdruck des Nothwendigen liegt der große Styl.

Aus dem gesagten erhellet, daß das Gebiet der eigentlich schönen Kunst sich nur soweit erstrecken kann, als sich in der Verknüpfung der Erscheinungen Nothwendigkeit entdecken läßt. Außerhalb dieses Gebietes, wo die Willkühr und der Zufall regieren, ist entweder keine
15 Bestimmtheit oder keine Freyheit; denn sobald der Dichter das Spiel unserer Einbildungskraft durch keine innere Nothwendigkeit lenken kann, so muß er es entweder durch eine äußere lenken, und dann ist es nicht mehr unsre Wirkung; oder er wird es gar nicht lenken, und dann ist es nicht mehr seine Wirkung; und doch muß schlechter-
20 dings beides beysammen seyn, wenn ein Werk poetisch heißen soll.

Daher mag es kommen, daß sich bey den weisen Alten die Poesie sowohl als die bildende Kunst nur im Kreise der Menschheit aufhielten, weil ihnen nur die Erscheinungen an dem (äußern und innern) Menschen diese Gesetzmäßigkeit zu enthalten schienen. Einem unter-
25 richteteren Verstand, als der unsrige ist, mögen die übrigen Naturwesen vielleicht eine ähnliche zeigen; für unsre Erfahrung aber zeigen sie sie nicht, und der Willkühr ist hier schon ein sehr weites Feld geöffnet. Das Reich bestimmter Formen geht über den thierischen Körper und das menschliche Herz nicht hinaus; daher nur in
30 diesen beiden ein Ideal kann aufgestellt werden. Ueber dem Menschen 669 (als Erscheinung) gibt es kein Object für die Kunst mehr, obgleich für die Wissenschaft; denn das Gebiet der Einbildungskraft ist hier zu Ende. Unter dem Menschen gibt es kein Object für die schöne

7: ist, B h. — 12: so weit B. — 19: unsere B h. — 20: beides B. — heißen B h. — 23: (äußern B h. — 25: unserige B h. — 26: unsere B h. — 29: hinaus, B h. — 30: beides B. — 31: giebt B. — 33: giebt B.

Kunst mehr, obgleich für die angenehme, denn das Reich der Nothwendigkeit ist hier geschlossen.

Wenn die bisher aufgestellten Grundsätze die richtigen sind (welches wir dem Urtheil der Kunstverständigen anheim stellen), so läßt sich, wie es bey dem ersten Anblicke scheint, für landschaftliche Darstellungen wenig Gutes daraus folgern, und es wird ziemlich zweifelhaft, ob die Erwerbung dieser weitläufigen Provinz als eine wahre Grenz-
 5 erweiterung der schönen Kunst betrachtet werden kann. In demjenigen Naturbezirke, worinn der Landschaftmaler und Landschaftdichter sich
 10 aufhalten, verliert sich schon auf eine sehr merkliche Weise die Bestimmtheit der Mischungen und Formen; nicht nur die Gestalten sind hier willkührlicher, und erscheinen es noch mehr; auch in der Zusammensetzung derselben spielt der Zufall eine, dem Künstler sehr lästige, Rolle. Stellt er uns also bestimmte Gestalten, und in einer
 15 bestimmten Ordnung vor, so bestimmt er, und nicht wir, indem keine objective Regel vorhanden ist, in welcher die freye Phantasie des Zuschauers mit der Idee des Künstlers übereinstimmen könnte. Wir empfangen also das Gesetz von ihm, das wir uns doch selbst geben sollten, und die Wirkung ist wenigstens nicht rein poetisch, weil sie
 20 keine vollkommen freye Selbsthandlung der Einbildungskraft ist. Will aber der Künstler die Freyheit retten, so kann er es nur dadurch bewerkstelligen, daß er auf Bestimmtheit, mithin auf wahre Schönheit, Verzicht thut.

Nichts destoweniger ist dieses Naturgebiet für die schöne Kunst
 25 ganz und gar nicht verloren, und selbst die von uns so eben aufgestellten Principien berechtigen den Künstler und Dichter, der seine Gegenstände daraus wählt, zu einem sehr ehrenvollen Range. Fürs erste ist nicht zu läugnen, daß bey aller anscheinenden Willkühr der Formen auch in dieser Region von Erscheinungen noch immer eine
 30 große Einheit und Gesetzmäßigkeit herrscht, die den weisen Künstler in der Nachahmung leiten kann. Und dann muß bemerkt werden, daß, wenn gleich in diesem Kunstgebiet von der Bestimmtheit der Formen sehr viel nachgelassen werden muß (weil die Theile in dem Ganzen verschwinden, und der Effect nur durch Massen bewirkt

7: weitläufigen R. — 9: worin B b. — 14: lästige Rolle B b. — 15: vor; B b.
 — 34: Effect B.

wird) doch in der Composition noch eine große Nothwendigkeit herrschen könne, wie unter andern die Schattirung und Farbengebung in der malerischen Darstellung zeigt.

Aber die landschaftliche Natur zeigt uns diese strenge Nothwendigkeit nicht in allen ihren Theilen, und bey dem tiefsten Studium derselben wird noch immer sehr viel willkürliches übrig bleiben, was den Künstler und Dichter in einem niedrigeren Grade von Vollkommenheit gefangen hält. Die Nothwendigkeit, die der ächte Künstler an ihr vermißt, und die ihn doch allein befriedigt, liegt nur innerhalb
 10 der menschlichen Natur, und daher wird er nicht ruhen, bis er seinen Gegenstand in dieses Reich der höchsten Schönheit hinübergespielt hat. 670
 Zwar wird er die landschaftliche Natur für sich selbst so hoch steigern als es möglich ist, und soweit es angeht, den Charakter der Nothwendigkeit in ihr aufzufinden und darzustellen suchen; aber weil er,
 15 aller seiner Bestrebungen ungeachtet, auf diesem Wege nie dahin kommen kann, sie der menschlichen gleich zu stellen, so versucht er es endlich, sie durch eine symbolische Operation in die menschliche zu verwandeln, und dadurch aller der Kunstvorzüge, welche ein Eigenthum der letztern sind, theilhaftig zu machen.

20 Auf was Art bewerkstelligt er nun dieses, ohne der Wahrheit und Eigenthümlichkeit derselben Abbruch zu thun? Jeder wahre Künstler und Dichter, der in dieser Gattung arbeitet, verrichtet diese Operation, und gewiß in den mehresten Fällen, ohne sich eine deutliche Rechen-
 schaft davon zu geben. Es gibt zweyerley Wege, auf denen die un-
 25 befeelte Natur ein Symbol der menschlichen werden kann: entweder als Darstellung von Empfindungen, oder als Darstellung von Ideen.

Zwar sind Empfindungen, ihrem Inhalte nach, keiner Darstellung fähig; aber ihrer Form nach sind sie es allerdings, und es existirt wirklich eine allgemein beliebte und wirksame Kunst,
 30 die kein anderes Object hat, als eben diese Form der Empfindungen. Diese Kunst ist die Musik, und in sofern also die Landschaftmalerey oder Landschaftspoesie musikalisch wirkt, ist sie Darstellung des Empfindungsvermögens, mithin Nachahmung menschlicher Natur. In der That betrachten wir auch jede malerische und poetische Composi-

8: Nothwendigkeit die A b. — 10: so weit B. — 22: meisten M. — 24: giebt B b. — 30: Object B. — 31—32: Landschaftmalerey oder Landschaftspoesie B b B M.

tion als eine Art von musikalischem Werk, und unterwerfen sie zum Theil denselben Gesetzen. Wir fordern auch von Farben eine Harmonie und einen Ton und gewissermaßen auch eine Modulation. Wir unterscheiden in jeder Dichtung die Gedankeneinheit von der Empfindungs-
 5 einheit, die musikalische Haltung von der logischen, kurz wir verlangen, daß jede poetische Composition neben dem, was ihr Inhalt ausdrückt, zugleich durch ihre Form Nachahmung und Ausdruck von Empfindungen sey, und als Musik auf uns wirke. Von dem Landschaftsmaler und Landschaftsdichter verlangen wir dieß in noch höherem
 10 Grade und mit deutlicherem Bewußtseyn, weil wir von unsern übrigen Anforderungen an Producte der schönen Kunst bey beiden etwas her- unter lassen müssen.

Nun besteht aber der ganze Effect der Musik (als schöner und nicht bloß angenehmer Kunst) darin, die inneren Bewegungen des
 15 Gemüths durch analogische äußere zu begleiten und zu versinnlichen. Da nun jene innern Bewegungen (als menschliche Natur) nach strengen Gesetzen der Nothwendigkeit vor sich gehen; so geht diese Nothwendig- keit und Bestimmtheit auch auf die äußern Bewegungen, wodurch sie ausgedrückt werden, über; und auf diese Art wird es begreiflich, wie,
 20 vermittelt jenes symbolischen Acts, die gemeinen Naturphänomene des Schalles und des Lichts von der ästhetischen Würde der Menschen- natur participiren können. Dringt nun der Tonsetzer und der Land- schaftsmaler in das Geheimniß jener Gesetze ein, welche über die innern Bewegungen des menschlichen Herzens walten, und studirt er die
 25 Analogie, welche zwischen diesen Gemüthsbewegungen und gewissen äußern Erscheinungen statt findet, so wird er aus einem Bildner gemeiner Natur zum wahrhaften Seelenmaler. Er tritt aus dem Reich der Willkühr in das Reich der Nothwendigkeit ein, und darf sich, wo nicht dem plastischen Künstler, der den äußern Menschen, doch dem Dichter,
 30 der den innern zu seinem Objecte macht, getrost an die Seite stellen.

Aber die landschaftliche Natur kann auch zweytenz noch da- durch in den Kreis der Menschheit gezogen werden, daß man sie zu einem Ausdruck von Ideen macht. Wir meynen hier aber keinesweges

9: gewissermaßen B b. — 11: Producte B. — 13: Effect B. — 16: inneren B b. — 19: begreiflich; A. — 20: Acts B. — 22—23: Landschaftsmaler B b B M. — 29: den Dichter, M.

diejenige Erweckung von Ideen, die von dem Zufall der Association abhängig iſt; denn dieſe iſt willkürlich und der Kunſt gar nicht würdig; ſondern diejenige, die nach Geſetzen der ſymboliſirenden Einbildungskraft nothwendig erfolgt. In thätigen und zum Gefühl 5 ihrer moraliſchen Würde erwachten Gemüthern ſieht die Vernunft dem Spiele der Einbildungskraft niemals müſſig zu; unaufhörlich iſt ſie beſtrebt, dieſes zufällige Spiel mit ihrem eigenen Verfahren übereinſtimmend zu machen. Bietet ſich ihr nun unter dieſen Erſcheinungen eine dar, welche nach ihren eigenen (praktiſchen) Regeln behandelt 10 werden kann; ſo iſt ihr dieſe Erſcheinung ein Sinnbild ihrer eigenen Handlungen, der todte Buchſtabe der Natur wird zu einer lebendigen Geiſtersprache, und das äußere und innre Auge leſen dieſelbe Schrift der Erſcheinungen auf ganz verſchiedene Weiſe. Jene liebliche Harmonie der Geſtalten, der Töne und des Lichts, die den äſthetiſchen 15 Sinn entzückt, befriedigt jezt zugleich den moraliſchen; jene Stetig- 672 keit, mit der ſich die Linien im Raum oder die Töne in der Zeit aneinander fügen, iſt ein natürliches Symbol der innern Uebereinſtimmung des Gemüths mit ſich ſelbſt und des ſittlichen Zusammenhangs der Handlungen und Gefühle, und in der ſchönen Haltung 20 eines pittoresken oder muſikaliſchen Stücks malt ſich die noch ſchönere einer ſittlich geſtimmten Seele.

Der Tonſetzer und der Landſchaftmaler bewirken dieſes bloß durch die Form ihrer Darſtellung, und ſtimmen bloß das Gemüth zu einer gewiſſen Empfindungsart und zur Aufnahme gewiſſer Ideen; aber 25 einen Inhalt dazu zu finden, überlaſſen ſie der Einbildungskraft des Zuhörers und Betrachters. Der Dichter hingegen hat noch einen Vortheil mehr; er kann jenen Empfindungen einen Text unterlegen, er kann jene Symbolik der Einbildungskraft zugleich durch den Inhalt unterſtützen und ihr eine beſtimmtere Richtung geben. Aber er 30 vergeſſe nicht, daß ſeine Einmiſchung in dieſes Geſchäft ihre Grenzen hat. Andeuten mag er jene Ideen, anſpielen jene Empfindungen; doch ausführen ſoll er ſie nicht ſelbſt, nicht der Einbildungskraft ſeines Leſers vorgreifen. Jede nähere Beſtimmung wird hier als eine

3: ſymboliſirenden B b. — 6: niemals A M] nicht B b R W. — müſſig B. — 7: beſtrebt dieſes A. — 12: Geiſtersprache W. — innere B b. — 20: pittoresken B b. — 22: Landſchaftsmaler B b W M.

Lästige Schranke empfunden, denn eben darin liegt das Anziehende solcher ästhetischen Ideen, daß wir in den Inhalt derselben wie in eine grundlose Tiefe blicken. Der wirkliche und ausdrückliche Gehalt, den der Dichter hineinlegt, bleibt stets eine endliche; der mögliche Gehalt, den er uns hinein zu legen überläßt, ist eine unendliche Größe.

Wir haben diesen weiten Weg nicht genommen, um uns von unserm Dichter zu entfernen, sondern um denselben näher zu kommen. Jene dreyerley Erfordernisse landschaftlicher Darstellungen, welche wir so eben namhaft gemacht haben, vereinigt Hr. M. in den mehesten seiner Schilderungen. Sie gefallen uns durch ihre Wahrheit und Anschaulichkeit, sie ziehen uns an durch ihre musikalische Schönheit, sie beschäftigen uns durch den Geist, der darin athmet.

Eben wir bloß auf treue Nachahmung der Natur in seinen Landschaftsgemälden, so müssen wir die Kunst bewundern, womit er unsre Einbildungskraft zu Darstellung dieser Scenen aufzufodern, und ohne ihr die Freiheit zu rauben über sie zu herrschen weiß. Alle einzelnen Parthien in denselben finden sich nach einem Geiz der Nothwendigkeit zusammen, nichts ist willkürlich herbeigeführt, und der generische Charakter dieser Naturgestalten ist mit dem glücklichsten Blick ergriffen. Daher wird es unserer Imagination so ungemein leicht, ihm zu folgen, wir glauben die Natur selbst zu sehen, und es ist uns, als ob wir uns bloß der Reminiscenz gehabter Vorstellungen überließen. Auch auf die Mittel versteht er sich vollkommen, seinen Darstellungen Leben und Sinnlichkeit zu geben, und kennt vortreflich sowohl die Vortheile als die natürlichen Schranken seiner Kunst. Der Dichter nemlich befindet sich bey Compositionen dieser Art immer in einem gewissen Nachtheil gegen den Mahler, weil ein großer Theil des Effects auf dem simultanen Eindruck des Ganzen beruhet, das er doch nicht anders als successiv in der Einbildungskraft des Lesers zusammensetzen kann. Seine Sache ist nicht sowohl, uns zu repräsentiren, was ist, als was geschieht; und versteht er seinen

9: Erfordernisse B b R M. — 10: namhaft B b. — meisten M. — 15: Landschaftsgemälden, B b. — 17: und, B b. — Freiheit b. — rauben, B b. — 18: einzelne R. — 19: willkürlicher B b. — herbeigeführt, und B. — herbeigeführt und b. — 25: vortreflich B b. — 27: nämlich B.

Vortheil, so wird er sich immer nur an denjenigen Theil seines Gegenstandes halten, der einer genetischen Darstellung fähig ist. Die landschaftliche Natur ist ein auf einmal gegebenes Ganze von Erscheinungen, und in dieser Hinsicht dem Maler günstiger, sie ist
 5 aber dabey auch ein successiv gegebenes Ganze, weil sie in einem beständigen Wechsel ist, und begünstiget in sofern den Dichter. Hr. M. hat sich mit vieler Beurtheilung nach diesem Unterschied gerichtet. Sein Object ist immer mehr das Mannichfaltige in der Zeit als das im Raume, immer mehr die bewegte, als die feste und ruhende Natur.
 10 ' Vor unsern Augen entwickelt sich ihr immer wechselndes Drama, 674 und mit der reizendsten Stetigkeit laufen ihre Erscheinungen in einander. Welches Leben, welche Bewegung, findet sich z. B. in dem lieblichen Mondscheingemälde S. 85.

15 Der Vollmond schwebt im Osten;
 Am alten Geisterthurm
 Flimmt bläulich im bemoosten
 Gestein der Feuerwurm.
 Der Linde schöner Sylse
 Streift scheu in Lunens Glanz,
 20 Im dunkeln Uferschilf
 Weht leichter Irriwischtang.
 Die Kirchenfenster schimmern;
 In Silber wallt das Korn;
 Bewegte Sternchen flimmern
 25 Auf Teich und Wiesenborn;
 Im Lichte wehn die Ranken
 Der Eiden Felsenkluft;
 Den Berg, wo Tannen wanken,
 Umschleiert weißer Duft.
 30 Wie schön der Mond die Wellen
 Des Erlenbachs besäumt,
 Der hier durch Binsenstellen,
 Dort unter Blumen schäumt,
 Als lodrende Kaskade
 35 Des Dorfes Mühle treibt,
 Und wild vom lauten Rade
 In Silberfunken staubt u. f. w.

4: günstiger; B b. — 9: „immer“ fehlt B b & B. — 14: Osten, B b. — 19: Glanz; B b. — 29: Umschleiert Ma (Matthiſſons Gedichte, 3. Aufl.). — 35: staubt. B b.

Aber auch da, wo es ihm darum zu thun ist, eine ganze Decoration auf einmal vor unsre Augen zu stellen, weiß er uns durch die Stetigkeit des Zusammenhanges die Comprehension leicht und natürlich zu machen, wie in dem folgenden Gemählde S. 54.

- 5 Die Sonne sinkt; ein purpurfarbner Duft
Schwimmt um Savoyens dunkle Tannenbügel:
Der Alpen Schnee entglüht in hoher Luft;
Geneva mahlt sich in der Fluten Spiegel.

Ob wir gleich diese Bilder nur nach einander in die Einbildungs-
10 kraft aufnehmen, so verknüpfen sie sich doch ohne Schwierigkeit in eine Totalvorstellung, weil eines das andere unterstützt und gleichsam nothwendig macht. Etwas schwerer schon wird uns die Zusammenfassung in der nächstfolgenden Strophe, wo jene Stetigkeit weniger beobachtet ist.

- 15 In Gold verfließt der Berggehölze Saum;
Die Wiesenflur, beschnepft von Blütenflocken,
Haucht Wohlgerüche; Zephyr athmet laum;
Vom Jura schallt der Klang der Heerdenflocken.

' Von dem vergoldeten Saum der Berge können wir uns nicht 675
20 ohne einen Sprung auf die blühende und duftende Wiese versetzen; und dieser Sprung wird dadurch noch fühlbarer, daß wir auch einen andern Sinn ins Spiel setzen müssen. Wie glücklich aber nun gleich wieder die folgende Strophe!

- 52 Der Fischer singt im Rahne, der gemacht
Im rothen Widerschein zum Ufer gleitet,
Wo der bemoosten Eiche Schattendach
Die nehumhangne Wohnung überbreitet.

Zeigt ihm die Natur selbst keine Bewegung, so entlehnt der Dichter diese auch wohl von der Einbildungskraft, und bevölkert die
30 stille Welt mit geistigen Wesen, die im Nebeldunst streifen, und im Schimmer des Mondlichts ihre Tänze halten. Oder es sind auch die Gestalten der Vorzeit, die in seiner Erinnerung aufwachen, und in

6: Tannenbügel, B b, Tannenbügel; Ma. — 7: Luft, B b. — 8: malt Ma. — 12: nächstfolgenden b. — 16: beschnepft Ma. — Blütenflocken, Ma. — 17: Zephyr Ma. — 18: Heerdenglocken. B b. — 24: gemacht, Ma. — 25: Widerschein B, Widerschein, Ma. — (25 und 27 in A nicht eingerückt.) — 26: bemoosten Ma. — 27: nehumhangne Ma. — 30: streifen; B.

die verödete Landschaft ein künstliches Leben bringen. Dergleichen Associationen bieten sich ihm aber keineswegs willkürlich an; sie entstehen gleichsam nothwendig entweder aus dem Locale der Landschaft, oder aus der Empfindungsart, welche durch jene Landschaft in ihm 5 erweckt wird. Sie sind zwar nur eine subjective Begleitung derselben, aber eine so allgemeine, daß der Dichter es ohne Scheu wagen darf, ihnen eine objective Würdigung zu erteilen.

Nicht weniger versteht sich Hr. M. auf jene musikalischen Effecte, die durch eine glückliche Wahl harmonirender Bilder, und durch eine 10 kunstreiche Eurythmie in Anordnung derselben zu bewirken sind. Wer erfährt z. B. bey folgendem kurzen Lied nicht etwas dem Eindruck analoges, den etwa eine schöne Sonate auf ihn machen würde. S. 91.

Abendlandschaft.

Goldner Schein
15 Deckt den Hain,
Mild beleuchtet Zauberchimmer
Der umhüllten (?) Waldburg Trümmer.
Still und hehr
Strahlt das Meer;
20 Heimwärts gleiten, sanft wie Schwäne,
Fern am Eiland Fischertähne.
Silbersand
Blinkt am Strand;
Röth'her schweben hier, dort blässer,
25 Wollenbilder im Gewässer.
Rauschend kränzt
Goldbeglänzt
Wankend Nied des Vorlands Hügel,
Wildumschwärmt vom Seegeflügel.
30 Malerisch
Im Gebüsch
Winkt mit Gärtchen Laub und Quelle
Die bemooßte Klaufnerzelle.

5: subjective B. — 7: objektive B, objective b. — 8: S. M. B b. — Effecte B. — 11: Liede B b. — 15: Hain A B b, Hain, Ma. — 17: (?) (nur in A.) — 27: Gold beglänzt B b. — 29: Wild umschwärmt B b. — 32: Winkt, mit Gärtchen, Laub' und Quelle, Ma. — 32: bemooßte Klaufnerzelle B b Ma.

Auf der Flut
 Stirbt die Flut,
 Schon erblaßt der Abendschimmer
 An der hohen Waldburg Trümmer.

5

'Bollmond' hein
 Deckt den Hain,
 Gisterlispel wehn im Thale
 Um versunkne Heldenmahl.

676

Man verstehe uns nicht so, als ob es bloß der glückliche Vers-
 10 bau wäre, was diesem Lied eine so musikalische Wirkung gibt. Der
 metrische Wohlklang unterstützt und erhöht zwar allerdings diese Wirkung,
 aber er macht sie nicht allein aus. Es ist die glückliche Zusammen-
 stellung der Bilder, die liebliche Stetigkeit in ihrer Succession; es ist
 die Modulation und die schöne Haltung des Ganzen, wodurch es Aus-
 15 druck einer bestimmten Empfindungsweise, also Seelengemälde wird.

Einen ähnlichen Eindruck, wiewohl von ganz verschiedenem In-
 halt, erweckt auch der Alpenwanderer S. 61. und die Alpenreise
 S. 66.; zwey Compositionen, welche mit der gelungensten Darstellung
 der Natur noch den mannichfaltigsten Ausdruck von Empfindungen ver-
 20 knüpfen. Man glaubt einen Tonkünstler zu hören, der versuchen
 will, wie weit seine Macht über unsere Gefühle reicht; und dazu ist
 eine Wanderung durch die Alpen, wo das Große mit dem Schönen,
 das Grauensvolle mit dem Lachenden so überraschend abwechselt, un-
 gemein glücklich gewählt. Man kennt schon Hn. M. zauberischen
 25 Pinsel in Darstellung des Sanften und Lieblichen; hier ist eine kleine
 Probe von dem, was er im Starken und Erhabenen zu leisten im
 Stand ist. S. 63.

30

Im hohen Raum der Wölge
 Wälzt die Lawine sich,
 Es kreischt im Wolkensitze
 Der Adler fürchterlich.
 Dumpsdonnernd wie die Hölle
 In Aetnas Tiefen rast,

*: Hain; Ma. — 8: Heldenmale. B Ma. — 10: giebt. B b. — 19: mannig-
 faltigsten B. — 24: „Man kennt u. s. w.“ bis S. 251, Z. 19 fehlt B b & B M. —
 29: Wölge Ma. — 30: Wolkensitze Ma. — 31: fürchterlich; Ma. — 32: Dumps-
 donnernd, wie Ma. — 33: rast, Ma.

Kraft an des Bergstroms Quelle
Des Gletschers Eispalast.

Oder auch folgende Darstellung. S. 67. 69.

5 Nun sterben die Laute beselter Natur;
Dampfesend umschäumen Gewässer mich nur,
Die hoch an schwarzen Gehölzen
Dem Gletscher entschmelzen. u. s. f.

10 Hier wandelte nimmer der Odem des Mays;
Hier wiegt sich kein Vogel auf duftendem Reis;
Nur Moos und Flechten entzünden
Den wilden Ruinen.

15 Jetzt sieht sich allmählig von eisigem Plan
An steiler Granitwand hinunter die Bahn.
We draun, halb dunstig umflossen,
Die Felsen kolkten!

Oft reißen hoch aus der Umwölkungen Schooß
Mit Donnergetöse die Klöße sich los,
Daß rings in langen Gewittern
Die Geyfel erzittern.

20 Endlich finden sich unter diesen Landschafts-Gemälden mehrere,
die uns durch einen gewissen Geist oder Idenausdruck rühren, wie
gleich das erste der ganzen Sammlung, der Genfersee, in dessen
prachtvollem Eingange uns der Sieg des Lebens über das Leblose, 677
der Form über die gestaltlose Masse sehr glücklich versinnlicht werden.

25 Der Dichter eröffnet dieses schöne Gemälde mit einem Rückblick in
die Vergangenheit, wo die vor ihm ausgebreitete paradiesische Gegend
noch eine Wüste war:

1: Eispalast Ma. — 2: Mais; Ma. — 3: Roof Ma. — 4: Jetzt Ma.
— allmählich Ma. — 5: steiler brauner Ma. — 6: hoch Ma. — 7: den
Genfersee, B. b. — 8: werden. A B & M. (Eine Construction dieser Art scheint
ohne Beispiel zu sein; denn jene Verbindung im IX. Thle. kann nicht eigentlich
hierher gezogen werden: „daß sich Heinrich von Navarra mit seiner Schwester einen
gehenselten Uebergang zur katholischen Kirche abnötigen ließen“ IX, . . . Bgl. dar-
über Grimms Gramm. 4, 196 und R. Köhler Zu Heinr. v. Kleist S. 9. Wer würde
hierher zu rechnen sein: „auch der dramatische und epische Dichter können uns auf
elegische Weise bewegen.“ Ueber naive und sentimentalische Dichtung. Joren 1795.
19, 21. R. G.) — 9: eröffnet B. b.

Da wälzte, wo im Abendlichte dort
 Geneva, deine Zinnen sich erheben,
 Der Rhodan seine Bogen traurend fort
 Von schauervoller Hayne Nacht umgeben.

5 Da hörte deine Paradieses Flur
 Du stilles Thal voll blühender Gehege,
 Die großen Harmonien der Wildniß nur
 Orkan und Thiergeheul und Donnerschläge.

10 Als senkte sich sein zweifelhafter Schein
 Auf eines Weltballs ausgebrannte Trümmer,
 So goß der Mond auf diese Wüsteneyn
 Voll trüber Nebeldämmerung seine Schimmer.

Und nun enthüllt sich ihm die herrliche Landschaft, und er er-
 kennt in ihr das Local jener Dichterscenen, die ihm den Schöpfer der
 15 Heloise ins Gedächtniß rufen.

O Clarens! friedlich am Gestad erhöht,
 Dein Name wird im Buch der Zeiten leben.
 O Meillerie! voll rauher Majestät
 Dein Ruhm wird zu den Sternen sich erheben.

20 Zu deinen Gipfeln, wo der Adler schwebt,
 Und aus Gewölk erzürnte Ströme fallen,
 Wird oft, von süßen Schauern tief durchbebt,
 An der Geliebten Arm der Fremdling wallen.

Bis hieher wie geistreich, wie gefühlvoll und mahlerisch! Aber
 25 nun will der Dichter es noch besser machen, und dadurch verderbt er.
 Die nun folgenden, an sich sehr schönen Strophen, kommen von dem
 kalten Dichter, nicht von dem überströmenden, der Gegenwart ganz
 hingeebenen Gefühl. Ist das Herz des Dichters ganz bey seinem
 Gegenstande, so kann er sich unmöglich davon losreißen, um sich
 30 bald auf den Aetna, bald nach Tibur, bald nach dem Golf bey Neapel,
 u. s. w. zu versetzen, und diese Gegenstände nicht etwa bloß flüchtig
 anzudeuten, sondern sich dabey zu verweilen. Zwar bewundern wir

1: dort, Ma. — 3: traurend fort, Ma. — 4: Hayne Ma. — 5: Paradieses-
 flur, Ma. — 6: Thal, Ma. — 7: nur, Ma. — 11: Wüstenein, Ma. — 12: Nebel-
 dämmerung, Ma. — 16: Gestad' Ma. — erhöht, B b. — 17: Name Ma. — 18:
 Majestät! B b, Majestät, Ma. — 23: Arm, Ma. — 29: davon reißen, B b & Bb.

darin die Pracht ſeines Pinſels, aber wir werden davon geblendet, nicht erquid't; eine einfache Darſtellung würde von ungleich größerer Wirkung gewesen ſeyn. Soviele veränderte Decorationen zerſtreuen endlich das Gemüth ſo ſehr, daß, wenn nun auch der Dichter zu 5 dem Hauptgegenſtand zurückkehrt, unſer Intereſſe an demſelben verſchwunden iſt. Anſtatt ſolches aufs neue zu beleben, ſchwächt er es 678 noch mehr durch den ziemlich tiefen Fall bey'm Schluß des Gedichts, der gegen den Schwung, mit dem er anfangs aufflog, und worin er ſich ſo lang zu erhalten mußte, gar auffallend abſticht. Hr. M. hat 10 mit dieſem Gedicht ſchon die dritte Veränderung vorgenommen, und dadurch, wie wir fürchten, eine vierte nur deſto nöthiger gemacht. Gerade die vielerley Gemüthsſtimmungen, denen er darauf Einfluß gab, haben dem Geiſt, der es anfangs dictirte, Gewalt angethan, und ' durch eine zu reiche Ausſtattung hat es viel von dem wahren 15 Gehalt, der nur in der Simplicität liegt, verloren.

Wenn wir Hn. M. als einen vortrefſlichen Dichter landschaftlicher Scenen characteriſirten, ſo ſind wir darum weit entfernt, ihm mit dieſer Ephäre zugleich ſeine Grenzen anzuweiſen. Auch ſchon in dieſer kleinen Sammlung erſcheint ſein Dichtergenie mit völlig gleichem Glüd 20 auf ſehr verſchiedenen Feldern. In derjenigen Gattung, welche freye Fictionen der Einbildungskraft behandelt, hat er ſich mit großem Erfolg verſucht, und den Geiſt, der in dieſen Dichtungen eigentlich herrſchen muß, vollkommen getroffen. Die Einbildungskraft erſcheint hier in ihrer ganzen Feſſelloſigkeit und dabey doch in der ſchönſten Ein- 25 ſtimmung mit der Idee, welche ausgedrückt werden ſoll. In dem Liede, welches das Feenland überſchrieben iſt, verſpottet der Dichter die abentheuerliche Phantaſie mit ſehr vieler Laune; alles iſt hier ſo bunt, ſo prangend, ſo überladen, ſo grotesk, wie der Character dieſer wilben Dichtung es mit ſich bringt; in dem Liede der Elfen alles 30 ſo leicht, ſo duſtig, ſo ätheriſch, wie es in dieſer kleinen Mondſcheinwelt ſchlechterdings ſeyn muß. Sorgenfreye, ſelige Sinnlichkeit athmet durch das ganze artige Liedchen der Faunen, und mit vieler Treuherzigkeit ſchwagen die Gnomen ihr (und ihrer Conſorten) Junſtgeheimniß aus. S. 141.

5: So viele D b. — 9: H. M. D b. — 16: vortrefſlichen D b. — 17: characteriſirten, D. — 25: Idee welche A.

Des Tagescheins Blendung brüht,
 Nur Finsterniß beglückt!
 Drum haufen wir so gern
 Tief in des Erdballs Kern.
 5 Dort oben wo der Aether flammt,
 Ward alles, was von Adam stammt,
 In Licht und Blut mit Recht verdammt.

Fr. M. ist nicht bloß mittelbar, durch die Art, wie er landschaftliche Scenen behandelt, er ist auch unmittelbar ein sehr glücklicher Maler von Empfindungen. Auch läßt sich schon im voraus erwarten, daß es einem Dichter, der uns für die leblose Welt so innig zu interessiren weiß, mit der beseelten, die einen soviel reicheren Stoff darbietet, nicht fehl schlagen werde. Eben so kann man schon im voraus den Kreis von Empfindungen bestimmen, in welchem
 15 eine Muse, die dem Schönen der Natur so hingegeben ist, sich ohngefähr aufhalten muß. Nicht im Gewühle der großen Welt, nicht in künstlichen Verhältnissen — in der Einsamkeit, in seiner eigenen Brust, in den einfachen Situationen des ursprünglichen Standes sucht unser Dichter den Menschen auf. Freundschaft, Liebe, Religions-
 20 empfindungen, Rückerinnerungen an die Zeiten der Kindheit, das Glück des Landlebens u. d. gl. sind der Inhalt seiner Gefänge; lauter Gegenstände, die der landschaftlichen Natur am nächsten liegen, und mit derselben in einer genauen Verwandtschaft stehen. Der Charakter seiner Muse ist sanfte Schwermuth und eine gewisse contemplative Schwärmerey, wozu die Einsamkeit und eine schöne Natur
 25 den gefühlvollen Menschen so gerne neigen. Im Tumult der geschäftigen Welt verdrängt eine Gestalt unseres Geistes unaufhaltsam die andere, und die Mannichfaltigkeit unsers Wesens ist hier nicht immer unser Verdienst; desto treuer bewahrt die einfache, stets sich selbst
 30 gleiche, Natur um uns her die Empfindungen, zu deren Vertrauten wir sie machen, und in ihrer ewigen Einheit finden wir auch die unsrige immer wieder. Daher der enge Kreis, in welchem unser Dichter sich um sich selbst bewegt, der lange Nachhall empfangener

1: beglückt: Ma. — 5: oben, wo Ma. — 6: alles was Ma. — stammt Ma. — 7: Blut B h. — 10-10: reichern B h. — 14: in welchen B h. — 15-16: ungefähr R B M. — 24: sanfte h. — 25: eine A M] die B h & B. — 27: unsers B h.

Eindrücke, die oftmahlige Wiederkehr derselben Gefühle. Die Empfindungen, welche von der Natur als ihrer Quelle abfließen, sind einförmig und beynahe dürftig; es sind die Elemente, aus denen sich erst im verwickelten Spiele der Welt feinere Nuancen und künstliche
 5 Mischungen bilden, die ein unerschöpflicher Stoff für den Seelenmaler sind. Jene wird man daher leicht müde, weil sie zu wenig beschäftigen; aber man kehrt immer gerne wieder zu ihnen zurück, und freut sich, aus jenen künstlichen Arten, die so oft nur Ausartungen sind, die ursprüngliche Menschheit wieder hergestellt zu sehen. Wenn aber
 10 diese Zurückführung zu dem Saturnischen Alter und zu der Simplicität der Natur für den cultivirten Menschen recht wohlthätig werden soll, so muß diese Simplicität als ein Werk der Freyheit, nicht der Nothwendigkeit, erscheinen, es muß diejenige Natur seyn, mit der der moralische Mensch endigt, nicht diejenige, mit der der physische
 15 beginnt. Will uns also der Dichter aus dem Gedränge der Welt in seine Einsamkeit nachziehen, so muß es nicht Bedürfniß der Abspannung, sondern der Anspannung, nicht Verlangen nach Ruhe, sondern nach Harmonie seyn, was ihm die Kunst verleidet, und die Natur lebenswürdig macht; nicht weil die moralische Welt seinem
 20 theoretischen, sondern weil sie seinem practischen Vermögen widerstreitet, muß er sich nach einem Tibur umsehen, und zu der losen Schöpfung flüchten.

Dazu wird nun freylich etwas mehr erfordert, als bloß die därf-tige Geschicklichkeit, die Natur mit der Kunst in Contrast zu setzen,
 25 die oft das ganze Talent der Idyllendichter ist. Ein mit der höchsten Schönheit vertrautes Herz gehört dazu, jene Einfalt der Empfindungen mitten unter allen Einflüssen der raffinirtesten Cultur zu bewahren, ohne welche sie durchaus keine Würde hat. Dieses Herz aber verräth sich durch eine Fülle, die es auch in der anspruchlosesten Form
 30 verbirgt, durch einen Adel, den es auch in die Spiele der Imagination und der Laune legt, durch eine Disciplin, wodurch es sich auch in seinem rühmlichsten Siege zügelt, durch eine nie entweyhte Keuschheit der Gefühle; es verräth sich durch die untwiderstehliche und wahrhaft magische Gewalt, womit es uns an sich zieht, uns

1: oftmalige B. b. — 9: „aber“ fehlt B b & W. — 20: practischen B. — 23: freilich b. — 31: Disciplin B b. — 32: entweyhte B. — 34: zieht; A.

festhält, und gleichsam nöthigt, uns unsrer eignen Würde zu erinnern, indem wir der seinigen huldigen.

Hr. M. hat seinen Anspruch auf diesen Titel auf eine Art be-
 urkundet, die auch dem strengsten Richter Genüge thun muß. Wer
 5 eine Phantasie, wie sein Eliseum (S. 34.) componiren kann, der
 ist als ein Eingeweihter in den innersten Geheimnissen der poetischen
 Kunst und als ein Jünger der wahren Schönheit gerechtfertigt. Ein
 vertrauter Umgang mit der Natur und mit klassischen Mustern hat
 seinen Geist genährt, seinen Geschmack gereinigt, seine sittliche Grazie
 10 bewahrt; eine geläuterte heitre Menschlichkeit beseelt seine Dichtungen,
 und rein wie sie auf der spiegelnden Fläche des Wassers liegen,
 mahlen sich die schönen Naturbilder in der ruhigen Klarheit seines
 Geistes. Durchgängig bemerkt man in seinen Producten eine Wahl,
 eine Richtigkeit, eine Strenge des Dichters gegen sich selbst, ein nie
 15 ermüdendes Bestreben nach einem Maximum von Schönheit. Schon
 vieles hat er geleistet, und wir dürfen hoffen, daß er seine Grenzen
 noch nicht erreicht hat. Nur von ihm wird es abhängen, jezt endlich,
 nachdem er in bescheidenen Kreisen seine Schwingen versucht hat,
 einen höheren Flug zu nehmen, in die anmuthigen Formen seiner
 20 Einbildungskraft und in die Musik seiner Sprache einen tiefen Sinn
 einzukleiden, zu seinen Landschaften nun auch Figuren zu erfinden,
 und auf diesen reizenden Grund handelnde Menschheit aufzu-
 tragen. Bescheidenes Mißtrauen zu sich selbst ist zwar immer das
 Kennzeichen des wahren Talents, aber auch der Muth steht ihm gut
 25 an; und so schön es ist, wenn der Besieger des Python den furcht-
 baren Bogen mit der Leyer vertauscht, so einen großen Anblick gibt
 es, wenn ein Achill im Kreise thessalischer Jungfrauen sich zum Helden
 aufrichtet.

5: Eliseum B M Na. — 6: Eingeweihter B. — in die innersten Geheim-
 nisse B b R W M. (Schiller und andre Schriftsteller haben öfters 'einen in einer
 Sache einweiht', 'in einer Sache eingeweiht sein', s. Grimms Wb. III, 839 und
 Sanders Wb. II, 1582.) — 9: sittliche b. — 11: rein, B b. — 13: Durchgängig b.
 — Producten B b. 26: gro-|ßen B, groß-|sen b.

XII.

Ueber den Gartenkalender auf das Jahr 1795.

99

Schöne Künste. — Tübingen, b. Cotta: Taschenkalender auf das Jahr 1795 für Natur- und Gartenfreunde. Mit Abbildungen von Hohenheim und andern Kupfern. 290 S. gr. 12.

5 Seit den Hirschfeld'schen Schriften über die Gartenkunst ist die Liebhaberey für schöne Kunstgärten in Deutschland immer allgemeiner geworden, aber nicht sehr zum Vortheil des guten Geschmacks, weil es an festen Principien fehlte und alles der Willkühr überlassen blieb. Den irregeleiteten Geschmack in dieser Kunst zu berichtigen, werden
10 in diesem Kalender vortreffliche Winke gegeben, die von dem Kunstfreunde näher geprüft, und von dem Gartenliebhaber befolgt zu werden verdienen.

Es ist gar nichts ungewöhnliches, daß man mit der Ausführung einer Sache anfängt, und mit der Frage: ob sie denn auch wohl
15 möglich sey? endigt. Dieß scheint besonders auch mit den so allgemein beliebten ästhetischen Gärten der Fall zu seyn. Diese Geburten des nördlichen Geschmacks sind von einer so zweydeutigen
100 Abkunft, und haben bis jetzt einen so unsichern Charakter gezeigt, daß es dem ächten Kunstfreunde zu verzeihen ist, wenn er sie kaum einer flüchtigen Aufmerksamkeit würdigte, und dem Dilettantismus zum Spiele

A: Allgemeine Literatur-Zeitung. Numero 332. Sonnabends, den 11. October 1794. Sp. 99—104. — B: Kleinere prosaische Schriften, Th. 4 (1802), S. 225 ff. — b: Dieselben, andrer Druck. — C: Werke 1813. 8, 2, 290 ff. — D: Werke 1844. 10, 429. — M: Werke 1860. 12, 318 ff. — 1: fehlt A. — 2—4: Tübingen bey (bei B M) Cotta. B-M. — 5: Hirschfeld'schen K. — 16: ästhetischen Gärten B b (und so sind alle in A gesperrten Worte in B b nicht gesperrt.) — 17: zweydeutigen b.

Schiller, sämmtl. Schriften. Hft.-krit. Ausg. X.

17

dahin gab. Ungewiß, zu welcher Classe der schönen Künste sie sich eigentlich schlagen sollte, schloß sich die Gartenkunst lange Zeit an die Baukunst an, und beugte die lebendige Vegetation unter das steife Joch mathematischer Formen, wodurch der Architect die leblose schwere 5 Masse beherrscht. Der Baum mußte seine höhere organische Natur verbergen, damit die Kunst an seiner gemeinen Körternatur ihre Macht beweisen konnte. Er mußte sein schönes selbstständiges Leben für ein geistloses Ebenmaaß, und seinen leichten schwebenden Wuchs für einen Anschein von Festigkeit hingeben, wie das Auge sie von 10 steinernen Mauern verlangt. Von diesem seltsamen Irrweg kam die Gartenkunst in neuern Zeiten zwar zurück, aber nur, um sich auf dem entgegengesetzten zu verlieren. Aus der strengen Zucht des Architects flüchtete sie sich in die Freyheit des Poeten, vertauschte plötzlich die härteste Knechtschaft mit der regellosesten Licenz, und 15 wollte nun von der Einbildungskraft allein das Gesetz empfangen. So willkürlich, abentheuerlich und bunt, als nur immer die sich selbst überlassene Phantasie ihre Bilder wechselt, mußte nun das Auge von einer unerwarteten Decoration zur andern hinüberspringen, und die Natur, in einem größern oder kleinern Bezirk, die ganze Mannich- 20 faltigkeit ihrer Erscheinungen, wie auf einer Musterkarte, vorlegen. So wie sie in den französischen Gärten ihrer Freyheit beraubt, dafür aber durch eine gewisse architectonische Uebereinstimmung und Größe entschädiget wurde; so sinkt sie nun, in unsern sogenannten englischen Gärten, zu einer kindischen Kleinheit herab, und hat sich 25 durch ein übertriebenes Bestreben nach Ungezwungenheit und Mannichfaltigkeit von aller schönen Einfalt entfernt, und aller Regel entzogen. In diesem Zustande ist sie größtentheils noch, nicht wenig begünstigt von dem weichlichen Charakter der Zeit, der vor aller Bestimmtheit der Formen flieht, und es unendlich bequemer findet, die Gegenstände 30 nach seinen Einfällen zu modeln, als sich nach ihnen zu richten.

Da es so schwer hält, der ästhetischen Gartenkunst ihren Platz unter den schönen Künsten anzuweisen, so könnte man leicht auf die

2: sollte, R. — 12—13: Architects] (Die starke Form braucht Schiller auch sonst: Ein Marmorblock kann lebende Gestalt durch den Architect und Bildhauer werden. Ästhet. Erziehung, 15. Brief, S. 82—83.) — 13: Freyheit b. — 18: hinüberspringen, B b. — 21: Freyheit B b.

Vermuthung gerathen, daß sie hier gar nicht unterzubringen sey. Man würde aber Unrecht haben, die verunglückten Versuche in denselben gegen ihre Möglichkeit überhaupt zeugen zu lassen. Jene beiden entgegengesetzten Formen, unter denen sie bis jezt bey uns aufgetreten
 5 ist, enthalten etwas wahres, und entsprangen beide aus einem gegründeten Bedürfniß. Was erslich den architectonischen Geschmack betrifft, so ist nicht zu läugnen, daß die Gartenkunst unter Einer Kategorie mit der Baukunst stehet, obgleich man sehr übel gethan hat, die Verhältnisse der letztern auf sie anwenden zu wollen. Beide Künste ent-
 10 sprechen in ihrem ersten Ursprunge einem physischen Bedürfniß, welches zunächst ihre Formen bestimmt, bis das entwickelte Schönheitsgefühl auf Freyheit dieser Formen drang, und zugleich mit dem Verstande der Geschmack ' seine Forderungen machte. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, sind beide Künste nicht vollkommen frey, und die Schön- 101
 15 heit ihrer Formen wird durch den unnachlässlichen physischen Zweck jederzeit bedingt und eingeschränkt bleiben. Beide haben gleichfalls mit einander gemein, daß sie die Natur durch Natur, nicht durch ein künstliches Medium nachahmen, oder auch gar nicht nachahmen, sondern neue Objecte erzeugen. Daher mochte es kommen, daß man
 20 sich nicht sehr streng an die Formen hielt, welche die Wirklichkeit darbietet, ja sich wenig daraus machte, wenn nur der Verstand durch Ordnung und Uebereinstimmung und das Auge durch Majestät oder Anmuth befriediget wurde, die Natur als Mittel zu behandeln, und ihrer Eigenthümlichkeit Gewalt anzuthun. Man konnte sich um so eher
 25 dazu berechtigt glauben, da offenbar in der Gartenkunst wie in der Baukunst durch eben diese Aufopferung der Naturfreyheit sehr oft der physische Zweck befördert wird. Es ist also den Urhebern des architectonischen Geschmacks in der Gartenkunst einigermaßen zu verzeihen, wenn sie sich von der Verwandtschaft, die in mehrern Stücken zwi-
 30 schen diesen beiden Künsten herrscht, verführen ließen, ihre ganz verschiedenen Charaktere zu verwechseln, und in der Wahl zwischen Ordnung und Freyheit die erstere auf Kosten der andern zu begünstigen.

12: Freyheit B b. — 13: Forderungen R B M. — Gesichtspuncte b. — 14: frei, B b. — 15: unnachlässlichen B b R B M. (Vgl. oben zu S. 92, 3. 29.) — 19: Objecte B. — 21: darbietet B. — 26: Naturfreyheit B b. — 29: Verwandtschaft, B b. — 32: Freyheit b.

Auf der andern Seite beruht auch der poetische Gartengeschmack auf einem ganz richtigen Factum des Gefühls. Einem aufmerksamen Beobachter seiner selbst konnte es nicht entgehen, daß das Vergnügen, womit uns der Anblick landschaftlicher Scenen erfüllt, von der Vorstellung unzertrennlich ist, daß es Werke der freien Natur, nicht des Künstlers, sind. Sobald also der Gartengeschmack diese Art des Genusses bezweckte, so mußte er darauf bedacht seyn, aus seinen Anlagen alle Spuren eines künstlichen Ursprungs zu entfernen. Er machte sich also die Freyheit, so wie sein architectonischer Vorgänger die Regelmäßigkeit zum obersten Gesetz; bey ihm mußte die Natur, bey diesem die Menschenhand siegen. Aber der Zweck, nach dem er strebte, war für die Mittel viel zu groß, auf welche seine Kunst ihn beschränkte; und er scheiterte, weil er aus seinen Grenzen trat, und die Gartenkunst in die Malerey hinüberführte. Er vergaß, daß der verjüngte Maaßstab, der der letztern zu statuen kommt, auf eine Kunst nicht wohl angewendet werden konnte, welche die Natur durch sich selbst repräsentirt, und nur in sofern rühren kann, als man sie absolut mit Natur verwechselt. Kein Wunder also, wenn er über dem Ringen nach Mannichfaltigkeit ins Tändel-
 20 hafte, und — weil ihm zu den Uebergängen, durch welche die Natur ihre Veränderungen vorbereitet und rechtfertigt, der Raum und die Kräfte fehlten, — ins Willkührliche verfiel. Das Ideal, nach dem er strebte, enthält an sich selbst keinen Widerspruch; aber es war zweckwidrig und grillenhaft, weil auch der glücklichste Erfolg die un-
 25 geheuren Opfer nicht belohnte.

Soll also die Gartenkunst endlich von ihren Ausschweifungen zurückkommen, und wie ihre andern Schwestern zwischen bestimmten und bleibenden Grenzen ruhn, so muß man sich vor allen Dingen deutlich gemacht haben, was man denn eigentlich will; eine Frage, woran
 30 man, in Deutschland wenigstens, noch nicht genug gedacht zu haben scheint. Es wird sich alsdann wahrscheinlichweise ein ganz guter Mittelweg zwischen der Steifigkeit des französischen Gartengeschmacks und der gesetzlosen Freyheit des sogenannten englischen finden; es wird sich zeigen, daß sich diese Kunst zwar nicht zu so hohen Sphären

9: Freyheit b. — 15: Maßstab, B. — 17: insofern B b. — 28: ruhen, B M.
 — 33: Freyheit b.

versteigen dürfe, als uns diejenigen überreden wollen, die bey ihren Entwürfen nichts als die Mittel zur Ausführung vergessen, und daß es zwar abgeschmackt und widersinnig ist, in eine Gartenmauer die Welt einschließen zu wollen, aber sehr ausführbar und vernünftig, 5 einen Garten, der allen Forderungen des guten Landwirths entspricht, sowohl für das Auge, als für das Herz und den Verstand zu einem charakteristischen Ganzen zu machen.

Dies ist es, worauf der geistreiche Vf. der fragmentarischen Beyträge zur Ausbildung des deutschen Gartengeschmacks, 10 in diesem Kalender, vorzüglich hinweist, und unter allem, was über diesen Gegenstand je mag geschrieben worden seyn, ist uns nichts bekannt, was für einen gesunden Geschmack so befriedigend wäre. Zwar sind seine Ideen nur als Bruchstücke hingeworfen, aber diese Nachlässigkeit in der Form erstreckt sich nicht auf den Inhalt, der 15 durchgängig von einem feinen Verstande und einem zarten Kunstgefühle zeugt. Nachdem er die beiden Hauptwege, welche die Gartenkunst bisher eingeschlagen, und die verschiedenen Zwecke, welche bey Gartenanlagen verfolgt werden können, namhaft gemacht und gehörig gewürdigt hat, bemüht er sich, diese Kunst in ihre wahren Grenzen 20 und auf einen vernünftigen Zweck zurückzuführen, den er mit Recht „in eine Erhöhung desjenigen Lebensgenusses setzt, den der Umgang „mit der schönen landschaftlichen Natur uns verschaffen kann.“ Er unterscheidet sehr richtig die Gartenlandschaft (den eigentlichen englischen Park), worin die Natur in ihrer ganzen Größe und Frey- 25 heit erscheinen, und alle Kunst scheinbar verschlungen haben muß, von dem Garten, wo die Kunst, als solche, sichtbar werden darf. Ohne der erstern ihren ästhetischen Vorzug streitig zu machen, begnügt er sich, die Schwierigkeiten zu zeigen, die mit ihrer Ausführung verknüpft, und nur durch außerordentliche Kräfte zu besiegen sind. Den 30 eigentlichen Garten theilt er in den großen, den kleinen und mittlern,

5: Forderungen R B M. — 7: Vf. (Schiller an Danner, Jena, 5. Oct. 1794: „Rapps Aufsätze im Gartenkalender haben mir viel Vergnügen gemacht; in einem öffentlichen Blatte wird Er meine Meinung darüber finden.“ A. v. Keller, Beiträge zur Schillerliteratur. 1859. S. 53. Heinrich v. Rapp, Hofrath und Bankdirector, starb 9. März 1832 in Stuttgart. R. G.) — 10: unter allem was B b. — 14: Nachlässigkeit B. — 16: beyden B. — 19: Grängen B. — 24—25: Freyheit b. — 30: kleinern B B M.

und zeichnet kürzlich die Grenzen, innerhalb deren sich bey einer jeden dieser drey Arten die Erfindung halten muß. Er eifert nachdrücklich gegen die Anglomanie so vieler deutschen Gartenbesitzer, gegen die Brücken ohne Wasser, gegen die Einsiedeleyen an der Landstraße
 5 u. s. f. und zeigt, zu welchen Armseligkeiten Nachahmungssucht und mißverstandene Grundsätze von Varietät und Zwangsfreyheit führen. Aber indem er die Grenzen der Gartenkunst verengt, lehrt er sie innerhalb derselben desto wirksamer seyn, und durch Aufopferung des Unnöthigen und Zweckwidrigen nach einem bestimmten und inter-
 10 essanten Charakter streben. So hält er es keineswegs für unmöglich, symbolische und gleichsam pathetische Gärten anzulegen, die eben so gut, als musicalische oder poetische Compositionen, fähig seyn müßten, einen bestimmten Empfindungszustand auszudrücken und zu er- 103
 zeugen.

15 Außer diesen ästhetischen Bemerkungen ist von demselben B. in diesem Kalender eine Beschreibung der großen Gartenanlage zu Hohenheim angefangen, davon uns derselbe im nächsten Jahre die Fortsetzung verspricht. Jedem, der diese mit Recht berühmte Anlage entweder selbst gesehen, oder auch nur von Hörensagen kennt, muß
 20 es angenehm seyn, dieselbe in Gesellschaft eines so feinen Kunstners zu durchwandern. Es wird ihn wahrscheinlich nicht weniger, als den Recensenten, überraschen, in einer Composition, die man so sehr geneigt war, für das Werk der Willkühr zu halten, eine Idee herrschen zu sehen, die, es sey nun dem Urheber oder dem Beschreiber
 25 des Gartens, nicht wenig Ehre macht. Die mehresten Reisenden, denen die Günst wiederfahren ist, die Anlage zu Hohenheim zu besichtigen, haben darin, nicht ohne große Befremdung, römische Grabmäler, Tempel, verfallene Mauern u. d. gl. mit Schweizerhütten, und lachende Blumenbeete mit schwarzen Gefängnißmauern abwechseln gesehen. Sie
 30 haben die Einbildungskraft nicht begreifen können, die sich erlauben durfte, so disparate Dinge in ein Ganzes zu verknüpfen. Die Vorstellung, daß wir eine ländliche Colonie vor uns haben, die sich unter den Ruinen einer römischen Stadt niederließ, hebt auf einmal diesen
 35 Widerspruch, und bringt eine geistvolle Einheit in diese barocke Com-

7: Zwangsfreyheit b. — 13: musicalische B b. — 25: meisten M. — 26: widerfahren b. — 28: Mauern B — u. d. g. B b. — 29: Gefängnißmauern B.

position. Ländliche Simplicität und versunkene städtische Herrlichkeit, die zwei äußersten Zustände der Gesellschaft, grenzen auf eine rührende Art aneinander, und das ernste Gefühl der Vergänglichkeit verliert sich wunderbar schön in dem Gefühl des siegenden Lebens.

5 Diese glückliche Mischung giebt durch die ganze Landschaft einen tiefen elegischen Ton aus, der den empfindenden Betrachter zwischen Ruhe und Bewegung, Nachdenken und Genuß schwankend erhält, und noch lange nachhallt, wenn schon alles verschwunden ist.

Der Vf. nimmt an, daß nur derjenige über den ganzen Werth
10 dieser Anlage richten könne, der sie im vollen Sommer gesehen; wir möchten noch hinzufügen, daß nur derjenige ihre Schönheit vollständig fühlen könne, der sich auf einem bestimmten Wege ihr nähert. Um den ganzen Genuß davon zu haben, muß man durch das neu erbaute fürstliche Schloß zu ihr geführt worden seyn. Der Weg von Stuttgart
15 nach Hohenheim ist gewissermaßen eine versinnlichte Geschichte der Gartenkunst, die dem aufmerksamen Betrachter interessante Bemerkungen darbietet. In den Fruchtfeldern, Weinbergen und wirtschaftlichen Gärten, an denen sich die Landstraße hinzieht, zeigt sich demselben der erste physische Anfang der Gartenkunst, entblößt von aller
20 ästhetischen Verzierung. Nun aber empfängt ihn die französische Gartenkunst mit stolzer Gravität, unter den langen und schroffen Pappelwänden, welche die freie Landschaft mit Hohenheim in Verbindung setzen, und durch ihre kunstmäßige Gestalt schon Erwartung erregen. Dieser feyerliche Eindruck steigt bis zu einer fast peinlichen
25 Spannung, wenn man die Gemäcker des herzoglichen Schlosses durchwandert, das an Pracht und Eleganz wenig seines Gleichen hat, 104 und auf eine gewiß seltne Art Geschmac mit Verschwendung vereinigt. Durch den Glanz, der hier von allen Seiten das Auge drückt, und durch die kunstreiche Architectur der Zimmer und des Ameublement
30 wird das Bedürfnis nach — Simplicität bis zu dem höchsten Grade getrieben, und der ländlichen Natur, die den Reisenden auf einmal in dem sogenannten englischen Dorfe empfängt, der feyerlichste Triumph bereitet. Indes machen die Denkmäler versunkener Pracht, an deren traurende Wände der Pflanzler seine friedliche Hütte lehnt,

27: seltene B. — 29: Ameublements R B M. — 33: Triumph B 5.

eine ganz eigene Wirkung auf das Herz, und mit geheimer Freude sehen wir uns in diesen zerfallenden Ruinen an der Kunst gerächt, die in dem Prachtgebäude nebenan ihre Gewalt über uns bis zum Mißbrauch getrieben hatte. Aber die Natur, die wir in dieser englischen
 5 Anlage finden, ist diejenige nicht mehr, von der wir ausgegangen waren. Es ist eine mit Geist beseelte und durch Kunst exaltirte Natur, die nun nicht bloß den einfachen, sondern selbst den durch Cultur verwöhnten Menschen befriedigt, und indem sie den erstern zum Denken reizt, den letztern zur Empfindung zurückführt.

- 10 Was man auch gegen eine solche Interpretation der Hohenheimer Anlagen vielleicht einwenden mag, so gebührt dem Stifter dieser Anlagen immer Dank genug, daß er nichts gethan hat, um sie Lügen zu strafen; und man müßte sehr ungenügsam seyn, wenn man in ästhetischen Dingen nicht eben so geneigt wäre, die That für den
 15 Willen, als in moralischen, den Willen für die That anzunehmen. Wenn das Gemälde dieser Hohenheimer Anlage einmal vollendet seyn wird, so dürfte es den unterrichteten Leser nicht wenig interessiren, in demselben zugleich ein symbolisches Charaktergemälde ihres so merkwürdigen Urhebers zu erblicken, der nicht in seinen Gärten allein
 20 Wasserwerke von der Natur zu erzwingen wußte, wo sich kaum eine Quelle fand.

Das Urtheil des Vf. über den Garten zu Schweßingen, und über das Seifersdorfer Thal bey Dresden, wird jeder Leser von Geschmac, der diese Anlagen in Augenschein genommen, unterschreiben, und sich
 25 mit demselben nicht enthalten können, eine Empfindsamkeit, welche Sittensprüche, auf eigne Täfelchen geschrieben, an die Bäume hängt, für affectirt, und einen Geschmac, der Mosceen und griechische Tempel in buntem Gemische durch einander wirft, für barbarisch zu erklären.

- 30 Den sieben, sehr gut gewählten, und eben so ausgeführten Kupfern, welche Parthien aus dem Hohenheimer Garten vorstellen, sind noch vier andre Zeichnungen von schönen Vasen, Altären und Monumenten, zum Gebrauch bey Gartenverzierungen, beygefügt, welche Gn. Isopi, einen sehr geschickten römischen Ornamentisten, jetzt Hof-

3: neben an A b. — 4: Mißgebrauch B b R W. — 15: moralischen den B b. — 26: einige B. — 30 bis S. 265, Z. 6: fehlt B b R W M.

bildhauer in Stuttgart, zum Erfinder haben. Sie sind durchgängig in einem vortreflichen Geschmack, und zeugen sehr günstig von dem vorzüglichen Talent dieses Künstlers. Mehrere andere Aufsätze, ökonomischen Inhalts, machen diesen Kalender für den Gartenbau nicht
5 weniger nützlich als für die Gartenkunst, und mit Vergnügen wird jeder Leser der Fortsetzung derselben entgegen sehen.

XIII.

Die Horen

III

eine Monatschrift,
von einer Gesellschaft verfaßt

und herausgegeben

5

von

Schiller.

Zu einer Zeit, wo das nahe Geräusch des Kriegs das Vater-
land ängstiget, wo der Kampf politischer Meynungen und Interessen
diesen Krieg beynähe in jedem Zirkel erneuert, und nur allzuoft
10 Mufen und Grazien daraus verscheyt, wo weder in den Gesprächen
noch in den Schriften des Tages vor diesem allverfolgenden Dämon
der Staatscritik Rettung ist, möchte es eben so gewagt als verdienst-
lich seyn, den so sehr zerstreuten Leser zu einer Unterhaltung von
ganz entgegengesetzter Art einzuladen. In der That scheinen die
15 Zeitumstände einer Schrift wenig Glück zu versprechen, die sich über
das Lieblingssthema des Tages ein strenges Stillschweigen auferlegen,
und ihren Ruhm darinn suchen wird, durch etwas anders zu gefallen,
als wodurch jetzt alles gefällt. Aber jemehr das beschränkte Interesse
der Gegenwart die Gemüther in 'Spannung setzt, einengt und unter- 14

A: Die Horen 1795. Stüd 1, S. III—X. — B: Dasselbe, anderer Druck.
— C: Intelligenzblatt der Allgem. Literatur-Zeitung. Numero 140. Mittwochs
den 10. December 1794. Sp. 1129—1136. — D: Döring, Nachlese 1835. S. 270 ff.
— E: Doas, Nachträge 1839. 2, 347 ff. — F: Hoffmeister, Nachlese 4, 512 ff.
— 1: Die Horen, F. — 2—6: fehlt D E. — 2: Monatschrift, F. — 8: ängstigt
D E F. — Meinungen D E F. — 9: beynähe D E F. — Zirkel D E F. — 11: Tags
D E F. — 12: Staatscritik E F. — 15: Glück B C D E F. — 17: darin D E F.
— andres D, Andres E, Andres F. — 18: jetzt E. — Alles E F. — 19: jetzt E.

jocht, desto dringender wird das Bedürfniß, durch ein allgemeines und höheres Interesse an dem, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist, sie wieder in Freyheit zu setzen, und die politisch getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und
5 Schönheit wieder zu vereinigen.

Dies ist der Gesichtspunkt, aus welchem die Verfasser dieser Zeitschrift dieselbe betrachtet wissen möchten. Einer heitern und leidenschaftsfreyn Unterhaltung soll sie gewidmet seyn, und dem Geist und Herzen des Lesers, den der Anblick der Zeitbegebenheiten bald ent-
10 rüftet, bald niederschlägt, eine fröhliche Zerstreuung gewähren. Mitten in diesem politischen Tumult soll sie für Mäusen und Charitinnen einen engen vertraulichen Zirkel schließen, aus welchem alles verbannt seyn wird, was mit einem unreinen Partheygeist gestempelt ist. Aber indem sie sich alle Beziehungen auf den jetzigen Weltlauf und auf
15 die nächsten Erwartungen der Menschheit verbietet, wird sie über die vergangene Welt die Geschichte, und über die kommende die Philosophie befragen, wird sie zu dem Ideale veredelter Menschheit, welches durch die Vernunft aufgegeben, in der Erfahrung aber so leicht aus den Augen gerückt wird, einzelne Züge sammeln, und an
20 dem stillen Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten, von dem zuletzt alle wahre Verbesserung des gesellschaftlichen v Zustandes abhängt, nach Vermögen geschäftig seyn. Sowohl spielend als ernsthaft wird man im Fortgange dieser Schrift dieses einzige Ziel verfolgen, und so verschieden auch die Wege seyn mögen, die man
25 dazu einschlagen wird, so werden doch alle, näher oder entfernter, dahin gerichtet seyn, wahre Humanität zu befördern. Man wird streben, die Schönheit zur Vermittlerin der Wahrheit zu machen, und durch die Wahrheit der Schönheit ein dauerndes Fundament und eine höhere Würde zu geben. So weit es thunlich ist, wird man die Re-
30 sultate der Wissenschaft von ihrer scholastischen Form zu befreien und in einer reizenden, wenigstens einfachen, Hülle dem Gemeinfinn

3: „der Zeiten“ fehlt C. — Freyheit D E F. — 6: Dies D. — 8: freien D E F. — 9–10: entrüftet bald C. — 12: Zirkel D E F. — Alles C F. — 13: Partheygeiste D, Parteigeiste C F. — 14: Alle D. — 20: besser C. — 21: zuletzt C. — 23: einige C. — 27: Vermittlerin B D E F. — 28: dauerndes D E F. — 30: befreien D E F.

verständlich zu machen suchen. Zugleich aber wird man auf dem Schauplatze der Erfahrung nach neuen Erwerbungen für die Wissenschaft ausgehen, und da nach Gesetzen forschen, wo bloß der Zufall zu spielen und die Willkür zu herrschen scheint. Auf diese Art
5 glaubt man zu Aufhebung der Scheidewand beizutragen, welche die schöne Welt von der gelehrten zum Nachtheile beyder trennt, gründliche Kenntnisse in das gesellschaftliche Leben, und Geschmac in die Wissenschaft einzuführen.

Man wird sich, soweit kein edlerer Zweck darunter leidet, Man-
10 nichfaltigkeit und Neuheit zum Ziele setzen, aber dem trivialen Ge- vi
schmacke, der das Neue bloß um ' der Neuheit willen sucht, keines-
wegs nachgeben. Uebrigens wird man sich jede Freyheit erlauben,
die mit guten und schönen Sitten verträglich ist.

Wohlanständigkeit und Ordnung, Gerechtigkeit und Friede werden
15 also der Geist und die Regel dieser Zeitschrift seyn; die drey schwe-
sterlichen Horen Eunomia, Dike und Irene werden sie regieren.
In diesen Göttergestalten verehrte der Griechen die welterhaltende Ord-
nung, aus der alles Gute fließt, und die in dem gleichförmigen
Rhythmus des Sonnenlaufs ihr treffendstes Sinnbild findet. Die
20 Fabel macht sie zu Töchtern der Themis und des Zeus, des Ge-
setzes und der Macht; des nehmlichen Gesetzes, das in der Körper-
welt über den Wechsel der Jahreszeiten waltet, und die Harmonie in
der Geisterwelt erhält.

Die Horen waren es, welche die neugebohrne Venus bey ihrer
25 ersten Erscheinung in Cypern empfangen, sie mit göttlichen Gewanden
bekleideten, und so von ihren Händen geschmückt in den Kreis der
Unsterblichen führten: eine reizende Dichtung, durch welche angedeutet
wird, daß das Schöne schon in seiner Geburt sich unter Regeln
fügen muß, und nur durch Gesetzmäßigkeit würdig werden kann,
30 einen Platz im Olymp, Unsterblichkeit und einen moralischen Werth, vii
zu erhalten. In leichten ' Tänzen umkreisen diese Göttinnen die Welt,

3: bloß D (und so stets). — 4: Willkür G F. — 5: beizutragen D G F. —
6: beider D G F. — 9-10: Mannigfaltigkeit D G F. — 9-10: Geschmac, D G F.
— 12: Freyheit D G F. — 15: drei D G F. — 16: Dike G F. — 21: Macht, G F.
— nämlichen D G F. — 22: Jahreszeiten D G F. — 24: neugeborene D, neu-
geborne G F. — bei D G F. — 25: empfangen, D. — 29: Gesetzmäßigkeit G D G F.

öffnen und schließen den Olymp, und schirren die Sonnenpferde an, das belebende Licht durch die Schöpfung zu versenden. Man sieht sie im Gefolge der Huldgöttinnen und in dem Dienst der Königin des Himmels, weil Anmuth und Ordnung, Wohlanständigkeit und Würde
5 unzertrennlich sind.

Daß die gegenwärtige Zeitschrift des ehrenvollen Namens, den sie an ihrer Stirne führt, sich würdig zeigen werde, dafür glaubt der Herausgeber sich mit Zuversicht verbürgen zu können. Was ihm in seiner eignen Person nicht geziemen würde, zu versichern, daß
10 erlaubt er sich als Sprecher der achtungswürdigen Gesellschaft, die zu Herausgabe dieser Schrift sich vereinigt hat. Mit patriotischem Vergnügen sieht er einen Entwurf in Erfüllung gehen, der ihn und seine Freunde schon seit Jahren beschäftigte, aber nicht eher als jetzt gegen die vielen Hindernisse, die seiner Ausführung im Wege standen,
15 hat behauptet werden können. Endlich ist es ihm gelungen, mehrere der verdienstvollsten Schriftsteller Deutschlands zu einem fortlaufenden Werke zu verbinden, an welchem es der Nation trotz aller Versuche, die von Einzelnen bisher angestellt wurden, noch immer gemangelt hat, und nothwendig mangeln mußte, weil gerade eine solche Anzahl
20 und eine solche Auswahl von Theilnehmern nöthig seyn möchte, um bey einem Werk, das in festgesetzten Zeiten zu erscheinen bestimmt VIII ist, Vortreflichkeit im Einzelnen mit Abwechslung im Ganzen zu verbinden.

Folgende Schriftsteller werden an dieser Monatschrift Antheil
25 nehmen:

Herr Hauptmann von Archenholz in Hamburg.

Seine Erzbischöfl. Gnaden Herr Coadjutor von Mainz Freyherr von Dalberg in Erfurt.

Hr. Professor Engel aus Berlin.

30 — D. Erhardt in Nürnberg.

— Professor Fichte in Jena.

1: schließen D E F. — 6: Namens D E F. — 13: jetzt E. — 16: verdienstvollsten D E F. — 20: mochte, F. — 21: bei D E F. — Werke D E. — 22: Vortreflichkeit D E F. — 24 ff.: fehlen E. — 24: Monatschrift E. — 26: Hr. E. — 27: Erzbischöfliche E, Erzbischöfl. D, erzbischöfl. F. — Hr. E. — Freyherr D F. — 28: Erfurth E. — 30: Dr. Erhardt D F.

- Hr. von Funk in Dresden.
 — Professor Garve in Breslau.
 — Kriegsrath Geng in Berlin.
 — Canonicus Gleim in Halberstadt.
 5 — Geheimer Rath von Göthe in Weimar.
 — D. Gros in Göttingen.
 — Vice-Consistorial-Präsident Herder in Weimar.
 — Hirt in Rom.
 — Professor Hufeland in Jena.
 10 — Legations-Rath von Humboldt aus Berlin.
 — Oberbergmeister von Humboldt in Bayreuth.
 — Geheimer Rath Jacobi in Düsseldorf.
 — Hofrath Matthison in der Schweiz.
 — Professor Meyer in Weimar.
 15 ' Hr. Hofrath Pfeffel in Colmar.
 — Hofrath Schiller in Jena.
 — Schlegel in Amsterdam.
 — Hofrath Schütz in Jena.
 — Hofrath Schulz in Mitleu.
 20 — Professor Woltmann in Jena.

IX

Da sich übrigens die hier erwähnte Societät keineswegs als geschlossen betrachtet, so wird jedem deutschen Schriftsteller, der sich den nothwendig gefundenen Bedingungen des Instituts zu unterwerfen geneigt ist, zu jeder Zeit die Theilnahme daran offen stehen. Auch
 25 soll jedem, der es verlangt, verstattet seyn, anonym zu bleiben, weil man bey Aufnahme der Beyträge nur auf den Gehalt und nicht auf den Stempel sehen wird. Aus diesem Grunde, und um die Freyheit der Critik zu befördern, wird man sich erlauben, von einer allgemeinen Gewohnheit abzugehen, und bey den einzelnen Aufsätzen die

2 Breslau. C. — 4: Canonicus D., Canonicus H. — 5: Geheimer Rath D., Geh. Rath v. Goethe D., Goethe H. — 6: Dr. Gros D. H. — 7: Viceconsistorial-D., Vice-Consistorial-H. — 10: Legations Rath C., Legationsrath D. H., Humboldt C. D., Wilh. von Humboldt H. — 11: Oberbergmeister Alexander von Humboldt in Bayreuth. H., Humboldt C. D. — 12: Geh. Rath D. — 13: Matthison D. H. — 14: Heinrich Meyer H. — 15: Schlegel (Aug. Wilhelm) H. — 16: bei D. H. — Beiträge D. H. — 17: Freyheit D. H. — 18: Critik H. — 19: bei D. H.

Rahmen ihrer Verfasser, bis zum Ablauf eines jeden Jahrganges verschweigen, welches der Leser sich um so eher gefallen lassen kann, da ihn diese Anzeige schon im Ganzen mit denselben bekannt macht.

Jena, den 10. Dec. 1794.

5

Schiller.

Jeden Monat, vom Neujahr 1795 an gerechnet, erscheint regelmäßig ein Stück von Sieben Bogen in groß Oktav, und die Verlags-
handlung wird für ein anständiges Aeußere sorgen. Wer Exemplare
auf holländischem Postpapier verlangt, beliebe bey Zeiten die Bestel-
10 lung zu machen. Der Preis des ganzen Jahrganges ist ein Carolin
in Golde oder sechs Reichsthaler, acht Groschen, sächsisch;
einzelne Stücke können nicht unter sechszehn Groschen erlassen
werden. Die Herren Mitarbeiter wenden sich unmittelbar an den
Herrn Redacteur der Monatschrift; die Herren Subscribenten an die
15 Buchhandlungen oder an die löblichen Postämter, unter denen die
Oberpostämter Stuttgart und Cantstatt die Hauptversendung
besorgen. Wer zehn Exemplare zugleich bestellt, erhält das eilfte
frey. Man ersucht die Herren Subscribenten, sich zu nennen, weil
man entschlossen ist, am Ende des Jahrs ein Verzeichniß derselben
20 beyzufügen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung
in Tübingen.

1: Namen D. H. — Jahrganges H. — 4: Jena den C. — den 10 Dec. B. —
December D. H. — 6—22: fehlt D. H. — 6—7: regelmäßig C. — 9: holländischem
Papier C. — 12: sechzehn C. — 13—14: den Hrn. C. — 16: Cantstatt C. —
17: zehn C. — 19: Verzeichniß B. C. — 22: Johann Georg Cotta'sche C. — (Schiller
schrieb am 6. Dec. 1794 an Dr. J. G. Cotta: „Das Avertissement nehme ich heute
vor und hoffe daß es in heut über 8 Tagen abgedruckt seyn soll . . . Den Preis des
Journals will ich auf 6 Thlr. 8 gr. Sächsl. ansetzen, wie Sie wünschen. Ich werde
überhaupt auch in Ihrem Rahmen eine besondre Anzeige beysügen, worinn alles
was das Aeußere des Buchs betrifft berührt werden soll.“ R. W.)

XIV.

Die Horen,

eine Monatsschrift, von einer Gesellschaft verfaßt, und herausgegeben
von Schiller.

(Auszug aus der ausführlichen in Nr. 140. des Intellig. Blatts der Jenaischen
Allgem. Lit. Zeit. abgedruckten Ankündigung.)

Je mehr die allgemeine Aufmerksamkeit durch die lebhafteste Theilnahme an den politischen Begebenheiten des Tages, und den Kampf entgegengesetzter Meinungen und Partheyen, jetzt auf die Gegenwart gerichtet ist; desto dringender wird das Bedürfniß, die dadurch eingeengten Gemüther durch ein allgemeineres und höheres Interesse an allem, was rein menschlich, und über den Einfluß der Zeiten erhaben ist, wiederum in Freyheit zu setzen, und dem, durch den Anblick der Zeitbegebenheiten ermüdeten Leser eine fröhliche Zerstreuung zu verschaffen. Diesem Endzweck widmet man die gegenwärtige Zeitschrift. Sich alle Beziehung auf den jetzigen Weltlauf und die nächsten Erwartungen der Menschheit verbiethend, wird dieselbe, mit Hülfe der Geschichte und Philosophie zu dem Ideale veredelter Menschheit die einzelnen Züge sammeln, und an dem stillen Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten nach Vermögen geschäftig seyn. Daß sie diesem erhabenen Ziele nicht ohne Erfolg entgegenstreben werde, dafür glaubt der Herausgeber sich mit Zuversicht verbürgen zu können, wenn er sich als den Sprecher der achtungswürdigen Gesellschaft ansieht, die sich zur Herausgabe derselben vereinigt hat. Denn nach vielen Schwierigkeiten ist es ihm

N: Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten. 1794. Num. 207. 27. Decemb. S. (5).

endlich gelungen, mehrere der verdienstvollsten Schriftsteller Deutschlands zu einem fortlaufenden Werk zu verbinden, an welchem es der Nation, trotz aller, von Einzelnen bisher angestellten Versuche, noch immer gemangelt hat, und nothwendig mangeln mußte, weil gerade eine solche Anzahl und eine solche Auswahl von Theilnehmern nöthig seyn möchte, um bey einem periodischen Werke Vortreflichkeit im Einzelnen mit Abwechslung im Ganzen zu verbinden. Die jetzigen Mitarbeiter sind Hr. v. Archenholz, v. Dalberg, Engel, Erhardt, Fichte, v. Funk, Garve, Genz, Gleim, v. Göthe, Gros, Herder, Hirt, Hufeland, W. v. Humboldt, A. v. Humboldt, Jacobi, Matthi-son, Meyer, Pfeffel, Schiller, Schlegel, Schütz, Friedr. Schulz, Woltmann, Vogel in Nürnberg.

Jena, den 10. December 1794.

Schiller.

XV.

Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen

in einer Reihe von Briefen. *

5

Si c'est la raison, qui fait l'homme,
c'est le sentiment, qui le conduit.

ROUSSEAU.

Erster Brief.

Sie wollen mir also vergönnen, Ihnen die Resultate meiner Untersuchungen über das Schöne und die Kunst in einer Reihe
10 von Briefen vorzulegen. Lebhaft empfinde ich das Gewicht, aber auch den Reiz und die Würde dieser Unternehmung. Ich werde von einem Gegenstande sprechen, der mit dem besten Theil unsrer Glückseligkeit in einer unmittelbaren, und mit dem moralischen Adel der menschlichen Natur in keiner sehr entfernten Verbindung steht. Ich werde
15 die Sache der Schönheit vor einem Herzen führen, das ihre ganze

* Diese Briefe sind wirklich geschrieben; an Wen? thut hier nichts zur Sache, und wird dem Leser vielleicht zu seiner Zeit bekannt gemacht werden. Da man alles, was darinn eine lokale Beziehung hatte, für nöthig fand zu unterdrücken, und doch nicht gern etwas anders an die Stelle setzen mochte, so haben
20 sie von der epistolischen Form fast nichts als die äussere Abtheilung beibehalten; eine Unschicklichkeit, welche leicht zu vermeiden war, wenn man es mit ihrer Richtigkeit weniger streng nehmen wollte.

A: Die Foren 1795, St. 1, S. 7—48. St. 2, S. 51—94. St. 6, S. 45—124. — a: Dieselben, St. 1; derselbe Druck wie A, aber mit einigen wenigen, nachdem A abgezogen war, vorgenommenen Aenderungen. — a: Dieselben, St. 1; andrer Druck. — B: Kleinere prosaische Schriften, Theil 3 (1801), S. 44—310. — b: Dieselben, andrer Druck. — R: Werke 1813; 8, 1, 235 ff. — W: Werke 1844. 10, 151 ff. — M: Werke. 1860. 12, 1 ff.

2: Menschen, B b. — 3: Reihe B b (und so stets.) — 4—6: (Das Motto fehlt B b R W M.) — 12: besten B b (und so stets: beste). — 16—22: (Die Anmerkung fehlt B b R W M.) — 16: Wen? a.

Macht empfindet und ausübt, und bey einer Untersuchung, wo' man 8
eben so oft genöthigt ist, sich auf Gefühle als auf Grundsätze zu be-
rufen, den schwersten Theil meines Geschäfts auf sich nehmen wird.

Was ich mir als eine Gunst von Ihnen erbitten wollte, machen
5 Sie großmüthiger Weise mir zur Pflicht, und lassen mir da den
Schein eines Verdienstes, wo ich bloß meiner Neigung nachgebe. Die
Freiheit des Ganges, welche Sie mir vorschreiben, ist kein Zwang,
vielmehr ein Bedürfniß für mich. Wenig geübt im Gebrauche schul-
gerechter Formen werde ich kaum in Gefahr seyn, mich durch Miß-
10 brauch derselben an dem guten Geschmack zu versündigen. Meine
Ideen, mehr aus dem einförmigen Umgange mit mir selbst als aus
einer reichen Welterfahrung geschöpft oder durch Lektüre erworben,
werden ihren Ursprung nicht verläugnen, werden sich eher jedes andern
Fehlers als der Sektirerey schuldig machen, und eher aus eigner
15 Schwäche fallen, als durch Autorität und fremde Stärke sich aufrecht
erhalten.

Zwar will ich Ihnen nicht verbergen, daß es größtentheils Kan-
tische Grundsätze sind, auf denen die nachfolgenden Behauptungen
ruhen werden; aber meinem Unvermögen, nicht jenen Grundsätzen
20 schreiben Sie es zu, wenn Sie im Lauf dieser Untersuchungen an
irgend eine besondre philosophische Schule erinnert werden sollten.
Nein, die Freiheit Ihres Geistes soll mir unverleßlich seyn. Ihre
eigne Empfindung wird mir die Thatfachen hergeben, auf die ich baue,
Ihre eigene freye Denkkraft wird die Gesetze diktieren, nach welchen
25 verfahren werden soll.

Ueber diejenigen Ideen, welche in dem praktischen Theil des 9
Kantischen Systems die herrschenden sind, sind nur die Philosophen
entzweyt, aber die Menschen, ich getraue mir es zu beweisen, von
jeher einig gewesen. Man befreye sie von ihrer technischen Form,
30 und sie werden als die verjährten Aussprüche der gemeinen Vernunft,
und als Thatfachen des moralischen Instinktes erscheinen, den die
weise Natur dem Menschen zum Vormund setzte, bis die helle Einsicht
ihn mündig macht. Aber eben diese technische Form, welche die Wahr-
heit dem Verstande versichtbart, verbirgt sie wieder dem Gefühl; denn

9-10: Mißbrauch B. — 14: Sektirerey B. — 22: ihres A a B b R. — 24: dik-
tiren, B b (und so fets). — 30: Ansprüche R. — 34: Gefühl, a.

leider muß der Verstand das Objekt des innern Sinns erst zerstören, wenn er es sich zu eigen machen will. Wie der Scheidekünstler so findet auch der Philosoph nur durch Auflösung die Verbindung, und nur durch die Marter der Kunst das Werk der freiwilligen Natur.

5 Um die flüchtige Erscheinung zu haschen, muß er sie in die Fesseln der Regel schlagen, ihren schönen Körper in Begriffe zerfleischen, und in einem dürftigen Wortgerippe ihren lebendigen Geist aufbewahren. Ist es ein Wunder, wenn sich das natürliche Gefühl in einem solchen Abbild nicht wieder findet, und die Wahrheit in dem Berichte des

10 Analysten als ein Paradoxon erscheint?

Lassen Sie daher auch mir einige Rücksicht zu Statten kommen, wenn die nachfolgenden Untersuchungen ihren Gegenstand, indem sie ihn dem Verstande zu nähern suchen, den Sinnen entrücken sollten. Was dort von moralischen Erfahrungen gilt, muß in einem noch

15 höhern Grade von der Erscheinung der Schönheit gelten. Die ganze Magie derselben beruht auf ihrem Geheimniß, und mit dem nothwendigen Bund ihrer Elemente ist auch ihr Wesen aufgehoben.

Zweiter Brief.

A

10

Aber sollte ich von der Freiheit, die mir von Ihnen verstattet

20 wird, nicht vielleicht einen bessern Gebrauch machen können, als Ihre Aufmerksamkeit auf dem Schauplatz der schönen Kunst zu beschäftigen? Ist es nicht wenigstens außer der Zeit, sich nach einem Gesetzbuch für die ästhetische Welt umzusehen, da die Angelegenheiten der moralischen ein soviel näheres Interesse darbieten, und der philosophische

25 Untersuchungsgeist durch die Zeitumstände so nachdrücklich aufgefodert wird, sich mit dem vollkommensten aller Kunstwerke, mit dem Bau einer wahren politischen Freiheit zu beschäftigen?

Ich möchte nicht gern in einem andern Jahrhundert leben, und für ein andres gearbeitet haben. Man ist eben so gut Zeitbürger,

30 als man Staatsbürger ist; und wenn es unschädlich, ja unerlaubt gefunden wird, sich von den Sitten und Gewohnheiten des Zirkels, in dem man lebt, auszuschließen, warum sollte es weniger Pflicht

6: Regeln B. — 19: Freiheit, a a B b. — 25: aufgefodert B b & B M. — 26: aller] alter R. — 33: auszuschließen, B b (und so stets: schließen).

seyn, in der Wahl seines Wirkens dem Bedürfniß und dem Geschmac des Jahrhunderts eine Stimme einzuräumen?

Diese Stimme scheint aber keineswegs zum Vortheil der Kunst auszufallen; derjenigen wenigstens nicht, auf welche allein meine Untersuchungen gerichtet seyn werden. Der Lauf der Begebenheiten hat dem Genius der Zeit eine Richtung gegeben, die ihn je mehr und mehr von der Kunst des Ideals zu entfernen droht. Diese muß die Wirklichkeit verlassen, und sich mit anständi'ger Kühnheit über das 11 Bedürfniß erheben; denn die Kunst ist eine Tochter der Freiheit, und 10 von der Nothwendigkeit der Geister, nicht von der Nothdurft der Materie will sie ihre Vorschrift empfangen. Jetzt aber herrscht das Bedürfniß, und beugt die gesunkene Menschheit unter sein tyrannisches Joch. Der Nutzen ist das große Idol der Zeit, dem alle Kräfte frohnen und alle Talente huldigen sollen. Auf dieser groben Waage hat das 15 geistige Verdienst der Kunst kein Gewicht, und, aller Aufmunterung beraubt, verschwindet sie von dem lermenden Markt des Jahrhunderts. Selbst der philosophische Untersuchungsgeist entreißt der Einbildungskraft eine Provinz nach der andern, und die Grenzen der Kunst verengen sich, jemeher die Wissenschaft ihre Schranken erweitert.

20 Erwartungsvoll sind die Blicke des Philosophen wie des Weltmanns auf den politischen Schauplatz geheftet, wo jetzt, wie man glaubt, das große Schicksal der Menschheit verhandelt wird. Verräth es nicht eine tadelnswerthe Gleichgültigkeit gegen das Wohl der Gesellschaft, dieses allgemeine Gespräch nicht zu theilen? So nahe dieser 25 große Rechtsandel, seines Inhalts und seiner Folgen wegen, jeden der sich Mensch nennt, angeht, so sehr muß er, seiner Verhandlungsart wegen, jeden Selbstdenker ins besondere interessieren. Eine Frage, welche sonst nur durch das blinde Recht des Stärkern beantwortet wurde, ist nun, wie es scheint, vor dem Richterstuhle reiner Vernunft 30 anhängig gemacht, und wer nur immer fähig ist, sich in das Centrum des Ganzen zu versetzen, und sein Individuum zur Gattung zu fleigern, darf sich als einen Besizer jenes Vernunftgerichts betrachten, so wie er als Mensch und Weltbürger zugleich ' Parthey ist, und näher 12 oder entfernter in den Erfolg sich verwickelt sieht. Es ist also nicht

9: Freyheit, a a B b. — 13: große B b (und so stets). — 25: jeden, B. — 27: insbesondere B. — interessieren. B b.

bloß seine eigene Sache, die in diesem grossen Rechtshandel zur Entscheidung kommt, es soll auch nach Gesetzen gesprochen werden, die er als vernünftiger Geist selbst zu diktieren fähig und berechtigt ist.

Wie anziehend müßte es für mich seyn, einen solchen Gegenstand
 5 mit einem eben so geistreichen Denker als liberalen Weltbürger in
 Untersuchung zu nehmen, und einem Herzen, das mit schönem Enthusias-
 mus dem Wohl der Menschheit sich wehrt, die Entscheidung heim-
 zustellen! Wie angenehm überraschend, bey einer noch so grossen Ver-
 schiedenheit des Standorts und bey dem weiten Abstand, den die
 10 Verhältnisse in der wirklichen Welt nöthig machen, Ihrem vorurtheil-
 freien Geist auf dem Felde der Ideen in dem nemlichen Resultat zu
 begegnen! Daß ich dieser reizenden Versuchung widerstehe, und die
 Schönheit der Freyheit voran gehen lasse, glaube ich nicht bloß mit
 meiner Neigung entschuldigen, sondern durch Grundsätze rechtfertigen
 15 zu können. Ich hoffe, Sie zu überzeugen, daß diese Materie weit
 weniger dem Bedürfniß als dem Geschmacl des Zeitalters fremd ist,
 ja daß man, um jenes politische Problem in der Erfahrung zu lösen,
 durch das ästhetische den Weg nehmen muß, weil es die Schönheit
 ist, durch welche man zu der Freyheit wandert. Aber dieser Beweis
 20 kann nicht geführt werden, ohne daß ich Ihnen die Grundsätze in
 Erinnerung bringe, durch welche sich die Vernunft überhaupt bey einer
 politischen Gesetzgebung leitet.

Dritter Brief.

13

Die Natur fängt mit dem Menschen nicht besser an, als mit
 25 ihren übrigen Werken: sie handelt für ihn, wo er als freye Spon-
 taneität noch nicht selbst handeln kann. Aber eben das macht ihn
 zum Menschen, daß er bey dem nicht stille steht, was die bloße Natur
 aus ihm machte, sondern die Fähigkeit besitzt, die Schritte, welche
 jene mit ihm anticipirte, durch Vernunft wieder rückwärts zu thun,
 30 das Werk der Noth in ein Werk seiner freyen Wahl umzuschaffen,
 und die physische Nothwendigkeit zu einer moralischen zu erheben.

7: weicht, B b. — 10: ihrem B. — 11: nemlichen B b. — 25—26: Spontaneität]
 Intelligenz B b R W M. — 27: bloße B b (und so stets).

Er kommt zu sich aus seinem sinnlichen Schlummer, erkennt sich als Mensch, blickt um sich her, und findet sich — in dem Staate. Der Zwang der Bedürfnisse warf ihn hinein, ehe er in seiner Freyheit diesen Stand wählen konnte; die Noth richtete denselben nach
 5 bloßen Naturgesetzen ein, ehe er es nach Vernunftgesetzen konnte. Aber mit diesem Nothstaat, der nur aus seiner Naturbestimmung hervorgegangen, und auch nur auf diese berechnet war, konnte und kann er als moralische Person nicht zufrieden seyn — und schlimm für ihn, wenn er es könnte! Er verläßt also, mit demselben Rechte,
 10 womit er Mensch ist, die Herrschaft einer blinden Nothwendigkeit, wie er in so vielen andern Stücken durch seine Freyheit von ihr scheidet, wie er, um nur Ein Beispiel zu geben, den gemeinen Charakter, den das Bedürfniß der Geschlechtsliebe ausdrückte, durch Sittlichkeit auslöscht und durch Schönheit verebelt. So hohlt er, auf eine künst-
 15 liche Weise, in seiner Volljährigkeit seine Kindheit nach, bildet sich 14 einen Naturstand in der Idee, der ihm zwar durch keine Erfahrung gegeben, aber durch seine Vernunftbestimmung nothwendig gesetzt ist, leßt sich in diesem idealischen Stand einen Endzweck, den er in seinem wirklichen Naturstand nicht kannte, und eine Wahl, deren er
 20 damals nicht fähig war, und verfährt nun nicht anders, als ob er von vorn anfieng, und den Stand der Unabhängigkeit aus heller Einsicht und freiem Entschluß mit dem Stand der Verträge vertauschte. Wie kunstreich und fest auch die blinde Willkühr ihr Werk gegründet haben, wie anmaßend sie es auch behaupten, und mit welchem Scheine
 25 von Ehrwürdigkeit es umgeben mag — er darf es, bey dieser Operation, als völlig ungeschähen betrachten, denn das Werk blinder Kräfte besitz keine Autorität, vor welcher die Freyheit sich zu beugen brauchte, und alles muß sich dem höchsten Endzwecke fügen, den die Vernunft in seiner Persönlichkeit aufstellt. Auf diese Art entsteht und
 30 rechtfertigt sich der Versuch eines mündig gewordenen Volks, seinen Naturstaat in einen sittlichen umzuformen.

Dieser Naturstaat (wie jeder politische Körper heißen kann, der seine Einrichtung ursprünglich von Kräften, nicht von Gesetzen ab-

10: wie] die B. — 12: Beispiel B. — 13: ausdrückte, A a (als Druckfehler angezeigt). — 14: holt B b. — 15: leßt B (und so stets: leihen, verleihen u. s. w.) — 21: anfieng, B b. — 22: freyem a a B b.

leitet) widerspricht nun zwar dem moralischen Menschen, dem die bloße Gesetzmäßigkeit zum Gesetz dienen soll, aber er ist doch gerade hinreichend für den physischen Menschen, der sich nur darum Gesetze giebt, um sich mit Kräften abzufinden. Nun ist aber der physische Mensch wirklich, und der sittliche nur problematisch. Setzt also die Vernunft den Naturstaat auf, wie sie nothwendig muß, wenn sie den übrigen an die Stelle setzen will, so wagt sie den physischen und wirklichen Menschen an den problematischen sittlichen, so wagt sie die Existenz der Gesellschaft an ein bloß mögliches (wenn gleich moralisch nothwendiges) Ideal von Gesellschaft. Sie nimmt dem Menschen etwas, das er wirklich besitzt, und ohne welches er nichts besitzt, und weist ihn dafür an etwas an, das er besitzen könnte und sollte; und hätte sie zuviel auf ihn gerechnet, so würde sie ihm für eine Menschheit, die ihm noch mangelt, und unbeschadet seiner Existenz mangeln kann, auch selbst die Mittel zur Thierheit entzogen haben, die doch die Bedingung seiner Menschheit ist. Ehe er Zeit gehabt hätte, sich mit seinem Willen an dem Gesetz fest zu halten, hätte sie unter seinen Füßen die Leiter der Natur weggezogen.

Das große Bedenken also ist, daß die physische Gesellschaft in der Zeit keinen Augenblick aufhören darf, indem die moralische in der Idee sich bildet, daß um der Würde des Menschen willen seine Existenz nicht in Gefahr gerathen darf. Wenn der Künstler an einem Uhrwerk zu bessern hat, so läßt er die Räder ablaufen; aber das lebendige Uhrwerk des Staats muß gebessert werden, indem es schlägt, und hier gilt es, das rollende Rad während seines Umschwunges auszutauschen. Man muß also für die Fortdauer der Gesellschaft eine Stütze auffuchen, die sie von dem Naturstaate, den man auflösen will, unabhängig macht.

Diese Stütze findet sich nicht in dem natürlichen Charakter des Menschen, der, selbstüchtig und gewaltthätig, vielmehr auf Zerstörung als auf Erhaltung der Gesellschaft zielt; sie findet sich eben so wenig in seinem sittlichen Charakter, der, nach der Voraussetzung, erst gebildet werden soll, und auf den, weil er frey ist und weil er nie erscheint, von dem Gesetzgeber nie gewirkt, und nie mit Sicherheit

12: weiß B h. — 18: Füßen B h. — 21: daß, A a a B h. — 26-27: eine Stütze] die Stütze R.

gerechnet werden könnte. Es käme also darauf an, von dem physischen Charakter die Willkühr und von dem moralischen die Freyheit abzusondern — es käme darauf an, den erstern mit Gesetzen übereinstimmend, den letztern von Eindrücken abhängig zu machen — es
 5 käme darauf an, jenen von der Materie etwas weiter zu entfernen, diesen ihr um etwas näher zu bringen — um einen dritten Charakter zu erzeugen, der, mit jenen beyden verwandt, von der Herrschaft bloßer Kräfte zu der Herrschaft der Gesetze einen Uebergang bahnte, und ohne den moralischen Charakter an seiner Entwicklung zu verhindern, viel-
 10 mehr zu einem sinnlichen Pfand der unsichtbaren Sittlichkeit diene.

Vierter Brief.

17

So viel ist gewiß: nur das Uebergewicht eines solchen Charakters bey einem Volk kann eine Staatsverwandlung nach moralischen Principien unschädlich machen, und auch nur ein solcher Charakter kann
 15 ihre Dauer verbürgen. Bey Aufstellung eines moralischen Staats wird auf das Sittengesetz als auf eine wirkende Kraft gerechnet, und der freye Wille wird in das Reich der Ursachen gezogen, wo alles mit strenger Nothwendigkeit und Stetigkeit aneinander hängt. Wir wissen aber, daß die Bestimmungen des menschlichen Willens immer
 20 zufällig bleiben, und daß nur bey dem absoluten Wesen die physische Nothwendigkeit mit der moralischen zusammenfällt. Wenn also auf das sittliche Betragen des Menschen wie auf natürliche Erfolge gerechnet werden soll, so muß es Natur seyn, und er muß schon durch seine Triebe zu einem solchen Verfahren geführt werden, als nur
 25 immer ein sittlicher Charakter zur Folge haben kann. Der Wille des Menschen steht aber vollkommen frey zwischen Pflicht und Neigung, und in dieses Majestätsrecht seiner Person kann und darf keine physische Nothigung greifen. Soll er also dieses Vermögen der Wahl beybehalten, und nichts destoweniger ein zuverlässiges Glied in der
 30 Kausalverknüpfung der Kräfte seyn, so kann dieß nur dadurch bewerkstelligt werden, daß die Wirkungen jener beyden Triebfedern im Reich der Erscheinungen vollkommen gleich ausfallen, und, bey aller Verschiedenheit in der Form, die Materie seines Wollens dieselbe bleibt;

13—14: Principien a.

daß also seine Triebe mit seiner Vernunft übereinstim'mend genug 18
sind, um zu einer universellen Gesetzgebung zu *taugen*.

Jeder individuelle Mensch, kann man sagen, trägt, der *Anlage*
und Bestimmung nach, einen reinen idealischen Menschen in sich, mit
5 dessen unveränderlicher Einheit in allen seinen Abwechselungen über-
einzustimmen, die große Aufgabe seines Daseyns ist.* Dieser reine
Mensch, der sich mehr oder weniger deutlich in jedem Subjekt zu er-
kennen giebt, wird repräsentirt durch den Staat; die objektive und
gleichsam kanonische Form, in der sich die Mannichfaltigkeit der Sub-
10 jekte zu vereinigen trachtet. Nun lassen sich aber zwey verschiedene
Arten denken, wie der Mensch in der Zeit mit dem Menschen in der
Idee zusammentreffen, mithin eben so viele, wie der Staat in den
Individuen sich behaupten kann: entweder dadurch, daß der reine
Mensch den empirischen unterdrückt, daß der Staat die Individuen
15 aufhebt; oder dadurch daß das Individuum Staat wird, daß der
Mensch in der Zeit zum Menschen in der Idee sich veredelt.

Zwar in der einseitigen moralischen Schätzung fällt dieser Unter-
schied hinweg; denn die Vernunft ist befriedigt, wenn ihr Gesetz nur
ohne Bedingung gilt: aber in der vollständigen anthropologischen
20 Schätzung, wo mit der Form auch der Inhalt zählt, und die leben-
dige Empfindung zugleich eine Stimme hat, wird derselbe desto mehr 19
in Betrachtung kommen. Einheit fodert zwar die Vernunft, die
Natur aber Mannichfaltigkeit, und von beyden Legislationen wird
der Mensch in Anspruch genommen. Das Gesetz der erstern ist ihm
25 durch ein unbestechliches Bewußtseyn, das Gesetz der andern durch
ein unvertilgbares Gefühl eingeprägt. Daher wird es jederzeit von
einer noch mangelhaften Bildung zeugen, wenn der sittliche Charakter
nur mit Aufopferung des natürlichen sich behaupten kann; und eine
Staatsverfassung wird noch sehr unvollendet seyn, die nur durch
30 Aufhebung der Mannichfaltigkeit Einheit zu bewirken im Stand ist.

* Ich beziehe mich hier auf eine kürzlich erschienene Schrift: Vorlesungen
über die Bestimmung des Gelehrten von meinem Freund Fichte, wo
sich eine sehr lichtvolle und noch nie auf diesem Wege versuchte Ableitung dieses
Satzes findet.

9: Mannichfaltigkeit B (und so stets: mannigf...). — 11: Men-schen Aa. —
20: Inhalt B b (und so stets). — 29: unvoll-endet B, unvol-len-det b. —
31: kürzlich] (Jena 1794).

Der Staat soll nicht blos den objektiven und generischen, er soll auch den subjektiven und specifischen Charakter in den Individuen ehren, und indem er das unsichtbare Reich der Sitten ausbreitet, das Reich der Erscheinung nicht entblößen.

- 5 Wenn der mechanische Künstler seine Hand an die gestaltlose Masse legt, um ihr die Form seiner Zwecke zu geben, so trägt er kein Bedenken, ihr Gewalt anzuthun; denn die Natur, die er bearbeitet, verdient für sich selbst keine Achtung, und es liegt ihm nicht an dem Ganzen um der Theile willen, sondern an den Theilen um
10 des Ganzen willen. Wenn der schöne Künstler seine Hand an die nehmliche Masse legt, so trägt er eben so wenig Bedenken, ihr Gewalt anzuthun, nur vermeidet er, sie zu zeigen. Den Stoff, den er bearbeitet, respektirt er nicht im geringsten mehr, als der mechanische Künstler, aber das Auge, welches die Freiheit dieses Stoffes in Schutz
15 nimmt, wird er durch eine scheinbare Nachgiebigkeit gegen denselben zu täuschen suchen. Ganz anders verhält es sich mit dem pädagogischen und politischen Künstler, der den Menschen zugleich zu seinem Material und zu seiner Aufgabe macht. Hier lehrt der Zweck in den Stoff zurück, und nur weil das Ganze den Theilen dient, dürfen
20 sich die Theile dem Ganzen fügen. Mit einer ganz andern Achtung, als diejenige ist, die der schöne Künstler gegen seine Materie vorgiebt, muß der Staatskünstler sich der seinigen nahen, und nicht bloß subjektiv, und für einen täuschenden Effekt in den Sinnen, sondern objektiv und für das innre Wesen muß er ihrer Eigenthümlichkeit und Persönlichkeit schonen.

Aber eben deswegen, weil der Staat eine Organisation seyn soll, die nur durch sich selbst und für sich selbst bildet, so kann er auch nur insofern wirklich werden, als sich die Theile zur Idee des Ganzen hinauf gestimmt haben. Weil der Staat der reinen und objektiven Mensch-
30 heit in der Brust seiner Bürger zum Repräsentanten dient, so wird er gegen seine Bürger dasselbe Verhältniß zu beobachten haben, in welchem sie zu sich selber stehen, und ihre subjektive Menschheit auch nur in dem Grade ehren können, als sie zur objektiven veredelt ist. Ist der innere Mensch mit sich einig, so wird er auch bey der höchsten

13: respektirt B b. — 21: vorgiebt, B b. — 22: nahen und A a s B b. — 24: innere B. — 26: deswegen, B b. — 27-28: in so ferne B b.

Universalisirung seines Betragens seine Eigenthümlichkeit retten, und der Staat wird bloß der Ausleger seines schönen Instinkts, die deutlichere Formel seiner innern Gesetzgebung seyn. Setzt sich hingegen in dem Charakter eines Volks der subjektive Mensch dem objektiven
 5 noch so kontradiktorisch entgegen, daß nur die Unterdrückung des erstern dem letztern den Sieg verschaffen kann, so wird auch der Staat gegen den Bürger den strengen Ernst des Gesetzes annehmen, und, um nicht ' ihr Opfer zu seyn, eine so feindselige Individualität 21 ohne Achtung darnieder treten müssen.

10 Der Mensch kann sich aber auf eine doppelte Weise entgegen gesetzt seyn: entweder als Wilder, wenn seine Gefühle über seine Grundsätze herrschen; oder als Barbar, wenn seine Grundsätze seine Gefühle zerstören. Der Wilde verachtet die Kunst, und erkennt die Natur als seinen unumschränkten Gebieter; der Barbar verspottet und
 15 entehrt die Natur, aber verächtlicher als der Wilde fährt er häufig genug fort, der Sklave seines Sklaven zu seyn. Der gebildete Mensch macht die Natur zu seinem Freund, und ehrt ihre Freyheit, indem er bloß ihre Willkühr zügelt.

Wenn also die Vernunft in die physische Gesellschaft ihre mora-
 20 lische Einheit bringt, so darf sie die Mannichfaltigkeit der Natur nicht verlegen. Wenn die Natur in dem moralischen Bau der Gesellschaft ihre Mannichfaltigkeit zu behaupten strebt, so darf der moralischen Einheit dadurch kein Abbruch geschehen; gleich weit von Einförmigkeit und Verwirrung ruht die siegende Form. Totalität des Charak-
 25 ters muß also bey dem Volke gefunden werden, welches fähig und würdig seyn soll, den Staat der Noth mit dem Staat der Freyheit zu vertauschen.

Fünfter Brief.

22

Ist es dieser Charakter, den uns das jezige Zeitalter, den die
 30 gegenwärtige Ereignisse zeigen? Ich richte meine Aufmerksamkeit so- gleich auf den hervorstechendsten Gegenstand in diesem weitläufigen Gemählde.

Wahr ist es, das Ansehen der Meinung ist gefallen, die Will-

1: Universalisirung B b. — 30: gegenwärtigen B b & W M. — 32: Gemälde. B (und so stets).

führ ist entlarvt, und, obgleich noch mit Macht bewaffnet, erschleicht
 sie doch keine Würde mehr; der Mensch ist aus seiner langen Indo-
 lenz und Selbsttäuschung aufgewacht, und mit nachdrücklicher Stimmen-
 Mehrheit fodert er die Wiederherstellung in seine unverlierbaren Rechte.
 5 Aber er fodert sie nicht bloß, jenseits und diesseits steht er auf, sich
 gewaltsam zu nehmen, was ihm nach seiner Meinung mit Unrecht
 verweigert wird. Das Gebäude des Naturstaates wankt, seine mürbrn
 Fundamente weichen, und eine physische Möglichkeit scheint gegeben,
 das Gesetz auf den Thron zu stellen, den Menschen endlich als Selbst-
 10 zweck zu ehren, und wahre Freyheit zur Grundlage der politischen
 Verbindung zu machen. Vergebliche Hoffnung! Die moralische
 Möglichkeit fehlt, und der freygebige Augenblick findet ein unempfang-
 liches Geschlecht.

In seinen Thaten mahlt sich der Mensch, und welche Gestalt
 15 ist es, die sich in dem Drama der jetzigen Zeit abbildet! Hier Ver-
 wilberung, dort Erschlaffung: die zwey Aeuffersten des menschlichen
 Verfalls, und beyde in Einem Zeitraum vereinigt!

In den niedern und zahlreichen Klassen stellen sich uns rohe 23
 gefesselte Triebe dar, die sich nach aufgelöstem Band der bürgerlichen
 20 Ordnung entfesseln, und mit unlenksamer Wuth zu ihrer thierischen
 Befriedigung eilen. Es mag also seyn, daß die objektive Menschheit
 Ursache gehabt hätte, sich über den Staat zu beklagen; die subjektive
 muß seine Anstalten ehren. Darf man ihn tadeln, daß er die Würde
 der menschlichen Natur aus den Augen setzte, solange es noch galt,
 25 ihre Existenz zu vertheidigen? Daß er eilte, durch die Schwerkraft
 zu scheiden, und durch die Kohäsionskraft zu binden, wo an die bil-
 dende noch nicht zu denken war? Seine Auflösung enthält seine Rechtfertigung.
 Die losgebundene Gesellschaft, anstatt aufwärts in das
 organische Leben zu eilen, fällt in das Elementarreich zurück.

30 Auf der andern Seite geben uns die civilisirten Klassen den
 noch widrigern Anblick der Schlassheit und einer Depravation des

3-4: Stimmenmehrheit B b. — 4: fodert R W M (und so stets: fordern). —
 5: disseits a. — 11: Hoffnung! B b (und so stets). — 17: vereinigt. B b. —
 19: aufgelöstem B b (und so stets: löst, gelöst u. s. w.). — 20: entfesseln, B b
 (und so stets: fesseln, fesseln). — 24: so lange B b. — 28: anstatt, B. — 30: civi-
 lisirten B b.

Charakters, die desto mehr empört, weil die Kultur selbst ihre Quelle ist. Ich erinnere mich nicht mehr, welcher alte oder neue Philosoph die Bemerkung machte, daß das edlere in seiner Zerstörung das abscheulichere sey, aber man wird sie auch im moralischen wahr finden.

5 Aus dem NaturSohne wird, wenn er ausschweift, ein Rasender; aus dem Jögling der Kunst ein Nichtswürdiger. Die Aufklärung des Verstandes, deren sich die verfeinerten Stände nicht ganz mit Unrecht rühmen, zeigt im Ganzen so wenig einen veredelnden Einfluß auf die Gesinnungen, daß sie vielmehr die Verderbniß durch Maximen

10 befestigt. Wir verläugnen die Natur auf ihrem rechtmäßigen Felde, um auf dem moralischen ihre Tyranney zu erfahren, und indem wir ihren Eindrücken widerstreben, nehmen wir unsre Grundsätze von ihr 24 an. Die affectirte Decenz unsrer Sitten verweigert ihr die verzeßliche erste Stimme, um ihr, in unsrer materialistischen Sittenlehre,

15 die entscheidende Letzte einzuräumen. Mitten im Schooße der raffiniertesten Geselligkeit hat der Egoism sein System gegründet, und ohne ein geselliges Herz mit heraus zu bringen, erfahren wir alle Ansetzungen und alle Drangsale der Gesellschaft. Unser freyes Urtheil unterwerfen wir ihrer despotischen Meinung, unser Gefühl ihren

20 bizarren Gebräuchen, unsern Willen ihren Verführungen, nur unsre Willkühr behaupten wir gegen ihre heiligen Rechte. Stolze Selbstgenügsamkeit zieht das Herz des Weltmanns zusammen, das in dem rohen Naturmenschen noch oft sympathetisch schlägt, und wie aus einer brennenden Stadt sucht jeder nur sein elendes Eigenthum aus

25 der Verwüstung zu flüchten. Nur in einer völligen Abschwörung der Empfindsamkeit glaubt man gegen ihre Verirrungen Schutz zu finden, und der Spott, der den Schwärmer oft heilsam züchtigt, lästert mit gleich wenig Schonung das edelste Gefühl. Die Kultur, weit entfernt, uns in Freyheit zu setzen, entwickelt mit jeder Kraft, die sie in uns

30 ausbildet, nur ein neues Bedürfniß, die Bande des physischen schnüren sich immer beängstigender zu, so daß die Furcht, zu verlieren, selbst den feurigen Trieb nach Verbesserung erstickt, und die Maxime des leidenden Gehorsams für die höchste Weisheit des Lebens gilt. So sieht man den Geist der Zeit zwischen Verkehrtheit und Nothigkeit,

2: oder] und B h. — 5: Natur-Sohne B h. — 13—14: verzeßliche B h. — 15: Schoße B, Schooße h. — 15—16: raffinirtesten B h.

zwischen Unnatur und bloßer Natur, zwischen Superstition und moralischem Unglauben schwanken, und es ist bloß das Gleichgewicht des Schlimmen, was ihm zuweilen noch Grenzen setzt.

Sechster Brief.

25

5 Sollte ich mit dieser Schilderung dem Zeitalter wohl zuviel gethan haben? Ich erwarte diesen Einwurf nicht, eher einen andern: daß ich zuviel dadurch bewiesen habe. Dieses Gemälde, werden Sie mir sagen, gleicht zwar der gegenwärtigen Menschheit, aber es gleicht überhaupt allen Völkern, die in der Kultur begriffen sind, weil alle
10 ohne Unterschied durch Vernünfteley von der Natur abfallen müssen, ehe sie durch Vernunft zu ihr zurückkehren können.

Aber bey einiger Aufmerksamkeit auf den Zeitcharakter muß uns der Kontrast in Verwunderung setzen, der zwischen der heutigen Form der Menschheit, und zwischen der ehemaligen, besonders der griechi-
15 schen, angetroffen wird. Der Ruhm der Ausbildung und Verfeinerung, den wir mit Recht gegen jede andere bloße Natur geltend machen, kann uns gegen die griechische Natur nicht zu statten kommen, die sich mit allen Reizen der Kunst und mit aller Würde der Weisheit vermählte, ohne doch, wie die unsrige, das Opfer derselben zu seyn.
20 Die Griechen beschämen uns nicht bloß durch eine Simplicität, die unserm Zeitalter fremd ist; sie sind zugleich unsre Nebenbuhler, ja oft unsre Muster in den nehmlichen Vorzügen, mit denen wir uns über die Naturwidrigkeit unsrer Sitten zu trösten pflegen. Zugleich voll Form und voll Fülle, zugleich philosophierend und bildend, zu-
25 gleich zart und energisch sehen wir sie die Jugend der Phantasie mit der Männlichkeit der Vernunft in einer herrlichen Menschheit vereinigen.

’ Damals bey jenem schönen Erwachen der Geisteskräfte hatten 26 die Sinne und der Geist noch kein strenge geschiedenes Eigenthum; denn noch hatte kein Zwiespalt sie gereizt, mit einander feindselig ab-
30 zuthellen, und ihre Markung zu bestimmen. Die Poesie hatte noch

11: zurückkehren b. — 12: Verwunderung B. — 14: ehemaligen; A a. — 16: andre B b. — 24: philosophirend B b.

nicht mit dem Wize gebuhlt, und die Spekulation sich noch nicht durch Spitzfindigkeit geschändet. Beyde konnten im Nothfall ihre Verrichtungen tauschen, weil jedes, nur auf seine eigene Weise, die Wahrheit ehrte. So hoch die Vernunft auch stieg, so zog sie doch
 5 immer die Materie liebend nach, und so fein und scharf sie auch trennte, so verstimmelte sie doch nie. Sie zerlegte zwar die menschliche Natur und warf sie in ihrem herrlichen Götterkreis vergrößert auseinander, aber nicht dadurch, daß sie sie in Stücken riß, sondern dadurch, daß sie sie verschiedentlich mischte, denn die ganze Menschheit
 10 fehlte in keinem einzelnen Gott. Wie ganz anders bey uns Neuern! Auch bey uns ist das Bild der Gattung in den Individuen vergrößert auseinander geworfen — aber in Bruchstücken, nicht in veränderten Mischungen, daß man von Individuum zu Individuum herumfragen muß, um die Totalität der Gattung zusammen zu lesen. Bey uns,
 15 möchte man fast versucht werden zu behaupten, äußern sich die Gemüthskräfte auch in der Erfahrung so getrennt, wie der Psychologe sie in der Vorstellung scheidet, und wir sehen nicht bloß einzelne Subjekte sondern ganze Klassen von Menschen nur einen Theil ihrer Anlagen entfalten, während daß die übrigen, wie bey verkrüppelten
 20 Gewächsen, kaum mit matter Spur angedeutet sind.

Ich erkenne nicht die Vorzüge, welche das gegenwärtige Geschlecht, als Einheit betrachtet, und auf der 'Waage des Verstandes, vor dem
 27 besten in der Vörlwelt behaupten mag; aber in geschlossenen Gliedern muß es den Wettkampf beginnen, und das Ganze mit dem Ganzen
 25 sich messen. Welcher einzelne Neuere tritt heraus, Mann gegen Mann mit dem einzelnen Athenienser um den Preis der Menschheit zu streiten?

// Woher wohl dieses nachtheilige Verhältniß der Individuen bey allem Vortheil der Gattung? Warum qualifizierte sich der einzelne Grieche zum Repräsentanten seiner Zeit, und warum darf dieß der
 30 einzelne Neuere nicht wagen? Weil jenem die alles vereinende Natur, diesem der alles trennende Verstand seine Formen erteilten.

| Die Kultur selbst war es, welche der neuern Menschheit diese Wunde schlug. Sobald auf der einen Seite die erweiterte Erfahrung

7, 11: vergrößert B h. — 15: äußern B h (und so stets). — 22: Wage B. —
 24: Wettkampf R W M] Weltkampf A a a (als Druckfehler angezeigt) B h. —
 26: Preis B h. — 30: vereinende] verneinende B h.

und das bestimmtere Denken eine schärfere Scheidung der Wissenschaften, auf der andern das verwickeltere Uhrwerk der Staaten eine strengere Absonderung der Stände und Geschäfte nothwendig machte, so zerriß auch der innere Bund der menschlichen Natur, und ein verderblicher
 5 Streit entzweyete ihre harmonischen Kräfte. Der intuitive und der spekulative Verstand vertheilten sich jetzt feindlich gesinnt auf ihren verschiedenen Feldern, deren Grenzen sie jetzt anfiengen, mit Mißtrauen und Eifersucht zu bewachen, und mit der Sphäre, auf die man seine Wirksamkeit einschränkt, hat man sich auch in sich selbst einen Herrn
 10 gegeben, der nicht selten mit Unterdrückung der übrigen Anlagen zu endigen pflegt. Indem hier die luxurierende Einbildungskraft die mühsamen Pflanzungen des Verstandes verwüstet, verzehrt dort ' der 28 Abstraktionsgeist das Feuer, an dem das Herz sich hätte wärmen, und die Phantasie sich entzünden sollen.

15 Diese Zerrüttung, welche Kunst und Gelehrsamkeit in dem innern Menschen anfiengen, machte der neue Geist der Regierung vollkommen und allgemein. Es war freilich nicht zu erwarten, daß die einfache Organisation der ersten Republiken die Einfalt der ersten Sitten und Verhältnisse überlebte, aber anstatt zu einem höhern animalischen
 20 Leben zu steigen, sank sie zu einer gemeinen und groben Mechanik herab. Jene Polypennatur der griechischen Staaten, wo jedes Individuum eines unabhängigen Lebens genoß, und wenn es Noth that, zum Ganzen werden konnte, machte jetzt einem kunstreichen Uhrwerke Platz, wo aus der Zusammenstückelung unendlich vieler, aber lebloser,
 25 Theile ein mechanisches Leben im Ganzen sich bildet. Auseinandergerissen wurden jetzt der Staat und die Kirche, die Gesetze und die Sitten; der Genuß wurde von der Arbeit, das Mittel vom Zweck, die Anstrengung von der Belohnung geschieden. Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchstück des Ganzen gefesselt, bildet sich der
 30 Mensch selbst nur als Bruchstück aus, ewig nur das eintönige Geräusch des Rades, das er umtreibt, im Ohre, entwickelt er nie die Harmonie seines Wesens, und anstatt die Menschheit in seiner Natur auszuprägen, wird er bloß zu einem Abdruck seines Geschäfts, seiner Wissenschaft. Aber selbst der karge fragmentarische Antheil, der die

7: anfangen, B. — 11: luxurirende B. — 16: anfangen, B b. — 3': das er] das es B b & W. — entwic-|kelt B, entwi-|kelt b (und so bei d immer abgetheilt).

Schiller, sämmtl. Schriften. Gist.-lit. Ausg. X.

einzelnen Glieder noch an das Ganze knüpft, hängt nicht von Formen ab, die sie sich selbstthätig geben, (denn wie dürfte man ihrer Freiheit ein so künstliches und lichtscheues Uhrwerk ver'trauen?) sondern wird ihnen mit strupulöser Strenge durch ein Formular vorge-
 5 geschrieben, in welchem man ihre freye Einsicht gebunden hält. Der todte Buchstabe vertritt den lebendigen Verstand, und ein geübtes Gedächtniß leitet sicherer, als Genie und Empfindung.

Wenn das gemeine Wesen das Amt zum Maasstab des Mannes macht, wenn es an dem Einen seiner Bürger nur die Memorie, an
 10 einem Andern den tabellarischen Verstand, an einem Dritten nur die mechanische Fertigkeit ehrt, wenn es hier, gleichgültig gegen den Charakter, nur auf Kenntnisse dringt, dort hingegen einem Geiste der Ordnung und einem geseglichen Verhalten die größte Verfinsternung des Verstandes zu gut hält — wenn es zugleich diese einzelnen
 15 Fertigkeiten zu einer eben so großen Intensität will getrieben wissen, als es dem Subjekt an Extensität erläßt — darf es uns da wundern, daß die übrigen Anlagen des Gemüths vernachlässigt werden, um der einzigen, welche ehrt und lohnt, alle Pflege zuzuwenden? Zwar wissen wir, daß das kraftvolle Genie die Grenzen seines Geschäfts nicht zu
 20 Grenzen seiner Thätigkeit macht, aber das mittelmäßige Talent verzehrt in dem Geschäfte, das ihm zum Antheil fiel, die ganze karge Summe seiner Kraft, und es muß schon kein gemeiner Kopf seyn, um, unbeschadet seines Berufs, für Liebhabereyen übrig zu behalten. Noch dazu ist es selten eine gute Empfehlung bey dem Staat, wenn
 25 die Kräfte die Aufträge übersteigen, oder wenn das höhere Geistesbedürfniß des Mannes von Genie seinem Amt einen Nebenbuhler giebt. So eifersüchtig ist der Staat auf den Alleinbesitz seiner Diener, daß er sich leichter dazu entschliessen wird, (und wer kann ihm unrecht geben?) ' seinen Mann mit einer Venus Cytherea als mit einer
 30 Venus Urania zu theilen.

Und so wird denn allmählig das einzelne konkrete Leben vertilgt, damit das Abstrakt des Ganzen sein dürstiges Daseyn friste, und
 1 ewig bleibt der Staat seinen Bürgern fremd, weil ihn das Gefühl

3: vertrauen)? B b. — 7: sicherer als B b. — 15: großen a. — 16: da nicht wundern, R. — 17: vernachlässigt b. — 29: geben)? B b. — 30: theilen? A a B b.

nirgends findet. Genöthigt, sich die Mannichfaltigkeit seiner Bürger durch Klassifizierung zu erleichtern, und die Menschheit nie anders als durch Repräsentation aus der zweyten Hand zu empfangen, verliert der regierende Theil sie zuletzt ganz und gar aus den Augen, 5 indem er sie mit einem bloßen Nachwerk des Verstandes vermengt; und der regierte kann nicht anders als mit Kaltsinn die Gesetze empfangen, die an ihn selbst so wenig gerichtet sind. Endlich überdrüssig, ein Band zu unterhalten, das ihr von dem Staate so wenig erleichtert wird, fällt die positive Gesellschaft (wie schon längst das 10 Schicksal der meisten europäischen Staaten ist) in einen moralischen Naturstand auseinander, wo die öffentliche Macht nur eine Parthey mehr ist, gehaßt und hintergangen von dem, der sie nöthig macht, und nur von dem, der sie entbehren kann, geachtet.

Könnte die Menschheit bey dieser doppelten Gewalt, die von 15 innen und aussen auf sie drückte, wohl eine andere Richtung nehmen, als sie wirklich nahm? Indem der spekulative Geist im Ideenreich nach unverlierbaren Besizungen strebte, mußte er ein Fremdling in der Sinnenwelt werden, und über der Form die Materie verlieren. Der Geschäftsgeist, in einen einförmigen Kreis von Objekten eingeschlossen und in diesem noch mehr durch ' Formeln eingeengt, mußte 20 das freye Ganze sich aus den Augen gerückt sehen, und zugleich mit seiner Sphäre verarmen. So wie ersterer versucht wird, das Wirkliche nach dem Denkbaren zu modeln, und die subjektiven Bedingungen seiner Vorstellungskraft zu konstitutiven Gesetzen für das Daseyn der 25 Dinge zu erheben, so stürzte letzterer in das entgegen stehende Extrem, alle Erfahrung überhaupt nach einem besondern Fragment von Erfahrung zu schätzen, und die Regeln seines Geschäfts jedem Geschäft ohne Unterschied anpassen zu wollen. Der eine mußte einer leeren Subtilität, der andre einer pedantischen Beschränktheit zum Raube 30 werden, weil jener für das Einzelne zu hoch, dieser zu tief für das Ganze stand. Aber das Nachtheilige dieser Geistesrichtung schränkte sich nicht bloß auf das Wissen und Hervorbringen ein; es erstreckte sich nicht weniger auf das Empfinden und Handeln. Wir wissen, daß die Sensibilität des Gemüths ihrem Grade nach von der Leb-

2: Klassifizierung B, Klassifizierung b. — 6: Regierte B. — 7-8: überdrüssig, B b. — 10: Schicksal a. — 20: in diesen M. — 25: entgegenstehende B b.

haftigkeit, ihrem Umfange nach von dem Reichthum der Einbildungskraft abhängt. Nun muß aber das Uebergewicht des analytischen Vermögens die Phantasie nothwendig ihrer Kraft und ihres Feuers berauben, und eine eingeschränktere Sphäre von Objecten ihren Reichthum
 5 vermindern. Der abstrakte Denker hat daher gar oft ein kaltes Herz, weil er die Eindrücke zergliedert, die doch nur als ein Ganzes die Seele rühren; der Geschäftsmann hat gar oft ein enges Herz, weil seine Einbildungskraft, in den einförmigen Kreis seines Berufs eingeschlossen, sich zu fremder Vorstellungsart nicht erweitern kann.

10 Es lag auf meinem Wege, die nachtheilige Richtung des ZeitCharakters und ihre Quellen aufzudecken, nicht die Vortheile zu 32 zeigen, wodurch die Natur sie vergütet. Gerne will ich Ihnen eingestehen, daß so wenig es auch den Individuen bey dieser Zerstückelung ihres Wesens wohl werden kann, doch die Gattung auf keine
 15 andere Art hätte Fortschritte machen können. Die Erscheinung der griechischen Menschheit war unstreitig ein Maximum, das auf dieser Stufe weder verharren noch höher steigen konnte. Nicht verharren; weil der Verstand durch den Vorrath, den er schon hatte, unausbleiblich genöthigt werden mußte, sich von der Empfindung und An-
 20 schauung abzusondern, und nach Deutlichkeit der Erkenntniß zu streben: auch nicht höher steigen; weil nur ein bestimmter Grad von Klarheit mit einer bestimmten Fülle und Wärme zusammen bestehen kann. Die Griechen hatten diesen Grad erreicht, und wenn sie zu einer höhern Ausbildung fortschreiten wollten, so mußten sie, wie wir, die
 25 Totalität ihres Wesens aufgeben, und die Wahrheit auf getrennten Bahnen verfolgen.

Die mannichfaltigen Anlagen im Menschen zu entwickeln, war kein anderes Mittel, als sie einander entgegen zu setzen. Dieser Antagonismus der Kräfte ist das große Instrument der Kultur, aber
 30 auch nur das Instrument; denn solange derselbe dauert, ist man erst auf dem Wege zu dieser. Dadurch allein, daß in dem Menschen einzelne Kräfte sich isolieren, und einer ausschließenden Gesetzgebung anmaßen, gerathen sie in Widerstreit mit der Wahrheit der Dinge, und nöthigen den Gemeinssinn, der sonst mit träger Genügsamkeit

1: Umfange nach, A a n B b. — 10—11: Zeit-Charaktere B b. — 30: so lange B. — 32: isoliren, B.

auf der äussern Erscheinung ruht, in die Tiefen der Objekte zu bringen. Indem der reine Verstand eine Autorität in der Sinnwelt usurpirt, und der empirische beschäftigt ist, ihn ' den Bedingungen 33 der Erfahrung zu unterwerfen, bilden beyde Anlagen sich zu möglichster Reife aus, und erschöpfen den ganzen Umfang ihrer Sphäre. Indem hier die Einbildungskraft durch ihre Willkühr die Weltordnung aufzulösen wagt, nöthiget sie dort die Vernunft zu den obersten Quellen der Erkenntniß zu steigen, und das Gesetz der Nothwendigkeit gegen sie zu Hülfe zu rufen.

10 Einseitigkeit in Uebung der Kräfte führt zwar das Individuum unausbleiblich zum Irrthum, aber die Gattung zur Wahrheit. Dadurch allein, daß wir die ganze Energie unsers Geistes in Einem Brennpunkt versammeln, und unser ganzes Wesen in eine einzige Kraft zusammenziehen, setzen wir dieser einzelnen Kraft gleichsam Flügel 15 an, und führen sie künstlicher Weise weit über die Schranken hinaus, welche die Natur ihr gesetzt zu haben scheint. So gewiß es ist, daß alle menschliche Individuen zusammen genommen, mit der Sehkraft, welche die Natur ihnen erteilt, nie dahin gekommen seyn würden, einen Trabanten des Jupiter auszuspähn, den der Teleskop dem 20 Astronomen entdeckt; eben so ausgemacht ist es, daß die menschliche Denkkraft niemals eine Analysis des Unendlichen oder eine Critik der reinen Vernunft würde aufgestellt haben, wenn nicht in einzelnen dazu berufenen Subjekten die Vernunft sich vereinzelt, von allem Stoff gleichsam losgewunden, und durch die angestrengteste Abstraktion 25 ihren Blick ins Unbedingte bewaffnet hätte. Aber wird wohl ein solcher, in reinen Verstand und reine Anschauung gleichsam aufgelöster Geist dazu tüchtig seyn, die strengen Fesseln der Logik mit dem freyen Gange der Dichtungskraft zu vertauschen, und die Individualität der Dinge mit treuem und keuschem Sinn zu ergreifen? 30 Hier setzt die Natur auch dem Universalgenie eine Grenze, die es 34 nicht überschreiten kann, und die Wahrheit wird solange Märtyrer machen, als die Philosophie noch ihr vornehmstes Geschäft daraus machen muß, Anstalten gegen den Irrthum zu treffen.

Wieviel also auch für das Ganze der Welt durch diese getrennte 35 Ausbildung der menschlichen Kräfte gewonnen werden mag, so ist

3: empirische B. — 17: menschlichen B. M.

nicht zu läugnen, daß die Individuen, welche sie trifft, unter dem Fluch dieses Weltzweckes leiden. Durch gymnastische Uebungen bilden sich zwar athletische Körper aus, aber nur durch das freie und gleichförmige Spiel der Glieder die Schönheit. Eben so kann die
 5 Anspannung einzelner Geisteskräfte zwar außerordentliche, aber nur die gleichförmige Temperatur derselben glückliche und vollkommene Menschen erzeugen. Und in welchem Verhältniß stünden wir also zu dem vergangenem und kommenden Weltalter, wenn die Ausbildung der menschlichen Natur ein solches Opfer nothwendig machte? Wir
 10 wären die Knechte der Menschheit gewesen, wir hätten einige Jahrtausende lang die Sklavenarbeit für sie getrieben, und unsrer ver-
 stümmelten Natur die beschämenden Spuren dieser Dienstbarkeit eingedrückt — damit das spätere Geschlecht in einem seligen Müßig-
 gange seiner moralischen Gesundheit warten, und den freien Wuchs
 15 seiner Menschheit entwickeln könnte!

Kann aber wohl der Mensch dazu bestimmt seyn, über irgend einem Zwecke sich selbst zu versäumen? Sollte uns die Natur durch ihre Zwecke eine Vollkommenheit rauben können, welche uns die Ver-
 nunft durch die ihrigen vorschreibt? Es muß also falsch seyn, daß
 20 die Aus-bildung der einzelnen Kräfte das Opfer ihrer Totalität noth- 35
 wendig macht; oder wenn auch das Gesetz der Natur noch so sehr
 dahin strebte, so muß es bey uns stehen, diese Totalität in unsrer
 Natur, welche die Kunst zerstört hat, durch eine höhere Kunst wieder
 herzustellen.

Sollte diese Wirkung vielleicht von dem Staat zu erwarten seyn? Das ist nicht möglich, denn der Staat, wie er jetzt beschaffen ist, hat das Uebel veranlaßt, und der Staat, wie ihn die Vernunft in der Idee sich aufgiebt, anstatt diese bessere Menschheit begründen zu
 30 können, müßte selbst erst darauf gegründet werden. Und so hätten mich denn die bisherigen Untersuchungen wieder auf den Punkt zurückgeführt, von dem sie mich eine Zeitlang entfernten. Das jezige

1: trifft, B b (und so stets).

Zeitalter, weit entfernt uns diejenige Form der Menschheit aufzuweisen, welche als nothwendige Bedingung einer moralischen Staatsverbesserung erkannt worden ist, zeigt uns vielmehr das direkte Gegentheil davon. Sind also die von mir aufgestellten Grundsätze 5 richtig, und bestätigt die Erfahrung mein Gemälde der Gegenwart, so muß man jeden Versuch einer solchen Staatsveränderung solange für unzeitig und jede darauf gegründete Hoffnung solange für schmärrisch erklären, bis die Trennung in dem innern Menschen wieder aufgehoben, und seine Natur vollständig genug entwickelt ist, um 10 selbst die Künstlerin zu seyn, und der politischen Schöpfung der Vernunft ihre Realität zu verbürgen.

Die Natur zeichnet uns in ihrer physischen Schöpfung den Weg vor, den man in der moralischen zu wandeln hat. Nicht eher, als bis der Kampf elementarischer Kräfte in den niedrigeren Organisations 15 nen besänftigt ist, erhebt sie sich zu der edeln Bildung des physischen Menschen. Eben so muß der Elementenstreit in dem ethischen Menschen, der Konflikt blinder Triebe, fürs erste beruhigt seyn, und die grobe Entgegensetzung muß in ihm aufgehört haben, ehe man es wagen darf, die Mannichfaltigkeit zu begünstigen. Auf der andern 20 Seite muß die Selbstständigkeit seines Charakters gesichert seyn, und die Unterwürfigkeit unter fremde despotische Formen einer anständigen Freiheit Platz gemacht haben, ehe man die Mannichfaltigkeit in ihm der Einheit des Ideals unterwerfen darf. Wo der Naturmensch seine Willkühr noch so gefesselt mißbraucht, da darf man ihm seine Freiheit 25 kaum zeigen; wo der künstliche Mensch seine Freiheit noch so wenig gebraucht, da darf man ihm seine Willkühr nicht nehmen. Das Geschenk liberaler Grundsätze wird Verrätherey an dem Ganzen, wenn es sich zu einer noch gährenden Kraft gesellt, und einer schon übermächtigen Natur Verstärkung zusendet; das Gesetz der Uebereinstimmung 30 wird Tyranney gegen das Individuum, wenn es sich mit einer schon herrschenden Schwäche und physischen Beschränkung verknüpft, und so den letzten glühenden Funken von Selbstthätigkeit und Eigenthümlichkeit auslöscht.

Der Charakter der Zeit muß sich also von seiner tiefen Ent-

8: bis B b. — 10: Künstlerin B. — 15: edlen a. — 16: Elementenstreit] Elementarstreit B b. — 33: Eigenthum B b R.

würdigung erst aufrichten, dort der blinden Gewalt der Natur sich entziehen, und hier zu ihrer Einfach, Wahrheit und Fülle zurückkehren; eine Aufgabe für mehr als Ein Jahrhundert. Unterdeffen, gebe ich gerne zu, kann mancher Versuch im Einzelnen gelingen, aber
 5 am Ganzen wird dadurch nichts gebessert seyn, und der Widerspruch des Betragens wird stets gegen die Einheit der Maximen beweisen. Man wird in andern Welttheilen in dem Reger die Menschheit ehren, und in Europa sie in ' dem Denker schänden. Die alten Grundsätze³³ werden bleiben, aber sie werden das Kleid des Jahrhunderts tragen,
 10 und zu einer Unterdrückung, welche sonst die Kirche autorisirte, wird die Philosophie ihren Rahmen leihen. Von der Freyheit erschreckt, die in ihren ersten Versuchen sich immer als Feindinn ankündigt, wird man dort einer bequemen Knechtschaft sich in die Arme werfen, und hier von einer pedantischen Curatel zur Verzweiflung gebracht,
 15 in die wilde Ungebundenheit des Naturstands entspringen. Die Usurpation wird sich auf die Schwachheit der menschlichen Natur, die Insurrection auf die Würde derselben berufen, bis endlich die grosse Beherrscherinn aller menschlichen Dinge, die blinde Stärke, dazwischen tritt, und den vorgeblichen Streit der Principien wie einen gemeinen
 20 Faustkampf entscheidet.

Achter Brief.

39

Soll sich also die Philosophie, muthlos und ohne Hoffnung, aus diesem Gebiete zurückziehen? Während daß sich die Herrschaft der Formen nach jeder andern Richtung erweitert, soll dieses wichtigste
 25 aller Güter dem gestaltlosen Zufall Preis gegeben seyn? Der Konflikt blinder Kräfte soll in der politischen Welt ewig dauern, und das gesellige Gesetz nie über die feindselige Selbstsucht siegen?

Nichts weniger! Die Vernunft selbst wird zwar mit dieser rauhen Macht, die ihren Waffen widersteht, unmittelbar den Kampf nicht
 30 versuchen, und so wenig als der Sohn des Saturns in der Fliass,

³³: Unterdeffen gebe A a b. — ¹¹: leihen. B b. — ¹²: ihrem K. — Feindinn B. — ¹⁴: Curatel' A a a b, Curatel, B. — ¹⁸: Beherrscherin a B. — ¹⁹: Principien B. — ²⁴: jeder M] jener A a a B b K B. — ²⁵: Preis B b. — ²⁸: Nichts weniger! B. — ³⁰: des Saturn B.

selbsthandelnd auf den finstern Schauplatz herunter steigen. Aber aus der Mitte der Streiter wählt sie sich den würdigsten aus, bekleidet ihn wie Zeus seinen Enkel mit göttlichen Waffen, und bewirkt durch seine siegende Kraft die grosse Entscheidung.

- 5 Die Vernunft hat geleistet, was sie leisten kann, wenn sie das Gesetz findet und aufstellt; vollstrecken muß es der muthige Wille, und das lebendige Gefühl. Wenn die Wahrheit im Streit mit Kräften den Sieg erhalten soll, so muß sie selbst erst zur Kraft werden, und zu ihrem Sachführer im Reich der Erscheinungen einen Trieb
1) aufstellen; denn Triebe sind die einzigen bewegenden Kräfte in der empfindenden Welt. Hat sie bis jetzt ihre siegende Kraft noch so wenig bewiesen, so liegt dieß nicht an dem Verstande, der sie nicht zu entschleiern wußte, sondern an dem Herzen, das sich ihr verschloß, 40 und an dem Triebe, der nicht für sie handelte.
- 15 Denn woher diese noch so allgemeine Herrschaft der Vorurtheile und diese Verfinsternung der Köpfe bey allem Licht, das Philosophie und Erfahrung aufsteden? Das Zeitalter ist aufgeklärt, das heißt, die Kenntnisse sind gefunden und öffentlich preisgegeben, welche hinreichen würden, wenigstens unsre praktischen Grundsätze zu berichtigen.
- 20 Der Geist der freyen Untersuchung hat die Wahnbegriffe zerstreut, welche lange Zeit den Zugang zu der Wahrheit verwehreten, und den Grund unterwühlt, auf welchem Fanatismus und Betrug ihren Thron erbauten. Die Vernunft hat sich von den Täuschungen der Sinne und von einer betrüglischen Sophistik gereinigt, und die Philosophie
25 selbst, welche uns zuerst von ihr abtrünnig machte, ruft uns laut und dringend in den Schooß der Natur zurück — woran liegt es, daß wir noch immer Barbaren sind?

Es muß also, weil es nicht in den Dingen liegt, in den Gemüthern der Menschen etwas vorhanden seyn, was der Aufnahme
30 der Wahrheit, auch wenn sie noch so hell leuchtete, und der Annahme derselben, auch wenn sie noch so lebendig überzeugte, im Wege steht. Ein alter Weiser hat es empfunden, und es liegt in dem vielbedeutenden Ausdruck versteckt: sapere aude.

12: bewiesen; a. — 17—18: heißt die A a b. — 18: preisgegeben, B b. —
23: erbauen. a. — 33: (Horatii epist. 1, 2, 40: Dimidium facti qui coepit habet: sapere aude: Incipe.)

Erkühne dich, weise zu seyn. Energie des Muths gehört dazu, die Hindernisse zu bekämpfen, welche sowohl die Trägheit der Natur als die Feigheit des Herzens der Belehrung entgegen setzen. Nicht ohne Bedeutung läßt ' der alte Mythos die Göttinn der Weisheit in 41
 5 voller Rüstung aus Jupiters Haupte steigen; denn schon ihre erste Verrichtung ist kriegerisch. Schon in der Geburt hat sie einen harten Kampf mit den Sinnen zu bestehen, die aus ihrer süßen Ruhe nicht gerissen seyn wollen. Der zahlreichere Theil der Menschen wird durch den Kampf mit der Noth viel zu sehr ermüdet und abgespannt, als
 10 daß er sich zu einem neuen und härtern Kampf mit dem Irrthum aufraffen sollte. Zufrieden, wenn er selbst der sauren Mühe des Denkens entgeht, läßt er Andere gern über seine Begriffe die Vormundtschaft führen, und geschieht es, daß sich höhere Bedürfnisse in ihm regen, so ergreift er mit durstigem Glauben die Formeln, welche
 15 der Staat und das Priesterthum für diesen Fall in Bereitschaft halten. Wenn diese unglückliche Menschen unser Mitleiden verdienen, so trifft unsre gerechte Verachtung die andern, die ein besseres Loos von dem Joch der Bedürfnisse frey macht, aber eigene Wahl darunter beugt. Diese ziehen den Dämmerchein dunkler Begriffe, wo man lebhafter
 20 fühlt und die Phantasie sich nach eignem Belieben bequeme Gestalten bildet, den Strahlen der Wahrheit vor, die das angenehme Blendwerk ihrer Träume verjagen. Auf eben diese Täuschungen, die das feindselige Licht der Erkenntniß zerstreuen soll, haben sie den ganzen Bau ihres Glücks gegründet, und sie sollten eine Wahrheit so theuer
 25 kaufen, die damit anfängt, ihnen alles zu nehmen, was Werth für sie besitzt. Sie müßten schon weise seyn, um die Weisheit zu lieben: eine Wahrheit, die derjenige schon fühlte, der der Philosophie ihren Namen gab.

Nicht genug also, daß alle Aufklärung des Verstandes nur in-
 30 soferne Achtung verdient, als sie auf den Charakter zurückfließt; sie 42 geht auch gewissermaßen von dem Charakter aus, weil der Weg zu dem Kopf durch das Herz muß geöffnet werden. Ausbildung des Empfindungsvermögens ist also das dringendere Bedürfnis der Zeit,

4: Göttin a B. — 7: süßen B b. — 16: unglücklichen B b R B M. — 28: Namen B b. — 31: gewissermaßen a, gewisserma[ß]en B b. — 32: geöffnet B b (und so stets: öffnen u. f. w.).

nicht bloß weil sie ein Mittel wird, die verbesserte Einsicht für das Leben wirksam zu machen, sondern selbst darum, weil sie zu Verbesserung der Einsicht erweckt.

Neunter Brief.

43

- 5 Aber ist hier nicht vielleicht ein Zirkel? Die theoretische Kultur soll die praktische herbeiführen und die praktische doch die Bedingung der theoretischen seyn? Alle Verbesserung im politischen soll von Veredelung des Charakters ausgehen — aber wie kann sich unter den Einflüssen einer barbarischen Staatsverfassung der Charakter veredeln?
- 10 Man müßte also zu diesem Zwecke ein Werkzeug auffuchen, welches der Staat nicht hergibt, und Quellen dazu eröffnen, die sich bey aller politischen Verderbniß rein und lauter erhalten.

Jetzt bin ich an dem Punkt angelangt, zu welchem alle meine bisherigen Betrachtungen hingestrebt haben. Dieses Werkzeug ist die

15 schöne Kunst, diese Quellen öfnen sich in ihren unsterblichen Mustern.

- Von allem, was positiv ist und was menschliche Conventionen einführen, ist die Kunst, wie die Wissenschaft losgesprochen, und beyde erfreuen sich einer absoluten Immunität von der Willkür der Menschen. Der politische Gesetzgeber kann ihr Gebieth sperren,
- 20 aber darinn herrschen kann er nicht. Er kann den Wahrheitsfreund ächten, aber die Wahrheit besteht; er kann den Künstler erniedrigen, aber die Kunst kann er nicht verfälschen. Zwar ist nichts gewöhnlicher, als daß beyde, Wissenschaft und Kunst, dem Geist des Zeitalters huldigen, und der hervorbringende Geschmaç von dem beur-
- 25 theilenden das Gesetz empfängt. Wo der Charakter straff wird und sich verhärtet, da sehen wir die Wissenschaft ' streng ihre Grenzen 44 bewachen, und die Kunst in den schweren Fesseln der Regel gehn; wo der Charakter erschläfft und sich auflöst, da wird die Wissenschaft zu gefallen und die Kunst zu vergnügen streben. Ganze Jahrhunderte
- 30 lang zeigen sich die Philosophen wie die Künstler geschäftig, Wahrheit und Schönheit in die Tiefen gemeiner Menschheit hinabzutauchen;

2: zu] zur W. M. — 19: Gebiet B h. — 20: darin B (und so stets).

jene gehen darinn unter, aber mit eigner unzerstörbarer Lebenskraft ringen sich diese siegend empor.

Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist. 5 Ein wohlthätige Gottheit reisse den Säugling bey Zeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines bessern Alters, und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden ist, so lehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück; aber nicht, um es mit seiner Erscheinung 10 zu erfreuen, sondern furchtbar wie Agamemnons Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edleren Zeit, ja jenseits aller Zeit, von der absoluten unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen. Hier aus dem reinen Aether seiner dämonischen Natur rinnt die Quelle der 15 Schönheit herab, unangesteckt von der Verderbniß der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen. Seinen Stoff kann die Laune entehren, wie sie ihn geadelt hat, aber die keusche Form ist ihrem Wechsel entzogen. Der Römer des ersten Jahrhunderts hatte längst schon die Kniee vor seinen Kaisern gebeugt, 20 als die Bildsäulen noch aufrecht standen, die Tempel blieben dem Auge heilig, als die Götter längst zum Gelächter dienten, und die 45 Schandthaten eines Nero und Commodus beschämte der edle Styl des Gebäudes, das seine Hülle dazu gab. Die Menschheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunst hat sie gerettet und aufbewahrt in 25 bedeutenden Steinen; die Wahrheit lebt in der Täuschung fort, und aus dem Nachbilde wird das Urbild wieder hergestellt werden. So wie die edle Kunst die edle Natur überlebte, so schreitet sie derselben auch in der Begeisterung, bildend und erweckend, voran. Ehe noch die Wahrheit ihr siegendes Licht in die Tiefen der Herzen sendet, 30 fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Thälern liegt.

Wie verwahrt sich aber der Künstler vor den Verderbniß seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfassen? Wenn er ihr Urtheil verachtet. Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesez, nicht 35 niederwärts nach dem Glüd und nach dem Bedürfniß. Gleich frey

9: zurück; a B b. — 20—21: dem ' dem Auge A a. — 30: Dichtungskraft a.

von der eiteln Geschäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduligen Schwärmergeist, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maasstab des Unbedingten anwendet, überlasse er dem Verstande, der hier einheimisch ist, die
 5 Sphäre des Wirklichen; er aber strebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieses präge er aus in Täuschung und Wahrheit, präge es in die Spiele seiner Einbildungskraft, und in den Ernst seiner Thaten, präge es aus in allen sinnlichen und geistigen Formen und werfe es schweigend in
 10 die unendliche Zeit.

Aber nicht jedem, dem dieses Ideal in der Seele glüht, wurde
 die schöpferische Ruhe und der grosse geduldige Sinn verliehen, es in den verschwiegenen Stein einzudrücken, oder in das nüchterne Wort auszugießen, und den treuen Händen der Zeit zu vertrauen. Viel
 15 zu ungestüm, um durch dieses ruhige Mittel zu wandern, stürzt sich der göttliche Bildungstrieb oft unmittelbar auf die Gegenwart und auf das handelnde Leben, und unternimmt, den formlosen Stoff der moralischen Welt umzubilden. Dringend spricht das Unglück seiner Gattung zu dem fühlenden Menschen, dringender ihre Entwürdigung,
 20 der Enthusiasmus entflammt sich, und das glühende Verlangen strebt in kraftvollen Seelen ungeduldig zur That. Aber befragte er sich auch, ob diese Unordnungen in der moralischen Welt seine Vernunft beleidigen, oder nicht vielmehr seine Selbstliebe schmerzen? Weiß er es noch nicht, so wird er es an dem Eifer erkennen, womit er auf
 25 bestimmte und beschleunigte Wirkungen dringt. Der reine moralische Trieb ist aufs Unbedingte gerichtet, für ihn giebt es keine Zeit, und die Zukunft wird ihm zur Gegenwart, sobald sie sich aus der Gegenwart nothwendig entwickeln muß. Vor einer Vernunft ohne Schranken ist die Richtung zugleich die Vollendung, und der Weg ist zurück-
 30 gelegt, sobald er eingeschlagen ist.

Gieb also, werde ich dem jungen Freund der Wahrheit und Schönheit zur Antwort geben, der von mir wissen will, wie er dem edeln Trieb in seiner Brust, bey allem Widerstande des Jahrhunderts, Genüge zu thun habe, gieb der Welt, auf die du wirkst, die Rich-

R: es] er b. — 11: auszugießen, B b. — 16: göttliche B. — 33: eben a B.

tung zum Guten, so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die 'Ent- 47
wicklung bringen. Diese Richtung hast du ihr gegeben, wenn du,
lehrend, ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebst, wenn
du, handelnd oder bildend, das Nothwendige und Ewige in einen
5 Gegenstand ihrer Triebe verwandelst. Fallen wird das Gebäude des
Wahns und der Willkürlichkeit, fallen muß es, es ist schon gefallen,
sobald du gewiß bist, daß es sich neigt; aber in dem innern, nicht
bloß in dem äußern Menschen muß es sich neigen. In der schaam-
haften Stille deines Gemüths erziehe die siegende Wahrheit, stelle sie
10 aus dir heraus in der Schönheit, daß nicht bloß der Gedanke ihr
huldige, sondern auch der Sinn ihre Erscheinung liebend ergreife.
Und damit es dir nicht begegne, von der Wirklichkeit das Muster zu
empfangen, das du ihr geben sollst, so wage dich nicht eher in ihre
bedenkliche Gesellschaft, bis du eines idealischen Gefolges in deinem
15 Herzen versichert bist. Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sey nicht
sein Geschöpf; leiste deinen Zeitgenossen, aber was sie bedürfen, nicht
was sie loben. Ohne ihre Schuld getheilt zu haben, theile mit edler
Resignation ihre Strafen, und beuge dich mit Freyheit unter das
Joch, das sie gleich schlecht entbehren und tragen. Durch den stand-
20 haften Muth, mit dem du ihr Glück verschmähest, wirst du ihnen
beweisen, daß nicht deine Feigheit sich ihren Leiden unterwirft. Denke
sie dir, wie sie seyn sollten, wenn du auf sie zu wirken hast, aber
denke sie dir, wie sie sind, wenn du für sie zu handeln versucht wirst.
Ihren Beyfall suche durch ihre Würde, aber auf ihren Unwerth be-
25 rechne ihr Glück, so wird dein eigener Adel dort den ihrigen auf-
wecken, und ihre Unwürdigkeit hier deinen Zweck nicht vernichten.
Der Ernst deiner Grundsätze wird sie von dir scheuen, aber im 48
Spiele ertragen sie sie noch; 'ihr Geschmack ist keuscher als ihr Herz,
und hier mußt du den scheuen Flüchtling ergreifen. Ihre Maximen
30 wirst du umsonst bestürmen, ihre Thaten umsonst verdammen, aber
an ihrem Müßiggange kannst du deine bildende Hand versuchen. Ver-
jage die Willkühr, die Frivolität, die Rohigkeit aus ihren Vergnü-
gungen, so wirst du sie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, end-
lich aus ihren Gesinnungen verbannen. Wo du sie findest, umgieb

8: äußern B b. — 9-9: schamhaften a B. — 10: bloß B. — 31: Müßig-
gange B.

sie mit edeln, mit grossen, mit geistreichen Formen, schliesse sie ringsum mit den Symbolen des Vortreflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunst die Natur überwindet.

Zehnter Brief.

51

5 Sie sind also mit mir darinn einig, und durch den Inhalt meiner vorigen Briefe überzeugt, daß sich der Mensch auf zwey entgegen gesetzten Wegen von seiner Bestimmung entfernen könne, daß unser Zeitalter wirklich auf beyden Abwegen wandle, und hier der Rohigkeit, dort der Erschlaffung und Verfehrtheit zum Raub geworden
10 sey. Von dieser doppelten Verirrung soll es durch die Schönheit zurückgeführt werden. Wie kann aber die schöne Kultur beyden entgegen gesetzten Gebrechen zugleich begegnen, und zwey widersprechende Eigenschaften in sich vereinigen? Kann sie in dem Wilden die Natur in Fesseln legen und in dem Barbaren dieselbe in Freyheit setzen?
15 Kann sie zugleich anspannen und erschlaffen — und wenn sie nicht wirklich beydes leistet, wie kann ein so grosser Effect, als die Ausbildung der Menschheit ist, vernünftiger weise von ihr erwartet werden?

Zwar hat man schon zum Ueberdruß die Behauptung hören müssen, daß das entwickelte Gefühl für Schönheit die Sitten ver-
20 feinere, so daß es hiezu keines neuen Beweises mehr zu bedürfen scheint. Man stützt sich auf die alltägliche Erfahrung, welche fast durchgängig mit einem gebildeten Geschmacke Klarheit des Verstan- 52 des, Regsamkeit des Gefühls, Liberalität und selbst Würde des Betragens, mit einem ungebildeten gewöhnlich das Gegentheil verbunden
25 zeigt. Man beruft sich, zuversichtlich genug, auf das Beispiel der gesittetsten aller Nationen des Alterthums, bey welcher das Schönheitsgefühl zugleich seine höchste Entwicklung erreichte, und auf das entgegen gesetzte Beispiel jener theils wilden, theils barbarischen Völker, die ihre Unempfindlichkeit für das Schöne mit einem rohen oder doch

1: gro-|ßen, B, groß-|sen, b. — 2: Vortreflichen B b (und so stets: trefflich, vortreflich). — 3: Nach Z. 3 in A a a: „Die Fortsetzung folgt.“ Vor Z. 4 in A: „Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen. (Fortsetzung der im vorigen Stück angefangenen Briefe).“ — 4: Zehnter B b. — 10: Verirrung B M] Verwirrung A (als Druckfehler angezeigt) B b R. — 15: und auflösen — B b R B M. — 17: ist vernünftiger weise b, ist, vernünftigerweise B.

austeren Charakter büßen. Nichts destoweniger fällt es zuweilen denkenden Köpfen ein, entweder das Factum zu läugnen, oder doch die Rechtmäßigkeit der daraus gezogenen Schlüsse zu bezweifeln. Sie denken nicht ganz so schlimm von jener Wildheit, die man den unge-
 5 bildeten Völkern zum Vorwurf macht, und nicht ganz so vortheilhaft von dieser Verfeinerung, die man an den gebildeten preist. Schon im Alterthum gab es Männer, welche die schöne Kultur für nichts weniger als eine Wohlthat hielten, und deswegen sehr geneigt waren, den Künsten der Einbildungskraft den Eintritt in ihre Republik zu verwehren.

10 Nicht von denjenigen rede ich, die bloß darum die Grazien schmähen, weil sie nie ihre Gunst erfuhren. Sie, die keinen andern Maasstab des Werthes kennen, als die Mühe der Erwerbung und den handgreiflichen Ertrag — wie sollten sie fähig seyn, die stille Arbeit des Geschmacks an dem äussern und innern Menschen zu würdigen, und
 15 über den zufälligen Nachtheilen der schönen Kultur nicht ihre wesentlichen Vortheile aus den Augen setzen? Der Mensch ohne Form verachtet alle Anmuth im Vortrage als Versteckung, alle Feinheit im Umgang als Verstellung, alle Delikatesse und Großheit im Betragen
 20 als Ueberspannung und Affektation. Er kann es dem Günstling der Grazien nicht vergeben, daß er als Gesellschafter alle Zirkel ausbeutert, als Geschäftsmann alle Köpfe nach seinen Absichten lenkt, als Schriftsteller seinem ganzen Jahrhundert vielleicht seinen Geist ausdrückt, während daß Er, das Schlachtopfer des Fleißes, mit all seinem Wissen keine Aufmerksamkeit erzwingen, keinen Stein von der Stelle
 25 rücken kann. Da er jenem das genialische Geheimniß, angenehm zu seyn, niemals abzulernen vermag, so bleibt ihm nichts anders übrig, als die Verkehrtheit der menschlichen Natur zu bejammern, die mehr dem Schein als dem Wesen huldigt.

• Aber es giebt achtungswürdige Stimmen, die sich gegen die
 30 Wirkungen der Schönheit erklären, und aus der Erfahrung mit furchtbaren Gründen dagegen gerüstet sind. „Es ist nicht zu läugnen,“ sagen sie, „die Reize des Schönen können in guten Händen zu löblichen Zwecken wirken, aber es widerspricht ihrem Wesen nicht, in

1: austeren] (Vgl. oben S. 102, 12). — büßen. B b. — 3: Rechtmäßigkeit B b. — 6: preist. B b. — 8: deswegen B b. — 11: Maasstab B, Maasstab b. — 14: äussern B b. — 23: Fleißes, B b. — 32: Reize B b.

schlimmen Händen gerade das Gegentheil zu thun, und ihre seelen-
 fesselnde Kraft für Irrthum und Unrecht zu verwenden. Eben des-
 wegen, weil der Geschmack nur auf die Form und nie auf den Inn-
 halt achtet, so giebt er dem Gemüth zuletzt die gefährliche Richtung,
 5 alle Realität überhaupt zu vernachlässigen, und einer reizenden Ein-
 kleidung Wahrheit und Sittlichkeit aufzuopfern. Aller Sachunterschied
 der Dinge verliert sich, und es ist bloß die Erscheinung, die ihren
 Werth bestimmt. Wie viele Menschen von Fähigkeit, fahren sie fort,
 werden nicht durch die verführerische Macht des Schönen von einer
 10 ernstern und anstrengenden Wirklichkeit abgezogen, oder wenigstens
 verleitet, sie oberflächlich zu behandeln! Wie mancher schwache Ver- 54
 stand wird bloß deswegen mit der bürgerlichen Einrichtung uneins,
 weil es der Phantasie der Poeten beliebte, eine Welt aufzustellen,
 worinn alles ganz anders erfolgt, wo keine Konvenienz die Meinungen
 15 bindet, keine Kunst die Natur unterdrückt. Welche gefährliche Dialektik
 haben die Leidenschaften nicht erlernt, seitdem sie in den Gemälden
 der Dichter mit den glänzendsten Farben prangen und im Kampf
 mit Gesetzen und Pflichten gewöhnlich das Feld behalten? Was hat
 wohl die Gesellschaft dabey gewonnen, daß jetzt die Schönheit dem
 20 Umgang Gesetze giebt, den sonst die Wahrheit regierte, und daß der
 äußere Eindruck die Achtung entscheidet, die nur an das Verdienst
 geknüpft seyn sollte? Es ist wahr, man sieht jetzt alle Tugenden blühen,
 die einen gefälligen Effekt in der Erscheinung machen, und einen
 Werth in der Gesellschaft verleihen, dafür aber auch alle Ausschwei-
 25 fungen herrschen, und alle Laster im Schwange gehn, die sich mit
 einer schönen Hülle vertragen.“ In der That muß es Nachdenken
 erregen, daß man beynahe in jeder Epoche der Geschichte, wo die
 Künste blühen und der Geschmack regiert, die Menschheit gesunken
 findet, und auch nicht ein einziges Beyspiel aufweisen kann, daß ein
 30 hoher Grad und eine große Allgemeinheit ästhetischer Kultur bey einem
 Volke mit politischer Freyheit, und bürgerlicher Tugend, daß schöne
 Sitten mit guten Sitten, und Politur des Betragens mit Wahrheit
 desselben Hand in Hand gegangen wäre.

Solange Athen und Sparta ihre Unabhängigkeit behaupteten,

2—3: deswegen, B b. — 12: deswegen B b. — 14: worin B. — 21: äußere
 B b. — 24: verleihen, B b.

und Achtung für die Gesetze ihrer Verfassung zur Grundlage diene, war der Geschmack noch un'reif, die Kunst noch in ihrer Kindheit, 55 und es fehlte noch viel, daß die Schönheit die Gemüther beherrschte. Zwar hatte die Dichtkunst schon einen erhabenen Flug gethan, aber
 5 nur mit den Schwingen des Genies, von dem wir wissen, daß es am nächsten an die Wildheit grenzt, und ein Licht ist, das gern aus der Finsterniß schimmert; welches also vielmehr gegen den Geschmack seines Zeitalters als für denselben zeugt. Als unter dem Perikles und Alexander das goldne Alter der Künste herbeykam, und die Herrschaft
 10 des Geschmacks sich allgemeiner verbreitete, findet man Griechenlands Kraft und Freyheit nicht mehr, die Beredsamkeit verfälschte die Wahrheit, die Weisheit beleidigte in dem Mund eines Sokrates, und die Tugend in dem Leben eines Phocion. Die Römer, wissen wir, mußten erst in den bürgerlichen Kriegen ihre Kraft erschöpfen, und
 15 durch morgenländische Ueppigkeit entmannt, unter das Joch eines glücklichen Dynasten sich beugen, ehe wir die griechische Kunst über die Rigidität ihres Charakters triumphieren sehen. Auch den Arabern gieng die Morgenröthe der Kultur nicht eher auf, als bis die Energie ihres kriegerischen Geistes unter dem Scepter der Abbassiden
 20 erschlaft war. In dem neuern Italien zeigte sich die schöne Kunst nicht eher, als nachdem der herrliche Bund der Lombarden zerrissen war, Florenz sich den Medicäern unterworfen, und der Geist der Unabhängigkeit in allen jenen muthvollen Städten einer unrühmlichen Ergebung Platz gemacht hatte. Es ist beynahe überflüssig, noch an das
 25 Beispiel der neuern Nationen zu erinnern, deren Verfeinerung in demselben Verhältnisse zunahm, als ihre Selbstständigkeit endigte. Wohin wir immer in der vergangenen Welt unsre Augen richten, da finden wir, daß Geschmack und Freyheit einander fliehen, und daß die 'Schönheit nur auf den Untergang heroischer Tugenden ihre Herrschaft gründet. 56
 30 Und doch ist gerade diese Energie des Charakters, mit welcher die ästhetische Kultur gewöhnlich erkaufft wird, die wirksamste Feder alles Grossen und Treflichen im Menschen, deren Mangel kein anderer wenn auch noch so grosser Vorzug ersetzen kann. Hält man sich also

11: Beredsamkeit b. — 17: des Charakters R. — triumphiren B b. — 18: ging B. — 19: Abbassiden B b. — 20: zeigt A (als Druckfehler nicht angezeigt). — 31: erkaufft B b.

5 einzig nur an das, was die bisherigen Erfahrungen über den Einfluß der Schönheit lehren, so kann man in der That nicht sehr aufgemuntert seyn, Gefühle auszubilden, die der wahren Kultur des Menschen so gefährlich sind; und lieber wird man, auf die Gefahr der Rohig-
 10 keit und Härte, die schmelzende Kraft der Schönheit entbehren, als sich bey allen Vortheilen der Verfeinerung ihren erschlaffenden Wirkungen überliefert sehen. Aber vielleicht ist die Erfahrung der Richterstuhl nicht, vor welchem sich eine Frage wie diese ausmachen läßt, und ehe man ihrem Zeugniß Gewicht einräumte, müßte erst
 15 außer Zweifel gesetzt seyn, daß es dieselbe Schönheit ist, von der wir reden, und gegen welche jene Beispiele zeugen. Dieß scheint aber einen Begriff der Schönheit voraus zu setzen, der eine andere Quelle hat, als die Erfahrung, weil durch denselben erkannt werden soll, ob das, was in der Erfahrung schön heißt, mit Recht diesen
 20 Namen führe.

Dieser reine Vernunftbegriff der Schönheit, wenn ein solcher sich aufzeigen ließe, müßte also — weil er aus keinem wirklichen Falle geschöpft werden kann, vielmehr unser Urtheil über jeden wirklichen Fall erst berichtigt und leitet — auf dem Wege der Abstraktion
 25 gesucht, und schon aus der Möglichkeit der sinnlichvernünftigen Natur 57 gefolgert werden können: mit einem Wort: die Schönheit müßte sich als eine nothwendige Bedingung der Menschheit aufzeigen lassen. Zu dem reinen Begriff der Menschheit müssen wir uns also nunmehr erheben, und da uns die Erfahrung nur einzelne Zustände einzelner
 30 Menschen, aber niemals die Menschheit zeigt, so müssen wir aus diesen ihren individuellen und wandelbaren Erscheinungsarten das Absolute und Bleibende zu entdecken, und durch Wegwerfung aller zufälligen Schranken uns der nothwendigen Bedingungen ihres Daseyns zu bemächtigen suchen. Zwar wird uns dieser transcendente Weg eine
 35 Zeitlang aus dem traulichen Kreis der Erscheinungen und aus der lebendigen Gegenwart der Dinge entfernen und auf dem nackten Gefild abgezogener Begriffe verweilen, aber wir streben ja nach einem festen Grund der Erkenntniß, den nichts mehr erschüttern soll, und wer sich über die Wirklichkeit nicht hinauswagt, der wird nie die Wahr-
 40 heit erobern.

10: außer B b. — 17: ließe, B b.

Zelfter Brief.

58

Wenn die Abstraktion so hoch als sie immer kann hinauffteigt, so gelangt sie zu zwey letzten Begriffen, bey denen sie stille stehen und ihre Grenzen bekennen muß. Sie unterscheidet in dem Menschen 5 etwas, das bleibt, und etwas, das sich unaufhörlich verändert. Das bleibende nennt sie seine Person, das wechselnde seinen Zustand.

Person und Zustand — das Selbst und seine Bestimmungen — die wir uns in dem nothwendigen Wesen als Eins und dasselbe denken, sind ewig Zwey in dem endlichen. Bey aller Beharrung der 10 Person wechselt der Zustand, bey allem Wechsel des Zustands beharret die Person. Wir gehen von der Ruhe zur Thätigkeit, vom Affekt zur Gleichgültigkeit, von der Uebereinstimmung zum Widerspruch, aber wir sind doch immer, und was unmittelbar aus uns folgt, bleibt. In dem absoluten Subjekt allein beharren mit der Persönlichkeit auch 15 alle ihre Bestimmungen, weil sie aus der Persönlichkeit fließen. Alles was die Gottheit ist, ist sie deswegen, weil sie ist; sie ist folglich alles auf ewig, weil sie ewig ist.

Da in dem Menschen, als endlichem Wesen, Person und Zustand verschieden sind, so kann sich weder der Zustand auf die Person, 20 noch die Person auf den Zustand gründen. Wäre das letztere, so müßte die Person sich verändern; wäre das erstere, so müßte der Zustand beharren; also in jedem Fall entweder die Persönlichkeit oder die Endlichkeit aufhören. Nicht, weil wir denken, wollen, empfinden, 59 sind wir; nicht weil wir sind, denken, wollen, empfinden wir. Wir 25 sind, weil wir sind; wir empfinden, denken und wollen, weil außer uns noch etwas anderes ist.

Die Person also muß ihr eigener Grund seyn, denn das Bleibende kann nicht aus der Veränderung fließen; und so hätten wir denn fürs erste die Idee des absoluten, in sich selbst gegründeten 30 Seyns, d. i. die Freyheit. Der Zustand muß einen Grund haben; er muß, da er nicht durch die Person, also nicht absolut ist, erfolgen; und so hätten wir fürs zweyte die Bedingung alles abhängigen Seyns oder Werdens, die Zeit. Die Zeit ist die Bedingung alles

16: deswegen, B b. — 30: Seyns d. i. A. — 31: Person also A.

Werdens: ist ein identischer Satz, denn er sagt nichts anders, als: die Folge ist die Bedingung, daß etwas erfolgt.

Die Person, die sich in dem ewig beharrenden JCH und nur in diesem offenbart, kann nicht werden, nicht anfangen in der 5 Zeit, weil vielmehr umgekehrt die Zeit in ihr anfangen, weil dem Wechsel ein Beharrliches zum Grund liegen muß. Etwas muß sich verändern, wenn Veränderung seyn soll; dieses Etwas kann also nicht selbst schon Veränderung seyn. Indem wir sagen, die Blume blühet und verwelkt, machen wir die Blume zum Bleibenden in dieser 10 Verwandlung, und leihen ihr gleichsam eine Person, an der sich jene beyden Zustände offenbaren. Daß der Mensch erst wird, ist kein Entwurf, denn der Mensch ist nicht blos Person überhaupt, sondern Person, die sich in einem bestimmten Zustand befindet. Aller Zustand aber, alles bestimmte Daseyn entsteht in der Zeit, und so muß also 15 der Mensch, ' als Phänomen, einen Anfang nehmen, obgleich die 60 reine Intelligenz in ihm ewig ist. Ohne die Zeit, das heißt, ohne es zu werden, würde er nie ein bestimmtes Wesen seyn; seine Persönlichkeit würde zwar in der Anlage, aber nicht in der That existiren. Nur durch die Folge seiner Vorstellungen wird das beharrliche 20 Ich sich selbst zur Erscheinung.

Die Materie der Thätigkeit also, oder die Realität, welche die höchste Intelligenz aus sich selber schöpft, muß der Mensch erst empfangen, und zwar empfängt er dieselbe als etwas außer ihm befindliches im Raume, und als etwas in ihm wechselndes in der 25 Zeit, auf dem Wege der Wahrnehmung. Diesen in ihm wechselnden Stoff begleitet sein niemals wechselndes Ich — und in allem Wechsel beständig Er selbst zu bleiben, alle Wahrnehmungen zur Erfahrung, d. h. zur Einheit der Erkenntniß, und jede seiner Erscheinungsarten in der Zeit zum Gesetz für alle Zeiten zu machen, ist die Vorschrift, 30 die durch seine vernünftige Natur ihm gegeben ist. Nur indem er sich verändert, existirt er; nur indem er unveränderlich bleibt, existirt er. Der Mensch, vorgestellt in seiner Vollendung, wäre demnach die beharrliche Einheit, die in den Fluthen der Veränderung ewig dieselbe bleibt.

10: leihen B b. — 27—28: Erfahrung d. h. A.

Ob nun gleich ein unendliches Wesen, eine Gottheit, nicht werden kann, so muß man doch eine Tendenz göttlich nennen, die das eigentlichsste Merkmal der Gottheit, absolute Verkündigung des Vermögens (Wirklichkeit alles Möglichen) und absolute Einheit des
 5 Erscheinens (Nothwendigkeit alles Wirklichen) zu ihrer unendlichen Aufgabe hat. Die Anlage zu der Gottheit trägt der Mensch 'unwider- 61
 sprechlich in seiner Persönlichkeit in sich; der Weg zu der Gottheit, wenn man einen Weg nennen kann, was niemals zum Ziele führt, ist ihm aufgethan in den Sinnen.

10 Seine Persönlichkeit, für sich allein und unabhängig von allem sinnlichen Stoffe betrachtet, ist bloß die Anlage zu einer möglichen unendlichen Aeußerung; und solange er nicht anschaut und nicht empfindet, ist er noch weiter nichts als Form und leeres Vermögen. Seine Sinnlichkeit, für sich allein und abge sondert von aller Selbst-
 15 thätigkeit des Geistes betrachtet, vermag weiter nichts, als daß sie ihn, der ohne sie bloß Form ist, zur Materie macht, aber keineswegs, daß sie die Materie mit ihm vereinigt. Solange er bloß empfindet, bloß begehrt und aus bloßer Begierde wirkt, ist er, noch weiter nichts als Welt, wenn wir unter diesem Namen bloß den formlosen Inn-
 20 halt der Zeit verstehen. Seine Sinnlichkeit ist es zwar allein, die sein Vermögen zur wirkenden Kraft macht, aber nur seine Persönlichkeit ist es, die sein Wirken zu dem seinigen macht. Um also nicht bloß Welt zu seyn, muß er der Materie Form ertheilen; um nicht bloß Form zu seyn, muß er der Anlage, die er in sich trägt,
 25 Wirklichkeit geben. Er verwirklicht die Form, wenn er die Zeit erschafft und dem Beharrlichen die Veränderung, der ewigen Einheit seines Ichs die Mannichfaltigkeit der Welt gegenüber stellt; er formt die Materie, wenn er die Zeit wieder aufhebt, Beharrlichkeit im Wechsel behauptet, und die Mannichfaltigkeit der Welt der Einheit
 30 seines Ichs unterwürfig macht.

Hieraus fließen nun zwey entgegengesetzte Anforderun'gen an 62
 den Menschen, die zwey Fundamentalgesetze der sinnlich=vernünftigen Natur. Das erste dringt auf absolute Realität: er soll alles zur Welt machen, was bloß Form ist, und alle seine Anlagen zur Er-

3: Gottheit absolute A B b. — 31: fließen B b. — 33: sinnlich vernünftigen B b.

scheinung bringen: das zweyte bringt auf absolute Formalität: er soll alles in sich vertilgen, was bloß Welt ist, und Uebereinstimmung in alle seine Veränderungen bringen; mit andern Worten: er soll alles innre veräußern und alles äußere formen. Beyde Aufgaben, in ihrer höchsten Erfüllung gedacht, führen zu dem Begriff der Gottheit zurück, von dem ich ausgegangen bin.

Zwölfter Brief.

63

Zur Erfüllung dieser doppelten Aufgabe, das Nothwendige in uns zur Wirklichkeit zu bringen und das Wirkliche ausser uns dem Gesetz der Nothwendigkeit zu unterwerfen, werden wir durch zwey entgegengesetzte Kräfte gedrungen, die man, weil sie uns antreiben ihr Object zu verwirklichen, ganz schädlich Triebe nennt.* Der erste dieser Triebe, den ich den Sachttrieb nennen will, geht aus von dem physischen Daseyn des Menschen oder von seiner sinnlichen Natur, und ist beschäftigt, ihn in die Schranken der Zeit zu setzen und zur Materie zu machen: nicht ihm Materie zu geben, weil dazu schon eine freye Thätigkeit der Person gehört, welche die

* Ich trage kein Bedenken, diesen Ausdruck sowohl von demjenigen, was nach Befolgung eines Gesetzes, als von dem, was nach Befriedigung eines Bedürfnisses strebt, gemeinschaftlich zu gebrauchen, wiewohl man ihn sonst nur auf das letztere einzuschränken pflegt. So wie nehmlich Vernunftideen zu Imperativen oder Pflichten werden, sobald man sie überhaupt in die Schranken der Zeit setzt, so werden aus diesen Pflichten Triebe, sobald sie auf etwas bestimmtes und wirkliches bezogen werden. Die Wahrhaftigkeit z. B. als ein absolutes und nothwendiges, welches die Vernunft allen Intelligenzen vorschreibt, ist in dem höchsten Wesen wirklich, weil sie möglich ist; denn dieß folgt aus dem Begriff eines nothwendigen Wesens. Eben diese Idee, in die Schranken der Menschheit gesetzt, ist zwar noch immer, aber nur moralischer weise, nothwendig, und soll erst wirklich gemacht werden, weil bey einem zufälligen Wesen durch die Möglichkeit allein die Wirklichkeit noch nicht gesetzt ist. Liefert nun die Erfahrung einen Fall, auf den dieser Imperativ der Wahrhaftigkeit sich beziehen läßt, so erweckt er einen Trieb, ein Streben nehmlich, jenes Gesetz in Ausbildung zu bringen, und die durch Vernunft vorgeschriebene Uebereinstimmung mit sich selbst zu bewirken. Dieser Trieb entsteht nothwendig, und fehlt auch bey demjenigen nicht, der ihm gerade entgegen handelt. Ohne ihn würde es keinen moralisch bösen, folglich auch keinen moralisch guten Willen geben.

1: äußere B. — 12: den ich den sinnlichen nennen will, B b A W M. — 18—36: (Die Anmerkung fehlt in B b A W M.) — 19: Gesetzes als A.

Materie aufnimmt, und von Sich, dem Beharrlichen, unterscheidet. Materie aber heißt hier nichts als Veränderung oder Realität, die die Zeit erfüllt; mithin fodert der Sachtrieb, daß Veränderung sey, daß die Zeit einen Innhalt habe. Dieser Zustand der bloß erfüllten
 5 Zeit heißt Empfindung, und er ist es allein, durch den sich das physische Daseyn verkündigt.

Da alles was in der Zeit ist, nach einander ist, so wird dadurch, daß etwas ist, alles andere ausgeschlossen. Zudem man auf einem Instrument einen Ton greift, ist unter allen Tönen, die
 10 es möglicher Weise angeben kann, nur dieser einzige wirklich; indem der Mensch das Gegenwärtige empfindet, ist die ganze unendliche Möglichkeit seiner Bestimmungen auf diese einzige Art des Daseyns beschränkt. Wo also der Sachtrieb ausschließend wirkt, da ist nothwendig die höchste Begrenzung vorhanden; der Mensch ist in diesem
 15 Zustande nichts als eine Größen-Einheit, ein erfüllter Moment der Zeit — oder 'vielmehr Er ist nicht, denn seine Persönlichkeit ist so lange aufgehoben, als ihn die Empfindung beherrscht, und die Zeit mit sich fortreißt.*

Soweit der Mensch endlich ist, erstreckt sich das Gebiet dieses
 20 Triebs; und da alle Form nur an einer Materie, alles absolute nur durch das Medium der Schranken erscheint, so ist es freylich der Sachtrieb, an dem zuletzt die ganze Erscheinung der Menschheit befestiget ist. Aber obgleich er allein die Anlagen der Menschheit weckt und

* Die Sprache hat für diesen Zustand der Selbstlosigkeit unter der Herr-
 25 schaft der Empfindung den sehr treffenden Ausdruck: ausser sich seyn, das heißt, ausser seinem Ich seyn. Obgleich diese Redensart nur da statt findet, wo die Empfindung zum Affekt, und dieser Zustand durch seine längere Dauer mehr bemerkbar wird, so ist doch jeder ausser sich, solange er nur empfindet. Von diesem Zustande zur Besonnenheit zurückkehren, nennt man eben so richtig: in sich
 30 gehen, das heißt, in sein Ich zurückkehren, seine Person wieder herstellen. Von einem, der in Ohnmacht liegt, sagt man nicht: er ist ausser sich, sondern: er ist von sich, d. h. er ist seinem Ich geraubt, da jener nur nicht in demselben ist. Daher ist derjenige, der aus einer Ohnmacht zurückkehrte, bloß bey sich, welches sehr gut mit dem Ausser sich seyn bestehen kann.

3: der Sachtrieb,] dieser Trieb, B b R W M. — 7: alles, B b. — 10: möglicher-
 weise B. — 13: also dieser Trieb B b R W M. — 15: Größen-Einheit, A, Größen-
 Einheit, B b. — 20: Absolute B. — 21—22: der sinnliche Trieb, B b R W M. — 22:
 befestiget B b. — 23: Aber, B b. — 26: Statt B. — 28: so lange B. — 33: seyn B.

entfaltet, so ist er es doch allein, der ihre Vollendung unmöglich macht. Mit unzerreißbaren Banden fesselt er den höher strebenden Geist an die Sinnenwelt, und von ihrer freiesten Wanderung ins Unendliche ruft er die Abstraktion in die Grenzen der Gegenwart
5 zurück. Der Gedanke zwar darf ihm augenblicklich entfliehen, und 66 ein fester Wille setzt sich seinen Forderungen sieghaft entgegen; aber bald tritt die unterdrückte Natur wieder in ihre Rechte zurück, um auf Realität des Daseyns, auf einen Inhalt unsrer Erkenntnisse, und auf einen Zweck unsers Handelns zu dringen.

10 Der zweyte jener Triebe, den man den Formtrieb nennen kann, geht aus von dem absoluten Daseyn des Menschen oder von seiner vernünftigen Natur, und ist bestrebt, ihn in Freiheit zu setzen, Harmonie in die Verschiedenheit seines Erscheinens zu bringen, und bey allem Wechsel des Zustands seine Person zu behaupten. Da
15 nun die letztere, als absolute und untheilbare Einheit, mit sich selbst nie im Widerspruch seyn kann, da wir in alle Ewigkeit wir sind, so kann derjenige Trieb, der auf Behauptung der Persönlichkeit dringt, nie etwas anders fordern, als was er in alle Ewigkeit fordern muß; er entscheidet also für immer wie er für jetzt entscheidet, und
20 gebietet für jetzt was er für immer gebietet. Er umfaßt mithin die ganze Folge der Zeit, das ist soviel als: er hebt die Zeit, er hebt die Veränderung auf, er will, daß das wirkliche nothwendig und
25 ewig, und daß das ewige und nothwendige wirklich sey: mit andern Worten: er dringt auf Wahrheit und auf Recht.

Wenn der Sachtrieb nur Fälle macht, so giebt der Formtrieb
Gesetze; Gesetze für jedes Urtheil, wenn es Erkenntnisse, Gesetze für jeden Willen, wenn es Thaten betrifft. Es sey nun, daß wir einen Gegenstand erkennen, daß wir einem Zustande unsers Sub-
30 jekts objektive Gültigkeit beylegen, oder daß wir aus Erkenntnissen handeln, daß wir das objektive zum Bestimmungsgrund unsers Zu- 67 standes machen — in beyden Fällen reißen wir diesen Zustand aus der Gerichtsbarkeit der Zeit, und gestehen ihm Realität für alle Menschen und alle Zeiten, d. i. Allgemeinheit und Nothwendigkeit zu. Das Gefühl kann bloß sagen: das ist wahr für dieses Sub-

16: an alle B b. — 22: will daß A. — Wirkliche B b. — 23: Ewige und Nothwendige B b. — 25: Wenn der erste nur B b & B M. — so giebt der andre B b & B M.

jetzt und in diesem Moment, und ein anderer Moment, ein anderes Subjekt kann kommen, das die Aussage der gegenwärtigen Empfindung zurück nimmt. Aber wenn der Gedanke einmal ausspricht: das ist, so entscheidet er für immer und ewig, und die
 5 Gültigkeit seines Ausspruchs ist durch die Persönlichkeit selbst verbürgt, die allem Wechsel Trotz bietet. Die Neigung kann bloß sagen: das ist für dein Individuum und für dein jetziges Bedürfnis gut, aber dein Individuum und dein jetziges Bedürfnis wird die Veränderung mit sich fortreißen, und was du jetzt feurig begehrst,
 10 dereinst zum Gegenstand deines Abscheues machen. Wenn aber das moralische Gefühl sagt: das soll seyn, so entscheidet es für immer und ewig — wenn du Wahrheit bekennst, weil sie Wahrheit ist, und Gerechtigkeit ausübst, weil sie Gerechtigkeit ist, so hast du einen einzelnen Fall zum Gesetz für alle Fälle gemacht, einen Moment in
 15 deinem Leben als Ewigkeit behandelt.

Wo also der Formtrieb die Herrschaft führt, und das reine Objekt in uns handelt, da ist die höchste Erweiterung des Seyns, da verschwinden alle Schranken, da hat sich der Mensch aus einer Größeneinheit, auf welche der dürftige Sinn ihn beschränkte, zu einer Ideen-
 20 Einheit erhoben, die das ganze Reich der Erscheinungen ' unter sich faßt. Wir sind bey dieser Operation nicht mehr in der Zeit, sondern die Zeit ist in uns mit ihrer ganzen nie endenden Reihhe. Wir sind nicht mehr Individuen, sondern Gattung; das Urtheil aller Geister ist durch das unsrige ausgesprochen, die Wahl aller Herzen ist re-
 25 präsentiert durch unsre That.

Dreyzehnter Brief.

69

Beym ersten Anblick scheint nichts einander mehr entgegen-gesetzt zu seyn, als die Tendenzen dieser beyden Triebe, indem der eine auf Veränderung, der andre auf Unveränderlichkeit dringt. Und doch
 30 sind es diese beyden Triebe, die den Begriff der Menschheit erschöpfen, und ein dritter Grundtrieb, der beyde vermitteln könnte, ist

2: Aussage A b. — 24—25: repräsentirt B b. — 26: Dreyzehnter B b. — 27: entgegen-gesetzt B.

schlechterdings ein undenkbarer Begriff. Wie werden wir also die Einheit der menschlichen Natur wieder herstellen, die durch diese ursprüngliche und radikale Entgegensetzung völlig aufgehoben scheint?

Wahr ist es, ihre Tendenzen widersprechen sich, aber was wohl zu bemerken ist, nicht in denselben Objecten, und was nicht aufeinander trifft, kann nicht gegeneinander stoßen. Der Sachtrieb fodert zwar Veränderung, aber er fodert nicht, daß sie auch auf die Person und ihr Gebiet sich erstrecke: daß ein Wechsel der Grundsätze sey. Der Formtrieb dringt auf Einheit und Beharrlichkeit — aber er will nicht, daß mit der Person sich auch der Zustand fixiere, daß Identität der Empfindung sey. Sie sind einander also von Natur nicht entgegengesetzt, und wenn sie demohngeachtet so erscheinen, so sind sie es erst geworden durch eine freye Uebertretung der Natur, indem sie sich selbst mißverstehen, und ihre Sphären verwirren. * Ueber diese zu wachen, und einem jeden dieser beyden 70

* Sobald man einen ursprünglichen, mithin nothwendigen Antagonismus beyder Triebe behauptet, so ist freylich kein anderes Mittel die Einheit im Menschen zu erhalten, als daß man den sinnlichen Trieb dem vernünftigen unbedingt unterordnet. Daraus aber kann bloß Einförmigkeit, aber keine Harmonie entstehen, und der Mensch bleibt noch ewig fort getheilt. Die Unterordnung muß allerdings seyn, aber wechselseitig: denn wenn gleich die Schranken nie das absolute begründen können, also die Freyheit nie von der Zeit abhängen kann, so ist es eben so gewiß, daß das absolute durch sich selbst nie die Schranken begründen, daß der Zustand in der Zeit nicht von der Freyheit abhängen kann. Beyde Principien sind einander also zugleich subordiniert und coordiniert, d. h. sie stehen in Wechselwirkung; ohne Form keine Materie, ohne Materie keine Form. (Diesen Begriff der Wechselwirkung und die ganze Wichtigkeit desselben findet man vortreflich auseinander gesetzt in Fichte's Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre, Leipzig 1794.) Wie es mit der Person im Reich der Ideen stehe, wissen wir freylich nicht; aber daß sie, ohne Materie zu empfangen, in dem Reiche der Zeit sich nicht offenbaren könne, wissen wir gewiß; in diesem Reiche also wird die Materie nicht bloß unter der Form, sondern auch neben der Form, und unabhängig von derselben, etwas zu bestimmen haben. So nothwendig es also ist, daß das Gefühl im Gebiet der Vernunft nichts entscheide, eben so nothwendig ist es, daß die Vernunft im Gebiet des Gefühls sich nichts zu bestimmen anmaße. Schon indem man jedem von beyden ein Gebiet zuspricht, schließt man das andere davon aus, und setzt 71

6: auf einander B, gegen einander B. — stoßen. B h. — 6—7: Der sinnliche Trieb B h R W M. — 11: fixire, B. — 12: dessen ungeachtet B, desungeachtet R. — 14: mißverstehen, B h. — 19: Einförmigkeit aber A. — 23: subordinirt B. — coordinirt, B. — 28: Leipzig, B. — 34: es daß A. — 35: anmaße. B.

triebe seine Grenzen zu sichern, ist die Aufgabe der Kultur, die also beyden eine gleiche Gerechtigkeit schuldig ist, und nicht bloß den 71
 Formtrieb gegen den Sachtrieb, sondern auch diesen gegen jenen zu behaupten hat. Ihr Geschäft ist also doppelt: erstlich: die Sinn-
 5 lichkeit gegen die Eingriffe der Freyheit zu verwahren: zweyten: die Persönlichkeit gegen die Macht der Empfindungen sicher zu stellen. Jenes erreicht sie durch Ausbildung des Gefühlsvermögens, dieses durch Ausbildung des Vernunftvermögens.

Da die Welt ein Ausgedehntes in der Zeit, Veränderung, ist,
 10 so wird die Vollkommenheit desjenigen Vermögens, welches den Menschen mit der Welt in Verbindung setzt, größtmögliche Veränderlichkeit und Extensität seyn müssen. Da die Person das Bestehende in der Veränderung ist, so wird die Vollkommenheit desjenigen Vermögens, welches sich dem Wechsel entgegensetzen soll, 'größtmöglichste 72
 15 Selbstständigkeit und Intensität seyn müssen. Je vielseitiger sich die Empfänglichkeit ausbildet, je beweglicher dieselbe ist und je mehr Fläche sie den Erscheinungen darbietet, desto mehr Welt ergreift der Mensch, desto mehr Anlagen entwickelt er in sich; je mehr Kraft und Tiefe die Persönlichkeit, je mehr Freyheit die Vernunft gewinnt,
 20 desto mehr Welt begreift der Mensch, desto mehr Form schafft er außer sich. Seine Kultur wird also darinn bestehen: erstlich: dem empfangenden Vermögen die vielfältigsten Berührungen mit der Welt zu verschaffen, und auf Seiten des Gefühls die Passivität aufs höchste zu treiben: zweyten: dem bestimmenden Vermögen die höchste Un-
 25 abhängigkeit von dem empfangenden zu erwerben, und auf Seiten der Vernunft die Aktivität aufs höchste zu treiben. Wo beyde Eigen-

jedem eine Grenze, die nicht anders als zum Nachtheile beyder überschritten werden kann.

In einer Transcendental-Philosophie, wo alles darauf ankommt, die Form
 30 von dem Inhalt zu befreien, und das Nothwendige von allem Zufälligen rein zu erhalten, gewöhnt man sich gar leicht, das Materielle sich bloß als Hinderniß zu denken, und die Sinnlichkeit, weil sie gerade bey diesem Geschäfte im Wege steht, in einem nothwendigen Widerspruch mit der Vernunft vorzustellen. Eine solche Vorstellungsart liegt zwar auf keine Weise im Geiste des Kantischen Systems,
 35 aber im Buchstaben desselben könnte sie gar wohl liegen.

2—3: den vernünftigen Trieb gegen den sinnlichen, B & B M. — 21: außer B. — 23: Passivität B. — 24: zweyten dem A & B. — 26: aufs höchste B.

schaften sich vereinigen, da wird der Mensch mit der höchsten Fülle von Daseyn die höchste Selbstständigkeit und Freyheit verbinden, und, anstatt sich an die Welt zu verlieren, diese vielmehr mit der ganzen Unendlichkeit ihrer Erscheinungen in sich ziehen und der Einheit seiner Vernunft unterwerfen.

Dieses Verhältniß nun kann der Mensch umkehren, und dadurch auf eine zweyfache Weise seine Bestimmung verfehlen. Er kann die Intensität, welche die thätige Kraft erheischt, auf die leidende legen, durch den Sachtrieb dem Formtriebe vorgreifen, und das empfangende Vermögen zum bestimmenden machen. Er kann die Extensität, welche der leidenden Kraft gebührt, der thätigen zutheilen, durch den Formtrieb dem Sachtriebe vorgreifen, und dem empfangenden Vermögen das bestimmende unterschieben. In dem ersten Fall wird er nie Er selbst, in dem zweyten wird er nie etwas Anders seyn; mit hin eben darum in beyden Fällen keines von beyden, 73 folglich — Null seyn. *

* Der schlimme Einfluß einer überwiegenden Sensualität auf unser Denken und Handeln fällt jedermann leicht in die Augen; nicht so leicht, ob er gleich eben so häufig vorkommt und eben so wichtig ist, der nachtheilige Einfluß einer überwiegenden Rationalität auf unsre Erkenntniß und auf unser Betragen. Man erlaube mir daher aus der großen Menge der hieher gehörenden Fälle nur zwey in Erinnerung zu bringen, welche den Schaden einer, der Anschauung und Empfindung vorgreifenden Denk- und Willenskraft ins Licht setzen können.

Eine der vornehmsten Ursachen, warum unsre Natur-Wissenschaften so langsame Schritte machen, ist offenbar der allgemeine und kaum bezwingbare Hang zu teleologischen Urtheilen, bey denen sich, sobald sie constitutiv gebraucht werden, das bestimmende Vermögen dem empfangenden unterschiebt. Die Natur mag unsre Organe noch so nachdrücklich und noch so vielfach berühren — alle ihre Mannichfaltigkeit ist verloren für uns, weil wir nichts in ihr suchen, als was wir in sie hineingelegt haben, weil wir ihr nicht erlauben, sich gegen uns herein zu bewegen, sondern vielmehr mit ungeduldig vorgreifender Vernunft gegen sie heraus streben. Kommt alsdann in Jahrhunderten einer, der sich ihr mit ruhigen, leuschen und offenen Sinnen naht, und deswegen auf eine Menge von Erscheinungen stößt, die wir bey unsrer Prävention übersehen haben, so erstaunen wir 74 höchlich darüber, daß so viele Augen bey so hellem Tag nichts bemerkt haben sollen. Dieses voreilige Streben nach Harmonie, ehe man die einzelnen Laute besammen hat, die sie ausmachen sollen, diese gewaltthätige Usurpation der Denkkraft in einem

4: Erscheinung A. — 9: durch den Stofftrieb B b R W M. — 12: dem Stofftriebe B b R W M. — 15—18: beyden folglich A b. — 19: häufig B b. — 31: hinaus W M. — 33: deswegen B b.

Wird nehmlich der Sachtrieb bestimmend, macht der Sinn den 74
Gesetzgeber, und unterdrückt die Welt die Per'son, so hört sie in 75

Gebiete, wo sie durchaus nichts zu sagen hat, ist der Grund der Unfruchtbarkeit
so vieler denkenden Köpfe für das Beste der Wissenschaft, und es ist schwer zu
5 sagen, ob die Sinnlichkeit, welche keine Form annimmt, oder die Vernunft, welche
keinen Innhalt abwartet, der Erweiterung unserer Kenntnisse mehr geschadet haben.

Eben so schwer dürfte es zu bestimmen seyn, ob unsre praktische Philanthropie
mehr durch die Heftigkeit unsrer Begierden, oder durch die Rigidität unsrer Grund-
sätze, mehr durch den Egoism unsrer Sinne, oder durch den Egoism unsrer Ver-
10 nunft gestört und erkältet wird. Um uns zu theilnehmenden, hilfsreichen, thätigen
Menschen zu machen, müssen sich Gefühl und Charakter miteinander vereinigen,
so wie, um uns Erfahrung zu verschaffen, Offenheit des Sinnes mit Energie des
Verstandes zusammentreffen muß. Wie können wir bey noch so lobenswürdigen
Maximen, billig, gütig und menschlich gegen andere seyn, wenn uns das Vermögen
15 fehlt, fremde Natur treu und wahr in uns aufzunehmen, fremde Situationen uns
anzueignen, fremde Gefühle zu den unsrigen zu machen? Dieses Vermögen aber
wird, sowohl in der Erziehung, die wir empfangen, als in ' der, die wir selbst 75
uns geben, in demselben Maasse unterdrückt, als man die Macht der Begierden zu
brechen, und den Charakter durch Grundsätze zu befestigen sucht. Weil es Schwie-
20 rigkeit kostet, bey aller Regsamkeit des Gefühls seinen Grundsätzen treu zu bleiben,
so ergreift man das bequemere Mittel, durch Abstumpfung der Gefühle den Cha-
rakter sicher zu stellen; denn freylich ist es unendlich leichter, vor einem entwaff-
neten Gegner Ruhe zu haben, als einen muthigen und rüßigen Feind zu beherr-
schen. In dieser Operation besteht dann auch größtentheils das, was man einen
25 Menschen formieren nennt; und zwar im besten Sinne des Wortes, wo es
Bearbeitung des innern, nicht bloß des äußern Menschen bedeutet. Ein so for-
mierter Mensch wird freylich davor gesichert seyn, rohe Natur zu seyn und als
solche zu erscheinen; er wird aber zugleich gegen alle Empfindungen der Natur
durch Grundsätze geharnischt seyn, und die Menschheit von aussen wird ihm eben
30 so wenig als die Menschheit von innen bekommen können.

Es ist ein sehr verderblicher Mißbrauch, der von dem Ideal der Vollkommen-
heit gemacht wird, wenn man es bey der Beurtheilung anderer Menschen, und in
den Fällen, wo man für sie wirken soll, in seiner ganzen Strenge zum Grund
legt. Jenes wird zur Schwärmerey, dieses zur Härte und zur Kalksinnigkeit führen.
35 Man macht sich freylich seine gesellschaftlichen Pflichten ungemein leicht, wenn man
dem ' wirklichen Menschen, der unsre Hülfe auffodert, in Gedanken den Ideal- 76
Menschen unterschiebt, der sich wahrscheinlich selbst helfen könnte. Strenge gegen
sich selbst mit Weichheit gegen andre verbunden, macht den wahrhaft vortrefflichen
Charakter aus. Aber meistens wird der gegen andere weiche Mensch es auch gegen
40 sich selbst, und der gegen sich selbst strenge es auch gegen andere seyn; weich gegen
sich und streng gegen andre ist der verächtlichste Charakter.

1: der sinnliche Trieb B b R W M. — 3: wo sie nicht unbedingt zu gebieten hat,
B b R W M. — 11: mit einander B. — 14: Maximen billig, B. — 17: Erziehung
die A. — 18: Maße B, Maße b. — 19: befestigen B b. — 24: dann A B b] denn R
W M. — 25: formiren B. — 26: bloß B. — 26: äußern. B. — 26—27: formirter B.

demselben Verhältnisse auf, Objekt zu seyn, als sie Macht wird. Sobald der Mensch nur Innhalt der Zeit ist, so ist Er nicht, 76 und er hat folglich auch keinen Innhalt. Mit seiner Persönlichkeit ist auch sein Zustand aufgehoben, weil beydes Wechselbegriffe sind 5 — weil die Veränderung ein Beharrliches, und die begrenzte Realität eine unendliche fodert. Wird der Formtrieb empfangend, das heißt, kommt die Denkkraft der Empfindung zuvor und unterschiebt die Person sich der Welt, so hört sie in demselben Verhältniß auf, selbstständige Kraft und Subjekt zu seyn, als sie sich in den Platz des Objektes 10 drängt, weil das Beharrliche die Veränderung, und die absolute Realität zu ihrer Verkündigung Schranken fodert. Sobald der Mensch nur Form ist, so hat er keine Form; und mit dem Zustand ist folglich auch die Person aufgehoben. Mit einem Wort: nur insofern er selbstständig ist, ist Realität außer ihm, ist er empfänglich; nur 15 insofern er empfänglich ist, ist Realität in ihm, ist er eine denkende Kraft.

Beide, der Sachtrieb und der Formtrieb, haben also Einschränkung, und insofern sie als Energieen gedacht werden, Abspannung nöthig; jener, daß er sich nicht ins Gebiet der Gesetzgebung, dieser, 20 daß er sich nicht ins Gebiet der Empfindung eindringe. Jene Abspannung des Sachtriebes darf aber keinesweges die Wirkung eines physischen Unvermögens und einer Stumpfheit der Empfindungen seyn, welche überall nur Verachtung verdient; sie muß eine Handlung der Freyheit, eine Thätigkeit der Person seyn, die durch ihre moralische 25 Intensität jene sinnliche mäßigt, und durch Beherrschung der Eindrücke ihnen an Tiefe nimmt, um ihnen an Fläche zu geben. Der Charakter muß dem Temperament seine Grenzen bestimmen, denn nur an den Geist darf der Sinn verlieren. Jene Abspannung des Formtriebes darf eben so wenig die Wirkung eines geistigen Unvermögens und 30 einer Schläffheit der Denk- oder Willenskräfte seyn, welche die Menschheit erniedrigen würde. Fülle der Empfindungen muß ihre rühmliche Quelle seyn; die Sinnlichkeit selbst muß mit siegender Kraft ihr Gebiet behaupten, und der Gewalt widerstreben, die ihr der Geist durch seine vorgreifende Thätigkeit gerne zufügen möchte. Mit einem Wort:

14: außer B. — 17: Formtrieb haben A. — Beide Triebe haben B b & W M.
— 21: des sinnlichen Triebes B b & W M. — 25: mäs-|igt, b, mä-|igt, B.

den Sachtrieb muß die Persönlichkeit, und den Formtrieb die Empfänglichkeit oder die Natur in seinen gehörigen Schranken halten.

Vierzehnter Brief.

78

Wir sind nunmehr zu dem Begriff einer solchen Wechsel-Wirkung
5 zwischen beyden Trieben geführt worden, wo die Wirksamkeit des einen die Wirksamkeit des andern zugleich begründet und begrenzt, und wo jeder einzelne für sich gerade dadurch zu seiner höchsten Verkündigung gelangt, daß der andere thätig ist.

Dieses Wechselverhältniß beyder Triebe ist zwar bloß eine Auf-
10 gabe der Vernunft, die der Mensch nur in der Vollendung seines Daseyns ganz zu lösen im Stand ist. Es ist im eigentlichsten Sinne des Wortes die Idee seiner Menschheit, mithin ein unendliches, dem er sich im Laufe der Zeit immer mehr nähern kann, aber ohne es jemals zu erreichen. „Er soll nicht auf Kosten seiner Realität
15 „nach Form, und nicht auf Kosten der Form nach Realität streben; „vielmehr soll er das absolute Seyn durch ein bestimmtes, und das „bestimmte Seyn durch ein unendliches suchen. Er soll sich eine Welt „gegenüber stellen, weil er Person ist, und soll Person seyn, weil „ihm eine Welt gegenüber steht. Er soll empfinden, weil er sich be-
20 „wußt ist, und soll sich bewußt seyn, weil er empfindet.“ — Daß er dieser Idee wirklich gemäß, folglich, in voller Bedeutung des Wortes, Mensch ist, kann er nie in Erfahrung bringen, solange er nur Einen dieser beyden Triebe ausschließend, oder nur Einen nach dem Andern befriedigt; denn solange er nur empfindet, bleibt ihm seine Person
25 oder seine absolute Existenz, und solange er nur denkt, bleibt ihm seine Existenz in der Zeit oder sein Zustand Geheimniß. Gäbe es 79 aber Fälle, wo er diese doppelte Erfahrung zugleich machte, wo er sich zugleich seiner Freyheit bewußt würde, und sein Daseyn empfände, wo er sich zugleich als Materie fühlte, und als Geist kennen lernte,
30 so hätte er in diesen Fällen, und schlechterdings nur in diesen, eine vollständige Anschauung seiner Menschheit, und der Gegenstand, der

1: den Stofftrieb muß S b & W M. — 2—3: Empfänglichkeit, oder die Natur, S b. — 3: Vierzehnter S b. — 11: Etande S. — 17: einer Welt S. — 22, 24, 25: so lange S.

diese Anschauung ihm verschaffte, würde ihm zu einem Symbol seiner ausgeführten Bestimmung, folglich (weil diese nur in der Allheit der Zeit zu erreichen ist) zu einer Darstellung des Unendlichen dienen.

Vorausgesetzt, daß Fälle dieser Art in der Erfahrung vorkommen
5 können, so würden sie einen neuen Trieb in ihm aufwecken, der eben darum, weil die beyden andern in ihm zusammenwirken, einem jeden derselben, einzeln betrachtet, entgegengesetzt seyn, und mit Recht für einen neuen Trieb gelten würde. Der Sachtrieb will, daß Veränderung sey, daß die Zeit einen Inhalt habe; der Formtrieb will, daß
10 die Zeit aufgehoben, daß keine Veränderung sey. Derjenige Trieb also, in welchem beyde verbunden wirken, (es sey mir einstweilen, bis ich diese Benennung gerechtfertigt haben werde, vergbunt, ihn Spieltrieb zu nennen) der Spieltrieb also würde dahin gerichtet seyn, die Zeit in der Zeit aufzuheben, Werden mit absolutem Seyn,
15 Veränderung mit Identität zu vereinbaren.

Der Sachtrieb will bestimmt werden, er will sein Object empfangen; der Formtrieb will selbst bestimmen, er will sein Object hervorbringen: der Spieltrieb wird also bestrebt seyn, so zu empfangen, wie er selbst hervor'gebracht hätte, und so hervorzubringen, wie der 80 Sinn zu empfangen trachtet. Der Sachtrieb, kann man sagen, ist dahin gerichtet die Einheit in der Zeit zu vervielfältigen, weil die Empfindung Succession von Realitäten ist; der Formtrieb ist dahin gerichtet, die Vielheit in der Idee zu vereinigen, weil der Gedanke Uebereinstimmung des Verschiedenen ist: der Spieltrieb wird also damit
25 umgehen, die Einheit der Idee in der Zeit zu vervielfältigen; das Gesetz zum Gefühl zu machen; oder was eben soviel ist, die Vielheit in der Zeit in der Idee zu vereinigen; das Gefühl zum Gesetz zu machen.

Der Sachtrieb schließt aus seinem Subjekt alle Selbstthätigkeit
30 und Freyheit, der Formtrieb schließt aus dem seinigen alle Abhängigkeit, alles Leiden aus. Ausschließung der Freyheit ist aber physische, Ausschließung des Leidens ist moralische Nothwendigkeit. Beyde Triebe nöthigen also das Gemüth, jener durch Naturgesetze, dieser durch

8: Der sinnliche Trieb B b R W M. — 16: Der sinnliche Trieb B b R W M. — 20—28: Der Sachtrieb, kann — zu machen.] fehlt B b R W M. — 22: ist; Der Formtrieb A. — 29: Der sinnliche Trieb B b R W M.

Schiller, sammtl. Schriften. 8te. krit. Ausg. X.

Gefetze der Vernunft. Der Spieltrieb also, als in welchem beyde verbunden wirken, wird das Gemüth zugleich moralisch und physisch nöthigen; er wird also, weil er alle Zufälligkeit aufhebt, auch alle Nöthigung aufheben, und den Menschen, sowohl physisch als moralisch, 5 in Freyheit setzen. Wenn wir jemand mit Leidenschaft umfassen, der unsrer Verachtung würdig ist, so empfinden wir peinlich die Nöthigung der Natur. Wenn wir gegen einen andern feindlich gesinnt sind, der uns Achtung abnöthigt, so empfinden wir peinlich die Nöthigung der Vernunft. Sobald er aber zugleich unsre Neigung in- 10 tereßiert und unsre Achtung sich erworben, so verschwindet sowohl der Zwang der Empfindung als der Zwang des Gewissens, und wir fangen an, ihn zu lieben, 'd. h. zugleich mit unsrer Neigung und mit unsrer 81 Achtung zu spielen.

Indem uns ferner der Sachtrieb physisch, und der Formtrieb 15 moralisch nöthigt, so läßt jener unsre formale, dieser unsre materiale Beschaffenheit zufällig; das heißt, es ist zufällig, ob unsere Glückseligkeit mit unsrer Vollkommenheit, oder ob diese mit jener übereinstimmen werde. Der Spieltrieb also, in welchem beyde vereinigt wirken, wird zugleich unsre formale und unsre materiale Beschaffen- 20 heit, zugleich unsre Vollkommenheit und unsre Glückseligkeit zufällig machen; er wird also, eben weil er beyde zufällig macht, und weil mit der Nothwendigkeit auch die Zufälligkeit verschwindet, die Zufälligkeit in beyden wieder aufheben, mithin Form in die Materie und Realität in die Form bringen. In demselben Maaße als er den 25 Empfindungen und Affekten ihren dynamischen Einfluß nimmt, wird er sie mit Ideen der Vernunft in Uebereinstimmung bringen, und in demselben Maaße, als er den Gesetzen der Vernunft ihre moralische Nöthigung benimmt, wird er sie mit dem Interesse der Sinne versöhnen. Unter seiner Herrschaft wird das Angenehme zu einem 30 Objekt, und das Gute zu einer Macht werden. Er wird in seinem Objekte die Materie mit der Form und die Form mit der Materie auswechseln, er wird in seinem Subjekte Nothwendigkeit in Freyheit,

9—10: interessirt B, interessiert b. — 11: als der Zwang der Vernunft, B b R W M. — 12: lieben d. h. A. — 14: ferner der sinnliche Trieb B b R W M. — 15: formale dieser A. — 21: Maße B. — 27: Maße, B. — 29 bis S. 322, B. 2: Unter — setzen.] fehlt B b R W M.

und Freyheit in Nothwendigkeit verwandeln, und auf diese Art beyde Naturen in dem Menschen in die innigste Gemeinschaft setzen.

Fünftehnter Brief.

82

5 Immer näher kommt ich dem Ziel, dem ich Sie auf einem wenig ermunternden Pfade entgegen führe. Lassen Sie es Sich gefallen, mir noch einige Schritte weiter zu folgen, so wird ein desto freyerer Gesichtskreis sich aufthun, und eine muntre Aussicht die Mühe des Wegs vielleicht belohnen.

Der Gegenstand des Sachtriebes, in einem allgemeinen Begriff
10 ausgedrückt, heißt Leben, in weitester Bedeutung; ein Begriff, der alles materiale Seyn, und alle unmittelbare Gegenwart in den Sinnen bedeutet. Der Gegenstand des Formtriebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt Gestalt, sowohl in uneigentlicher als in
• eigentlicher Bedeutung; ein Begriff, der alle formalen Beschaffenheiten
15 der Dinge und alle Beziehungen derselben auf die Denkkräfte unter sich faßt. Der Gegenstand des Spieltriebes, in einem allgemeinen Schema vorgestellt, wird also lebende Gestalt heißen können; ein Begriff, der allen ästhetischen Beschaffenheiten der Erscheinungen, und mit einem Worte dem, was man in weitester Bedeutung Schönheit
20 nennt, zur Bezeichnung dient.

Durch diese Erklärung, wenn es eine wäre, wird die Schönheit weder auf das ganze Gebiet des Lebendigen ausgedehnt, noch bloß in dieses Gebiet eingeschlossen. Ein Marmorblock, obgleich er leblos ist und bleibt, kann darum nichts desto weniger lebende Gestalt durch
25 den Architect und Bildhauer werden; ein Mensch, wiewohl er lebt und Gestalt hat, ist darum noch lange keine lebende Gestalt. Dazu gehört, daß seine Gestalt Leben und sein Leben Gestalt sey. Solange wir über seine Gestalt bloß denken, ist sie leblos, bloße Abstraktion; solange wir sein Leben bloß fühlen, ist es gestaltlos, bloße Im-
30 pression. Nur indem seine Form in unsrer Empfindung lebt, und sein Leben in unserm Verstande sich formt, ist er lebende Gestalt,

3: Fünftehnter B, Fünftehnter b. — 4: komme B. — 7: muntere B. —
9: des sinnlichen Triebes, B b R W M. — 13: Gestalt, A B b. — 17: heißen B b.
— 25: den Architect] (Vgl. oben zu S. 258, 12).

und dieß wird überall der Fall seyn, wo wir ihn als schön beurtheilen.

Dadurch aber, daß wir die Bestandtheile anzugeben wissen, die in ihrer Vereinigung die Schönheit hervorbringen, ist die Genesis derselben auf keine Weise noch erklärt; denn dazu würde erfordert, daß man jene Vereinigung selbst begriffe, die uns, wie überhaupt alle Wechselwirkung zwischen dem endlichen und unendlichen, unerforschlich bleibt. Die Vernunft stellt aus transscendentalen Gründen die Forderung auf: es soll eine Gemeinschaft zwischen Formtrieb und Sachtrieb, das heißt, ein Spieltrieb seyn, weil nur die Einheit der Realität mit der Form, der Zufälligkeit mit der Nothwendigkeit, des Leidens mit der Freyheit den Begriff der Menschheit vollendet. Sie muß diese Forderung aufstellen, weil sie Vernunft ist — weil sie ihrem Wesen nach auf Vollendung und auf Begeräumung aller Schranken bringt, jede ausschließende Thätigkeit des einen oder des andern Triebes aber die menschliche Natur unvollendet läßt, und eine Schranke in derselben begründet. Sobald sie demnach den Ausspruch thut: es soll eine Menschheit existieren, so hat sie eben dadurch das Gesetz aufgestellt: es soll eine Schönheit seyn. Die Erfahrung kann uns beantworten, ob eine Schönheit ist, und wir werden es wissen, sobald sie uns belehrt hat, ob eine Menschheit ist. Wie aber eine Schönheit seyn kann, und wie eine Menschheit möglich ist, kann uns weder Vernunft noch Erfahrung lehren.

Der Mensch, wissen wir, ist weder ausschließend Materie, noch ist er ausschließend Geist. Die Schönheit, als Consummation seiner Menschheit, kann also weder ausschließend ein Object des Sachtriebes, bloßes Leben seyn, wie von scharfsinnigen Beobachtern, die sich zu genau an die Zeugnisse der Erfahrung hielten, behauptet worden ist, und wozu der Geschmack der Zeit sie gern herabziehen möchte; noch kann sie ausschließend ein Object des Formtriebes, bloße Gestalt seyn, wie von spekulativen Weltweisen, die sich zu weit von der Erfahrung entfernten, und von philosophierenden Künstlern, die sich in

7: unendlichen unerforschlich A. — 8: transscendentalen B. (Vgl. S. 307, 29, 316, 29 und 340, 30, wo auch A und b 'transcendental' haben.) — 9–10: Formtrieb und Stofftrieb, B b R W M. — 13: weil sie Vernunft ist —] fehlt B b R W M. — 18: existiren, B. — 26–27: ein Object des Sachtriebes,] fehlt in B b R W M. — 30: ein Object des Formtriebes,] fehlt B b R W M. — 32: philosophirenden B.

Erklärung derselben allzusehr durch das Bedürfniß der Kunst leiten
 lassen, geurtheilt worden ist*: sie ist das gemeinschaftliche Object
 beyder Triebe, das heißt, des Spieltriebs. ' Diesen Namen recht- 85
 fertigt der Sprachgebrauch vollkommen, der alles das, was weder
 5 subjektiv noch objectiv zufällig ist, und doch weder äußerlich noch
 innerlich nöthigt, mit dem Wort Spiel zu bezeichnen pflegt. Da sich
 das Gemüth bey Anschauung des Schönen in einer glücklichen Mitte
 zwischen dem Gesetz und Bedürfniß befindet, so ist es eben darum,
 weil es sich zwischen beyden theilt, dem Zwange sowol des einen
 10 als des andern entzogen. Dem Sachtrieb wie dem Formtrieb ist es
 mit ihren Forderungen ernst, weil der eine sich, bey dem Erkennen, auf
 die Wirklichkeit, der andre auf die Nothwendigkeit der Dinge bezieht;
 weil, bey dem Handeln, der erste auf Erhaltung des Lebens, der zweyte
 auf Bewahrung der Würde, beyde also auf Wahrheit und Vollkom-
 15 menheit gerichtet sind. Aber das Leben wird gleichgültiger, so wie
 die Würde sich einmischt, und die Pflicht nöthigt nicht mehr, sobald
 die Neigung zieht: eben so nimmt das Gemüth die Wirklichkeit der
 Dinge, die materiale Wahrheit, freyer und ruhiger auf, sobald solche
 der formalen Wahrheit, dem Gesetz der Nothwendigkeit, begegnet, und
 20 fühlt sich durch Abstraktion nicht mehr angespannt, sobald die un-
 mittelbare Anschauung sie begleiten kann. Mit einem Wort: indem
 es mit Ideen in Gemeinschaft kommt, verliert alles Wirkliche seinen
 Ernst, weil es klein wird, und indem es mit der Empfindung zu-
 sammen trifft, legt das Nothwendige den seinigen ab, weil es leicht wird.
 25 Wird aber, möchten Sie längst schon versucht gewesen seyn mir
 entgegen zu setzen, wird nicht das Schöne dadurch, daß man es zum
 bloßen Spiel macht, erniedrigt, und den frivolen Gegenständen gleich

* Zum bloßen Leben macht die Schönheit Burke in seinen Phil. Untersuchun-
 gen über den Ursprung unsrer Begriffe vom Erhabenen und Schönen. Zur bloßen
 30 Gestalt macht sie, soweit mir bekannt ist, jeder Anhänger des dogmatischen
 Systems, der über diesen Gegenstand je sein Besenntniß ablegte: unter den Künst-
 lern Raphael Mengs in seinen Gedanken über den Geschmack in der Malerey;
 andrer nicht zu gedenken. So wie in allem, hat auch in diesem Stück die kritische
 Philosophie den Weg eröffnet, die Empirie auf Principien, und die Spekulation
 zur Erfahrung zurück zu führen.

2: lassen, B b. — 3: Diesen & B M] Diese A B b. — 9: sowohl B b. —
 10: Dem Stofftrieb B b & B M.

gestellt, die von jeher im Besiz dieses Namens waren? Widerspricht 86
 es nicht dem Vernunftbegriff und der Würde der Schönheit, die doch
 als ein Instrument der Kultur betrachtet wird, sie auf ein bloßes
 Spiel einzuschränken, und widerspricht es nicht dem Erfahrungs-
 5 begriffe des Spiels, das mit Ausschließung alles Geschmacks zusam-
 men bestehen kann, es bloß auf Schönheit einzuschränken?

Aber was heißt denn ein bloßes Spiel, nachdem wir wissen,
 daß unter allen Zuständen des Menschen gerade das Spiel und nur
 das Spiel es ist, was ihn vollständig macht, und seine doppelte Natur
 10 auf einmal entfaltet? Was Sie, nach Ihrer Vorstellung der Sache,
 Einschränkung nennen, das nenne ich, nach der meinen, die ich
 durch Beweise gerechtfertigt habe, Erweiterung. Ich würde also
 vielmehr gerade umgekehrt sagen: mit dem Angenehmen, mit dem
 Guten, mit dem Vollkommenen ist es dem Menschen nur ernst, aber
 15 mit der Schönheit spielt er. * Freylich dürfen wir uns hier nicht an
 die Spiele erinnern, die in dem wirklichen Leben im Gange sind,
 und die sich gewöhnlich nur auf sehr materielle Gegenstände richten;
 aber in dem wirklichen Leben würden wir auch die Schönheit ver-
 gebens suchen, von der hier die Rede ist. Die wirklich vorhandene
 20 Schönheit ist des wirklich vorhandenen Spieltriebes werth; aber durch
 das Ideal der Schönheit, welches die Vernunft aufstellt, ist auch ein
 Ideal des Spieltriebs aufgegeben, das der Mensch in allen seinen
 Spielen vor Augen haben soll. Je' nachdem sich der Spieltrieb ent- 87
 weder dem Sachtriebe oder dem Formtriebe nähert, wird auch das
 25 Schöne entweder mehr an das bloße Leben oder an die bloße Gestalt
 grenzen, und man wird niemals irren, wenn man das Schönheits-
 ideal eines Menschen auf dem nehmlichen Wege sucht, auf dem er
 seinen Spieltrieb befriedigt. Wenn sich die griechischen Völkerschaften
 in den Kampfspielen zu Olympia an den unblutigen Wettkämpfen der
 30 Kraft, der Schnelligkeit, der Gelenkigkeit und an dem edleren Wechsel-
 streit der Talente ergözen, und wenn das römische Volk an dem

* Es giebt ein Chartenspiel und giebt ein Trauerspiel: aber offenbar ist
 das Chartenpiel viel zu ernsthaft für diesen Namen.

22: Spieltriebes B h. — 23—26: Je nachdem — grenzen, und] fehlt B h &
 W M. — 26: Man wird [Neue Zeile.] B h & W M. — 30: edlern B. — 32—33:
 (Die Anmerkung fehlt B h & W M.)

Todeskampf eines erlegten Gladiators oder seines libyschen Gegners
 sich labt, so wird es uns aus diesem einzigen Zuge begreiflich, warum
 wir die Idealgestalten einer Venus, einer Juno, eines Apolls, nicht
 in Rom, sondern in Griechenland auffuchen müssen.* Nun spricht
 5 aber die Vernunft: das Schöne soll nicht bloßes Leben und nicht
 bloße Gestalt, sondern lebende Gestalt, das ist, Schönheit seyn; in-
 dem sie ja dem Menschen das doppelte Gesetz der absoluten Forma-
 lität und der absoluten Realität diktiert. Mithin thut sie auch den
 Ausspruch: der ' Spieltrieb soll nicht bloß Sachtrieb, und soll nicht 88
 10 bloß Formtrieb, sondern beydes zugleich, das ist, Spieltrieb seyn.
 Mit andern Worten: der Mensch soll mit der Schönheit nur spie-
 len, und soll nur mit der Schönheit spielen.

Denn, um es endlich auf einmal herauszusagen, der Mensch
 spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Mensch ist, und
 15 er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt. Dieser Satz, der
 in diesem Augenblicke vielleicht paradox erscheint, wird eine große und
 tiefe Bedeutung erhalten, wenn wir erst dahin gekommen seyn werden,
 ihn auf den doppelten Ernst der Pflicht und des Schicksals anzuwen-
 den; er wird, ich verspreche es Ihnen, das ganze Gebäude der ästhe-
 20 tischen Kunst und der noch schwürigern Lebenskunst tragen. Aber
 dieser Satz ist auch nur in der Wissenschaft unerwartet; längst schon
 lebte und wirkte er in der Kunst, und in dem Gefühle der Griechen,
 ihrer vornehmsten Meister; nur daß sie in den Olympus versetzten, was
 auf der Erde sollte ausgeführt werden. Von der Wahrheit desselben
 25 geleitet ließen sie sowohl den Ernst und die Arbeit, welche die Wan-
 gen der Sterblichen furchen, als die nichtige Lust, die das leere An-
 gesicht glättet, aus der Stirne der seligen Götter verschwinden, gaben

* Wenn man (um bey der neuern Welt stehen zu bleiben) die Wettrennen in
 London, die Stiergefächte in Madrid, die Spectacles in dem ehemaligen Paris,
 30 Gondelrennen in Venedig, die Thierhagen in Wien, und das frohe schöne Leben
 des Corso in Rom gegeneinander hält, so kann es nicht schwer seyn, den Geschmac
 dieser verschiedenen Völker gegeneinander zu nūancieren. Indessen zeigt sich unter den
 Volksspielen in diesen verschiedenen Ländern weit weniger Einförmigkeit als unter
 den Spielen der feineren Welt in eben diesen Ländern, welches leicht zu erklären ist.

9—11: der Spieltrieb — andern Worten:] fehlt B b K W M. — 20: schwierigeren
 B. — 25: ließen B b. — 31: Corso B. — gegen einander B. — 32: nūanciren. B.
 — 34: feinern B b.

die ewig zufriedenen von den Fesseln jedes Zweckes, jeder Pflicht, jeder Sorge frey, und machten den Müßiggang und die Gleichgültigkeit zum beneideten Loos des Götterstandes: ein bloß menschlicherer Nahme für das freyeste und erhabenste Seyn. Sowohl der materielle Zwang der Naturgesetze, als der geistige Zwang der Sitten-

5 gesetze verlor sich in ihrem höhern Begriff von Nothwendigkeit, der beyde Welten zugleich umfaßte, und ' aus der Einheit jener beyden 89 Nothwendigkeiten gieng ihnen erst die wahre Freyheit hervor. Beseelt von diesem Geiste löschten sie aus den Gesichtszügen ihres Ideals zugleich mit der Neigung auch alle Spuren des Willens aus,

10 oder besser, sie machten beyde unkenntlich, weil sie beyde in dem innigsten Bund zu verknüpfen wußten. Es ist weder Anmuth noch ist es Würde, was aus dem herrlichen Antlitz einer Juno Ludovisi zu uns spricht; es ist keines von beyden, weil es beydes zugleich ist. Indem der weibliche Gott unsre Anbetung heischt, entzündet das gott-

15 gleiche Weib unsre Liebe; aber indem wir uns der himmlischen Holdseligkeit aufgelöst hingeben, schreckt die himmlische Selbstgenügsamkeit uns zurück. In sich selbst ruhet und wohnt die ganze Gestalt, eine völlig geschlossene Schöpfung, und als wenn sie jenseits des Raumes wäre, ohne Nachgeben, ohne Widerstand; da ist keine Kraft, die mit

20 Kräften kämpfte, keine Blöße, wo die Zeitlichkeit einbrechen könnte. Durch jenes unwiderstehlich ergriffen und angezogen, durch dieses in der Ferne gehalten, befinden wir uns zugleich in dem Zustand der höchsten Ruhe und der höchsten Bewegung, und es entsteht jene wunderbare Rührung, für welche der Verstand keinen Begriff und die

25 Sprache keinen Nahmen hat.

Sechzehnter Brief.

90

Aus der Wechselwirkung zwey entgegengesetzter Triebe, und aus der Verbindung zwey entgegengesetzter Principien haben wir das Schöne hervorgehen sehen, dessen höchstes Ideal also in dem möglichst-

30 vollkommensten Bunde und Gleichgewicht der Realität und der Form wird zu suchen seyn. Dieses Gleichgewicht bleibt aber immer

2: Müßiggang A, Müßiggang B, Müßiggang B. — 7: ging B. — 18: jenfeit B. — 29—30: möglichst vollkommensten B.

nur Idee, die von der Wirklichkeit nie ganz erreicht werden kann. In der Wirklichkeit wird immer ein Uebergewicht des Einen Elements über das andere übrig bleiben, und das höchste was die Erfahrung leistet, wird in einer Schwankung zwischen beyden Principien be-
 5 stehen, wo bald die Realität bald die Form überwiegend ist. Die Schönheit in der Idee ist also ewig nur eine untheilbare einzige, weil es nur ein einziges Gleichgewicht geben kann; die Schönheit in der Erfahrung hingegen wird ewig eine doppelte seyn, weil bey einer Schwankung das Gleichgewicht auf eine doppelte Art, nemlich dis-
 10 und jenseits, kann übertreten werden.

Ich habe in einem der vorhergehenden Briefe bemerkt, auch läßt es sich aus dem Zusammenhange des bisherigen mit strenger Nothwendigkeit folgern, daß von dem Schönen zugleich eine auflösende und eine anspannende Wirkung zu erwarten sey: eine auflösende,
 15 um sowohl den Sachtrieb als den Formtrieb in ihren Grenzen zu halten: eine anspannende, um beyde in ihrer Kraft zu erhalten. Diese beyden Wirkungsarten der Schönheit' sollen aber, der Idee 91 nach, schlechterdings nur eine einzige seyn. Sie soll auflösen, dadurch daß sie beyde Naturen gleichförmig anspannt, und soll anspan-
 20 nen, dadurch daß sie beyde Naturen gleichförmig auflöst. Indem sie zugleich mit dem Sachtriebe auch den Formtrieb in Thätigkeit setzt, hat sie beyden ihre Grenzen gezogen; indem sie beyde durchein-
 ander in Schranken hält, hat sie beyden die gehörige Freyheit gegeben. Dieses folgt schon aus dem Begriff einer Wechselwirkung, vermöge
 25 dessen beyde Theile einander zugleich nothwendig bedingen, und durch einander bedingt werden, und deren reinstes Produkt die Schönheit ist. Aber die Erfahrung bietet uns kein Beyspiel einer so vollkommenen Wechselwirkung dar, sondern hier wird jederzeit, mehr oder weniger das Uebergewicht einen Mangel und der Mangel ein Ueber-
 30 gewicht begründen. Was also in dem Ideal-Schönen nur in der Vorstellung unterschieden wird, das ist in dem Schönen der Erfahrung der Existenz nach verschieden. Das Idealschöne, obgleich untheilbar und einfach, zeigt in verschiedener Beziehung sowohl eine schmelzende als energische Eigenschaft; in der Erfahrung giebt es

3: höchste, B. — 9: dießseits B. — 15: den sinnlichen Trieb B b R W M. — 20—23: Indem — gegeben] fehlt B b R W M. — 33: einfach zeigt A B b.

eine schmelzende und energische Schönheit. So ist es und so wird es in allen den Fällen seyn, wo das Absolute in die Schranken der Zeit gesetzt ist, und Ideen der Vernunft in der Menschheit realisiert werden sollen. So denkt der reflektirende Mensch sich die Tugend,
 5 die Wahrheit, die Glückseligkeit; aber der handelnde Mensch wird bloß Tugenden üben, bloß Wahrheiten fassen, bloß glückselige Tage genießen. Diese auf jene zurück zu führen — an die Stelle der Sitten die Sittlichkeit, an die Stelle der Kenntnisse die Erkennt-
 10 niß, an die Stelle des Glückes die Glückseligkeit zu setzen, ist das Geschäft der physischen und moralischen Bildung; aus Schönheiten 92 Schönheit zu machen, ist die Aufgabe der ästhetischen.

Die energische Schönheit kann den Menschen eben so wenig vor einem gewissen Ueberrest von Wildheit und Härte bewahren, als ihn die schmelzende vor einem gewissen Grade der Weichlichkeit und Ent-
 15 nervung schützt. Denn da die Wirkung der erstern ist, das Gemüth sowohl im physischen als moralischen anzuspannen und seine Schnell-
 kraft zu vermehren, so geschieht es nur gar zu leicht, daß der Wider-
 stand des Temperaments und Charakters die Empfänglichkeit für Eindrücke mindert, daß auch die zärtere Humanität eine Unterdrückung
 20 erfährt, die nur die rohe Natur treffen sollte, und daß die rohe Natur an einem Kraftgewinn Theil nimmt, der nur der freyen Person gelten sollte; daher findet man in den Zeitaltern der Kraft und der Fülle das wahrhaft Große der Vorstellung mit dem Gigantesten und
 Abenteuerlichen und das Erhabene der Gesinnung mit den schauer-
 25 hafteften Ausbrüchen der Leidenschaft gepaart; daher wird man in den Zeitaltern der Regel und der Form die Natur eben so oft unter-
 drückt als beherrscht, eben so oft beleidigt als übertroffen finden. Und weil die Wirkung der schmelzenden Schönheit ist, das Gemüth im moralischen wie im physischen aufzulösen, so begegnet es eben so
 30 leicht, daß mit der Gewalt der Begierden auch die Energie der Ge-
 fühle erstickt wird, und daß auch der Charakter einen Kraftverlust theilt, der nur die Leidenschaft treffen sollte: daher wird man in den sogenannten verfeinerten Weltaltern Weichheit nicht selten in Weich-
 lichkeit, Fläche in Flachheit, Korrektheit in Leerheit, Liberalität in

3: realisiert B b. — 7: genießen B b. (und so stets). — 24: Abenteuerlichen, B b. — 29: Moralischen B. — Physischen B.

Willkürlichkeit, Leichtigkeit in Frivolität, Ruhe in Apathie ' aus- 93
arten, und die verächtlichste Karrikatur zunächst an die herrlichste
Menschlichkeit grenzen sehen. Für den Menschen unter dem Zwange
entweder der Materie oder der Formen ist also die schmelzende Schön-
5 heit Bedürfnis, denn von Grösse und Kraft ist er längst gerührt, ehe
er für Harmonie und Grazie anfängt empfindlich zu werden. Für
den Menschen unter der Indulgenz des Geschmacks ist die energische
Schönheit Bedürfnis, denn nur allzugern verscherzt er im Stand der
Verfeinerung eine Kraft, die er aus dem Stand der Wildheit her-
10 überbrachte.

Und nunmehr, glaube ich, wird jener Widerspruch erklärt und
beantwortet seyn, den man in den Urtheilen der Menschen über den
Einfluß des Schönen, und in Würdigung der ästhetischen Kultur an-
zutreffen pflegt. Er ist erklärt dieser Widerspruch, sobald man sich
15 erinnert, daß es in der Erfahrung eine zweifache Schönheit giebt,
und daß beyde Theile von der ganzen Gattung behaupten, was jeder
nur von einer besondern Art derselben zu beweisen im Stande ist. Er
ist gehoben dieser Widerspruch, sobald man das doppelte Bedürfnis
der Menschheit unterscheidet, dem jene doppelte Schönheit entspricht.
20 Beyde Theile werden also wahrscheinlich Recht behalten, wenn sie nur
erst miteinander verständigt sind, welche Art der Schönheit und
welche Form der Menschheit sie in Gedanken haben.

Ich werde daher im Fortgange meiner Untersuchungen den Weg,
den die Natur in ästhetischer Hinsicht mit dem Menschen einschlägt,
25 auch zu dem meinigen machen, und mich von den Arten der Schön-
heit zu dem Gattungsbegriff derselben erheben. Ich werde die Wir-
kungen der ' schmelzenden Schönheit an dem angespannten Menschen, 94
und die Wirkungen der energischen an dem abgesspannten prüfen, um
zuletzt beyde entgegen gesetzte Arten der Schönheit in der Einheit des
30 Ideal-Schönen auszulösen, so wie jene zwey entgegengesetzten For-
men der Menschheit in der Einheit des Ideal-Menschen untergehn.

Die Fortsetzung folgt.

5: Grösse B b. — 21: mit einander B. — 29: zuletzt B b. — 32: fehlt B b & W M.

Die schmelzende Schönheit.

Fortsetzung der Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen.

(Im ersten und zweyten Stück der Horen.)

Siebenzehnter Brief.

45

5 So lange es bloß darauf ankam, die allgemeine Idee der Schönheit aus dem Begriffe der menschlichen Natur überhaupt abzuleiten; durften wir uns an keine andere Schranken der letztern erinnern, als die unmittelbar in dem Wesen derselben gegründet und von dem Begriffe der Endlichkeit unzertrennlich sind. Unbekümmert um die zu-
10 fälligen Einschränkungen, die sie in der wirklichen Erscheinung erleiden möchte, schöpften wir den Begriff derselben unmittelbar aus der Vernunft, als der Quelle aller Nothwendigkeit, und mit dem Ideale der Menschheit war zugleich auch das Ideal der Schönheit gegeben.

Jetzt aber steigen wir aus der Region der Ideen auf den Schauplatz der Wirklichkeit herab, um den Menschen in einem bestimmten Zustand, mithin unter Einschränkungen anzutreffen, die nicht ursprünglich aus seinem bloßen Begriff, sondern aus äußern Umständen und aus einem zufälligen Gebrauch seiner Freyheit fließen.' Auf
15 wie vielfache Weise aber auch die Idee der Menschheit in ihm eingeschränkt seyn mag, so lehret uns schon der bloße Inhalt derselben, daß im Ganzen nur zwey entgegengesetzte Abweichungen von derselben statt haben können. Liegt nemlich keine Vollkommenheit in der übereinstimmenden Energie seiner sinnlichen und geistigen Kräfte, so kann er diese Vollkommenheit nur entweder durch einen Mangel
20 an Uebereinstimmung oder durch einen Mangel an Energie verfehlen.

1-3: fehlt B b R W M. — 4: Siebenzehnter B b. — 7: andern B. — 17: äußern B b. — 22: Statt B.

5 Ehe wir also noch die Zeugnisse der Erfahrung darüber abgehört haben, sind wir schon im voraus durch bloße Vernunft gewiß, daß wir den wirklichen, folglich beschränkten Menschen entweder in einem Zustande der Anspannung oder in einem Zustande der Abspannung
10 finden werden, je nachdem entweder die einseitige Thätigkeit einzelner Kräfte die Harmonie seines Wesens stört, oder die Einheit seiner Natur sich auf die gleichförmige Erschlaffung seiner sinnlichen und geistigen Kräfte gründet. Beide entgegengesetzte Schranken werden, wie nun bewiesen werden soll, durch die Schönheit gehoben, die in
15 dem angespannten Menschen die Harmonie, in dem abgespannten die Energie wieder herstellt, und auf diese Art, ihrer Natur gemäß, den eingeschränkten Zustand auf einen absoluten zurückführt, und den Menschen zu einem in sich selbst vollendeten Ganzen macht.*

'Sie verläugnet also in der Wirklichkeit auf keine Weise den Be- 47
15 griff, den wir in der Spekulation von ihr faßten; nur daß sie hier ungleich weniger freie Hand hat als dort, wo wir sie auf den reinen Begriff der Menschheit anwenden durften. An dem Menschen, wie die Erfahrung ihn aufstellt, findet sie einen schon verdorbenen und widerstrebenden Stoff, der ihr gerade so viel von
20 ihrer idealen Vollkommenheit raubt, als er von seiner individuellen Beschaffenheit einmischet. Sie wird daher in der Wirklichkeit überall nur als eine besondere und eingeschränkte Species, nie als reine Gattung sich zeigen, sie wird in angespannten Gemüthern von ihrer Freyheit und Mannichfaltigkeit, sie wird in abgespannten von
25 ihrer belebenden Kraft ablegen; uns aber, die wir nunmehr mit ihrem wahren Charakter vertrauter geworden sind, wird diese widersprechende Erscheinung nicht irre machen. Weit entfernt, mit dem großen Haufen der Beurtheiler aus einzelnen Erfahrungen ihren Begriff zu

* Der vortrefliche Verfasser der Schrift: Grundsätze der Aesthetik u. s. f. Frankfurt 1791. unterscheidet in der Schönheit die zwey Grundprincipien Anmuth und Kraft und setzt die Schönheit in die vollkommenste Vereinigung beyder; welches mit der hier gegebenen Erklärung aufs genaueste zusammentrifft. Auch in seiner 47
30 Definition liegt also schon der Grund der Eintheilung der Schönheit in eine schmelzende, worinn die Anmuth, und in eine energische, worinn die Kraft überwiegt.

3: wirklichen folglich A b. — 12: zurückführt, B b. — 29—34: (Die Anmerkung fehlt B b R B M.) — 29: Verfasser] (Coadjutor von Dalberg).

bestimmen und sie für die Mängel verantwortlich zu machen, die der Mensch unter ihrem Einflusse zeigt, wissen wir vielmehr, daß es der Mensch ist, der die Unvollkommenheiten seines Individuums auf sie überträgt, der durch seine subjective Begrenzung ihrer Vollendung
 5 unaufhörlich im Wege steht, und ihr absolutes Ideal auf zwey eingeschränkte Formen der Erscheinung herabsetzt.

Die schmelzende Schönheit, wurde behauptet, sey für ein ange- 48
 spanntes Gemüth und für ein abgespanntes die energische. Angespannt aber nenne ich den Menschen sowohl, wenn er sich unter dem Zwange
 10 von Empfindungen, (unter der einseitigen Gewalt des Sachtriebs) als wenn er sich unter dem Zwange von Begriffen (unter der ausschließenden Gewalt des Formtriebs) befindet. Jede ausschließende Herrschaft eines seiner beyden Grundtriebe ist für ihn ein Zustand des Zwanges und der Gewalt; und Freyheit liegt nur in der Zu-
 15 sammenwirkung seiner beyden Naturen, in der Uebereinstimmung beyder Nothwendigkeiten. Der von Gefühlen einseitig beherrschte oder sinnlich angespannte Mensch wird also aufgelöst und in Freyheit gesetzt durch Form; der von Gesetzen einseitig beherrschte oder geistig angespannte Mensch wird aufgelöst und in Freyheit gesetzt
 20 durch Materie. Die schmelzende Schönheit, um dieser doppelten Aufgabe ein Genüge zu thun, wird sich also unter zwey verschiedenen Gestalten zeigen. Sie wird erstlich als ruhige Form das wilde Leben besänftigen, und von Empfindungen zu Gedanken den Uebergang bahnen; sie wird zweytens als lebendes Bild die abgezogene Form
 25 mit sinnlicher Kraft ausrüsten, den Begriff zur Anschauung und das Gesetz zum Gefühl zurückführen. Den ersten Dienst leistet sie dem Naturmenschen, den zweyten dem künstlichen Menschen. Aber weil sie in beyden Fällen über ihren Stoff nicht ganz frey gebietet, sondern von demjenigen abhängt, den ihr entweder die formlose Natur
 30 oder die naturwidrige Kunst darbietet, so wird sie in beyden Fällen noch Spuren ihres Ursprunges tragen, und dort mehr in das materielle Leben, hier mehr in die reine Form sich verlieren.

4: Begränzung B. — 10 u. 11—12: (Die parenthetischen Worte fehlten B b & W M.) — 15—16: in der Uebereinstimmung beyder Nothwendigkeiten.] fehlt B b & W M. — 22: erstlich, B b. — Form, B b. — 26: zurückführen. B b. — 32: in die bloße abgezogene Form B b & W M.

Um uns einen Begriff davon machen zu können, wie die Schönheit ein Mittel werden kann, jene doppelte Anspannung zu heben, müssen wir den Ursprung derselben in dem menschlichen Gemüth zu erforschen suchen. Entschließen Sie Sich also noch zu einem kurzen 5 Aufenthalt im Gebiete der Spekulation, um es alsdann auf immer zu verlassen, und mit desto sichererem Schritt auf dem Feld der Erfahrung fortzuschreiten.

Achtzehnter Brief.

50

Durch die schmelzende Schönheit wird der sinnliche Mensch zur 10 Form und zum Denken geleitet; durch die schmelzende Schönheit wird der geistige Mensch zur Materie zurückgeführt, und der Sinnenwelt wiedergegeben.

Aus diesem scheint zu folgen, daß es zwischen Materie und Form, zwischen Leiden und Thätigkeit einen mittleren Zustand 15 geben müsse, und daß uns die Schönheit in diesen mittleren Zustand versetze. Diesen Begriff bildet sich auch wirklich der größte Theil der Menschen von der Schönheit, so bald er angefangen hat, über ihre Wirkungen zu reflektieren, und alle Erfahrungen weisen darauf hin. Auf der andern Seite aber ist nichts ungereimter und widersprechender, 20 als ein solcher Begriff, da der Abstand zwischen Materie und Form, zwischen Leiden und Thätigkeit, zwischen Empfinden und Denken unendlich ist, und schlechterdings durch nichts kann vermittelt werden. Wie heben wir nun diesen Widerspruch? Die Schönheit verknüpft die zwey entgegengesetzte Zustände des Empfindens und des 25 Denkens, und doch giebt es schlechterdings kein Mittleres zwischen beyden. Jenes ist durch Erfahrung, dieses ist unmittelbar durch Vernunft gewiß.

Dieß ist der eigentliche Punkt, auf den zuletzt die ganze Frage über die Schönheit hinausläuft, und gelingt es uns, dieses Problem 30 befriedigend aufzulösen, so haben wir zugleich den Faden gefunden, der uns durch das ganze Labyrinth der Ästhetik führt.

5: Aufenthalt B b. — 6: sichererem B b. — 7: Achtzehnter B b. — 9 und 10: [schmelzende] fehlt B b & W M. — 18: reflektieren, B. — 21: entgegengesetzten B b & W M. — 26: Erfahrung; A b.

Es kommt aber hiebey auf zwey höchst verschiedene Operationen 51 an, welche bey dieser Untersuchung einander nothwendig unterstützen müssen. Die Schönheit, heißt es, verknüpft zwey Zustände miteinander, die einander entgegengesetzt sind, und niemals Eins werden können. Von dieser Entgegensetzung müssen wir ausgehen; wir müssen sie in ihrer ganzen Reinheit und Strengigkeit auffassen und anerkennen, so daß beyde Zustände sich auf das bestimmteste scheiden; sonst vermischen wir, aber vereinigen nicht. Zweytens heißt es: jene zwey entgegengesetzte Zustände verbindet die Schönheit, 10 und hebt also die Entgegensetzung auf. Weil aber beyde Zustände einander ewig entgegengesetzt bleiben, so sind sie nicht anders zu verbinden, als indem sie aufgehoben werden. Unser zweytes Geschäft ist also, diese Verbindung vollkommen zu machen, sie so rein und vollständig durchzuführen, daß beyde Zustände in einem Dritten ganzlich verschwinden, und keine Spur der Theilung in dem Ganzen 15 zurückbleibt; sonst vereinzeln wir, aber vereinigen nicht. Alle Streitigkeiten, welche jemals in der philosophischen Welt über den Begriff der Schönheit geherrscht haben, und zum Theil noch heut zu Tag herrschen, haben keinen andern Ursprung, als daß man die Untersuchung entweder nicht von einer gehörig strengen Unterscheidung anfieng, oder sie nicht bis zu einer völlig reinen Vereinigung durchführte. Diejenigen unter den Philosophen, welche sich bey der Reflexion über diesen Gegenstand der Leitung ihres Gefühls blindlings anvertrauen, können von der Schönheit keinen Begriff erlangen, weil sie in dem 20 Total des sinnlichen Eindrucks nichts einzelnes unterscheiden. Die andern, welche den Verstand ausschließend zum Führer nehmen, können nie einen Begriff von der Schönheit erlangen, weil sie in 52 dem Total derselben nie etwas anders als die Theile sehen, und Geist und Materie auch in ihrer vollkommensten Einheit ihnen ewig geschieden bleiben. Die ersten fürchten, die Schönheit dynamisch, d. h. als wirkende Kraft aufzuheben, wenn sie trennen sollen, was im Gefühl doch verbunden ist; die andern fürchten, die Schönheit logisch, d. h. als Begriff aufzuheben, wenn sie zusammenfassen sollen, was im Verstand doch geschieden ist. Jene wollen die

3-4: mit einander, B. — 9: entgegengesetzten B b R W M. — 16: zurückbleibt; B b. — 25: Eindrucks B h.

Schönheit auch eben so denken, wie sie wirkt; diese wollen sie eben so wirken lassen, wie sie gedacht wird. Beyde müssen also die Wahrheit verfehlen, jene, weil sie es mit ihrem eingeschränkten Denckvermögen der unendlichen Natur nachthun; diese, weil sie die unendliche Natur nach ihren Denckgesetzen einschränken wollen. Die ersten fürchten, durch eine zu strenge Zergliederung der Schönheit von ihrer Freyheit zu rauben; die andern fürchten, durch eine zu kühne Vereinigung die Bestimmtheit ihres Begriffs zu zerstören. Jene bedenken aber nicht, daß die Freyheit, in welche sie mit allem Recht das Wesen der Schönheit setzen, nicht Gesetlosigkeit, sondern Harmonie von Gesetzen, nicht Willkührlichkeit, sondern höchste innere Nothwendigkeit ist; diese bedenken nicht, daß die Bestimmtheit, welche sie mit gleichem Recht von der Schönheit fordern, nicht in der Ausschließung gewisser Realitäten, sondern in der absoluten Einschließung aller besteht, daß sie also nicht Begrenzung, sondern Unendlichkeit ist. Wir werden die Klippen vermeiden, an welchen beyde gescheitert sind, wenn wir von den zwey Elementen beginnen, in welche die Schönheit sich vor dem Verstande theilt, aber uns alsdann auch zu der reinen ästhetischen Einheit erheben, durch die sie auf die Empfindung wirkt, und in welcher jene beyden Zustände gänzlich verschwinden.*

* Einem aufmerksamen Leser wird sich bey der hier angestellten Vergleichung die Bemerkung dargeboten haben, daß die sensuellen Ästhetiker, welche das Zeugniß der Empfindung mehr als das Raisonnement gelten lassen, sich der That nach weit weniger von der Wahrheit entfernen als ihre Gegner, obgleich sie der Einsicht nach es nicht mit diesen aufnehmen können; und dieses Verhältniß findet man überall zwischen der Natur und der Wissenschaft. Die Natur (der Sinn) vereinigt überall, der Verstand scheidet überall, aber die Vernunft vereinigt wieder; daher ist der Mensch, ehe er anfängt zu philosophiren, der Wahrheit näher als der Philosoph, der seine Untersuchung noch nicht durch alle Kategorien durchgeführt und geendigt hat. Man kann deswegen ohne alle weitere Prüfung ein Philosophem für irrig erklären, sobald dasselbe, dem Resultat nach, die gemeine Empfindung gegen sich hat; mit demselben Rechte aber kann man es für verdächtig halten, wenn es, der Form und Methode nach, die gemeine Empfindung auf seiner Seite hat. Mit dem letztern mag sich ein jeder Schriftsteller trösten, der eine philosophische Deduction nicht, wie manche Leser zu erwarten scheinen, wie eine Unterhaltung am Kaminfeuer vortragen kann. Mit dem erstern mag man jeden zum Stillschweigen bringen, der auf Kosten des Menschenverstandes neue Systeme gründen will.

6: Zergliederung, B. 6. — 15: Begrenzung, B. — 28: philosophiren, B. — 29—30: durch alle Kategorien durchgeführt und] fehlt B. 6. R. W. M. — 30: deswegen B. 6.

Neunzehnter Brief.

Es lassen sich in dem Menschen überhaupt zwei verschiedene Zustände der passiven und aktiven Bestimmbarkeit, und eben so viele Zustände der passiven und aktiven Bestimmung unterscheiden. Die
 5 Erklärung dieses Satzes führt uns am kürzesten zum Ziel.

Der Zustand des menschlichen Geistes vor aller Bestimmung, die ihm durch Eindrücke der Sinne gegeben wird, ist eine Bestimmbarkeit ohne Grenzen. Das Endlose des Raumes und der Zeit ist seiner Einbildungskraft zu freyem Gebrauch hingegen, und weil,
 10 der Voraussetzung nach, in diesem weiten Reiche des Möglichen nichts gesetzt, folglich auch noch nichts ausgeschlossen ist, so kann man diesen Zustand der Bestimmungslosigkeit eine leere Unendlichkeit nennen, welches mit einer unendlichen Leere keineswegs zu verwechseln ist.

Jetzt soll sein Sinn gerührt werden, und aus der unendlichen Menge möglicher Bestimmungen soll eine Einzelne Wirklichkeit erhalten. Eine Vorstellung soll in ihm entstehen. Was in dem vorhergegangenen Zustand der bloßen Bestimmbarkeit nichts, als ein leeres Vermögen war, das wird jetzt zu einer wirkenden Kraft, das bekommt
 20 einen Inhalt; zugleich aber erhält es, als wirkende Kraft, eine Grenze, da es, als bloßes Vermögen, unbegrenzt war. Realität ist also da, aber die Unendlichkeit ist verloren. Um eine Gestalt im Raum zu beschreiben, müssen wir den endlosen Raum begrenzen; 55 um uns eine Veränderung in der Zeit vorzustellen, müssen wir das
 25 Zeitganze theilen. Wir gelangen also nur durch Schranken zur Realität, nur durch Negation oder Ausschließung zur Position oder wirklichen Setzung, nur durch Aufhebung unsrer freyen Bestimmbarkeit zur Bestimmung.

Aber aus einer bloßen Ausschließung würde in Ewigkeit keine
 30 Realität und aus einer bloßen Sinnesempfindung in Ewigkeit keine Vorstellung werden, wenn nicht etwas vorhanden wäre, von welchem ausgeschlossen wird, wenn nicht durch eine absolute Thathandlung des Geistes die Negation auf etwas positives bezogen, und aus

1: Neunzehnter B. b. — 6: vor B. — 8: Gränzen. B (und so fernerhin: Gränze, gränzen, begränzen u. s. w.).

Nichtsetzung Entgegensetzung würde; diese Handlung des Gemüths heißt urtheilen oder denken, und das Resultat derselben der Gedanke.

Ehe wir im Raum einen Ort bestimmen, giebt es überhaupt keinen Raum für uns; aber ohne den absoluten Raum würden wir
5 nimmermehr einen Ort bestimmen. Eben so mit der Zeit. Ehe wir den Augenblick haben, giebt es überhaupt keine Zeit für uns; aber ohne die ewige Zeit würden wir nie eine Vorstellung des Augenblicks haben. Wir gelangen also freylich nur durch den Theil zum Ganzen, nur durch die Grenze zum Unbegrenzten, nur durch Leiden zur Thätig-
10 keit; aber wir gelangen auch nur durch das Ganze zum Theil, nur durch das Unbegrenzte zur Grenze, nur durch die Thätigkeit zum Leiden.

Wenn nun also von dem Schönen behauptet wird, daß es dem Menschen einen Uebergang vom Empfinden ' zum Denken bähne, so
15 ist dieß keineswegs so zu verstehen, als ob durch das Schöne die Kluft könnte ausgefüllt werden, die das Empfinden vom Denken, die das Leiden von der Thätigkeit trennt; diese Kluft ist unendlich, und ohne Dazwischenkunft eines neuen und selbstständigen Vermögens kann aus dem Einzelnen in Ewigkeit nichts Allgemeines, kann aus dem Zufälligen nichts Nothwendiges, aus dem Augenblicklichen nichts
20 Beständiges werden. Der Gedanke ist die unmittelbare Handlung dieses absoluten Vermögens, welches zwar durch die Sinne veranlaßt werden muß, sich zu äußern, in seiner Aeußerung selbst aber so wenig von der Sinnlichkeit abhängt, daß es sich vielmehr nur durch Entgegensetzung gegen dieselbe verkündigt. Die Selbstständigkeit,
25 mit der es handelt, schließt jede fremde Einwirkung aus, und nicht in so fern sie beyhm Denken hilft, (welches einen offenbaren Widerspruch enthält) bloß in so fern sie den Denkkraften Freyheit verschafft, ihren eigenen Gesetzen gemäß sich zu äußern, kann die Schönheit ein Mittel werden, den Menschen von der Materie zur Form, von
30 Empfindungen zu Gesetzen, von einem beschränkten zu einem absoluten Daseyn zu führen.

Dieß aber setzt voraus, daß die Freyheit der Denkkraften gehemmt werden könne, welches mit dem Begriff eines selbstständigen Ver-

9—10: nur durch Leiden zur Thätigkeit;] fehlt B b R W M. — 11: nur durch die Thätigkeit zum Leiden.] fehlt B b R W M. — 19—20: aus dem Augenblicklichen nichts Beständiges] fehlt B b R W M. — 22: Aeußerung B b. — 26: hilft, B. — 27: verschafft, B b.

mögens zu streiten scheint. Ein Vermögen nemlich, welches von außen nichts als den Stoff seines Wirkens empfängt, kann nur durch Entziehung des Stoffes, also nur negativ an seinem Wirken gehindert werden, und es heißt die Natur eines Geistes verkennen, wenn
 5 man den sinnlichen Passionen eine Macht beylegt, die Freyheit des Gemüths positiv unterdrücken zu können. Zwar stellt die Erfahrung 57 Beispiele in Menge auf, wo die Vernunftkräfte in demselben Maaß unterdrückt erscheinen, als die sinnlichen Kräfte feuriger wirken, aber anstatt jene Geisteschwäche von der Stärke des Affekts abzuleiten,
 10 muß man vielmehr diese überwiegende Stärke des Affekts durch jene Schwäche des Geistes erklären; denn die Sinne können nicht anders eine Macht gegen den Menschen vorstellen, als insofern der Geist frey unterlassen hat, sich als eine solche zu beweisen.

Indem ich aber durch diese Erklärung einem Einwurfe zu be-
 15 gegnen suche, habe ich mich, wie es scheint, in einen andern verwickelt, und die Selbstständigkeit des Gemüths nur auf Kosten seiner Einheit gerettet. Denn wie kann das Gemüth aus sich selbst zugleich Gründe der Nichtthätigkeit und der Thätigkeit nehmen, wenn es nicht selbst getheilt, wenn es nicht sich selbst entgegengesetzt ist?

20 Hier müssen wir uns nun erinnern, daß wir den endlichen, nicht den unendlichen Geist vor uns haben. Der endliche Geist ist derjenige, der nicht anders, als durch Leiden thätig wird, nur durch Schranken zum Absoluten gelangt, nur insofern er Stoff empfängt, handelt und bildet. Ein solcher Geist wird also mit dem Triebe nach Form oder
 25 nach dem Absoluten einen Trieb nach Stoff oder nach Schranken verbinden, als welche die Bedingungen sind, ohne welche er den ersten Trieb weder haben noch befriedigen könnte. In wiefern in demselben Wesen zwey so entgegengesetzte Tendenzen zusammen bestehen können, ist eine Aufgabe, die zwar den 'Metaphysiker, aber nicht 58
 30 den Transcendentalphilosophen in Verlegenheit setzen kann. Dieser giebt sich keineswegs dafür aus, die Möglichkeit der Dinge zu erklären, sondern begnügt sich, die Kenntnisse festzusetzen, aus welchen die Möglichkeit der Erfahrung begriffen wird. Und da nun Erfahrung eben so wenig ohne jene Entgegensetzung im Gemüthe als ohne

2: außen B b. — 8: unterdrückt B b. — 12: in sofern B. — 26: ohne die R.

die absolute Einheit desselben möglich wäre, so stellt er beyde Begriffe mit vollkommener Befugniß als gleich nothwendige Bedingungen der Erfahrung auf, ohne sich weiter um ihre Vereinbarkeit zu bekümmern. Diese Innewohnung zweyer Grundtriebe widerspricht übrigens
 5 auf keine Weise der absoluten Einheit des Geistes, sobald man nur von beyden Trieben ihn selbst unterscheidet. Beyde Triebe existiren und wirken zwar in ihm, aber Er selbst ist weder Materie noch Form, weder Sinnlichkeit noch Vernunft, welches diejenigen, die den menschlichen Geist nur da selbst handeln lassen, wo sein Verfahren mit der
 10 Vernunft übereinstimmt, und wo dieses der Vernunft widerspricht, ihn bloß für passiv erklären, nicht immer bedacht zu haben scheinen.

Jeder dieser beyden Grundtriebe strebt, sobald er zur Entwicklung gekommen, seiner Natur nach und nothwendig nach Befriedigung, aber eben darum, weil beyde nothwendig und beyde doch nach ent-
 15 gegengesetzten Objecten streben, so hebt diese doppelte Nöthigung sich gegenseitig auf, und der Wille behauptet eine vollkommene Freyheit zwischen beyden. Der Wille ist es also, der sich gegen beyde Triebe als eine Macht (als Grund der Wirklichkeit) verhält, aber keiner von beyden kann sich für sich selbst, als eine Macht gegen den andern
 20 verhalten. Durch den positivsten Antrieb zur Gerechtigkeit, woran es 59 ihm keineswegs mangelt, wird der Gewaltthätige nicht von Unrecht abgehalten, und durch die lebhafteste Versuchung zum Genuß der Starkmüthige nicht zum Bruch seiner Grundsätze gebracht. Es giebt in dem Menschen keine andere Macht, als seinen Willen, und nur was
 25 den Menschen aufhebt, der Tod und jeder Raub des Bewußtseyns, kann die innere Freyheit aufheben.

Auf dem Willen beruht es also, ob der Sachtrieb, ob der Formtrieb befriedigt werden soll. Aber, was wohl zu bemerken ist, nicht, daß wir empfinden, sondern daß die Empfindung bestimmend werde,
 30 — nicht, daß wir zum Selbstbewußtseyn gelangen, sondern, daß die reine Selbstheit bestimmend werde, hängt von dem Willen ab. Der Wille äußert sich nicht eher, als nachdem die Triebe gewirkt haben, und diese erwachen erst, wenn ihre beyden Objecte, Empfindung und Selbstbewußtseyn, gegeben sind. Diese müssen also noth-

4: Innewohnung B b. — 11: passiv B b. — 27 bis C. 342, Z. 2: Auf dem Willen — da seyn.] fehlt B b & W M.

wendig erst da seyn, bevor der Wille sich äußert, und können folglich nicht durch den Willen da seyn.

Eine Nothwendigkeit außer uns bestimmt unsern Zustand, unser Daseyn in der Zeit vermittelt der Sinnenempfindung. Diese
 5 ist ganz unwillkürlich und so wie auf uns gewirkt wird, müssen wir leiden. Eben so eröffnet eine Nothwendigkeit in uns unsre Persönlichkeit, auf Veranlassung jener Sinnenempfindung, und durch Entgegen-
 setzung gegen dieselbe; denn das Selbstbewußtseyn kann von dem Willen, der es voraussetzt, nicht abhängen. Diese ursprüngliche Ver-
 10 kündigung der Persönlichkeit ist nicht unser Verdienst, und der Mangel derselben nicht unser Fehler. Nur von demjenigen, der sich bewußt 60
 ist, wird Vernunft, das heißt, absolute Consequenz und Universalität des Bewußtseyns gefordert; vorher ist er nicht Mensch, und kein Akt der Menschheit kann von ihm erwartet werden. So wenig nun der
 15 Metaphysiker sich die Schranken erklären kann, die der freye und selbstständige Geist durch die Empfindung erleidet, so wenig begreift der Physiker die Unendlichkeit, die sich auf Veranlassung dieser Schranken in der Persönlichkeit offenbart. Weder Abstraktion noch Er-
 fahrung leiten uns bis zu der Quelle zurück, aus der unsre Begriffe
 20 von Allgemeinheit und Nothwendigkeit fließen; ihre frühe Erscheinung in der Zeit entzieht sie dem Beobachter, und ihr überfinnlicher Ursprung dem metaphysischen Forscher. Aber genug, das Selbstbewußt-
 seyn ist da, und zugleich mit der unveränderlichen Einheit desselben ist das Gesetz der Einheit für alles, was für den Menschen ist, und
 25 für alles, was durch ihn werden soll, für sein Erkennen und Handeln aufgestellt. Unentziehbar, unverfälschbar, unbegreiflich, eine Theophanie, wenn es jemals eine gab, stellen die Begriffe von Wahrheit und Recht schon im Alter der Sinnlichkeit sich dar, und ohne
 30 das Ewige in der Zeit, und das Nothwendige im Gefolge des Zufalls. So entspringen Empfindung und Selbstbewußtseyn, völlig ohne Zuthun des Subjects, und beyder Ursprung liegt eben sowohl jenseits unseres Willens, als er jenseits unseres Erkenntnißkreises liegt.

Sind aber beyde wirklich, und hat der Mensch, vermittelt der

9: abhängen. B b R W M. — 19: zurück, B b. — 26—27: eine — gab,] fehlt B b R W M. — 32 u. 33: jenseit B.

Empfindung, die Erfahrung einer bestimmten ' Existenz, hat er durch
das Selbstbewußtseyn die Erfahrung seiner absoluten Existenz gemacht,
so werden mit ihren Gegenständen auch seine beyden Grundtriebe
rege. Der sinnliche Trieb erwacht mit der Erfahrung des Lebens
5 (mit dem Anfang des Individuums), der vernünftige mit der Erfah-
rung des Gesetzes (mit dem Anfang der Persönlichkeit), und jetzt erst,
nachdem beyde zum Daseyn gekommen, ist seine Menschheit aufgebaut.
Bis dieß geschehen ist, erfolgt alles in ihm nach dem Gesetz der
Nothwendigkeit; jetzt aber verläßt ihn die Hand der Natur und es
10 ist seine Sache, die Menschheit zu behaupten, welche jene in ihm
anlegte und eröffnete. Sobald nemlich zwey entgegengesetzte Grund-
triebe in ihm thätig sind, so verlieren beyde ihre Nöthigung, und die
Entgegensetzung zweyer Nothwendigkeiten giebt der Freyheit den
Ursprung.*

15

Zwanzigster Brief.

62

' Daß auf die Freyheit nicht gewirkt werden könne, ergibt sich
schon aus ihrem bloßen Begriff; daß aber die Freyheit selbst eine
Wirkung der Natur (dieses Wort in seinem weitesten Sinne genom-
men) kein Werk des Menschen sey, daß sie also auch durch natürliche
20 Mittel befördert und gehemmt werden könne, folgt gleich nothwendig
aus dem vorigen. Sie nimmt ihren Anfang erst, wenn der Mensch
vollständig ist, und seine beyden Grundtriebe sich entwickelt haben;
sie muß also fehlen, so lang er unvollständig und einer von beyden
Trieben ausgeschlossen ist, und muß durch alles das, was ihm seine
25 Vollständigkeit zurückgiebt, wieder hergestellt werden können.

* Um aller Mißdeutung vorzubeugen, bemerke ich, daß, so oft hier von Frey-
heit die Rede ist, nicht diejenige gemeint ist, die dem Menschen, als Intelligenz
betrachtet, nothwendig zukommt, und ihm weder gegeben noch genommen werden
kann, sondern diejenige, welche sich auf seine gemischte Natur gründet. Dadurch
30 daß der Mensch überhaupt nur vernünftig handelt, beweist er eine Freyheit der ersten
Art, dadurch, daß er in den Schranken des Stoffes vernünftig, und unter Gesetzen
der Vernunft materiell handelt, beweist er eine Freyheit der zweyten Art. Man
könnte die letztere schlechtweg durch eine natürliche Möglichkeit der erstern erklären.

6: Persönlichkeit) und A. — 8: Bis B. — 27: gemeint B. — 30 u. 32: beweist
B b. — 33: ersten R.

Nun läßt sich wirklich, sowohl in der ganzen Gattung als in dem einzelnen Menschen, ein Moment aufzeigen, in welchem der Mensch noch nicht vollständig und einer von beyden Trieben ausschließend in ihm thätig ist. Wir wissen, daß er anfängt mit bloßem
 5 Leben, um zu endigen mit Form; daß er früher Individuum als Person ist, daß er von den Schranken aus zur Unendlichkeit geht. Der sinnliche Trieb kommt also früher als der vernünftige zur Wirkung, weil die Empfindung dem Bewußtseyn vorhergeht, und in dieser Priorität des Sachtriebes finden wir den Aufschluß zu der
 10 ganzen Geschichte der menschlichen Freyheit.

Denn es giebt nun einen Moment, wo der Lebens'trieb, weil 68 ihm der Formtrieb noch nicht entgegenwirkt, als Natur und als Nothwendigkeit handelt; wo die Sinnlichkeit eine Macht ist, weil der Mensch noch nicht angefangen; denn in dem Menschen selbst kann es keine
 15 andere Macht als den Willen geben. Aber im Zustand des Denkens, zu welchem der Mensch jetzt übergehen soll, soll gerade umgekehrt die Vernunft eine Macht seyn, und eine logische oder moralische Nothwendigkeit soll an die Stelle jener physischen treten. Jene Macht der Empfindung muß also vernichtet werden, ehe das Gesetz dazu erhoben
 20 werden kann. Es ist also nicht damit gethan, daß etwas anfangen, was noch nicht war; es muß zuvor etwas aufhören, welches war. Der Mensch kann nicht unmittelbar vom Empfinden zum Denken übergehen; er muß einen Schritt zurückthun, weil nur, indem eine Determination wieder aufgehoben wird, die entgegengesetzte ein-
 25 treten kann. Er muß also, um Leiden mit Selbstthätigkeit, um eine passive Bestimmung mit einer aktiven zu vertauschen, augenblicklich von aller Bestimmung frey seyn, und einen Zustand der bloßen Bestimmbarkeit durchlaufen, weil man, um von Minus zu Plus fortzuschreiten, durch Null den Weg nehmen muß. Mithin muß
 30 er auf gewisse Weise zu jenem negativen Zustand der bloßen Bestimmungslosigkeit zurückkehren, in welchem er sich befand, ehe noch irgend etwas auf seinen Sinn einen Eindruck machte. Jener Zustand aber war an Inhalt völlig leer, und jetzt kommt es darauf an,

⁹: des sinnlichen Triebes B b R W M. — ¹¹: nur B. — ²³: zurückthun, B b. — ²⁸⁻²⁹: weil man — nehmen muß.] fehlt B b R W M. — ³⁰: er, A B b. — gewisse B b.

eine gleiche Bestimmungslosigkeit, und eine gleich unbegrenzte Bestimmbarkeit mit dem größtmöglichen Gehalt zu vereinbaren, weil unmittelbar aus diesem Zustand etwas positives erfolgen soll. Die Bestimmung, die er durch Sensation empfangen, muß also festgehalten
 5 ' werden, weil er die Realität nicht verlieren darf, zugleich aber muß 64 sie, insofern sie Begrenzung ist, aufgehoben werden, weil eine unbegrenzte Bestimmbarkeit statt finden soll. Die Aufgabe ist also, die Determination des Zustandes zugleich zu vernichten und beizubehalten, welches nur auf die einzige Art möglich ist, daß man ihr eine
 10 andere entgegensetzt. Die Schalen einer Wage stehen gleich, wenn sie leer sind; sie stehen aber auch gleich, wenn sie gleiche Gewichte enthalten.

Das Gemüth geht also von der Empfindung zum Gedanken durch eine mittlere Stimmung über, in welcher Sinnlichkeit und Vernunft zugleich thätig sind, eben deswegen aber ihre bestimmende Gewalt gegenseitig aufheben, und durch eine Entgegensetzung eine Negation bewirken. Diese mittlere Stimmung, in welcher das Gemüth weder physisch noch moralisch genöthigt, und doch auf beyde Art thätig ist, verdient vorzugsweise eine freye Stimmung zu heißen,
 20 und wenn man den Zustand sinnlicher Bestimmung den physischen, den Zustand vernünftiger Bestimmung aber den logischen und moralischen nennt, so muß man diesen Zustand der realen und aktiven Bestimmbarkeit den ästhetischen heißen.*

* Für Leser, denen die reine Bedeutung dieses durch Unwissenheit so sehr ge-
 25 mißbrauchten Wortes nicht ganz geläufig ist, mag folgendes zur Erklärung dienen. Alle Dinge, die irgend in der Erscheinung vorkommen können, lassen sich unter vier verschiedenen Beziehungen denken. Eine Sache kann sich unmittelbar auf unsern sinnlichen Zustand (unser Daseyn und Wohlfeyn) beziehen; das ist ihre physische Beschaffenheit. Oder sie kann sich auf den Verstand beziehen, und uns
 30 eine Erkenntniß verschaffen; das ist ihre logische Beschaffenheit. Oder sie kann sich auf unsern Willen beziehen, und als ein Gegenstand der Wahl für ein vernünftiges Wesen betrachtet werden; das ist ihre moralische Beschaffenheit. Oder endlich sie kann sich auf das Ganze unsrer verschiedenen Kräfte beziehen, ohne für eine einzelne derselben ein bestimmtes Objekt zu seyn, das ist ihre ästhetische
 35 Beschaffenheit. Ein Mensch kann uns durch seine Dienstfertigkeit angenehm seyn;

20: Bestimmung A. — 23: ästhetischen A (und so fernerhin bald: ästhetisch, bald: aesthetisch.) — heißen. B b. — 29: physische A B b.

Ein und zwanzigster Brief.

67

Es giebt, wie ich am Anfange des vorigen Briefs bemerkte, einen doppelten Zustand der Bestimmbarkeit und einen doppelten Zustand der Bestimmung. Jetzt kann ich diesen Satz deutlich machen.

- 5 Das Gemüth ist bestimmbar, bloß insofern es überhaupt nicht bestimmt ist; es ist aber auch bestimmbar, insofern es nicht ausschließend bestimmt, d. h. bey seiner Bestimmung nicht beschränkt ist. Jenes ist bloße Bestimmungslosigkeit (es ist ohne Schranken, weil es ohne Realität ist); dieses ist die ästhetische Bestimmbarkeit (es hat keine
10 Schranken, weil es alle Realität vereinigt).

- Das Gemüth ist bestimmt, insofern es überhaupt nur beschränkt ist; es ist aber auch bestimmt, insofern es sich selbst aus eigenem absoluten Vermögen beschränkt. In dem ersten Falle befindet es sich, wenn es empfindet, in dem zweyten, wenn es denkt. Was also das
15 Denken in Rücksicht auf Bestimmung ist, das ist die ästhetische Verfassung in Rücksicht auf Bestimmbarkeit; jenes ist Beschränkung aus innerer unendlicher Kraft, diese ist eine Negation aus innerer unendlicher Fülle. So wie Empfinden und Denken einander in dem ein-

- er kann uns durch seine Unterhaltung zu denken geben; er kann uns durch seinen
20 Charakter Achtung einflößen; endlich kann er uns aber auch, unabhängig von diesem allen und ohne daß wir bey seiner Beurtheilung weder auf irgend ein Gesetz, noch auf irgend einen Zweck Rücksicht nehmen, in der bloßen Betrachtung und durch seine bloße Erscheinungsart gefallen. In dieser letztern Dualität beurtheilen wir ihn ästhetisch. So giebt es eine Erziehung zur Gesundheit, eine Erziehung
25 zur Einsicht, eine Erziehung zur Sittlichkeit, eine Erziehung zum Geschmack und zur Schönheit. Diese letztere hat zur Absicht, das Ganze unsrer sinnlichen und geistigen Kräfte in möglichster Harmonie auszubilden. Weil man indessen von einem falschen Geschmack verführt, und durch ein falsches Raisonnement noch mehr in diesem Irrthum befestigt, den Begriff des Willkürlichen in den Begriff des
30 Ästhetischen gerne mit aufnimmt, so merke ich hier zum Ueberfluß noch an (obgleich diese Briefe über ästhetische Erziehung fast mit nichts anderm umgehen, als jenen Irrthum zu widerlegen) daß das Gemüth im ästhetischen Zustande zwar frey 66 und im höchsten Grade frey von allem Zwang, aber keineswegs frey von Gesetzen handelt, und daß diese ästhetische Freyheit sich von der logischen Nothwendigkeit bey
35 Denken und von der moralischen Nothwendigkeit bey Wollen nur dadurch unterscheidet, daß die Gesetze, nach denen das Gemüth dabey verfährt, nicht vorge stellt werden, und weil sie keinen Widerstand finden, nicht als Nöthigung erscheinen.

7: bestimmt d. h. A. — 15, 16 und 22: Rücksicht B b. — 22: Zweck B b. —
26: Absicht das A b. — 29: befestigt, B b. — 30: noch an, B b. — 37: werden und A.

zigen Punkt berühren, daß in beyden Zuständen das Gemüth determinirt, daß der Mensch ausschließungsweise Etwas — entweder Individuum oder Person — ist, sonst aber sich ins Unendliche von einander entfernen; gerade so trifft die ästhetische Bestimmbarkeit mit der
 5 bloßen Bestimmungslosigkeit in dem einzigen Punkt überein, daß 68
 beyde jedes bestimmte Daseyn ausschließen, indem sie in allen übrigen Punkten wie Nichts und Alles, mithin unendlich verschieden sind. Wenn also die letztere, die Bestimmungslosigkeit aus Mangel, als eine leere Unendlichkeit vorgestellt wurde, so muß die ästhetische
 10 Bestimmungsfreyheit, welche das reale Gegenstück derselben ist, als eine erfüllte Unendlichkeit betrachtet werden; eine Vorstellung, welche mit demjenigen, was die vorhergehenden Untersuchungen lehren, auf genaueste zusammentrifft. *

In dem ästhetischen Zustande ist der Mensch also Null, insofern
 15 man auf ein einzelnes Resultat, nicht auf das ganze Vermögen achtet, und den Mangel jeder besondern Determination in ihm in Betrachtung zieht. Daher muß man denjenigen vollkommen Recht geben, welche das Schöne und die Stimmung, in die es unser Gemüth ver-
 20 indifferent und unfruchtbar erklären. Sie haben vollkommen Recht, denn die Schönheit giebt schlechterdings kein einzelnes Resultat weder für den Verstand noch für den Willen, sie führt keinen einzelnen weder intellektuellen, noch moralischen Zweck aus, sie findet keine einzige Wahrheit, hilft uns keine einzige Pflicht erfüllen, und ist, mit einem
 25 Worte, gleich ungeschickt, den Charakter zu gründen und den Kopf aufzuklären. Die Schönheit ist Natur, und sowohl seine Begriffe als seine Entschließungen kann der Mensch nur sich selbst zu 69
 verdanken haben. Durch die ästhetische Kultur bleibt also der persönliche Werth eines Menschen, oder seine Würde, insofern diese nur
 30 von ihm selbst abhängen kann, noch völlig unbestimmt, und es ist weiter nichts erreicht, als daß es ihm nunmehr von Natur wegen möglich gemacht ist, aus sich selbst zu machen, was er will — daß ihm die Freyheit, zu seyn, was er seyn soll, vollkommen zurückgegeben ist.

* Man sehe den vierzehnten und fünfzehnten Brief im zweyten Stück der Foren.

5: Bestimmungslosigkeit B b. — 26—28: Die — haben.] fehlt B b & B M. —
 31: nunmehr, A B b. — wegen, B. — 34: (Die Anmerkung fehlt B b & B M.)

Eben dadurch aber ist etwas unendliches erreicht. Denn sobald wir uns erinnern, daß ihm durch die einseitige Nöthigung der Natur bey'm Empfinden, und durch die ausschließende Gesetzgebung der Vernunft bey'm Denken gerade diese Freyheit entzogen wurde, so müssen
 5 wir das Vermögen, welches ihm in der ästhetischen Stimmung zurückgegeben wird, als die höchste aller Schenkungen, als die Schenkung der Menschheit betrachten. Freylich besitzt er diese Menschheit der Anlage nach schon vor jedem bestimmten Zustand, in den er kommen kann, aber der That nach verliert er sie mit jedem bestimmten Zu-
 10 stand, in den er kommt, und sie muß ihm, wenn er zu einem entgegengesetzten soll übergehen können, jedesmal aufs neue durch das ästhetische Leben zurückgegeben werden. *

Es ist also nicht bloß poetisch erlaubt, sondern auch philosophisch 70 richtig, wenn man die Schönheit unsre zweyte Schöpferin nennt. Denn
 15 ob sie uns gleich die Menschheit bloß möglich macht, und es im übrigen unserm freyen Willen anheim stellt, in wie weit wir sie wirklich machen wollen, so hat sie dieses ja mit unsrer ursprünglichen Schöpferin, der Natur, gemein, die uns gleichfalls nichts weiter, als das Vermögen zur Menschheit erteilte, den Gebrauch desselben
 20 aber auf unsere eigene Willensbestimmung ankommen läßt.

* Zwar läßt die Schnelligkeit, mit welcher gewisse Charaktere von Empfindungen zu Gedanken, und zu Entschlüssen übergehen, die ästhetische Stimmung, welche sie in dieser Zeit nothwendig durchlaufen müssen, kaum oder gar nicht bemerkbar werden. Solche Gemüther können den Zustand der Bestimmungslosigkeit
 25 nicht lang ertragen, und 'dringen ungedultig auf ein Resultat, welches sie in dem 70 Zustand ästhetischer Unbegrenztheit nicht finden. Dahingegen breitet sich bey andern, welche ihren Genuß mehr in das Gefühl des ganzen Vermögens, als einer einzelnen Handlung desselben setzen, der ästhetische Zustand in eine weit größere Fläche aus. So sehr die ersten sich vor der Leerheit fürchten, so wenig können die
 30 letzten Beschränkung ertragen. Ich brauche kaum zu erinnern, daß die ersten fürs Detail und für subalterne Geschäfte, die letzten, vorausgesetzt daß sie mit diesem Vermögen zugleich Realität vereinigen, fürs Ganze und zu grossen Rollen geboren sind.

5—6: zurückgeben A. — 10—11: Entgegengesetzten B. — 16: anheimstellt, B.
 — 25: ungeduldig B. — 32: geboren B b.

Zwey und zwanzigster Brief.

71

Wenn also die ästhetische Stimmung des Gemüths in Einer Rücksicht als Null betrachtet werden muß, sobald man nehmlich sein Augenmerk auf einzelne und bestimmte Wirkungen richtet, so ist sie
 5 in anderer Rücksicht wieder als ein Zustand der höchsten Realität anzusehen, insofern man dabey auf die Abwesenheit aller Schranken, und auf die Summe der Kräfte achtet, die in derselben gemeinschaftlich thätig sind. Man kann also denjenigen eben so wenig Unrecht geben, die den ästhetischen Zustand für den fruchtbarsten in Rücksicht auf
 10 Erkenntniß und Moralität erklären. Sie haben vollkommen recht, denn eine Gemüthsstimmung, welche das Ganze der Menschheit in sich begreift, muß nothwendig auch jede einzelne Aeußerung derselben, dem Vermögen nach, in sich schließen; eine Gemüthsstimmung, welche von dem Ganzen der menschlichen Natur alle Schranken entfernt, muß
 15 diese nothwendig auch von jeder einzelnen Aeußerung derselben entfernen. Eben deswegen, weil sie keine einzelne Funktion der Menschheit ausschließend in Schutz nimmt, so ist sie einer jeden ohne Unterschied günstig, und sie begünstigt ja nur deswegen keine einzelne vorzugsweise, weil sie der Grund der Möglichkeit von allen ist. Alle
 20 andere Uebungen geben dem Gemüth irgend ein besondres Geschick, aber setzen ihm dafür auch eine besondere Grenze; die ästhetische allein führt zum Unbegrenzten. Jeder andere Zustand, in den wir kommen können, weist uns auf einen vorübergehenden zurück und bedarf zu seiner Auflösung eines folgenden; nur der ästhetische ist ein ' Ganzes 72
 25 in sich selbst, da er alle Bedingungen seines Ursprungs und seiner Fortdauer in sich vereinigt. Hier allein fühlen wir uns wie aus der Zeit gerissen; und unsre Menschheit äußert sich mit einer Reinheit und Integrität, als hätte sie von der Einwirkung unsrer Kräfte noch keinen Abbruch erfahren.

30 Was unsern Sinnen in der unmittelbaren Empfindung schmeichelt, das öfnet unser weiches und bewegliches Gemüth jedem Eindruck, aber macht uns auch in demselben Grad zur Anstrengung weniger tüchtig. Was unsre Denkkräfte anspannt und zu abgezogenen

5: Realität B b. — 12 u. 15: Aeußerung B b. — 18: nach in A. — schließ-|sen; A. — 20: anderen B M. — 23: weist B b. — zurück B b. — 28: äußerer B b.

Begriffen einladet, das stärkt unsern Geist zu jeder Art des Widerstandes, aber verhärtet ihn auch in demselben Verhältniß, und raubt uns eben so viel an Empfänglichkeit, als es uns zu einer größern Selbstthätigkeit verhilft. Eben deswegen führt auch das eine wie das
 5 andre zuletzt nothwendig zur Erschöpfung, weil der Stoff nicht lange der bildenden Kraft, weil die Kraft nicht lange des bildsamen Stoffes entzathen kann. Haben wir uns hingegen dem Genuß ächter Schönheit dahin gegeben, so sind wir in einem solchen Augenblick unsrer
 10 leidenden und thätigen Kräfte in gleichem Grad Meister, und mit gleicher Leichtigkeit werden wir uns zum Ernst und zum Spiele, zur Ruhe und zur Bewegung, zur Nachgiebigkeit und zum Widerstand, zum abstrakten Denken und zur Anschauung wenden.

Diese hohe Gleichmüthigkeit und Freyheit des Geistes, mit Kraft und Rüstigkeit verbunden, ist die Stimmung, in der uns ein ächtes
 15 Kunstwerk entlassen soll, und es giebt keinen sicherern Probiertestein der wahren ästhetischen Güte. Finden wir uns nach einem Genuß 73 dieser Art zu irgend einer besondern Empfindungsweise oder Handlungsweise vorzugsweise aufgelegt, zu einer andern hingegen ungeschickt und verdroffen, so dient dieß zu einem untrüglichen Beweise, daß
 20 wir keine rein ästhetische Wirkung erfahren haben; es sey nun, daß es an dem Gegenstand, oder an unserer Empfindungsweise oder (wie fast immer der Fall ist) an beiden zugleich gelegen habe.

Da in der Wirklichkeit keine rein ästhetische Wirkung anzutreffen ist, (denn der Mensch kann nie aus der Abhängigkeit der Kräfte
 25 treten) so kann die Vortreflichkeit eines Kunstwerks bloß in seiner größern Annäherung zu jenem Ideale ästhetischer Reinigkeit bestehen, und bey aller Freyheit, zu der man es steigern mag, werden wir es doch immer in einer besondern Stimmung und mit einer eigenthümlichen Richtung verlassen. Je allgemeiner nun die Stimmung, und
 30 je weniger eingeschränkt die Richtung ist, welche unserm Gemüth durch eine bestimmte Gattung der Künste und durch ein bestimmtes Produkt aus derselben gegeben wird, desto edler ist jene Gattung und desto vortreflicher ein solches Produkt. Man kann dieß mit Werken aus verschiedenen Künsten und mit verschiedenen Werken der nehmlichen

3: größern B b. — 9: Meister und A. — 22: beyden B b. — 33: aus A.

Kunst versuchen. Wir verlassen eine schöne Musik mit reger Empfindung, ein schönes Gedicht mit belebter Einbildungskraft, ein schönes Bildwerk und Gebäude mit aufgewecktem Verstand; wer uns aber unmittelbar nach einem hohen musikalischen Genuß zu abgezogenem
 5 Denken einladen, unmittelbar nach einem hohen poetischen Genuß in einem abgemessenen Geschäft des gemeinen Lebens gebrauchen, unmittelbar nach Betrachtung schöner Malereien und Bildhauerwerke
 10 unsere Einbildungskraft erhitzen, und unser Gefühl überraschen wollte, der würde seine Zeit nicht gut wählen. Die Ursache ist, weil auch die geistreichste Musik durch ihre Materie noch immer in einer
 15 größern Affinität zu den Sinnen steht, als die wahre ästhetische Freiheit duldet, weil auch das glücklichste Gedicht von dem willkürlichen und zufälligen Spiele der Imagination, als seines Mediums, noch immer mehr participiert, als die innere Nothwendigkeit des
 20 wahrhaft Schönen verstatet, weil auch das trefflichste Bildwerk, und dieses vielleicht am meisten, durch die Bestimmtheit seines Begriffs an die ernste Wissenschaft grenzt. Indessen verlieren sich diese besondern Affinitäten mit jedem höhern Grade, den ein Werk aus diesen drei Kunstgattungen erreicht, und es ist eine nothwendige
 25 und natürliche Folge ihrer Vollendung, daß, ohne Verrückung ihrer objektiven Grenzen, die verschiedenen Künste in ihrer Wirkung auf das Gemüth einander immer ähnlicher werden. Die Musik in ihrer höchsten Vereblung muß Gestalt werden, und mit der ruhigen Macht der Antike auf uns wirken; die bildende Kunst in ihrer höchsten
 30 Vollendung muß Musik werden und uns durch unmittelbare sinnliche Gegenwart rühren; die Poesie in ihrer vollkommensten Ausbildung muß uns, wie die Tonkunst, mächtig fassen, zugleich aber, wie die Plastik, mit ruhiger Klarheit umgeben. Darinn eben zeigt sich der vollkommene Styl in jeglicher Kunst, daß er die specifischen Schranken
 derselben zu entfernen weiß, ohne doch ihre specifischen Vorzüge mit aufzuheben, und durch eine weise Benützung ihrer Eigenthümlichkeit
 ihr einen mehr allgemeinen Charakter ertheilt.

Und nicht bloß die Schranken, welche der specifische Charakter
 75 seiner Kunstgattung mit sich bringt, auch diejenigen, welche dem

11: größern B b. — 12: duldet, B. — 14: participirt, B b. — 15: Bildwerk und A. — 26: Poesie, A B b. — 27: Tonkunst mächtig A b.

besondern Stoffe, den er bearbeitet, anhängig sind, muß der Künstler durch die Behandlung überwinden. In einem wahrhaft schönen Kunstwerk soll der Inhalt nichts, die Form aber alles thun; denn durch die Form allein wird auf das Ganze des Menschen, durch den Inhalt
 5 hingegen nur auf einzelne Kräfte gewirkt. Der Inhalt, wie erhaben und weitumfassend er auch sey, wirkt also jederzeit einschränkend auf den Geist, und nur von der Form ist wahre ästhetische Freyheit zu erwarten. Darinn also besteht das eigentliche Kunstgeheimniß des Meisters, daß er den Stoff durch die Form vertilgt; und
 10 je imposanter, anmaßender, verführerischer der Stoff an sich selbst ist, je eigenmächtiger derselbe mit seiner Wirkung sich vordrängt, oder je mehr der Betrachter geneigt ist, sich unmittelbar mit dem Stoff einzulassen, desto triumphirender ist die Kunst, welche jenen zurückzwingt und über diesen die Herrschaft behauptet. Das Gemüth
 15 des Zuschauers und Zuhörers muß völlig frey und unverletzt bleiben, es muß aus dem Zauberkreise des Künstlers rein und vollkommen, wie aus den Händen des Schöpfers gehn. Der frivolste Gegenstand muß so behandelt werden, daß wir aufgelegt bleiben, unmittelbar von demselben zu dem strengsten Ernste überzugehen. Der ernsteste
 20 Stoff muß so behandelt werden, daß wir die Fähigkeit behalten, ihn unmittelbar mit dem leichtesten Spiele zu vertauschen. Künste des Affekts, dergleichen die Tragödie ist, sind kein Einwurf: denn erstlich sind es keine ganz freyen Künste, da sie unter der Dienstbarkeit eines
 25 besondern Zweckes (des Pathetischen) stehen, ' und dann wird wohl 76
 25 kein wahrer Kunstkennner läugnen, daß Werke, auch selbst aus dieser Klasse, um so vollkommener sind, je mehr sie auch im höchsten Sturme des Affekts die Gemüthsfreyheit schonen. Eine schöne Kunst der Leidenschaft giebt es, aber eine schöne leidenschaftliche Kunst ist ein Widerspruch, denn der unausbleibliche Effekt des Schönen ist
 30 Freyheit von Leidenschaften. Nicht weniger widersprechend ist der Begriff einer schönen lehrenden (didaktischen) oder bessernden (moralischen) Kunst, denn nichts streitet mehr mit dem Begriff der Schönheit, als dem Gemüth eine bestimmte Tendenz zu geben.

Nicht immer beweist es indeß eine Formlosigkeit in dem Werke,

19: strengen B b. — 22: Einwurf; B b. — 24: dann B. — 34: beweiset B b.
 — indeß B b.

wenn es bloß durch seinen Inhalt Effect macht; es kann eben so oft von einem Mangel an Form in dem Beurtheiler zeugen. Ist dieser entweder zu gespannt oder zu schlaff; ist er gewohnt, entweder bloß mit dem Verstand oder bloß mit den Sinnen aufzunehmen, so wird
 5 er sich auch bey dem glücklichsten Ganzen nur an die Theile, und bey der schönsten Form nur an die Materie halten. Nur für das rohe Element empfänglich muß er die ästhetische Organisation eines Werks erst zerstören, ehe er einen Genuß daran findet, und das Einzelne sorgfältig auffcharren, das der Meister mit unendlicher Kunst
 10 in der Harmonie des Ganzen verschwinden machte. Sein Interesse daran ist schlechterdings entweder moralisch oder physisch, nur gerade, was es seyn soll, ästhetisch ist es nicht. Solche Leser genießen ein ernsthaftes und pathetisches Gedicht, wie eine Predigt, und ein naives oder scherzhaftes, wie ein berauschesndes Getränk; und waren sie ge-
 15 schmacklos ge'nug, von einer Tragödie und Epopee, wenn es auch eine 77
 Messiade wäre, Erbauung zu verlangen, so werden sie an einem anacreontischen oder catullischen Lied unfehlbar ein Vergerniß nehmen.

Drey und zwanzigster Brief.

78

Ich nehme den Faden meiner Untersuchung wieder auf, den ich
 20 nur darum abgerissen habe, um von den aufgestellten Sätzen die Anwendung auf die ausübende Kunst und auf die Beurtheilung ihrer Werke zu machen.

Der Uebergang von dem leidenden Zustande des Empfindens zu dem thätigen des Denkens und Wollens geschieht also nicht anders,
 25 als durch einen mittleren Zustand ästhetischer Freyheit, und obgleich dieser Zustand an sich selbst weder für unsere Einsichten, noch Gefinnungen etwas entscheidet, mithin unsern intellektuellen und moralischen Werth ganz und gar problematisch läßt, so ist er doch die
 30 nothwendige Bedingung, unter welcher allein wir zu einer Einsicht und zu einer Gefinnung gelangen können. Mit einem Wort: es giebt keinen andern Weg, den sinnlichen Menschen vernünftig zu machen, als daß man denselben zuvor ästhetisch macht.

15: Epopöe, W. M. (Vgl. oben S. 35, Z. 10 und unten S. 473, 11; 484, 18; 496, 28.) — 17: Liebe B. b.

Aber, möchten Sie mir einwenden, sollte diese Vermittlung durchaus unentbehrlich seyn? Sollten Wahrheit und Pflicht nicht auch schon für sich allein und durch sich selbst bey dem sinnlichen Menschen Eingang finden können? Hierauf muß ich antworten: sie können nicht
 5 nur, sie sollen schlechterdings ihre bestimmende Kraft bloß sich selbst zu verdanken haben, und nichts würde meinen bisherigen Behauptungen widersprechender seyn, als wenn sie das Ansehen hätten, die entgegengesetzte Meinung in Schutz zu nehmen. Es ist ausdrücklich be-
 wiesen worden, daß die Schönheit kein Resultat weder für den Ver- 79
 10 stand noch den Willen gebe, daß sie sich in kein Geschäft weder des Denkens noch des Entschließens mische, daß sie zu beyden bloß das Vermögen ertheile, aber über den wirklichen Gebrauch dieses Vermögens durchaus nichts bestimme. Bey diesem fällt alle fremde Hülfe hinweg, und die reine logische Form, der Begriff, muß unmittelbar
 15 zu dem Verstand, die reine moralische Form, das Gesetz, unmittelbar zu dem Willen reden.

Aber daß sie dieses überhaupt nur könne — daß ~~es~~ überhaupt nur eine reine Form für den sinnlichen Menschen gebe, dieß, behaupte ich, muß durch die ästhetische Stimmung des Gemüths erst möglich
 20 gemacht werden. Die Wahrheit ist nichts, was so wie die Wirklichkeit oder das sinnliche Daseyn der Dinge von außen empfangen werden kann; sie ist etwas, das die Denkkraft selbstthätig und in ihrer Freyheit hervorbringt, und diese Selbstthätigkeit, diese Freyheit ist es ja eben, was wir bey dem sinnlichen Menschen vermissen. Der sinnliche
 25 Mensch ist schon (physisch) bestimmt, und hat folglich keine freye Bestimmbarkeit mehr: diese verlorne Bestimmbarkeit muß er nothwendig erst zurück erhalten, eh' er die leidende Bestimmung mit einer thätigen vertauschen kann. Er kann sie aber nicht anders zurückerhalten, als entweder indem er die passive Bestimmung verliert, die er hatte, oder
 30 indem er die aktive schon in sich enthält, zu welcher er übergehen soll. Verlöre er bloß die passive Bestimmung, so würde er zugleich mit derselben auch die Möglichkeit einer aktiven verlieren, weil der Gedanke einen Körper braucht, und die Form nur an 'einem 80
 Stoffe realisirt werden kann. Er wird also die letztere schon in sich

27: zurück B b. — 28: zurück erhalten, B. — 29 u. 31: passive B b.

enthalten, er wird zugleich leidend und thätig bestimmt seyn, das heißt, er wird ästhetisch werden müssen.

Durch die ästhetische Gemüthsstimmung wird also die Selbstthätigkeit der Vernunft schon auf dem Felde der Sinnlichkeit eröffnet, 5 die Macht der Empfindung schon innerhalb ihrer eigenen Grenzen gebrochen, und der physische Mensch so weit veredelt, daß nunmehr der geistige sich nach Gesetzen der Freyheit aus demselben bloß zu entwickeln braucht. Der Schritt von dem ästhetischen Zustand zu dem logischen und moralischen (von der Schönheit zur Wahrheit und 10 zur Pflicht) ist daher unendlich leichter, als der Schritt von dem physischen Zustande zu dem ästhetischen (von dem bloßen blinden Leben zur Form) war. Jenen Schritt kann der Mensch durch seine bloße Freyheit vollbringen, da er sich bloß zu nehmen, und nicht zu geben, bloß seine Natur zu vereinzeln, nicht zu erweitern braucht; der ästhe- 15 tisch gestimmte Mensch wird allgemein gültig urtheilen, und allgemein gültig handeln, sobald er es wollen wird. Den Schritt von der rohen Materie zur Schönheit, wo eine ganz neue Thätigkeit in ihm eröffnet werden soll, muß die Natur ihm erleichtern, und sein Wille kann über eine Stimmung nichts gebieten, die ja dem Willen selbst 20 erst das Daseyn giebt. Um den ästhetischen Menschen zur Einsicht und grossen Gefinnungen zu führen, darf man ihm weiter nichts, als wichtige Anlässe geben; um von dem sinnlichen Menschen eben das zu 'erhalten', muß man erst seine Natur verändern. Bey jenem braucht es oft nichts, als die Aufforderung einer 'erhabenen Situation, (die 81 25 am unmittelbarsten auf das Willensvermögen wirkt) um ihn zum Held und zum Weisen zu machen; diesen muß man erst unter einen andern Himmel versetzen.

Es gehört also zu den wichtigsten Aufgaben der Kultur, den Menschen auch schon in seinem bloß physischen Leben der Form zu 30 unterwerfen, und ihn, so weit das Reich der Schönheit nur immer reichen kann, ästhetisch zu machen, weil nur aus dem ästhetischen, nicht aber aus dem physischen Zustand der moralische sich entwickeln kann. Soll der Mensch in jedem einzelnen Fall das Vermögen be- sitzen, sein Urtheil und seinen Willen zum Urtheil der Gattung zu

26: Selben & M. — 30: ihn so A. — 31—32: ästhetischen nicht A. — 32: Zustande B b.

- machen, soll er aus jedem beschränkten Daseyn den Durchgang zu einem unendlichen finden, aus jedem abhängigen Zustand zur Selbstständigkeit und Freyheit den Aufschwung nehmen können, so muß dafür gesorgt werden, daß er in keinem Momente bloß Individuum sey, 5 und bloß dem Naturgesetz diene. Soll er fähig und fertig seyn, aus dem engen Kreis der Naturzwecke sich zu Vernunftzwecken zu erheben, so muß er sich schon innerhalb der erstern für die letztern geübt, und schon seine physische Bestimmung mit einer gewissen Freyheit der Geister, d. i. nach Gesetzen der Schönheit ausgeführt haben.
- 10 Und zwar kann er dieses, ohne dadurch im geringsten seinem physischen Zweck zu widersprechen. Die Anforderungen der Natur an ihn gehen bloß auf das, was er wirkt, auf den Inhalt seines Handelns, über die Art, wie er wirkt, über die Form desselben, ist durch die Naturzwecke nichts bestimmt. Die Anforderungen der Ver- 82
- 15 nunft hingegen sind streng auf die Form seiner Thätigkeit gerichtet. So nothwendig es also für seine moralische Bestimmung ist, daß er rein moralisch sey, daß er eine absolute Selbstthätigkeit beweise, so gleichgültig ist es für seine physische Bestimmung, ob er rein physisch ist, ob er sich absolut leidend verhält. In Rücksicht auf diese letztere
- 20 ist es also ganz in seine Willkühr gestellt, ob er sie bloß als Sinnenwesen, und als Naturkraft (als eine Kraft nehmlich, welche nur wirkt, je nachdem sie erleidet) oder ob er sie zugleich als absolute Kraft, als Vernunftwesen ausführen will, und es dürfte wohl keine Frage seyn, welches von beyden seiner Würde mehr entspricht. Vielmehr
- 25 so sehr es ihn erniedrigt und schändet, dasjenige aus sinnlichem Antriebe zu thun, wozu er sich aus reinen Motiven der Pflicht bestimmt haben sollte, so sehr ehrt und adelt es ihn, auch da nach Gesetzmäßigkeit, nach Harmonie, nach Unbeschränktheit zu streben, wo der gemeine Mensch nur sein erlaubtes Verlangen stillt.* Mit einem
- 30 * Diese geistreiche und ästhetisch freye Behandlung gemeiner Wirklichkeit ist, wo man sie auch antrifft, das Kennzeichen einer edeln Seele. Edel ist überhaupt ein Gemüth zu nennen, welches die Gabe besitzt, auch das beschränkteste Geschäft und den kleinlichsten Gegenstand durch die Behandlungsweise in ein Unendliches zu verwandeln. Edel heißt jede Form, welche dem, was seiner Natur nach bloß
- 35 dient (bloßes Mittel ist), das Gepräge der Selbstständigkeit ausdrückt. Ein edler

2: Zustande B b. — 7: der ersten R. — 24: Vielmehr, B b.

Wort: da, wo der Form'trieb herrschen soll, im Gebiete der Wahr- 88
heit und Moralität, darf keine Materie mehr seyn, darf die Empfin-
' dung nichts zu bestimmen haben; aber da, wo der Sachtrieb regiert, 81
im Bezirke der Glückseligkeit, darf Form seyn, und darf der Spiel-
5 trieb gebieten.

Geist begnügt sich nicht damit, selbst frey zu seyn, er muß alles andere um sich
her, auch das Leblose, in Freyheit setzen. Schönheit aber ' ist der einzig mögliche 83
Ausdruck der Freyheit in der Erscheinung. Der vorherrschende Ausdruck des Ver-
standes in einem Gesicht, einem Kunstwerk u. dgl. kann daher niemals edel aus-
10 fallen, wie er denn auch niemals schön ist, weil er die Abhängigkeit (welche von
der Zweckmäßigkeit nicht zu trennen ist) heraushebt, anstatt sie zu verbergen.

Der Moralphilosoph lehrt uns zwar, daß man nie mehr thun könne als
seine Pflicht, und er hat vollkommen recht, wenn er bloß die Beziehung meynt,
welche Handlungen auf das Moralgesetz haben. Aber bey Handlungen, welche sich
15 bloß auf einen Zweck beziehen, über diesen Zweck noch hinaus ins Ueber-
sinnliche gehen (welches hier nichts anders heißen kann als das physische ästhetisch
ausführen) heißt zugleich über die Pflicht hinaus gehen, indem diese nur vor-
schreiben kann, daß der Wille heilig sey, nicht daß auch schon die Natur sich
geheiligt habe. Es giebt also zwar kein moralisches, aber es giebt ein ästhetisches
20 Uebertreffen der Pflicht, und ein solches Betragen heißt edel. Eben deswegen aber,
weil bey dem Edeln immer ein Ueberfluß wahrgenommen wird, indem dasjenige
auch einen freyen formalen Werth besitzt, was bloß einen materialen zu haben
brauchte, oder mit dem innern Werth, den es haben soll, noch einen äußern, der
ihm fehlen dürfte, vereinigt, so haben manche ästhetischen Ueberfluß mit einem
25 moralischen verwechselt, und von der Erscheinung des Edeln verführt, eine Will-
kühr und Zu'fälligkeit in die Moralität selbst hinein getragen, wodurch sie ganz 84
würde aufgehoben werden.

Von einem edeln Betragen ist ein erhabenes zu unterscheiden. Das erste geht
über die sittliche Verbindlichkeit noch hinaus, aber nicht so das letztere, obgleich wir
30 es ungleich höher als jenes achten. Wir achten es aber nicht deswegen, weil es
den Vernunftbegriff seines Objekts (des Moralgesetzes), sondern weil es den Er-
fahrungsbegriff seines Subjekts (unsre Kenntnisse menschlicher Willensgüte und
Willensstärke) übertrifft; so schätzen wir umgekehrt ein edles Betragen nicht darum,
weil es die Natur des Subjekts überschreitet, aus der es vielmehr völlig zwanglos
35 hervorstießen muß, sondern weil es über die Natur seines Objekts (den physischen
Zweck) hinaus in das Geisterreich schreitet. Dort, möchte man sagen, erstaunen
wir über den Sieg, den der Gegenstand über den Menschen davon trägt; hier be-
wundern wir den Schwung, den der Mensch dem Gegenstande giebt.

1: da — [soll,] fehlt B b K W M. — 2: darf keine Materie mehr seyn,] fehlt
B b K W M. — 3: da, wo der Sachtrieb regiert,] fehlt B b K W M. — 10: nie-
mals auch B. — 11: nicht] fehlt A (doch unter den Verbesserungen nachgetragen). —
13: meint, B. — 16: heißen B b. — 20: deswegen B. — 23: äußern, B b. —
30: deswegen, B. — 31: den Vernunftbegriff K W M] der Vernunftbegriff A B b.
— Moralgesetzes) sondern A. — 33: übertrifft, A B b. — 35: hervorstießen B b.

Also hier schon, auf dem gleichgültigen Felde des physischen Lebens, muß der Mensch sein moralisches anfangen; noch in seinem Leiden muß er seine Selbstthätigkeit, noch innerhalb seiner sinnlichen Schranken seine Vernunftfreiheit beginnen. Schon seinen Neigungen
 5 muß er das Gesetz seines Willens auflegen; er muß, wenn ' Sie mir 85
 den Ausdruck verstatten wollen, den Krieg gegen die Materie in ihre eigene Grenze spielen, damit er es überhoben sey, auf dem heiligen Boden der Freiheit gegen diesen furchtbaren Feind zu sechten; er muß lernen edler begehren, damit er nicht nöthig habe, er haben
 10 zu wollen. Dieses wird geleistet durch ästhetische Kultur, welche
 alles das, worüber weder Naturgesetze die menschliche Willkühr binden, noch Vernunftgesetze, Gesetzen der Schönheit unterwirft, und in der Form, die sie dem äußern Leben giebt, schon das innere eröffnet.

Vier und zwanzigster Brief.

86

15 Es lassen sich also drey verschiedene Momente oder Stufen der
 Entwicklung unterscheiden, die sowohl der einzelne Mensch als die
 ganze Gattung nothwendig und in einer bestimmten Ordnung durch-
 laufen müssen, wenn sie den ganzen Kreis ihrer Bestimmung erfüllen
 sollen. Durch zufällige Ursachen, die entweder in dem Einfluß der
 20 äußern Dinge oder in der freien Willkühr des Menschen liegen, können
 zwar die einzelnen Perioden bald verlängert, bald abgekürzt, aber
 keine kann ganz übersprungen, und auch die Ordnung, in welcher
 sie auf einander folgen, kann weder durch die Natur, noch durch den
 Willen umgekehrt werden. Der Mensch in seinem physischen Zu-
 25 stand erleidet bloß die Macht der Natur; er entledigt sich dieser
 Macht in dem ästhetischen Zustand, und er beherrscht sie in dem
 moralischen.

Was ist der Mensch, ehe die Schönheit die freie Lust ihm ent-
 lockt, und die ruhige Form das wilde Leben besänftigt? Ewig ein-
 30 förmig in seinen Zwecken, ewig wechselnd in seinen Urtheilen, selbst-
 süchtig ohne Er Selbst zu seyn, ungebunden ohne frey zu seyn,
 Sklave ohne einer Regel zu dienen. In dieser Epoche ist ihm die

Welt bloß Schicksal, noch nicht Gegenstand, alles hat nur Existenz für ihn, insofern es ihm Existenz verschafft, was ihm weder giebt noch nimmt, ist ihm gar nicht vorhanden. Einzelne und abgeschnitten, wie er sich selbst in der Reihe der Wesen findet, steht jede Erscheinung vor ihm da. Alles, was ist, ist ihm durch das 'Machtwort' des Augenblicks, jede Veränderung ist ihm eine ganz frische Schöpfung, weil mit dem Nothwendigen in ihm die Nothwendigkeit außer ihm fehlt, welche die wechselnden Gestalten in ein Weltall zusammenbindet, und, indem das Individuum flieht, das Gesetz auf dem Schauplatz fest hält. Umsonst läßt die Natur ihre reiche Mannichfaltigkeit an seinen Sinnen vorüber gehen; er sieht in ihrer herrlichen Fülle nichts, als seine Beute, in ihrer Macht und Größe nichts als seinen Feind. Entweder er stürzt auf die Gegenstände, und will sie in sich reißen in der Begierde; oder die Gegenstände dringen zerstörend auf ihn ein, und er stößt sie von sich, in der Verabscheuung. In beiden Fällen ist sein Verhältniß zur Sinnenwelt unmittelbare Berührung, und ewig von ihrem Andrang geängstigt, rastlos von dem gebieterischen Bedürfniß gequält, findet er nirgends Ruhe als in der Ermattung, und nirgends Grenzen als in der erschöpften Begier.

20 Zwar die gewalt'ge Brust und der Titanen
 Kraftvolles Mark ist sein
 Gewisses Erbtheil; doch es schmiedete
 Der Gott um seine Stirn ein ehern Band,
 Rath, Mäßigung und Weisheit und Geduld
 25 Verborgt er seinem scheuen düstern Blick.
 Es wird zur Wuth ihm jegliche Begier,
 Und grenzenlos dringt seine Wuth umher.
 Iphigenie auf Tauris.

Mit seiner Menschenwürde unbekannt, ist er weit entfernt sie in andern zu ehren, und der eignen wilden 'Gier sich bewußt, fürchtet er sie in jedem Geschöpf, das ihm ähnlich sieht. Nie erblickt er andre in sich, nur sich in andern, und die Gesellschaft, anstatt ihn zur Gattung auszudehnen, schließt ihn nur enger und enger in sein In-

1: Gegenstand; B b. — 2: verschafft, B b. — 7: außer B b. — 13: reißen B b. — 15: Ist beyden b. — 20—27: (Wöthes Iphigenie, Akt I, Auftritt 3, etwas geändert). — 24: Weisheit B b.

dividuum ein. In dieser dumpfen Beschränkung irrt er durch das nachtvollte Leben, bis eine günstige Natur die Last des Stoffes von seinen verfinsterten Sinnen wälzt, die Reflexion ihn selbst von den Dingen scheidet, und im Widerscheine des Bewußtseyns sich endlich
5 die Gegenstände zeigen.

Dieser Zustand roher Natur läßt sich freylich, so wie er hier geschildert wird, bey keinem bestimmten Volk und Zeitalter nachweisen; er ist bloß Idee, aber eine Idee, mit der die Erfahrung in einzelnen Zügen aufs genaueste zusammen stimmt. Der Mensch, kann man
10 sagen, war nie ganz in diesem thierischen Zustand, aber er ist ihm auch nie ganz entflohen. Auch in den rohesten Subjekten findet man unverkennbare Spuren von Vernunftfreyheit, so wie es in den gebildetsten nicht an Momenten fehlt, die an jenen düstern Naturstand erinnern. Es ist dem Menschen einmal eigen, das Höchste und das
15 Niedrigste in seiner Natur zu vereinigen, und wenn seine Würde auf einer strengen Unterscheidung des einen von dem andern beruht, so beruht auf einer geschickten Aufhebung dieses Unterschieds seine Glückseligkeit. Die Kultur, welche seine Würde mit seiner Glückseligkeit in Uebereinstimmung bringen soll, wird also für die höchste
20 Reinheit jener beyden Principien in ihrer innigsten Vermischung zu sorgen haben.

Die erste Erscheinung der Vernunft in dem Menschen ist darum 89 noch nicht auch der Anfang seiner Menschheit. Diese wird erst durch seine Freyheit entschieden, und die Vernunft fängt erstlich damit an,
25 seine sinnliche Abhängigkeit grenzenlos zu machen; ein Phänomen, das mir für seine Wichtigkeit und Allgemeinheit noch nicht gehörig entwickelt scheint. Die Vernunft, wissen wir, giebt sich in dem Menschen durch die Forderung des Absoluten (auf sich selbst gegründeten und nothwendigen) zu erkennen, welche, da ihr in keinem einzelnen Zu-
30 stand seines physischen Lebens Genüge geleistet werden kann, ihn das physische ganz und gar zu verlassen, und von einer beschränkten Wirklichkeit zu Ideen aufzusteigen nöthigt. Aber obgleich der wahre Sinn jener Forderung ist, ihn den Schranken der Zeit zu entreißen und von der sinnlichen Welt zu einer Idealmwelt empor zu führen, so
35 kann sie doch, durch eine (in dieser Epoche der herrschenden Sinnlich-

33: entreißen B.

keit kaum zu vermeidende) Mißdeutung auf das physische Leben sich richten, und den Menschen, anstatt ihn unabhängig zu machen, in die furchtbarste Knechtschaft stürzen.

Und so verhält es sich auch in der That. Auf den Flügeln der
 5 Einbildungskraft verläßt der Mensch die engen Schranken der Gegenwart, in welche die bloße Thierheit sich einschließt, um vortwärts nach einer unbeschränkten Zukunft zu streben; aber indem vor seiner schwindelnden Imagination das Unendliche aufgeht, hat sein Herz noch nicht aufgehört im Einzelnen zu leben, und dem Augenblick zu
 10 dienen. Mitten in seiner Thierheit überrascht ihn der Trieb zum Absoluten — und da ' in diesem dumpfen Zustande alle seine Bestrebungen bloß auf das Materielle und Zeitliche gehen, und bloß auf sein Individuum sich begrenzen, so wird er durch jene Foderung bloß
 15 ins Endlose auszudehnen, anstatt nach Form nach einem unverfiegenden Stoff, anstatt nach dem Unveränderlichen nach einer ewig dauernden Veränderung und nach einer absoluten Versicherung seines zeitlichen Daseyns zu streben. Der nehmliche Trieb, der ihn auf sein Denken und Thun angewendet zur Wahrheit und Moralität
 20 führen sollte, bringt jetzt, auf sein Leiden und Empfinden bezogen, nichts als ein unbegrenztes Verlangen, als ein absolutes Bedürfnis hervor. Die ersten Früchte, die er in dem Geisterreich ärndtet, sind also Sorge und Furcht; beydes Wirkungen der Vernunft, nicht der Sinnlichkeit, aber einer Vernunft, die sich in ihrem Gegenstand
 25 vergreift, und ihren Imperativ unmittelbar auf den Stoff anwendet. Früchte dieses Baumes sind alle unbedingte Glückseligkeitsysteme, sie mögen den heutigen Tag oder das ganze Leben, oder, was sie um nichts ehrwürdiger macht, die ganze Ewigkeit zu ihrem Gegenstand haben. Eine grenzenlose Dauer des Daseyns und Wohlseyns, bloß
 30 um des Daseyns und Wohlseyns willen, ist bloß ein Ideal der Begierde, mithin eine Foderung, die nur von einer ins Absolute strebenden Thierheit kann aufgeworfen werden. Ohne also durch eine Vernunftäußerung dieser Art etwas für seine Menschheit zu gewinnen, verliert er dadurch bloß die glückliche Beschränktheit des Thiers, vor welchem er nun bloß den unbeneidenswerthen Vorzug besitzt, über

22: erntet, B. — 26: unbedingten W M. — 33: Vernunftäußerung B b.

dem Streben in die Ferne den Besitz der Gegenwart zu verlieren, ohne doch in der ganzen ' grenzenlosen Ferne je etwas anders als 91 die Gegenwart zu suchen.

Aber wenn sich die Vernunft auch in ihrem Objekt nicht ver-
 5 greift, und in der Frage nicht irrt, so wird die Sinnlichkeit noch
 lange Zeit die Antwort verfälschen. Sobald der Mensch angefangen
 hat, seinen Verstand zu brauchen und die Erscheinungen umher nach
 Ursachen und Zwecken zu verknüpfen, so bringt die Vernunft, ihrem
 Begriffe gemäß, auf eine absolute Verknüpfung und auf einen un-
 10 bedingten Grund. Um sich eine solche Forderung auch nur aufwerfen
 zu können, muß der Mensch über die Sinnlichkeit schon hinausgeschritten
 seyn; aber eben dieser Forderung bedient sie sich, um den Flüchtling
 zurückzuholen. Hier wäre nemlich der Punkt, wo er die Sinnen-
 welt ganz und gar verlassen, und zum reinen Ideenreich sich aufschwin-
 15 gen müßte; denn der Verstand bleibt ewig innerhalb des Bedingten
 stehen und fragt ewig fort, ohne je auf ein Letztes zu gerathen. Da
 aber der Mensch, von dem hier geredet wird, einer solchen Abstraktion
 noch nicht fähig ist, so wird er, was er in seinem sinnlichen Er-
 kenntnißkreise nicht findet, und über denselben hinaus in der
 20 reinen Vernunft noch nicht sucht, unter demselben in seinem Gefühl-
 kreise suchen und dem Scheine nach finden. Die Sinnlichkeit zeigt
 ihm zwar nichts, was sein eigener Grund wäre, und sich selbst das
 Gesetz gäbe; aber sie zeigt ihm etwas, was von keinem Grunde
 weiß, und kein Gesetz achtet. Da er also den fragenden Verstand
 25 durch keinen letzten und innern Grund zur Ruhe bringen kann, so
 bringt er ihn durch den Begriff des Grundlosen wenigstens zum
 Schweigen, und bleibt innerhalb ' der blinden Nothigung der Materie 92
 stehen, da er die erhabene Nothwendigkeit der Vernunft noch nicht
 zu erfassen vermag. Weil die Sinnlichkeit keinen andern Zweck
 30 kennt, als ihren Vortheil, und sich durch keine andre Ursache als
 den blinden Zufall getrieben fühlt, so macht er jenen zum Bestimmer
 seiner Handlungen, und diesen zum Beherrscher der Welt.

Selbst das Heilige im Menschen, das Moralgesetz, kann bey
 seiner ersten Erscheinung in der Sinnlichkeit dieser Verfälschung nicht

13: zurückzuholen. B b. — 15: müßte; A B M] mußte; A B b.

entgehen. Da es bloß verbiethend und gegen das Interesse seiner sinnlichen Selbstliebe spricht, so muß es ihm solange als etwas auswärtiges erscheinen, als er noch nicht dahin gelangt ist, jene Selbstliebe als das Auswärtige und die Stimme der Vernunft als sein
 5 wahres Selbst anzusehen. Er empfindet also bloß die Fesseln, welche die letztere ihm anlegt, nicht die unendliche Befreyung, die sie ihm verschafft. Ohne die Würde des Gesetzgebers in sich zu ahnen, empfindet er bloß den Zwang und das ohnmächtige Widerstreben des Unterthans. Weil der sinnliche Trieb dem moralischen in seiner Er-
 10 fahrung vorhergeht, so giebt er dem Gesetz der Nothwendigkeit einen Anfang in der Zeit, einen positiven Ursprung, und durch den unglücklichsten aller Irrthümer macht er das Unveränderliche und Ewige in Sich zu einem Accidens des Vergänglichen. Er über-
 15 redet sich die Begriffe von Recht und Unrecht als Statuten anzusehen, die durch einen Willen eingeführt wurden, nicht die an sich selbst und in alle Ewigkeit gültig sind. Wie er in Erklärung einzelner Naturphänomene über die Natur hinaus schreitet, und außerhalb
 derselben sucht, was nur in ihrer in'nern Gesetzmäßigkeit kann ge- 20
 funden werden, eben so schreitet er in Erklärung des Sittlichen über die Vernunft hinaus, und verschärzt seine Menschheit, indem er
 25 auf diesem Weg eine Gottheit sucht. Kein Wunder, wenn eine Religion, die mit Wegwerfung seiner Menschheit erkaufte wurde, sich einer solchen Abstammung würdig zeigt, wenn er Gesetze, die nicht von Ewigkeit her banden, auch nicht für unbedingt und in alle
 30 Ewigkeit bindend hält. Er hat es nicht mit einem heiligen, bloß mit einem mächtigen Wesen zu thun. Der Geist seiner Gottesverehrung ist also Furcht, die ihn erniedrigt, nicht Ehrfurcht, die ihn in seiner eigenen Schätzung erhebt.

Obgleich diese mannichfaltigen Abweichungen des Menschen von
 30 dem Ideale seiner Bestimmung nicht alle in der nehmlichen Epoche statt haben können, indem derselbe von der Gedankenlosigkeit zum Irrthum, von der Willenlosigkeit zur Willensverderbniß mehrere Stufen zu durchwandern hat, so gehören doch alle zum Gefolge des physischen Zustandes, weil in allen der Trieb des Lebens über den

13: Accidens B. — 18: Gesetzmäßigkeit B b. — 21: Statt B.

Fornutrieb den Meister spielt. Es sey nun, daß die Vernunft in dem Menschen noch gar nicht gesprochen habe, und das Physische noch mit blinder Nothwendigkeit über ihn herrsche; oder daß sich die Vernunft noch nicht genug von den Sinnen gereinigt habe, und das
 5 Moralische dem Physischen noch diene, so ist in beyden Fällen das einzige in ihm gewaltthabende Princip ein materielles und der Mensch wenigstens seiner letzten Tendenz nach ein sinnliches Wesen; mit dem einzigen Unterschied, daß er in dem ersten Fall ein vernunftloses, in dem zweyten ein vernünftiges Thier ist. Er soll aber ' keines von
 10 beyden, er soll Mensch seyn; die Natur soll ihn nicht ausschließend und die Vernunft soll ihn nicht bedingt beherrschen. Beyde Gesetzgebungen sollen vollkommen unabhängig von einander bestehen, und dennoch vollkommen einig seyn.

Fünf und zwanzigster Brief.

95

15 Solange der Mensch, in seinem ersten physischen Zustande, die Sinnenwelt bloß leidend in sich aufnimmt, bloß empfindet, ist er auch noch völlig Eins mit derselben, und eben weil er selbst bloß Welt ist, so ist für ihn noch keine Welt. Erst, wenn er in seinem ästhetischen Stande, sie ausser sich stellt oder betrachtet, sondert sich
 20 seine Persönlichkeit von ihr ab, und es erscheint ihm eine Welt, weil er aufgehört hat, mit derselben Eins auszumachen.*

* Ich erinnere noch einmal, daß diese beyden Perioden zwar in der Idee nothwendig von einander zu trennen sind, in der Erfahrung aber sich mehr oder weniger vermischen. Auch muß man nicht denken, als ob es eine Zeit gegeben habe,
 25 wo der Mensch nur in diesem physischen Stande sich befunden, und eine Zeit, wo er sich ganz von demselben losgemacht hätte. Sobald der Mensch einen Gegenstand sieht, so ist er schon nicht mehr in einem bloß physischen Zustand, und so lang er fortfahren wird, einen Gegenstand zu sehen, wird er auch jenem physischen Stand nicht entlaufen, weil er ja nur sehen kann, insofern er empfindet. Jene
 30 drey Momente, welche ich am Anfang des 24ten Briefs nachhaft machte, sind also zwar, im Ganzen betrachtet, drey verschiedene Epochen für die Entwicklung der ganzen Menschheit, und für die ganze Entwicklung eines einzelnen Menschen, aber sie lassen sich auch ' bey jeder einzelnen Wahrnehmung eines Objekts unter- 96 scheiden, und sind mit einem Wort die nothwendigen Bedingungen jeder Erkenntnis, die wir durch die Sinne erhalten.

6: Mensch, B b. — 7: nach, B b. — 19: außer B b. — 31: zwar im A.

- Die Betrachtung (Reflexion) ist das erste liberale Verhältniß des 96 Menschen zu dem Weltall, das ihn umgiebt. Wenn die Begierde ihren Gegenstand unmittelbar ergreift, so rückt die Betrachtung den 5 and unverlierbaren Eigenthum, daß sie ihn vor der Leidenschaft flüchtet. Die Nothwendigkeit der Natur, die ihn im Zustand der bloßen Empfindung mit ungetheilter Gewalt beherrschte, läßt bey der Reflexion von ihm ab, in den Sinnen erfolgt ein augenblicklicher Friede, die Zeit selbst, das ewig wandelnde, steht still, indem des 10 Bewußtseyns zerstreute Strahlen sich sammeln, und ein Nachbild des Unendlichen, die Form, reflektiert sich auf dem vergänglichen Grunde. Sobald es Licht wird in dem Menschen, ist auch außer ihm keine Nacht mehr; sobald es stille wird in ihm, legt sich auch der Sturm in dem Weltall, und die streitenden Kräfte der Natur finden Ruhe 15 zwischen bleibenden Grenzen. Daher kein Wunder, wenn die uralten Dichtungen von dieser großen Begebenheit im Innern des Menschen als von einer Revolution in der Außenwelt reden, und den Gedanken, der über die Zeitgesetze siegt, unter dem Bilde des Zeus versinnlichen, der das Reich des Saturnus endigt.
- 20 Aus einem Sklaven der Natur, solange er sie bloß empfindet, wird der Mensch ihr Gesetzgeber, sobald er sie denkt. Die ihn vor- dem nur als Macht beherrschte, steht jetzt als Objekt vor seinem 97 richtenden Blick. Was ihm Objekt ist, hat keine Gewalt über ihn, denn um Objekt zu seyn, muß es die seinige erfahren. Soweit er 25 der Materie Form giebt und solange er sie giebt, ist er ihren Wirkungen unverleßlich; denn einen Geist kann nichts verletzen, als was ihm die Freyheit raubt, und er beweist ja die seinige, indem er das Formlose bildet. Nur wo die Masse schwer und gestaltlos herrscht, und zwischen unsichern Grenzen die trüben Umrisse wanken, hat die 30 Furcht ihren Sitz; jedem Schreckniß der Natur ist der Mensch überlegen, sobald er ihm Form zu geben und es in sein Objekt zu verwandeln weiß. So wie er anfängt, seine Selbstständigkeit gegen die Natur als Erscheinung zu behaupten, so behauptet er auch gegen die

11: reflektirt B. — 12: außer B b. — 17: Außenwelt B b. — 23: richtenden A B M] fehlt B b R. — 24: So weit B b. — 25: solange B b. — 27: beweist B b (und so fernerhin).

Natur als Macht seine Würde, und mit edler Freyheit richtet er sich auf gegen seine Götter. Sie werfen die Gespensterlarven ab, womit sie seine Kindheit geängstigt hatten, und überraschen ihn mit seinem eigenen Bild, indem sie seine Vorstellung werden. Das göttliche
 5 Monstrum des Morgenländers, das mit der blinden Stärke des Raubthiers die Welt verwaltet, zieht sich in der griechischen Phantasie in den freundlichen Contour der Menschheit zusammen, das Reich der Titanen fällt, und die unendliche Kraft ist durch die unendliche Form gebändigt.

10 Aber indem ich bloß einen Ausgang aus der materiellen Welt und einen Uebergang in die Geisterwelt suchte, hat mich der freye Lauf meiner Einbildungskraft schon mitten in die letztere hineingeführt. Die Schönheit, die wir suchen, liegt bereits hinter uns, und wir haben sie übersprungen, indem wir von dem bloßen Leben
 15 un'mittelbar zu der reinen Gestalt, und zu dem reinen Object über- 98 giengen. Ein solcher Sprung ist nicht in der menschlichen Natur, und um gleichen Schritt mit dieser zu halten, werden wir zu der Sinnenwelt wieder umkehren müssen.

Die Schönheit ist allerdings das Werk der freyen Betrachtung,
 20 und wir treten mit ihr in die Welt der Ideen — aber was wohl zu bemerken ist, ohne darum die sinnliche Welt zu verlassen, wie bey Erkenntniß der Wahrheit geschieht. Diese ist das reine Produkt der Absonderung von allem, was materiell und zufällig ist, reines
 25 Object, in welchem keine Schranke des Subjekts zurückbleiben darf, reine Selbstthätigkeit ohne Beymischung eines Leidens. Zwar giebt es auch von der höchsten Abstraktion einen Rückweg zur Sinnlichkeit, denn der Gedanke rührt die innre Empfindung, und die Vorstellung logischer und moralischer Einheit geht in ein Gefühl sinnlicher Ueber-
 30 einstimmung über. Aber wenn wir uns an Erkenntnissen ergößen, so unterscheiden wir sehr genau unsere Vorstellung von unserer Empfindung, und sehen diese letztere als etwas zufälliges an, was gar wohl wegbleiben könnte, ohne daß deswegen die Erkenntniß aufhörte, und Wahrheit nicht Wahrheit wäre. Diese bleibt, was sie ist, auch wenn sie keine Passion in den Sinnen machte, auch wenn es

³³ bis S. 367, §. 2: Diese . . . aufhören.] fehlt B b & W M. — ²⁴: zurückbleiben B b.

gar keine Sinne gäbe, und in dem Begriffe der Gottheit lassen wir ja die Wahrheit bleiben, und alle Sinnlichkeit aufhören. Aber ein ganz vergebliches Unternehmen würde es seyn, diese Beziehung auf das Empfindungsvermögen von der Vorstellung der Schönheit ab-
 5 sondern zu wollen; daher wir nicht damit ausreichen, uns die eine als den Effect der ' andern zu denken, sondern beyde zugleich und 99 wechselseitig als Effect und als Ursache ansehen müssen. In unserm Vergnügen an Erkenntnissen unterscheiden wir ohne Mühe den Uebergang von der Thätigkeit zum Leiden, und bemerken deutlich, daß
 10 das erste vorüber ist, wenn das letztere eintritt. In unserm Wohlgefallen an der Schönheit hingegen läßt sich keine solche Succession zwischen der Thätigkeit und dem Leiden unterscheiden, und die Reflexion zerfließt hier so vollkommen mit dem Gefühle, daß wir die Form unmittelbar zu empfinden glauben. Die Schönheit ist also
 15 zwar Gegenstand für uns, weil die Reflexion die Bedingung ist, unter der wir eine Empfindung von ihr haben; zugleich aber ist sie ein Zustand unsers Subjekts, weil das Gefühl die Bedingung ist, unter der wir eine Vorstellung von ihr haben. Sie ist also zwar Form, weil wir sie betrachten, zugleich aber ist sie Leben, weil wir
 20 sie fühlen. Mit einem Wort: sie ist zugleich unser Zustand und unfre That.

Und eben weil sie dieses beydes zugleich ist, so dient sie uns also zu einem siegenden Beweise, daß das Leiden die Thätigkeit, daß die Materie die Form, daß die Beschränkung die Unendlichkeit keines-
 25 wegs ausschliesse — daß mithin durch die nothwendige physische Abhängigkeit des Menschen seine moralische Freyheit keineswegs aufgehoben werde. Sie beweist dieses, und, ich muß hinzufügen, sie allein kann es uns beweisen. Denn da beym Genuß der Wahrheit oder der logischen Einheit die Empfindung mit dem Gedanken nicht
 30 nothwendig eins ist, sondern auf denselben zufällig folgt, so kann uns dieselbe bloß beweisen, daß auf eine vernünftige Natur ' eine 100 sinnliche folgen könne, und umgekehrt, nicht daß beyde zusammen bestehen, nicht daß sie wechselseitig auf einander wirken, nicht daß sie absolut und nothwendig zu vereinigen sind. Vielmehr müßte sich

gerade umgekehrt aus dieser Ausschließung des Gefühls, solange gedacht wird, und des Gedankens, solange empfunden wird, auf eine Unvereinbarkeit beyder Naturen schließen lassen, wie denn auch wirklich die Analysten keinen bessern Beweis für die Ausführbarkeit
 5 reiner Vernunft in der Menschheit anzuführen wissen, als den, daß sie geboten ist. Da nun aber bey dem Genuß der Schönheit oder der ästhetischen Einheit eine wirkliche Vereinigung und Auswechslung der Materie mit der Form, und des Leidens mit der Thätigkeit vor sich geht, so ist eben dadurch die Vereinbarkeit
 10 beyder Naturen, die Ausführbarkeit des Unendlichen in der Endlichkeit, mithin die Möglichkeit der erhabensten Menschheit bewiesen.

Wir dürfen also nicht mehr verlegen seyn, einen Uebergang von der sinnlichen Abhängigkeit zu der moralischen Freyheit zu finden, nachdem durch die Schönheit der Fall gegeben ist, daß die letztere
 15 mit der erstern vollkommen zusammen bestehen könne, und daß der Mensch, um sich als Geist zu erweisen, der Materie nicht zu entfliehen brauche. Ist er aber schon in Gemeinschaft mit der Sinnlichkeit frey, wie das Faktum der Schönheit lehrt, und ist Freyheit etwas absolutes und übersinnliches, wie ihr Begriff nothwendig mit
 20 sich bringt, so kann nicht mehr die Frage seyn, wie er dazu gelange, sich von den Schranken zum Absoluten zu erheben, sich in seinem Denken und Wollen der Sinnlichkeit entgegenzusetzen, da dieses schon
 101 in der Schönheit geschehen ist. Es kann, mit einem Wort, nicht mehr die Frage seyn, wie er von der Schönheit zur Wahrheit über-
 25 gehe, die dem Vermögen nach schon in der ersten liegt, sondern wie er von einer gemeinen Wirklichkeit zu einer ästhetischen, wie er von bloßen Lebensgefühlen zu Schönheitsgefühlen den Weg sich bahne.

Sechs und zwanzigster Brief.

102

Da die ästhetische Stimmung des Gemüths, wie ich in den
 30 vorhergehenden Briefen entwickelt habe, der Freyheit erst die Ent-
 stehung giebt, so ist leicht einzusehen, daß sie nicht aus derselben entspringen und folglich keinen moralischen Ursprung haben könne.

22: entgegen zu sehen, B.

Ein Geschenk der Natur muß sie seyn; die Gunst der Zufälle allein kann die Fesseln des physischen Standes lösen, und den Wilden zur Schönheit führen.

Der Keim der Lektoren wird sich gleich wenig entwickeln, wo eine
 5 karge Natur den Menschen jeder Erquickung beraubt, und wo eine
 verschwenderische ihn von jeder eigenen Anstrengung lospricht — wo
 die stumpfe Sinnlichkeit kein Bedürfnis fühlt, und wo die heftige
 Begier keine Sättigung findet. Nicht da, wo der Mensch sich troglodytisch
 10 in Höhlen birgt, ewig einzeln ist, und die Menschheit nie
 außer sich findet, auch nicht da, wo er nomadisch in großen
 Heermassen zieht, ewig nur Zahl ist, und die Menschheit nie in
 sich findet — da allein, wo er in eigener Hütte still mit sich selbst,
 und sobald er heraustritt, mit dem ganzen Geschlechte spricht, wird
 sich ihre liebliche Knospe entfalten. Da wo ein leichter Aether die
 15 Sinne jeder leisen Berührung eröffnet, und den üppigen Stoff eine
 energische Wärme beseelt — wo das Reich der blinden Masse schon
 in der leblosen Schöpfung gestürzt ist, und die siegende Form auch
 die niedrigsten Naturen veredelt — dort in den fröhlichen Verhältnissen,
 und in der gesegneten Zone, wo nur die Thätigkeit zum
 20 Genuße und nur der Genuß zur Thätigkeit führt, wo aus dem
 Leben selbst die heilige Ordnung quillt und aus dem Gesetz der
 Ordnung sich nur Leben entwickelt, — wo die Einbildungskraft der
 Wirklichkeit ewig entflieht, und dennoch von der Einfalt der Natur
 nie verirret — hier allein werden sich Sinne und Geist, empfangende
 25 und bildende Kraft in dem glücklichen Gleichmaß entwickeln, welches
 die Seele der Schönheit, und die Bedingung der Menschheit ist.*

Und was ist es für ein Phänomen, durch welches sich bey dem
 Wilden der Eintritt in die Menschheit verkündigt? Soweit wir auch
 die Geschichte befragen, es ist dasselbe bey allen Völkerstämmen,
 30 welche der Eklaverey des thierischen Standes entsprungen sind: die
 Freude am Schein, die Neigung zum Puz und zum Spiele.

Die höchste Stupidität und der höchste Verstand haben darinn

* Man lese über diesen Gegenstand, was Herder im dreizehnten Buche der
 Ideen z. Philos. d. Geschichte der Menschheit über die veranlassenden Ursachen der
 35 griechischen Geistesbildung sagt.

21: quillt, Bb. — 25: Gleichmaß B. — 33—35: (Die Anmerkung fehlt B b R M M.)

Schiller, sämmtl. Schriften. Hist.-krit. Ausg. X.

24

eine gewisse Affinität miteinander, daß beyde nur das Reelle suchen, und für den bloßen Schein gänzlich unempfindlich sind. Nur durch die unmittelbare Gegenwart eines Objekts in den Sinnen wird jene aus ihrer Ruhe gerissen, und nur durch Zurückführung seiner Be-
 5 griffe auf Thatfachen der Erfahrung wird der letztere zur Ruhe gebracht; mit einem Wort, die Dummheit kann sich nicht über die Wirklichkeit erheben, ' und der Verstand nicht unter der Wahrheit 104 stehen bleiben. Was dort der Mangel der Einbildungskraft bewirkt, das bewirkt hier die absolute Beherrschung derselben. Insofern also
 10 das Bedürfniß der Realität und die Anhänglichkeit an das Wirkliche bloße Folgen des Mangels sind, ist die Gleichgültigkeit gegen Realität und das Interesse am Schein eine wahre Erweiterung der Menschheit und ein entschiedener Schritt zur Kultur. Fürs erste zeugt es von einer äußern Freyheit, denn solange die Noth gebietet, und das Be-
 15 dürfniß drängt, ist die Einbildungskraft mit strengen Fesseln an das Wirkliche gebunden; erst wenn das Bedürfniß gestillt ist, entwickelt sie ihr ungebundenes Vermögen. Es zeugt aber auch von einer innern Freyheit, weil es uns eine Kraft sehen läßt, die unabhängig von einem äußern Stoffe sich durch sich selbst in Bewegung setzt, und
 20 die Energie genug besitzt, die andringende Materie von sich zu halten. Die Realität der Dinge ist ihr (der Dinge) Wert; der Schein der Dinge ist des Menschen Werk, und ein Gemüth, das sich am Scheine weidet, ergötzt sich schon nicht mehr an dem, was es empfängt, sondern an dem, was es thut. *

25 * Es versteht sich wohl von selbst, daß hier nur von dem ästhetischen Schein die Rede ist, den man von der Wirklichkeit und Wahrheit unterscheidet, nicht von dem logischen, den man mit derselben verwechselt — den man folglich liebt, weil er Schein ist, und nicht, weil man ihn für etwas besseres hält. Nur der erste ist Spiel, da der letzte bloß Betrug ist. Den Schein der ersten Art für etwas
 30 gelten lassen, kann der Wahrheit niemals Eintrag thun, ' weil man nie Gefahr läuft, ihn derselben unterzuschieben, was doch die einzige Art ist, wie der Wahrheit geschadet werden kann; ihn verachten, heißt alle schöne Kunst überhaupt verachten, deren Wesen der Schein ist. Indessen begegnet es dem Verstande zuweilen, seinen Eifer für Realität bis zu einer solchen Unduldsamkeit zu treiben,

1: mit einander B. — 8-9: Was dort — Beherrschung derselben.] fehlt B b R W. — 18: läßt die A. — 20: besitzt die A. — 25 ff.: (Die Anmerkung ist in B b R W M in den Text aufgenommen worden.) — 25: wohl] fehlt B b R W M. — 29: der erstern Art W M. — 34: bis B b.

Die Natur selbst ist es, die den Menschen von der Realität zum 105
 Scheine emporhebt, indem sie ihn mit zwey Sinnen ausrüstete, die
 ihn bloß durch den Schein zur Erkenntniß des Wirklichen führen. In
 dem Auge und dem Ohr ist die andringende Materie schon hinweg-
 5 gewälzt von den Sinnen, und das Object entfernt sich von uns, das
 wir in den thierischen Sinnen unmittelbar berühren. Was wir durch
 das Auge sehen, ist von dem verschieden, was wir empfinden;
 denn der Verstand springt über das Licht hinaus zu den Gegenstän-
 den. Der Gegenstand des Takts ist eine Gewalt, die wir erleiden;
 10 der Gegenstand des Auges und Ohrs ist eine Form, die wir erzeugen.
 Solange der Mensch noch ein Wilder ist, genießt er bloß mit den
 Sinnen des Gefühls, denen die Sinne des Scheins in dieser Periode
 bloß dienen. Er erhebt sich entweder gar nicht zum Sehen oder er
 befriedigt sich doch nicht mit demselben. Sobald er anfängt, mit dem 106
 15 Auge zu genießen, und das Sehen für ihn einen selbstständigen Werth
 erlangt, so ist er auch schon ästhetisch frey und der Spieltrieb hat
 sich entfaltet.

Gleich so wie der Spieltrieb sich regt, der am Scheine Gefallen
 findet, wird ihm auch der nachahmende Bildungstrieb folgen, der den
 20 Schein als etwas Selbstständiges behandelt. Sobald der Mensch ein-
 mal so weit gekommen ist, den Schein von der Wirklichkeit, die Form
 von dem Körper zu unterscheiden, so ist er auch im Stande, sie von
 ihm abzuondern; denn das hat er schon gethan, indem er sie unter-
 scheidet. Das Vermögen zur nachahmenden Kunst ist also mit dem
 25 und über die ganze Kunst des schönen Scheins, weil sie bloß Schein ist, ein weg-
 werfendes Urtheil zu sprechen; dieß begegnet aber dem Verstande nur alsdann,
 wenn er sich der obengedachten Affinität erinnert. Von den nothwendigen Grenzen
 des schönen Scheins werde ich noch einmal insbesondere zu reden Veranlassung
 nehmen.

10: und des Ohrs B b & W M. — 15: genießen und A B b. — 24: Kunst,
 A B b. — 27: [Die „oben gedachte Affinität“ kann nur die im Texte, Affinität
 des höchsten Verstandes und der höchsten Stupidität, nicht die Verwandtschaft des
 in der Anmerkung genannten logischen und ästhetischen Scheines sein, und dann
 (wenn der Verstand vergißt, daß er in seiner Unempfindlichkeit für den Schein
 mit der Stupidität verwandt ist) muß es heißen: „wenn er sich der obengedachten
 Affinität nicht erinnert.“ Hierauf machte der damals 16jährige Schüler des
 Nürnberger Gymnasiums, L. Nagel, 1844 aufmerksam, und ich würde die Regati-
 on in eine Ausgabe für den allgemeinen Gebrauch aufnehmen. R. G.]

Vermögen zur Form überhaupt gegeben; der Drang zu derselben beruht auf einer andern Anlage, von der ich hier nicht zu handeln brauche. Wie frühe oder wie spät sich der ästhetische Kunsttrieb entwickeln soll, das wird bloß von dem Grade der Liebe abhängen, mit
5 der der Mensch fähig ist, sich bey dem bloßen Schein zu verweilen.

Da alles wirkliche Daseyn von der Natur als einer fremden Macht, aller Schein aber ursprünglich von dem Menschen als vorstellendem Subjekte, sich herschreibt, so bedient er sich bloß seines absoluten Eigenthumsrechts, wenn er den Schein von dem Wesen zurück
10 nimmt, und mit demselben nach eignen Gesetzen schaltet. Mit unbundener Freyheit kann er, was die Natur trennte, zusammenfügen, sobald er es nur irgend zusammen denken kann, und trennen, was die Natur verknüpfte, sobald er es nur in seinem Verstande absondern kann. Nichts darf ihm hier heilig seyn, als sein eigenes Gesetz,
15 ' sobald er nur die Markung in Acht nimmt, welche sein Gebiet von 107 dem Daseyn der Dinge oder dem Naturgebiete scheidet.

Dieses menschliche Herrscherrecht übt er aus in der Kunst des Scheins, und je strenger er hier das Mein und Dein von einander sondert, je sorgfältiger er die Gestalt von dem Wesen trennt, und
20 je mehr Selbstständigkeit er derselben zu geben weiß, desto mehr wird er nicht bloß das Reich der Schönheit erweitern, sondern selbst die Grenzen der Wahrheit bewahren; denn er kann den Schein nicht von der Wirklichkeit reinigen, ohne zugleich die Wirklichkeit von dem Schein frey zu machen.

25 Aber er besitzt dieses souveraine Recht schlechterdings auch nur in der Welt des Scheins, in dem wesenlosen Reich der Einbildungskraft, und nur, solange er sich im theoretischen gewissenhaft enthält, Existenz davon auszusagen, und solange er im praktischen darauf Verzicht thut, Existenz dadurch zu erteilen. Sie sehen hieraus, daß der
30 Dichter auf gleiche Weise aus seinen Grenzen tritt, wenn er seinem Ideal Existenz beylegt, und wenn er eine bestimmte Existenz damit bezweckt. Denn beydes kann er nicht anders zu Stande bringen, als indem er entweder sein Dichterrecht überschreitet, durch das Ideal in das Gebiet der Erfahrung greift, und durch die bloße Möglichkeit

17: Herrscherrecht B. — 18: Scheins und A. — 27 u. 29: solange B b.

wirkliches Daseyn zu bestimmen sich anmaßt, oder indem er sein Dichterrecht aufgibt, die Erfahrung in das Gebiet des Ideals greifen läßt, und die Möglichkeit auf die Bedingungen der Wirklichkeit einschränkt.

- 5 ' Nur soweit er aufrichtig ist, (sich von allem Anspruch auf 108
Realität ausdrücklich los sagt) und nur soweit er selbstständig ist,
(allen Beystand der Realität entbehrt) ist der Schein ästhetisch. So-
bald er falsch ist und Realität heuchelt, und sobald er unrein und
der Realität zu seiner Wirkung bedürftig ist, ist er nichts als ein
10 niedriges Werkzeug zu materiellen Zwecken, und kann nichts für die
Freiheit des Geistes beweisen. Uebrigens ist es gar nicht nöthig, daß
der Gegenstand, an dem wir den schönen Schein finden, ohne Realität
sey, wenn nur unser Urtheil darüber auf diese Realität keine Rück-
sicht nimmt; denn soweit es diese Rücksicht nimmt, ist es kein ästhe-
15 tisches. Eine lebende weibliche Schönheit wird uns freylich eben so
gut und noch ein wenig besser als eine eben so schöne, bloß gemahlte,
gefallen; aber insoweit sie uns besser gefällt als die letztere (ich setze
hier der Kunst keine Grenzen) gefällt sie nicht mehr als selbstständiger
Schein, gefällt sie nicht mehr dem reinen ästhetischen Gefühl; diesem
20 darf auch das Lebendige nur als Erscheinung, auch das Wirkliche nur
als Idee gefallen, aber freylich erfordert es noch einen ungleich höheren
Grad der schönen Kultur, in dem Lebendigen selbst nur den reinen
Schein zu empfinden, als das Leben an dem Schein zu entbehren.

- Bey welchem einzelnen Menschen oder ganzen Volk man den
25 aufrichtigen und selbstständigen Schein findet, da darf man auf Geist
und Geschmaç und jede damit verwandte Treflichkeit schließen — da
wird man das Ideal das wirkliche Leben regieren, die Ehre über
den Besitz, den Gedanken über den Genuß, den Traum der Unsterb-
lichkeit über die Existenz triumphiren sehen. Da ' wird die öffentliche 109
30 Stimme das einzig furchtbare seyn, und ein Olivenkranz höher als
ein Purpurkleid ehren. Zum falschen und bedürftigen Schein nimmt
nur die Ohnmacht und die Verkehrtheit ihre Zuflucht, und einzelne
Menschen sowohl als ganze Völker, welche entweder „der Realität
durch den Schein oder dem (ästhetischen) Schein durch Realität nach-

16 u. 17: besser B b. — 17: letztere, B b. — 17—18: (ich setze — Grenzen)]
fehlt B b & B W. — 19: Gefühl, A B b. — 21: gefallen; B b.

helfen“ — beydes ist gerne verbunden — beweisen zugleich ihren moralischen Unwerth und ihr ästhetisches Unvermögen.*

5 Nichts ist gewöhnlicher als von gewissen trivialen Critikern des Zeitalters die Klage zu vernehmen, daß alle Solidität aus der Welt verschwunden sey, und das Wesen über dem Schein vernachlässigt werde. Obgleich ich mich gar nicht berufen fühle, das Zeitalter gegen diesen Vorwurf zu rechtfertigen, so geht doch schon aus der weiten Ausdehnung, welche diese strengen Herren Sittenrichter ihrer Anklage geben, sattsam hervor, daß sie dem Zeitalter nicht bloß den falschen
10 sondern auch den aufrichtigen Schein verargen; und sogar die Ausnahmen, welche sie noch etwa zu Gunsten der Schönheit machen, gehen mehr auf den bedürftigen als auf den selbstständigen Schein. Sie greifen nicht bloß die betrügerische Schminke an, welche die Wahrheit verbirgt, welche die Wirklichkeit zu vertreten sich anmaßt; sie ereifern
15 sich auch gegen den wohlthätigen Schein, der die Leerheit erfüllt, und die Armseligkeit zudeckt, auch gegen den idealischen, der eine gemeine Wirklichkeit veredelt. Die Falschheit der Sitten beleidigt mit Recht ihr strenges Wahrheitsgefühl; nur schade, daß sie zu dieser Falschheit auch schon die Höflichkeit rechnen. Es mißfällt ihnen, daß äußerer
20 Glitterglanz so oft das wahre Verdienst verdunkelt, aber es verdrüßt sie nicht weniger, daß man auch Schein vom Verdienste fodert, und

* Auf die Frage „In wie weit darf Schein in der moralischen Welt seyn?“ ist also die Antwort so kurz als blündig diese: in so weit es
25 ästhetischer Schein ist, d. h. Schein, der weder Realität vertreten will, noch von derselben vertreten zu werden braucht. Der ästhetische Schein kann der Wahrheit der Sitten niemals gefährlich werden, und wo man es anders findet, da wird sich ohne Schwierigkeit zeigen lassen, daß der Schein nicht ästhetisch war. Nur ein Fremdling im schönen Umgang z. B. wird Versicherungen der Höflichkeit, die eine allgemeine Form ist, als Merkmale persönlicher Zuneigung aufnehmen,
30 und wenn er getäuscht wird, über Verstellung klagen. Aber auch nur ein Stümper im schönen Umgang wird, um höflich zu seyn, die Falschheit zu Hülfe rufen, und schmeicheln, um gefällig zu seyn. Dem ersten fehlt noch der Sinn für den selbstständigen Schein, daher kann er demselben nur durch die Wahrheit Bedeutung geben; dem zweyten fehlt es an Realität, und er möchte sie gern durch den Schein
35 ersetzen.

3: gewissen B b. — 5: vernachlässigt B. — 8: Herren] fehlt B b R W M. —

9: falschen, B. — 15: erfüllt,) ausfüllt, B b R W M. — 19: äußerer B b. —

22 ff.: (In B b R W M ist diese Anmerkung Text.) — 24: ist d. h. A.

dem innern Gehalte die gefällige Form nicht erläßt. Sie vermissen das Herzliche, Kernhafte und Gediegene der vorigen Zeiten, aber sie möchten auch das Edigte und Derbe der ersten Sitten, das Schwerfällige der alten Formen, und den ehemaligen gothischen Ueberfluß 5 wieder eingeführt sehen. Sie beweisen durch Urtheile dieser Art dem Stoff an sich selbst eine Achtung, die der Menschheit nicht würdig ist, welche vielmehr das Materielle ' nur insoferne schätzen soll, als 111 es Gestalt zu empfangen und das Reich der Ideen zu verbreiten im Stand ist. Auf solche Stimmen braucht also der Geschmack des Jahrhunderts nicht sehr zu hören, wenn er nur sonst vor einer bessern Instanz besteht. Nicht daß wir einen Werth auf den ästhetischen Schein legen (wir thun dieß noch lange nicht genug) sondern daß wir es noch nicht hiß zu dem reinen Schein gebracht haben, daß wir das Daseyn noch nicht genug von der Erscheinung geschieden, und dadurch 15 beyder Grenzen auf ewig gesichert haben, dieß ist es, was uns ein rigoristischer Richter der Schönheit zum Vorwurf machen kann. Diesen Vorwurf werden wir solange verdienen, als wir das Schöne der lebendigen Natur nicht genießen können, ohne es zu begehren, das Schöne der nachahmenden Kunst nicht bewundern können, ohne nach einem 20 Zwecke zu fragen — als wir der Einbildungskraft noch keine eigene absolute Gesetzgebung zugestehn, und durch die Achtung, die wir ihren Werken erzeigen, sie auf ihre Würde hinweisen.

Sieben und zwanzigster Brief.

112

25 Fürchten Sie nichts für Realität und Wahrheit, wenn der hohe Begriff, den ich in dem vorhergehenden Briefe von dem ästhetischen Schein aufstellte, allgemein werden sollte. Er wird nicht allgemein werden, so lange der Mensch noch ungebildet genug ist, um einen Mißbrauch davon machen zu können; und würde er allgemein, so 30 könnte dieß nur durch eine Kultur bewirkt werden, die zugleich jeden Mißbrauch unmöglich machte. Dem selbstständigen Schein nachzustreben erfordert mehr Abstraktionsvermögen, mehr Freyheit des Herzens, mehr Energie des Willens, als der Mensch nöthig hat, um sich auf

3: Edige R. — 9: Stande B b. — 13: bis B b.

die Realität einzuschränken, und er muß diese schon hinter sich haben, wenn er bey jenem anlangen will. Wie 'übel würde er sich also rathen, wenn er den Weg zum Ideale einschlagen wollte, um sich den Weg zur Wirklichkeit und Wahrheit zu ersparen! Von dem Schein, 5 so wie er hier genommen wird, möchten wir also für die Wirklichkeit nicht viel zu besorgen haben; desto mehr dürfte aber von der Wirklichkeit für den Schein zu befürchten seyn. An das Materielle gefesselt, läßt der Mensch diesen lange Zeit bloß seinen Zwecken dienen, ehe er ihm in der Kunst des Ideals eine eigene Persönlichkeit zugesteht. 10 Zu dem Letztern bedarf es einer totalen Revolution in seiner ganzen Empfindungsweise, ohne welche er auch nicht einmal auf dem Wege zum Ideal sich befinden würde. Wo wir also Spuren einer uninter-

effierten freyen Schätzung des reinen Scheins entdecken, da können wir auf eine solche Ummwälzung seiner ' Natur und den eigentlichen 113 15 Anfang der Menschheit in ihm schließen. Spuren dieser Art finden sich aber wirklich schon in den ersten rohen Versuchen, die er zur Verschönerung seines Daseyns macht, selbst auf die Gefahr macht, daß er es dem sinnlichen Gehalt nach dadurch verschlechtern sollte. Sobald er überhaupt nur anfängt, dem Stoff die Gestalt vorzuziehen, 20 und an den Schein, (den er aber dafür erkennen muß) Realität zu wagen, so ist sein thierischer Kreis aufgethan, und er befindet sich auf einer Bahn, die nicht endet.

Mit dem allein nicht zufrieden, was der Natur genügt und was das Bedürfniß fodert, verlangt er Ueberfluß; anfangs zwar bloß 25 einen Ueberfluß des Stoffes, um der Begier ihre Schranken zu verbergen, um den Genuß über das gegenwärtige Bedürfniß hinaus zu versichern; bald aber einen Ueberfluß an dem Stoffe, eine ästhetische Zugabe, um auch dem Formtrieb genug zu thun, um den Genuß über jedes Bedürfniß hinaus zu erweitern. Indem er bloß 30 für einen künftigen Gebrauch Vorräthe sammelt und in der Einbildung dieselbe vorausgenießt, so überschreitet er zwar den jetzigen Augenblick, aber ohne die Zeit überhaupt zu überschreiten; er genießt mehr, aber er genießt nicht anders. Indem er aber zugleich die Gestalt in seinen Genuß zieht und auf die Formen der Gegenstände

4: und Wahrheit] fehlt B b R W M. — 31: dieselben W M. — 33: mehr aber A.

merkt, die seine Begierden befriedigen, ist er über die Zeit selbst hinausgeschritten, und hat seinen Genuß nicht bloß dem Umfang und dem Grad nach erhöht, sondern auch der Art nach verebelt.

- Zwar hat die Natur auch schon dem Vernunftlosen ' über die 114
- 5 Nothdurft gegeben, und in das dunkle thierische Leben einen Schimmer von Freyheit gestreut. Wenn den Löwen kein Hunger nagt, und kein Raubthier zum Kampf herausfordert, so erschafft sich die müßige Stärke selbst einen Gegenstand; mit muthvollem Gebrüll erfüllt er die hallende Wüste, und in zwecklosem Aufwand genießt sich die üppige
- 10 Kraft. Mit frohem Leben schwärmt das Insekt in dem Sonnenstrahl; auch ist es sicherlich nicht der Schrey der Begierde, den wir in dem melodischen Schlag des Singvogels hören. Unläugbar ist in diesen Bewegungen Freyheit, aber nicht Freyheit von dem Bedürfniß überhaupt, bloß von einem bestimmten, von einem äußern Bedürfniß.
- 15 Das Thier arbeitet, wenn ein Mangel die Triebfeder seiner Thätigkeit ist, und es spielt, wenn der Reichthum der Kraft diese Triebfeder ist, wenn das überflüssige Leben sich selbst zur Thätigkeit stachelt. Selbst in der unbeseelten Natur zeigt sich ein solcher Luxus der Kräfte und eine Laxität der Bestimmung, die man in jenem
- 20 materiellen Sinn gar wohl Spiel nennen könnte. Der Baum treibt unzählige Reime, die unentwickelt verderben, und streckt weit mehr Wurzeln, Zweige und Blätter nach Nahrung aus, als zu Erhaltung seines Individuums und seiner Gattung verwendet werden. Was er von seiner verschwenderischen Fülle ungebraucht und ungenossen dem
- 25 Elementarreich zurückgiebt, das darf das Lebendige in fröhlicher Bewegung verschmelzen. So giebt uns die Natur schon in ihrem materiellen Reich ein Vorspiel des Unbegrenzten, und hebt hier schon zum Theil die Fesseln auf, deren sie sich im Reich der Form ganz und gar entledigt. Von dem Zwang des Bedürfnisses oder dem physis-
- 30 schen Ernste nimmt sie durch den Zwang ' des Ueberflusses oder 115 das physische Spiel den Uebergang zum ästhetischen Spiele, und ehe sie sich in der hohen Freyheit des Schönen über die Fessel jedes Zwecks erhebt, nähert sie sich dieser Unabhängigkeit wenigstens von

1-2: befriedigen, hat er seinen Genuß *B b R W M.* — 14: äußern *B b.* — 17: überflüssige *B b.* — 31: Spiele und *A B b.*

ferne schon in der freien Bewegung, die sich selbst Zweck und Mittel ist.

Wie die körperlichen Werkzeuge, so hat in dem Menschen auch die Einbildungskraft ihre freie Bewegung und ihr materielles Spiel, in welchem sie, ohne alle Beziehung auf Gestalt, bloß ihrer Eigenmacht und Fessellosigkeit sich freut. Insofern sich noch gar nichts von Form in diese Phantasiespiele mischt, und eine ungezwungene Folge von Bildern den ganzen Reiz derselben ausmacht, gehören sie, obgleich sie dem Menschen allein zukommen können, bloß zu seinem animalischen Leben und beweisen bloß seine Befreyung von jedem äußern sinnlichen Zwang, ohne noch auf eine selbstständige bildende Kraft in ihm schließen zu lassen. * Von die'sem Spiel der freien Ideenfolge, welches noch ganz materieller Art ist, und aus bloßen Naturgesetzen sich erklärt, macht endlich die Einbildungskraft in dem Versuch einer freien Form den Sprung zum ästhetischen Spiele. Einen Sprung muß man es nennen, weil sich eine ganz neue Kraft hier in Handlung setzt; denn hier zum erstenmal mischt sich der gesetzgebende Geist in die Handlungen eines blinden Instinktes, unterwirft das willkürliche Verfahren der Einbildungskraft seiner unveränderlichen ewigen Einheit, legt seine Selbstständigkeit in das Wandelbare und seine Unendlichkeit in das Sinnliche. Aber solange die rohe Natur noch zu mächtig ist, die kein anderes Gesetz kennt, als rastlos

* Die mehresten Spiele, welche im gemeinen Leben im Gange sind, beruhen entweder ganz und gar auf diesem Gefühle der freien Ideenfolge, oder entlehnen doch ihren größten Reiz von demselben. So wenig es aber auch an sich selbst für eine höhere Natur beweist, und so gerne sich gerade die schlaffesten Seelen diesem freien Bilderstrom zu überlassen pflegen, so ist doch eben diese Unabhängigkeit der Phantasie von äußern Eindrücken wenigstens die negative Bedingung ihres schöpferischen Vermögens. Nur indem sie sich von der Wirklichkeit losreißt, erhebt sich die bildende Kraft zum Ideale, und ehe die Imagination in ihrer produktiven Dualität nach eignen Gesetzen handeln kann, muß sie sich schon bey ihrem reproduktiven Verfahren von fremden Gesetzen frey gemacht haben. Freylich ist von der bloßen Gesetzlosigkeit zu einer selbstständigen innern Gesetzgebung noch ein sehr großer Schritt zu thun, und eine ganz neue Kraft, das Vermögen der Ideen, muß hier ins Spiel gemischt werden — aber diese Kraft kann sich nunmehr auch mit mehrerer Leichtigkeit entwickeln, da die Sinne ihr nicht entgegen wirken, und das Unbestimmte wenigstens negativ an das Unendliche grenzt.

8 und 23: Reiz B b. — 11 und 28: äußern B b. — 11: Zwang ohne B. — 23: Die meisten M.

von Veränderung zu Veränderung fortzueilen, wird sie durch ihre unftete Willkühr jener Nothwendigkeit, durch ihre Unruhe jener Stätigkeit, durch ihre Bedürftigkeit jener Selbstständigkeit, durch ihre Ungenügsamkeit jener erhabenen Einfalt entgegen streben. Der ästhetische Spieltrieb wird also in seinen ersten ' Versuchen noch kaum zu erkennen seyn, da der sinnliche mit seiner eigensinnigen Laune und seiner wilden Begierde unaufhörlich dazwischen tritt, die hohe Nothwendigkeit des Ideals mit der Nothdurft des Individuums verwechselt, und die edle Darstellung eines ewigen Willens, in der schönen Form, durch die unreine Spur eines vorübergehenden Verlangens befleckt. Daher sehen wir den rohen Geschmack das Neue und Ueber- raschende, das Bunte, Abenteuerliche und Bizarre, das Festige und Wilde zuerst ergreifen, und vor nichts so sehr als vor der Einfalt und Ruhe fliehen. Er bildet groteske Gestalten, liebt rasche und abrupte Uebergänge, üppige Formen, grelle Kontraste, schreyende Lichter, einen pathetischen Gesang. Schön heißt ihm in dieser Epoche bloß, was ihn aufregt, was ihm Stoff giebt — aber aufregt zu einem selbstthätigen Widerstand, aber Stoff giebt für ein mögliches Bilden, denn sonst würde es selbst ihm nicht das Schöne seyn. Mit der Form seiner Urtheile ist also eine merkwürdige Veränderung vorgegangen; er sucht diese Gegenstände nicht, weil sie ihm etwas zu erleiden, sondern weil sie ihm zu handeln geben; sie gefallen ihm nicht, weil sie einem Bedürfniß begegnen, sondern weil sie einem Geseze Genüge leisten, welches, obgleich noch leise, in seinem Busen spricht.

Bald ist er nicht mehr damit zufrieden, daß ihm die Dinge gefallen: er will selbst gefallen, anfangs zwar nur durch das, was sein ist, endlich durch das, was er ist. Was er besitzt, was er hervorbringt, darf nicht mehr bloß die Spuren der Dienstbarkeit, die ängstliche Form seines Zwecks an sich tragen; neben dem Dienst, in dem es da ist, muß es zugleich den geistreichen Verstand, der es dachte, die liebende Hand, die es ausführte, den heitern und freyen Geist, der es wählte und aufstellte, wiedererscheinen. Jetzt sucht sich

2: unftäte B. — 7: tritt. B b R W M. — 7-11: die hohe — befleckt.] fehlt B b R W M. — 14-15: und abrupte] fehlt B b R W M. — 18. giebt, A. — 24: Genüge leiden, B. — 26-27: gefallen; B b. — 30-31: in dem] zu dem B b R W M.

- der alte Germanier glänzendere Thierfelle, prächtigere Gewebe, zierlichere Trinkhörner aus, und der Kaledonier wählt die nettesten Muscheln für seine Feste. Selbst die Waffen dürfen jetzt nicht mehr bloß Gegenstände des Schreckens, sondern auch des Wohlgefallens seyn, und
 5 das kunstreiche Wehrgehänge will nicht weniger bemerkt seyn, als des Schwerdtes tödtende Schneide. Nicht zufrieden, einen ästhetischen Ueberfluß in das Nothwendige zu bringen, reißt sich der freyere Spieltrieb endlich ganz von den Fesseln der Nothdurft los, und das Schöne wird für sich allein ein Objekt seines Strebens. Er schmückt sich.
 10 Die freye Lust wird in die Zahl seiner Bedürfnisse aufgenommen, und das Unnöthige ist bald der beste Theil seiner Freuden.

So wie sich ihm von aussen her, in seiner Wohnung, seinem Hausgeräthe, seiner Bekleidung allmählig die Form nähert, so fängt sie endlich an, von ihm selbst Besitz zu nehmen, und anfangs bloß
 15 den äussern, zuletzt auch den innern Menschen zu verwandeln. Der gefesselte Sprung der Freude wird zum Tanz, die ungestalte Geste zu einer anmuthigen harmonischen Gebärdensprache, die verworrenen Laute der Empfindung entfalten sich, fangen an dem Takt zu gehorchen und sich zum Gesange zu biegen. Wenn das trojanische Heer
 20 mit gellendem Geschrey gleich einem Zug von Kranichen ins Schlachtfeld heranstürmt, so nähert sich das griechische demselben still und mit edlem Schritt. Dort sehen wir bloß den Uebermuth¹ blinder
 Kräfte, hier den Sieg der Form, und die simple Majestät des Gesetzes. 119

Eine schönere Nothwendigkeit kettet jetzt die Geschlechter zusammen,
 25 und der Herzen Antheil hilft das Bündniß bewahren, das die Begierde nur launisch und wandelbar knüpft. Aus ihren düstern Fesseln entlassen, ergreift das ruhigere Auge die Gestalt, die Seele schaut in die Seele, und aus einem eigennützigem Tausche der Lust wird ein großmüthiger Wechsel der Neigung. Die Begierde erweitert und
 30 erhebt sich zur Liebe, so wie die Menschheit in ihrem Gegenstand aufgeht, und der niedrige Vortheil über den Sinn wird verschmäht, um über den Willen einen edleren Sieg zu erkämpfen. Das Bedürfniß zu gefallen unterwirft den Mächtigen des Geschmacks zartem Gericht;

1: Gewebe, B. — 2: Trinkhörner B. — 6: Schwerdes B. — Schneide] Scheide A (doch als Druckfehler angezeigt). — 9: schmückt B b. — 12: außen B b. — 13: Hausgeräthe, B b. — 15: äussern, B b. — 19—22: (Vgl. Ilias III, 1—9.) — 32: edlern B.

- die Lust kann er rauben, aber die Liebe muß eine Gabe seyn. Um diesen höhern Preis kann er nur durch Form, nicht durch Materie ringen. Er muß aufhören, das Gefühl als Kraft zu berühren, und als Erscheinung dem Verstand gegenüber stehn; er muß Freyheit lassen, 5 weil er der Freyheit gefallen will. So wie die Schönheit den Streit der Naturen in seinem einfachsten und reinsten Exempel, in dem ewigen Gegensatz der Geschlechter löst, so löst sie ihn — oder zielt wenigstens dahin, ihn auch in dem verwickelten Ganzen der Gesellschaft zu lösen, und nach dem Muster des freyen Bundes, den sie 10 dort zwischen der männlichen Kraft und der weiblichen Milde knüpft, alles Sanfte und Heftige in der moralischen Welt zu versöhnen. Jetzt wird die Schwäche heilig, und die nicht gebändigte Stärke entehrt; das Unrecht der Natur wird durch die Großmuth ritterlicher Sitten verbessert. Den ' keine Gewalt erschrecken darf, entwaffnet 120 15 die holde Röthe der Schaam, und Thränen ersticken eine Rache, die kein Blut löschen konnte. Selbst der Haß merkt auf der Ehre zarte Stimme, das Schwerdt des Ueberwinders verschont den entwaffneten Feind, und ein gastlicher Heerd raucht dem Fremdling an der gefürchteten Kiste, wo ihn sonst nur der Mord empfing.
- 20 Mitten in dem furchtbaren Reich der Kräfte und mitten in dem heiligen Reich der Gesetze baut der ästhetische Bildungstrieb unvermerkt an einem dritten fröhlichen Reiche des Spiels und des Scheins, worin er dem Menschen die Fesseln aller Verhältnisse abnimmt, und ihn von allem, was Zwang heißt, sowohl im physischen als im moralischen 25 schon entbindet.

Wenn in dem dynamischen Staat der Rechte der Mensch dem Menschen als Kraft begegnet und sein Wirken beschränkt — wenn er sich ihm in dem ethischen Staat der Pflichten mit der Majestät des Gesetzes entgegensetzt, und sein Wollen fesselt, so darf er ihm im 30 Kreise des schönen Umgangs, in dem ästhetischen Staat, nur als Gestalt erscheinen, nur als Object des freyen Spiels gegenüber stehen. Freyheit zu geben durch Freyheit ist das Grundgesetz dieses Reichs. Hier darf weder das Einzelne mit dem Ganzen, noch das Ganze mit dem Einzelnen streiten. Nicht, weil das eine nachgiebt,

2: Preis B. — 15: Scham, B. — 17: Schwert B. — 18: Heerd B. — 19: empfang. B. — 33 bis S. 382, Z. 2: Hier darf — geben.] fehlt B b R W M.

darf das andre mächtig seyn; hier darf es nur Sieger, aber keinen Besiegten geben.

Der dynamische Staat kann die Gesellschaft bloß möglich machen, indem er die Natur durch Natur be'zähmt; der ethische Staat kann 121
 5 sie bloß (moralisch) nothwendig machen, indem er den einzelnen Willen dem allgemeinen unterwirft; der ästhetische Staat allein kann sie wirklich machen, weil er den Willen des Ganzen durch die Natur des Individuums vollzieht. Wenn schon das Bedürfniß den Menschen in die Gesellschaft nöthigt, und die Vernunft gesellige Grundsätze in
 10 ihm pflanzt, so kann die Schönheit allein ihm einen geselligen Charakter ertheilen. Der Geschma' allein bringt Harmonie in die Gesellschaft, weil er Harmonie in dem Individuum stiftet. Alle andre Formen der Vorstellung trennen den Menschen, weil sie sich ausschließend entweder auf den sinnlichen oder auf den geistigen Theil seines
 15 Wesens gründen; nur die schöne Vorstellung macht ein Ganzes aus ihm, weil seine beyden Naturen dazu zusammen stimmen müssen. Alle andere Formen der Mittheilung trennen die Gesellschaft; weil sie sich ausschließend entweder auf die Privatempfänglichkeit, oder auf die Privatfertigkeit der einzelnen Glieder, also auf das Unterscheidende zwi-
 20 schen Menschen und Menschen beziehen; nur die schöne Mittheilung vereinigt die Gesellschaft, weil sie sich auf das Gemeinsame aller bezieht. Die Freuden der Sinne genießen wir bloß als Individuen, ohne daß die Gattung, die in uns wohnt, daran Antheil nähme; wir können also unsre sinnlichen Freuden nicht zu allgemeinen erweitern, weil wir unser Indi-
 25 viduum nicht allgemein machen können. Die Freuden der Erkenntniß genießen wir bloß als Gattung, und indem wir jede Spur des Individuums sorgfältig aus unserm Urtheil entfernen; wir können also unsre Vernunftfreuden nicht allgemein machen, weil wir die Spuren des Individuums aus dem Urtheile anderer nicht so wie aus dem unsrigen
 30 ausschließen können. ' Das Schöne allein genießen wir als Indivi- 122
 duum und als Gattung zugleich, d. h. als Repräsentanten der Gattung. Das sinnliche Gute kann nur Einen Glücklichen machen, da es sich auf Zueignung gründet, welche immer eine Ausschließung mit sich führt; es kann diesen Einen auch nur einseitig glücklich

machen, weil die Persönlichkeit nicht daran Theil nimmt. Das absolut Gute kann nur unter Bedingungen glücklich machen, die allgemein nicht vorauszusetzen sind; denn die Wahrheit ist nur der Preis der Verläugnung, und an den reinen Willen glaubt nur ein reines
 5 Herz. Die Schönheit allein beglückt alle Welt, und jedes Wesen vergißt seiner Schranken, so lang es ihren Zauber erfährt.

Kein Vorzug, keine Alleinherrschaft wird geduldet, so weit der Geschmack regiert, und das Reich des schönen Scheins sich verbreitet. Dieses Reich erstreckt sich aufwärts, bis wo die Vernunft mit unbe-
 10 dingter Nothwendigkeit herrscht, und alle Materie aufhört; es erstreckt sich niederwärts, bis wo der Naturtrieb mit blinder Nöthigung waltet, und die Form noch nicht anfängt; ja selbst auf diesen äußersten Grenzen, wo die gesetzgebende Macht ihm genommen ist, läßt sich der Geschmack doch die vollziehende nicht entreißen. Die ungesellige
 15 Begierde muß ihrer Selbstsucht entsagen, und das Angenehme, welches sonst nur die Sinne lockt, das Reiz der Anmuth auch über die Geister auswerfen. Der Nothwendigkeit strenge Stimme, die Pflicht, muß ihre vorwerfende Formel verändern, die nur der Widerstand rechtfertigt, und die willige Natur durch ein edleres Zutrauen ehren. Aus
 20 den Mysterien der Wissenschaft führt der Geschmack die Erkenntniß unter den offenen Himmel ' des Gemeinssinns heraus, und verwandelt das
 123 Eigenthum der Schulen in ein Gemeingut der ganzen menschlichen Gesellschaft. In seinem Gebiete muß auch der mächtigste Genius sich seiner Hoheit begeben, und zu dem Kindersinn vertraulich hernieder-
 25 steigen. Die Kraft muß sich binden lassen durch die Guldgöttinnen, und der trogige Löwe dem Zaum eines Amors gehorchen. Dafür breitet er über das physische Bedürfnis, das in seiner nackten Gestalt die Würde freyer Geister beleidigt, seinen mildernden Schleier aus, und verbirgt uns die entehrende Verwandtschaft mit dem Stoff in
 30 einem lieblichen Blendwerk von Freyheit. Besflügelt durch ihn entschwingt sich auch die kriechende Lohnkunst dem Staube, und die Fesseln der Leibeigenschaft fallen, von seinem Stabe berührt, von dem Leblosen wie von dem Lebendigen ab. In dem ästhetischen Staate ist alles — auch das dienende Werkzeug ein freyer Bürger,

der mit dem edelsten gleiche Rechte hat, und der Verstand, der die
 duldende Masse unter seine Zwecke gewaltthätig beugt, muß sie hier um
 ihre Bestimmung fragen. Hier also in dem Reiche des ästhetischen
 Scheins wird das Ideal der Gleichheit erfüllt, welches der Schwärmer
 5 so gern auch dem Wesen nach realisiert sehen möchte; und wenn es
 wahr ist, daß der schöne Ton in der Nähe des Thrones am frühesten
 und am vollkommensten reift, so müßte man auch hier die gütige
 Schickung erkennen, die den Menschen oft nur deswegen in der Wirk-
 lichkeit einzuschränken scheint, um ihn in eine idealische Welt zu treiben.*

- 10 * Existiert aber auch ein solcher Staat des schönen Scheins, und wo ist er zu
 finden? Dem Bedürfniß nach existiert er in jeder feingestimmten Seele, der That
 nach möchte man ihn wohl nur, wie die reine Kirche und die reine Republik, in 124
 einigen wenigen auserlesenen Zirkeln finden, wo nicht die geistlose Nachahmung
 fremder Sitten, sondern eigne schöne Natur das Betragen lenkt, wo der Mensch
 15 durch die verwickeltesten Verhältnisse mit klüher Einfalt und ruhiger Unschuld geht,
 und weder nöthig hat, fremde Freiheit zu kränken, um die seinige zu behaupten,
 noch seine Würde wegzuerwerfen, um Anmuth zu zeigen. — Da es einem guten
 Staat an einer Constitution nicht fehlen darf, so kann man sie auch von dem
 ästhetischen fordern. Noch kenne ich keine dergleichen, und ich darf also hoffen, daß
 20 ein erster Versuch derselben, den ich dieser Zeitschrift bestimmt habe, mit Rücksicht
 werde aufgenommen werden.

3: Bestimmung B (1836. 1840). — 5: realisiert B. — 10—17: Existiert — zu
 zeigen.] (Diese Sätze sind in B b R W M als Text gedruckt.) — 10: Existiert B. —
 11: existiert B. — 12: Republik in A B b. — 15: verwickeltesten B b R W M. —
 17—21: Da es — aufgenommen werden.] fehlt B b R W M.

XVI

Ueber Musik.

Die Frage, was in der Musik darstellungswürdig sey, geht eigentlich nicht den Stoff, sondern die Behandlung an. Ueber den Stoff kann dem Musiker so wenig als irgend einem andern Künstler etwas vorgeschrieben werden. Wenn gefragt würde, ob der Künstler den Zorn, die Eifersucht u. darstellen könne, so würde es den Stoff betreffen. Ob er aber in der Schilderung des Zornes oder der Eifersucht das Pathos oder das Ethos darzustellen habe, das ist eine Frage, die sich auf die Behandlung bezieht.

Offenbar beruht die Macht der Musik auf ihrem körperlich materiellen Theil. Aber weil in dem Reich der Schönheit alle Macht, insofern sie blind ist, aufgehoben werden soll, so wird die Musik nur ästhetisch durch Form. Die Form aber macht keineswegs, daß sie als Musik wirkt, sondern bloß, daß sie bey ihrer musikalischen Macht ästhetisch wirkt. Ohne Form würde sie über uns blind gebieten; ihre Form rettet unsere Freyheit. Aber die Freyheit macht das ästhetische allein nicht aus, sondern die Freyheit, insofern sie sich im Leiden behauptet. Dieses Leiden wird hier hervorgebracht durch den Ton, dessen Einfluß auf uns und Affinität mit unsern Leidenschaften lediglich auf Naturgesetzen beruht. Im ästhetischen aber sollen zugleich mit Naturgesetzen auch Freyheitsgesetze wirken. Daher die Nothwendigkeit des Charakters in der Musik, wenn sie als schöne Kunst wirken soll.

Nimmst du der Musik alle Form, so verliert sie zwar alle ihre ästhetische, aber nicht alle ihre musikalische Macht.

Nimmst du ihr allen Stoff, und behältst bloß ihren reinen Theil, so verliert sie zugleich ihre ästhetische und ihre musikalische Macht, und wird bloß ein Object des Verstandes. Dieß beweist also, daß auf ihren körperlichen Theil mehr Rücksicht genommen werden muß, als du genommen hast.

Eben so urtheilte auch Humboldt, und Goethe.

Schiller an Körner, 10. März 1795: „Hier hast Du ein Paar Worte über Deinen Aufsatz. Gern hätte ich mich weitläufiger eingelassen, aber es war unmöglich, ohne tief ins Detail zu gehen, welches mir in einer Materie von dieser fremden Natur nicht leicht gewesen wäre.“ Der Aufsatz Körners war der in den Horen (1795, St. 5, S. 97—121) abgedruckte: „Ueber Charakterdarstellung in der Musik“; die „Paar Worte“ Schillers bilden acht Quartseiten, früher im Besitz des Hofraths Dr. Förster, dann des Regierungsraths v. Loeper in Berlin, der auf eine Bitte um Mittheilung für diese Ausgabe nicht geantwortet hat. Die obenstehenden Sätze sind entlehnt aus dem „Verzeichniß der zur hundertjährigen Geburtsstagsfeier Schiller's im Saale der königlichen Akademie zu Berlin vom 12.—22. November 1859 aufgestellten Bildnisse, Handschriften, Drucke, Musikaugen und Erinnerungen. Mit zwei Schrifttafeln. Zweiter Abdruck. Berlin. E. F. Schroeder. (Hermann Kaiser.) Unter den Linden Nr. 23.“ 80. S. 9. F. G.

XVII.

Von den nothwendigen Grenzen des Schönen

besonders im Vortrag philosophischer Wahrheiten.

Der Mißbrauch des Schönen und die Anmaßungen der Einbil-
5 dungskraft, da, wo sie nur die ausübende Gewalt besitzt, auch die
gesetzgebende an sich zu reißen, haben sowohl im Leben als in der
Wissenschaft so vielen Schaden angerichtet, daß es von nicht geringer
Wichtigkeit ist, die Grenzen genau zu bestimmen, die dem Gebrauch
schöner Formen gesetzt sind. Diese Grenzen liegen schon in der Natur
10 des Schönen, und wir dürfen uns bloß erinnern, wie der Geschmack
seinen Einfluß äußert, um bestimmen zu können, wie weit er den-
selben erstrecken darf.

Die Wirkungen des Geschmacks überhaupt genommen, sind, die
sinnlichen und geistigen Kräfte des Menschen in Harmonie zu bringen,
15 und in einem innigen Bündniß zu vereinigen. Wo also ein solches
inniges Bündniß zwischen der Vernunft und den Sinnen zweckmäßig
und rechtmäßig ist, da ist dem Geschmack ein Einfluß zu gestatten.
Giebt es aber Fälle, wo wir, sey es nun, um einen Zweck zu er-
reichen, oder sey es, um einer Pflicht Genüge zu thun, von jedem
20 sinnlichen Einfluß frey und als reine Vernunftwesen handeln müssen,
wo also das Band zwischen dem Geist und der Materie augenblicklich 100

A: Joren 1795, St. 9, S. 99—125. — B: Kleinere prosaische Schriften,
Th. 2 (1800), S. 355 ff. — b: Dieselben, anderer Druck. — A: Werke 1813.
8, 2, 1 ff. — B: Werke 1844. 10, 255 ff. — M: Werke 1860. 12, 119 ff.

Dieser und der folgende Aufsatz (Nr. XVII und XVIII) sind in B-M als Eine
Abhandlung gedruckt unter dem Titel: Ueber die nothwendigen Grenzen beim
Gebrauch schöner Formen. — 4: Mißbrauch B. — 10: wie B b. — 11: äußert, B b.

aufgehoben werden muß, da hat der Geschmack seine Grenzen, die er nicht überschreiten darf, ohne entweder einen Zweck zu vereiteln, oder uns von unserer Pflicht zu entfernen. Dergleichen Fälle giebt es aber wirklich, und sie werden uns schon durch unsere Bestimmung vorgeschrieben.

5 Unsere Bestimmung ist, uns Erkenntnisse zu erwerben und aus Erkenntnissen zu handeln. Zu beydem gehört eine Fertigkeit, von dem, was der Geist thut, die Sinne auszuschließen, weil bey allem Erkennen vom Empfinden, und bey allem moralischen Wollen von der Begierde abstrahirt werden muß.

10 Wenn wir erkennen, so verhalten wir uns thätig und unsre Aufmerksamkeit ist auf einen Gegenstand, auf ein Verhältniß zwischen Vorstellungen und Vorstellungen gerichtet. Wenn wir empfinden, so verhalten wir uns Leidend und unsre Aufmerksamkeit (wenn man es anders so nennen kann, was ganz und gar keine Handlung
15 des Geistes ist) ist bloß auf unsern Zustand gerichtet, insoferne derselbe durch einen empfangenen Eindruck verändert wird. Da wir nun das Schöne bloß empfinden und nicht erkennen, so merken wir dabey auf kein Verhältniß desselben zu andern Objecten, so beziehen wir die Vorstellung desselben nicht auf andere Vorstellungen, sondern
20 auf unser empfindendes Selbst. An dem schönen Gegenstand erfahren wir nichts, aber von demselben erfahren wir eine Veränderung unsers Zustands, davon die Empfindung der Ausdruck ist. Unser Wissen wird also durch Urtheile des Geschmacks nicht erweitert, und keine Erkenntniß, selbst nicht einmal von der Schönheit wird durch die
25 Empfindung der Schönheit erworben. Wo also Erkenntniß der Zweck ist, da kann uns der Geschmack, wenigstens direkt und unmittelbar keine Dienste leisten; vielmehr wird die Erkenntniß gerade so lange ausgesetzt, als uns die Schönheit beschäftigt.

Wozu dient denn aber nun, wird man einwenden, eine geschmack-
30 volle Einkleidung der Begriffe, wenn der Zweck des Vortrags, der doch kein anderer seyn kann, als Erkenntniß hervorzubringen, vielmehr dadurch gehindert als befördert wird?

5: erwerben, B b. — 6: beyden A B b R, Beidem B M. — 9: abstrahirt B b. — 14: was keine bewusste Handlung B b R B M. — 15: in sofern B b. — 18: Verhältniß derselben A. — Objecten, B b (und so stets: Objekt). — 19: andre B b. — 28: beschäftigt. B.

Zur Ueberzeugung des Verstandes kann allerdings die Schönheit der Einkleidung eben so wenig beitragen als das geschmackvolle Arrangement einer Mahlzeit zur Sättigung der Gäste, oder die äußere Eleganz eines Menschen zu Beurtheilung seines innern Werths. Aber
 5 eben so, wie dort durch die schöne Anordnung der Tafel die Ekstase gereizt und hier durch das Empfehlende im Aeußern die Aufmerksamkeit auf den Menschen überhaupt geweckt und geschärft wird, so werden wir durch eine reizende Darstellung der Wahrheit in eine
 • günstige Stimmung gesetzt, ihr unsre Seele zu öffnen, und die Hin-
 10 dernisse in unserm Gemüth werden hinweggeräumt, die sich der schwierigen Verfolgung einer langen und strengen Gedankenkette sonst würden entgegengesetzt haben. Es ist niemals der Inhalt, der durch die Schönheit der Form gewinnt, und niemals der Verstand, dem der Geschmack beim Erkennen hilft. Der Inhalt muß sich dem Verstand
 15 unmittelbar durch sich selbst empfehlen, indem die schöne Form zu der Einbildungskraft spricht, und ihr mit einem Scheine von Freiheit schmeichelt.

Aber selbst diese unschuldige Nachgiebigkeit gegen die Sinne, die
 102 man sich bloß in der Form erlaubt, ohne dadurch etwas an dem
 20 Inhalt zu verändern, ist großen Einschränkungen unterworfen, und kann völlig zweckwidrig seyn, je nachdem die Art der Erkenntniß, und der Grad der Ueberzeugung ist, die man bey Mittheilung seiner Gedanken beabsichtigt.

Es giebt eine wissenschaftliche Erkenntniß, welche auf deut-
 25 lichen Begriffen und erkannten Principien ruht, und eine populäre Erkenntniß, welche bloß auf mehr oder weniger entwickelte Gefühle sich gründet. Was der letztern oft sehr beförderlich ist, kann der erstern gerade zu widerstreiten.

Da, wo man eine strenge Ueberzeugung aus Principien zu be-
 30 wirken sucht, da ist es nicht damit gethan, die Wahrheit bloß dem Inhalt nach vorzutragen, sondern auch die Probe der Wahrheit muß in der Form des Vortrags zugleich mit enthalten seyn. Dieß kann aber nichts Anders heißen, als, nicht bloß der Inhalt, sondern

2: beitragen, B b. — 3: äußere B b (und so stets: äußerer u. s. w.). —
 6: gereizt B b (und so stets: reizen, Reiz u. s. w.). — 31: die Probe B b. —
 28: heißen B b (und so stets).

auch die Darlegung desselben muß den Denkfesetzen gemäß seyn. Mit derselben strengen Nothwendigkeit, mit welcher sich die Begriffe im Verstand aneinander schließen, müssen sie sich auch im Vortrag zusammenfügen, und die Stätigkeit in der Darstellung muß der Stätigkeit in der Idee entsprechen. Nun streitet aber jede Freyheit, die der Imagination bey Erkenntnissen eingeräumt wird, mit der strengen Nothwendigkeit, nach welcher der Verstand Urtheile mit Urtheilen und Schlüsse mit Schlüssen zusammenkettet. Die Einbildungskraft strebt, ihrer Natur gemäß, immer nach Anschauungen, d. h. nach ganzen ¹⁰³ und durchgängig bestimmten Vorstellungen, und ist ohne Unterlaß bemüht, das Allgemeine in einem einzelnen Fall darzustellen, es in Raum und Zeit zu begrenzen, den Begriff zum Individuum zu machen, dem Abstrakten einen Körper zu geben. Sie liebt ferner in ihren Zusammensetzungen Freyheit und erkennt dabey kein andres ¹⁵ Gesetz als den Zufall der Raum- und der Zeitverknüpfung; denn diese ist der einzige Zusammenhang, der zwischen unsern Vorstellungen übrig bleibt, wenn wir alles, was Begriff ist, was sie innerlich verbindet, hinwegdenken. Gerade umgekehrt beschäftigt sich der Verstand nur mit Theilvorstellungen oder Begriffen, und sein ²⁰ Streben geht dahin, im lebendigen Ganzen einer Anschauung Merkmale zu unterscheiden. Weil er die Dinge nach ihren innern Verhältnissen verknüpft, die sich nur durch Absonderung entdecken lassen, so kann der Verstand nur in so fern, als er vorher trennte, d. h. nur durch Theilvorstellungen, verbinden. Der Verstand ²⁵ beobachtet in seinen Kombinationen strenge Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit, und es ist bloß der stätige Zusammenhang der Begriffe, wodurch er befriedigt werden kann. Dieser Zusammenhang wird aber jedesmal gestört, so oft die Einbildungskraft ganze Vorstellungen (einzelne Fälle) in diese Kette von Abstraktionen einschaltet, und in ³⁰ die strenge Nothwendigkeit der Sachverknüpfung den Zufall der Zeitverknüpfung mischt.* Es ist daher unumgänglich nöthig, daß da, ¹⁰⁴

* Ein Schriftsteller, dem es um wissenschaftliche Strenge zu thun ist, wird sich deswegen der Beispiele sehr ungern und sehr sparsam bedienen. Was vom Allgemeinen mit vollkommner Wahrheit gilt, erleidet in jedem besondern Fall Ein-

3: an einander V b. — 23: in sofern, V b. — trennte d. h. A. — 25–26: Gesetzmäßigkeit und A.

wo es um strenge Consequenz im Denken zu thun ist, die Imagination ihren willkürlichen Charakter verläugne, und ihr Bestreben nach möglichster Sinnlichkeit in den Vorstellungen und möglichster Freyheit in Verknüpfung derselben dem Bedürfniß des Verstandes unterordnen
5 und aufopfern lerne. Deswegen muß schon der Vortrag darnach eingerichtet seyn, durch Ausschließung alles Individuellen und Sinnlichen jenes Bestreben der Einbildungskraft niederzuschlagen, und sowohl durch Bestimmtheit im Ausdruck ihrem unruhigen Dichtungs-
trieb, als durch Gesetzmäßigkeit im Fortschritt ihrer Willkühr in Kombinationen Schranken zu setzen. Freylich wird sie sich nicht ohne
10 Widerstand diesem Joch unterwerfen, aber man rechnet hier auch billig auf einige Selbstverläugnung, und auf einen ernstlichen Entschluß des Zuhörers oder Lesers, um der Sache willen, die Schwierigkeiten nicht zu achten, welche von der Form unzertrennlich sind.

15 Wo sich aber ein solcher Entschluß nicht voraussetzen läßt, und wo man sich keine Hoffnung machen kann, daß das Interesse an dem Inhalt stark genug seyn werde, um zu dieser Anstrengung Muth zu machen, da wird man freylich auf Mittheilung einer wissenschaft-
lichen Erkenntniß Verzicht thun müssen, dafür aber, in Ansehung
20 des Vortrags, etwas mehr Freyheit gewinnen. Man verläßt in diesem Falle die Form der Wissenschaft, die zuviel Gewalt gegen die Einbildungskraft ausübt, und nur durch die Wichtigkeit des Zwecks kann annehmlich gemacht werden, und erwählt dafür die Form der Schönheit, die unabhängig von allem Inhalt sich schon durch sich selbst
25 empfiehlt. Weil die Sache die Form nicht in Schutz nehmen will, so muß die Form die Sache vertreten.

Der populäre Unterricht verträgt sich mit dieser Freyheit. Da der Volksredner oder Volkschriftsteller (eine Benennung, unter der
30 schränkungen; und da in jedem besondern Fall sich Umstände finden, die in Rück-
sicht auf den allgemeinen Begriff, der dadurch dargestellt werden soll, zufällig sind, so ist immer zu fürchten, daß diese zufälligen Beziehungen in jenen allgemeinen Begriff mit hineingetragen werden, und ihm von seiner Allgemeinheit und Nothwendigkeit etwas rauben.

2: willkürlichen B (und so stets: Willkühr, willkürlich). — 5: Deswegen B b. — 8: ihrem unruhigem A. — 10: voraussetzen A B M] voraussetzen B b K. — 16: Hoffnung B. — 19: aber in A. — 21: zu viel B b. — 24: die, unabhängig B b. — Inhalt, B b.

ich jeden befaße, der nicht ausschließend an den Gelehrten sich wendet) zu keinem vorbereiteten Publikum spricht, und seine Leser nicht wie der andere auswählt, sondern sie nehmen muß, wie er sie findet, so kann er auch bloß die allgemeinen Bedingungen des Denkens, und
 5 bloß die allgemeinen Antriebe zur Aufmerksamkeit, aber noch keine besondere Denkfertigkeit, noch keine Bekanntschaft mit bestimmten Begriffen, noch kein Interesse an bestimmten Gegenständen bey denselben voraussetzen. Er kann es also auch nicht darauf ankommen lassen, ob die Einbildungskraft derer, die er unterrichten will, mit
 10 seinen Abstraktionen den gehörigen Sinn verknüpfen, und zu den allgemeinen Begriffen, auf die der wissenschaftliche Vortrag sich einschränkt, einen Inhalt darbieten werde. Um sicher zu gehen, giebt er daher lieber die Anschauungen und einzelnen Fälle gleich mit, auf welche sich jene Begriffe beziehen, und überläßt es dem Verstand
 15 seiner Leser, den 'Begriff aus dem Etgegreif daraus zu bilden. Die 106 Einbildungskraft wird also bey dem populären Vortrag schon weit mehr ins Spiel gemischt, aber doch immer nur reproduktiv, (empfangene Vorstellungen erneuernd) nicht aber produktiv (ihre selbstbildende Kraft beweisend). Jene einzelnen Fälle oder Anschauungen
 20 sind für den gegenwärtigen Zweck viel zu genau berechnet, und für den Gebrauch, der davon gemacht werden soll, viel zu bestimmt eingerichtet, als daß die Einbildungskraft es vergessen könnte, daß sie bloß im Dienst des Verstandes handelt. Der Vortrag hält sich zwar etwas näher an das Leben und an die Sinnenwelt, aber er
 25 verliert sich noch nicht in derselben. Die Darstellung ist also noch immer bloß didaktisch, denn, um schön zu seyn, fehlen ihr noch die zwey vornehmsten Eigenschaften, Sinnlichkeit im Ausdruck und Freyheit in der Bewegung.

Frey wird die Darstellung, wenn der Verstand den Zusammenhang der Ideen zwar bestimmt, aber mit so versteckter Gesetzmäßigkeit, daß die Einbildungskraft dabey völlig willkürlich zu verfahren, und bloß dem Zufall der Zeitverknüpfung zu folgen scheint. Sinnlich wird die Darstellung, wenn sie das Allgemeine in das Besondere versteckt, und der Phantasie das lebendige Bild (die ganze

1: ausschließend B h. — 30: Gesetzmäßigkeit, B h (und so stets).

Vorstellung) hingiebt, wo es bloß um den Begriff (die Theilvorstellung) zu thun ist. Die sinnliche Darstellung ist also, von der Einen Seite betrachtet, reich, weil sie da, wo nur eine Bestimmung verlangt wird, ein vollständiges Bild, ein Ganzes von Bestimmungen, 5 ein Individuum gibt; sie ist aber von einer andern Seite betrachtet wieder eingeschränkt und 'arm, weil sie nur von einem Indi- 107 viduum und von einem einzelnen Fall behauptet, was doch von einer ganzen Sphäre zu verstehen ist. Sie verkürzt also den Verstand gerade um so viel, als sie der Imagination im Ueberfluß darbietet, 10 denn je vollständiger an Inhalt eine Vorstellung ist, desto kleiner ist ihr Umfang.

Das Interesse der Einbildungskraft ist, ihre Gegenstände nach Willkühr zu wechseln; das Interesse des Verstandes ist, die seinigen mit strenger Nothwendigkeit zu verknüpfen. So sehr diese beyden 15 Interessen mit einander zu streiten scheinen, so giebt es doch zwischen beyden einen Punkt der Vereinigung, und diesen auszufinden, ist das eigentliche Verdienst der schönen Schreibart.

Um der Imagination Genüge zu thun, muß die Rede einen materiellen Theil oder Körper haben, und diesen machen die An- 20 schauungen aus, von denen der Verstand die einzelnen Merkmale oder Begriffe absondert; denn so abstrakt wir auch denken mögen, so ist es doch immer zuletzt etwas sinnliches, was unserm Denken zum Grund liegt. Nur will die Imagination ungebunden und regellos von Anschauung zu Anschauung überspringen, und sich an keinen andern 25 Zusammenhang, als den der Zeitfolge binden. Stehen also die Anschauungen, welche den körperlichen Theil zu der Rede hergeben, in keiner Sachverknüpfung untereinander, scheinen sie vielmehr als unabhängige Glieder und als eigene Ganze für sich selbst zu bestehen, verrathen sie die ganze Unordnung einer spielenden und bloß sich 30 selbst gehorchenden Einbildungskraft, so hat die Einkleidung ästhetische Freyheit, und das Bedürfniß der Phantasie ist befriedigt. Eine solche 108 Darstellung, könnte man sagen, ist ein organisches Produkt, wo nicht bloß das Ganze lebt, sondern auch die einzelnen Theile ihr eigenthümliches Leben haben; die bloß wissenschaftliche Darstellung

5: giebt, B b. — 27: unter einander B b. — 30: ästhetische A (und so zuweilen: aesthetisch).

ist ein mechanisches Werk, wo die Theile, leblos für sich selbst, dem Ganzen durch ihre Zusammenstimmung ein künstliches Leben ertheilen.

Um auf der andern Seite dem Verstande Genüge zu thun und Erkenntniß hervorzubringen, muß die Rede einen geistigen Theil, 5 Bedeutung, haben, und diese erhält sie durch die Begriffe, vermittelst welcher jene Anschauungen auf einander bezogen und in ein Ganzes verbunden werden. Findet nun zwischen diesen Begriffen, als dem geistigen Theil der Rede, der genaueste Zusammenhang statt, während daß sich die ihnen korrespondirenden Anschauungen, als der 10 sinnliche Theil der Rede, bloß durch ein willkürliches Spiel der Phantasie zusammen zu finden scheinen, so ist das Problem gelöst, und der Verstand wird durch Gesetzmäßigkeit befriedigt, indem der Phantasie durch Gesetlosigkeit geschmeichelt wird.

Untersucht man die Zauberkraft der schönen Diktion, so wird 15 man allemal finden, daß sie in einem solchen glücklichen Verhältnis zwischen äußerer Freyheit und innerer Nothwendigkeit enthalten ist. Zu dieser Freyheit der Einbildungskraft trägt die Individualisierung der Gegenstände, und der figürliche oder uneigentliche Ausdruck das meiste bey, jene, um die Sinnlichkeit zu erhöhen, dieser, 20 um sie da, wo sie nicht ist, zu erzeugen. Indem wir die Gattung durch ein Individuum repräsentiren und einen allgemeinen Begriff in einem einzelnen Falle darstellen, nehmen wir der Phantasie die 109 Fesseln ab, die der Verstand ihr angelegt hatte, und geben ihr Vollmacht, sich schöpferisch zu beweisen. Immer nach Vollständigkeit der 25 Bestimmungen strebend, erhält und gebraucht sie jetzt das Recht, das ihr hingeebene Bild nach Gefallen zu ergänzen, zu beleben, umzugestalten, ihm in allen seinen Verbindungen und Verwandlungen zu folgen. Sie darf augenblicklich ihrer untergeordneten Rolle vergessen, und sich als eine willkürliche Selbstherrscherinn betragen, weil durch 30 den strengen innern Zusammenhang hinlänglich dafür gesorgt ist, daß sie dem Jügel des Verstandes nie ganz entfliehen kann. Der uneigentliche Ausdruck treibt diese Freyheit noch weiter, indem er Bilder zusammengattet, die ihrem Inhalt nach ganz verschieden sind, aber sich gemeinschaftlich unter einem höhern Begriff verbinden. Weil sich

8: Rede der A B. — 11: gelöst, B b. — 26—27: umzugestalten, A B M. Belege für 'umgestalten' in den Wörterbüchern von B. Hoffmann und Sanders.)

nun die Phantasie an den Inhalt, der Verstand hingegen an jenen höhern Begriff hält, so macht die erstere eben da einen Sprung, wo der letztere die vollkommenste Stätigkeit wahrnimmt. Die Begriffe entwickeln sich nach dem Gesez der Nothwendigkeit, aber nach
 5 dem Gesez der Freyheit gehen sie an der Einbildungskraft vorüber; der Gedanke bleibt derselbe, nur wechselt das Medium, das ihn darstellt. So erschafft sich der berebte Schriftsteller aus der Anarchie selbst die herrlichste Ordnung, und errichtet auf einem immer wechselnden Grunde, auf dem Strome der Imagination, der immer fort-
 10 fließt, ein festes Gebäude.

Stellt man zwischen der wissenschaftlichen, der populären und der schönen Diktion eine Vergleichung an, so zeigt sich, daß alle drey zwar den Gedanken, um den ' es zu thun ist, der Materie nach, 110 gleich getreu überliefern, und uns also alle drey zu einer Erkenntniß
 15 verhelfen, daß aber die Art und der Grad dieser Erkenntniß bey einer jeden mercklich verschieden sind. Der schöne Schriftsteller stellt uns die Sache, von der er handelt, vielmehr als möglich und als wünschenswürdig vor, als daß er uns von der Wirklichkeit oder gar von der Nothwendigkeit derselben überzeugen könnte; denn sein Ge-
 20 danke kündigt sich bloß als eine willkührliche Schöpfung der Einbildungskraft an, die für sich allein nie im Stand ist, die Realität ihrer Vorstellungen zu verbürgen. Der populäre Schriftsteller erweckt uns den Glauben, daß es sich wirklich so verhalte, aber weiter bringt er es auch nicht; denn er macht uns die Wahrheit jenes Sages zwar
 25 fühlbar, aber nicht absolut gewiß. Das Gefühl aber kann wohl lehren was ist, aber niemals was seyn muß. Der philosophische Schriftsteller erhebt jenen Glauben zur Ueberzeugung, denn er erweist aus unbezweifelten Gründen, daß es sich nothwendig so verhalte.

Wenn man von den bisherigen Grundsätzen ausgehet, so wird
 30 es nicht schwer seyn, einer jeden von diesen drey verschiedenen Formen der Diktion ihre schickliche Stelle anzuweisen. Im Ganzen genommen wird sich als Regel annehmen lassen, daß da, wo nicht bloß an dem Resultat, sondern zugleich an den Beweisen liegt, die wissenschaftliche Schreibart, und da, wo es überhaupt nur um das Resultat

11: man] nun B. — 26: lehren, B b. — niemals, B b. — 27: erweist B b.
 — 32: wo es nicht B b & W M.

zu thun ist, die populäre und schöne Schreibart den Vorzug verdienen. Wann aber der populäre Ausdruck in den schönen übergehen darf, das entscheidet der größere oder geringere Grad des Interesse, 111 den man voraussetzen und zu bewirken hat.

5 Der reine wissenschaftliche Ausdruck setzt uns (mehr oder weniger, je nachdem er philosophischer oder populärer ist) in den Besitz einer Erkenntniß; der schöne Ausdruck leiht uns dieselbe bloß zu augenblicklichem Genuß und Gebrauche. Der erste giebt uns — wenn ich mir die Vergleichung erlauben darf — den Baum mit samt der Wur-
 10 zel, aber freylich müssen wir uns gedulden, bis er blühet und Früchte trägt; der schöne Ausdruck bricht uns bloß die Blüthen und Früchte davon ab, aber der Baum, der sie trug, wird nicht unser, und wenn jene verwelkt und genossen sind, ist unser Reichthum verschwunden. So widersinnig es nun wäre, demjenigen die bloße Blume oder Frucht
 15 abzubrechen, der den Baum selbst in seinen Garten verpflanzt haben will, eben so ungereimt würde es seyn, dem, welchem gerade jetzt nur nach einer Frucht gelüftet, den Baum selbst mit seinen künftigen Früchten anzubieten. Die Anwendung ergiebt sich von selbst, und ich bemerke bloß, daß der schöne Ausdruck eben so wenig für den
 20 Lehrstuhl, als der schulgerechte für den schönen Umgang und für die Rednerbühne taugt.

• Der Lernende sammelt für spätere Zwecke, und für einen künftigen Gebrauch; daher der Lehrer dafür zu sorgen hat, ihn zum völligen Eigenthümer der Kenntnisse zu machen, die er
 25 ihm beybringt. Nichts aber ist unser, als was dem Verstand übergeben wird. Der Redner hingegen bezweckt einen schnellen Gebrauch, und hat ein gegenwärtiges Bedürfniß seines Publikums zu befrie- 112 digen. Sein Interesse ist es also, die Kenntnisse, welche er austreut, so schnell, als er immer kann, praktisch zu machen, und dies erreicht er am sichersten, wenn er sie dem Sinn übergiebt, und für
 30 die Empfindung zubereitet. Der Lehrer, der sein Publikum bloß auf Bedingungen übernimmt, und berechtigt ist, die Stimmung des Gemüths, die zur Aufnahme der Wahrheit erfordert wird, schon bey demselben vorauszusetzen, richtet sich bloß nach dem Object seines

9: sammt B. — 19: bloß, B b (und so stets). — 24: Kenntnisse A. — 33: erfordert B R W W (und so stets: fordern, Forderung u. s. w.).

Vortrags, da im Gegentheil der Redner, der mit seinem Publikum keine Bedingung eingehen darf, und die Neigung erst zu seinem Vortheil gewinnen muß, sich zugleich nach den Subjecten zu richten hat, an die er sich wendet. Jener, dessen Publikum schon da war, 5 und wieder kommt, braucht bloß Bruchstücke zu liefern, die mit vorhergegangenen Vorträgen erst ein Ganzes ausmachen; dieser, dessen Publikum ohne Aufhören wechselt, unvorbereitet kommt und vielleicht nie zurückkehrt, muß sein Geschäft bey jedem Vortrag vollenden, jede seiner Aufführungen muß ein Ganzes für sich seyn, und ihren 10 vollständigen Aufschluß enthalten.

Daher ist es kein Wunder, wenn ein noch so gründlicher dogmatischer Vortrag in der Konversation und auf der Kanzel kein Glück macht, und ein noch so geistvoller schöner Vortrag auf dem Lehrstuhl keine Früchte trägt — wenn die schöne Welt Schriften ungelesen 15 läßt, die in der gelehrten Epoche machen, und der Gelehrte Werke ignoriert, die eine Schule der Weltleute sind, und von allen Liebhabern des Schönen mit Begierde verschlungen werden. Jedes kann in dem Kreis, für den es bestimmt ist, Bewunderung verdienen, ja an innerm Gehalt kön'nen beide vollkommen gleich seyn, aber es hiesse 118 20 etwas unmögliches verlangen, wenn ein Werk, das den Denker anstrengt, zugleich dem bloßen Schöngeist zum leichten Spiele dienen sollte.

Aus diesem Grunde halte ich es für schädlich, wenn für den Unterricht der Jugend Schriften gewählt werden, worinn wissenschaftliche Materien in schöne Form eingekleidet sind. Ich rede hier ganz 25 und gar nicht von solchen Schriften, wo der Inhalt der Form aufgeopfert worden ist, sondern von wirklich vortreflichen Schriften, die die schärfste Sachprobe aushalten, aber diese Probe in ihrer Form nicht enthalten. Es ist wahr, man erreicht mit solchen Schriften den Zweck, gelesen zu werden, aber immer auf Unkosten des wichtigeren 30 Zweckes, warum man gelesen werden will. Der Verstand wird bey dieser Lectüre immer nur in seiner Zusammenstimmung mit der Einbildungskraft geübt, und lernt also nie die Form von dem Stoffe

3: Subjecten B b (und so stets: Subject). — 5: wiederkommt, B b. — 16: ignorirt, B b. — 19: beyde B b. — 19: hiesse B b. — 20: Unmögliches B. — 21: bloßen B b (und so stets: bloßer u. s. w.). — 23: worin B (und so stets). — 26: vortreflichen B. — 31: Lectüre, A B b.

scheiden, und als ein reines Vermögen handeln. Und doch ist schon die bloße Uebung des Verstandes ein Hauptmoment bey dem Jugendunterricht, und an dem Denken selbst liegt in den meisten Fällen mehr, als an dem Gedanken. Wenn man haben will, daß ein Ge-
 5 schäft gut besorgt werde, so mag man sich ja hüten, es als ein Spiel anzukündigen. Vielmehr muß der Geist schon durch die Form der Behandlung in Spannung gesetzt und mit einer gewissen Gewalt von der Passivität zur Thätigkeit fortgestoßen werden. Der Lehrer soll seinem Schüler die strenge Gesetzmäßigkeit der Methode keineswegs
 10 verbergen, sondern ihn vielmehr darauf aufmerksam, und wo möglich darnach begierig machen. Der Studierende soll lernen, einen Zweck verfolgen, und um des Zwecks willen auch ein beschwerliches Mittel 114 sich gefallen lassen. Frühe schon soll er nach der edlern Lust streben, welche der Preis der Anstrengung ist. Bey dem wissenschaftlichen Vortrag werden die Sinne ganz und gar abgewiesen, bey dem schönen werden sie ins Interesse gezogen. Was wird die Folge davon seyn? Man verzichlingt eine solche Schrift, eine solche Unterhaltung mit Antheil, aber, wird man um die Resultate befragt, so ist man kaum im Stande, davon Rechenschaft zu geben. Und sehr natürlich! denn die Begriffe dringen
 20 zu ganzen Massen in die Seele, und der Verstand erkennt nur, wo er unterscheidet; das Gemüth verhielt sich während der Lectüre vielmehr leidend als thätig, und der Geist besitzt nichts, als was er thut.

Dies gilt übrigens bloß von dem Schönen gemeiner Art und von der gemeinen Art das Schöne zu empfinden. Das wahrhaft
 25 Schöne gründet sich auf die strengste Bestimmtheit, auf die genaueste Absonderung, auf die höchste innere Nothwendigkeit; nur muß diese Bestimmtheit sich eher finden lassen, als gewaltsam hervordrängen. Die höchste Gesetzmäßigkeit muß da seyn, aber sie muß als Natur erscheinen. Ein solches Produkt wird dem Verstand vollkommen Genüge thun, sobald es studiert wird, aber eben weil es wahrhaft schön
 30 ist, so dringt es seine Gesetzmäßigkeit nicht auf, so wendet es sich nicht an den Verstand ins besondere, sondern spricht als reine Einheit zu dem harmonisirenden Ganzen des Menschen, als Natur zur Natur.

8: fortgestoßen B b. — 11: Studierende B b. — 14: Preis B b. — 21: sich, A B b. — 22: thät. B. — 30: studirt B b. — 32: insbesondere, B b. — 33: harmonisirenden B b.

Ein gemeiner Beurtheiler findet es vielleicht leer, dürftig, viel zu wenig bestimmt; gerade dasjenige, worinn der Triumph der Darstellung besteht, die vollkommene Auflösung der Theile in einem reinen Ganzen beleidigt ihn, weil er nur zu unterscheiden versteht und nur 115 für das Einzelne Sinn hat. Zwar soll bey philosophischen Darstellungen der Verstand, als Unterscheidungsvermögen, befriediget werden, es sollen einzelne Resultate für ihn daraus hervorgehen; dieß ist der Zweck, der auf keine Weise hintangesezt werden darf. Wenn aber der Schriftsteller durch die strengste innere Bestimmtheit dafür gesorgt 10 hat, daß der Verstand diese Resultate nothwendig finden muß, sobald er sich nur darauf einläßt, aber damit allein nicht zufrieden und genöthigt durch seine Natur (die immer als harmonische Einheit wirkt, und wo sie durch das Geschäft der Abstraktion diese Einheit verloren, solche schnell wieder herstellt) wenn er das Getrennte 15 wieder verbindet, und durch die vereinigte Auffoderung der sinnlichen und geistigen Kräfte immer den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, so hat er wahrhaftig nicht um so viel schlechter geschrieben, als er dem Höchsten näher gekommen ist. Der gemeine Beurtheiler freylich, der ohne Sinn für jene Harmonie immer nur auf das Einzelne 20 dringt, der in der Peterskirche selbst nur die Pfeiler suchen würde, welche dieses künstliche Firmament unterstützen, dieser wird es ihm wenig Dank wissen, daß er ihm eine doppelte Mühe machte; denn ein solcher muß ihn freylich erst übersetzen, wenn er ihn verstehen will, so wie der bloße nackte Verstand, entblößt von allem Darstellungs- 25 vermögen, das Schöne und Harmonische in der Natur wie in der Kunst erst in seine Sprache umsetzen und auseinander legen, kurz, so wie der Schüler, um zu lesen, erst buchstabieren muß. Aber von der Beschränktheit und Bedürftigkeit seiner Leser empfängt der darstellende Schriftsteller niemals das Geseß. Dem Ideal, das er in 30 sich selbst trägt, geht er entgegen, unbekümmert, wer ihm etwa 116 folgt und wer zurück bleibt. Es werden viele zurück bleiben; denn so selten es schon ist, auch nur denkende Leser zu finden, so ist es doch noch unendlich seltener, solche anzutreffen, welche darstellend denken können. Ein solcher Schriftsteller wird es also der Natur

³: Auflösung A. — 27: buchstabiren B b. — ³¹: zurückbleibt. B b. — zurückbleiben; B b. — ³²: unr (statt: nur) B.

der Sache nach sowohl mit denjenigen verderben, welche nur anschauen und nur empfinden; denn er legt ihnen die saure Arbeit des Denkens auf: als mit denjenigen, welche nur denken, denn er fodert von ihnen, was für sie schlechthin unmöglich ist, lebendig zu
 5 bilden. Weil aber beyde nur sehr unvollkommene Repräsentanten gemeiner und ächter Menschheit sind, welche durchaus Harmonie jener beyden Geschäfte fodert, so bedeutet ihr Widerspruch nichts; vielmehr bestätigen ihm ihre Urtheile, daß er erreichte, was er suchte. Der abstrakte Denker findet seinen Inhalt gedacht, und der anschauende
 10 Leser seine Schreibart lebendig; beyde billigen also, was sie fassen, und vermessen nur, was ihr Vermögen übersteigt.

Ein solcher Schriftsteller ist aber aus eben diesem Grunde ganz und gar nicht dazu gemacht, einen Unwissenden mit dem Gegenstande, den er behandelt, bekannt zu machen, oder im eigentlichen Sinne des
 15 Wortes, zu lehren. Dazu ist er glücklicher weise auch nicht nöthig, weil es für den Unterricht der Schüler nie an Subjecten fehlen wird. Der Lehrer in strengster Bedeutung muß sich nach der Bedürftigkeit richten; er geht von der Voraussetzung des Unvermögens aus, da hingegen jener von seinem Leser oder Zuhörer schon eine gewisse Integrität und Ausbildung fodert. Dafür schränkt sich aber seine Wir-
 20 kung auch nicht darauf ein, bloß todte Begriffe mitzutheilen, er 117 ergreift mit lebendiger Energie das Lebendige und bemächtigt sich des ganzen Menschen, seines Verstandes, seines Gefühls, seines Willens zugleich.

25 Wenn es für die Gründlichkeit der Erkenntniß nachtheilig befunden wurde, bey dem eigentlichen Lernen den Foderungen des Geschmacks Raum zu geben, so wird dadurch keineswegs behauptet, daß die Bildung dieses Vermögens bey dem Studirenden zu frühzeitig sey. Ganz im Gegentheil soll man ihn aufmuntern und veranlassen, Kennt-
 30 nisse, die er sich auf dem Wege der Schule zu eigen machte, auf dem Wege der lebendigen Darstellung mitzutheilen. Sobald das erstere

5-6: gemeiner] (Hoffmeister, Schillers Leben 3, 1225 will: edler; doch unnöthig, da „gemeiner Menschheit“ in der Bedeutung „allgemeiner Menschheit“ zu nehmen ist; die Menschheit in ihrer Allgemeinheit muß immer die „ächte“ sein. R. G.) — 10: fassen A B b. — 12: Grunde, B b. — 15: glücklicherweise B b. — 17: Bedeutung, A B b. — 26: Lernen, A B b.

nur beobachtet worden ist, kann das zweite keine andere als nützliche Folgen haben. Gewiß muß man einer Wahrheit schon in hohem Grad mächtig seyn, um ohne Gefahr die Form verlassen zu können, in der sie gefunden wurde; man muß einen grossen Verstand besitzen, 5 um selbst in dem freyen Spiele der Imagination sein Object nicht zu verlieren. Wer mir seine Kenntnisse in Schulgerechter Form überliefert, - der überzeugt mich zwar, daß er sie richtig faßte, und zu behaupten weiß; wer aber zugleich im Stande ist, sie in einer schönen Form mitzutheilen, der beweist nicht nur, daß er dazu gemacht ist, sie zu 10 erweitern, er beweist auch, daß er sie in seine Natur aufgenommen und in seinen Handlungen darzustellen fähig ist. Es giebt für die Resultate des Denkens keinen andern Weg zu dem Willen und in das Leben, als durch die selbstthätige Bildungskraft. Nichts als was in uns selbst schon lebendige That ist, kann es außer uns 15 werden, und es ist mit Schöpfungen des Geistes wie mit organischen Bildungen; nur aus der Blüthe geht die Frucht vor.

Wenn man überlegt, wie viele Wahrheiten als innere Anschau- 118 ungen längst schon lebendig wirkten, ehe die Philosophie sie demonstrierte, und wie kraftlos öfters die demonstriertesten Wahrheiten für 20 das Gefühl und den Willen bleiben, so erkennt man, wie wichtig es für das praktische Leben ist, diesen Wink der Natur zu befolgen, und die Erkenntnisse der Wissenschaft wieder in lebendige Anschauung umzuwandeln. Nur auf diese Art ist man im Stande, an den Schätzen der Weisheit auch diejenigen Antheil nehmen zu lassen, 25 denen schon ihre Natur untersagte, den unnatürlichen Weg der Wissenschaft zu wandeln. Die Schönheit leistet hier in Rücksicht auf die Einsicht eben das, was sie im moralischen, in Rücksicht auf die Handlungsweise leistet; sie vereinigt die Menschen in den Resultaten und in der Materie, die sich in der Form und in den Gründen niemals 30 vereinigt haben würden.

Das andre Geschlecht kann und darf, seiner Natur und seiner schönen Bestimmung nach, mit dem Männlichen nie die Wissenschaft, aber durch das Medium der Darstellung kann es mit dem:

4: großen B b (und so stets: großer u. f. w.). — 6: schulgerechter B b. — 9 u. 10: beweist B b. — 14: außer B b. — 19: demonstrierte, B b. — demonstriertesten B b. — 24: Weisheit B b. — 26—27: auf die Erkenntniß B b & W M.

selben die Wahrheit theilen. Der Mann läßt es sich noch wohl gefallen, daß sein Geschmaç beleidigt wird, wenn nur der innere Gehalt den Verstand entschädigt. Gewöhnlich ist es ihm nur desto lieber, je härter die Bestimmtheit hervortritt, und je reiner sich das
 5 innere Wesen von der Erscheinung absondert. Aber das Weib vergiebt dem reichsten Inhalt die vernachlässigte Form nicht, und der ganze innre Bau seines Wesens giebt ihm ein Recht zu dieser strengen Forderung. Dieses Geschlecht, das, wenn es auch nicht durch Schönheit herrschte, schon allein deswegen das ' schöne Geschlecht heißen
 119 10 müßte, weil es durch Schönheit beherrscht wird, zieht alles, was ihm vorkommt, vor den Richterstuhl der Empfindung, und was diese entweder beleidigt, oder leer läßt, ist für dasselbe verloren. Freylich kann ihm in diesem Kanak nur die Materie der Wahrheit, aber nicht die Wahrheit selbst überliefert werden, die von ihrem Beweis unzer-
 15 trennlich ist. Aber glücklicher Weise braucht es auch nur die Materie der Wahrheit, um seine höchste Vollkommenheit zu erreichen, und die bisher erschienenen Ausnahmen können den Wunsch nicht erregen, daß sie zur Regel werden möchten.

Das Geschäft also, welches die Natur dem andern Geschlecht
 20 nicht bloß nachließ, sondern verbot, muß der Mann doppelt auf sich nehmen, wenn er anders dem Weibe in diesem wichtigen Punkt des Daseyns auf gleicher Stufe begegnen will. Er wird also so viel, als er nur immer kann, aus dem Reich der Abstraktion, wo Er regiert, in das Reich der Einbildungskraft und Empfindung hinüber
 25 zu ziehen suchen, wo das Weib zugleich Muster und Richterinn ist. Er wird, da er in dem weiblichen Geiste keine dauerhaften Pflanzungen anlegen kann, so viele Blüthen und Früchte, als immer möglich ist, auf seinem eigenen Feld zu erzielen suchen, um den schnell verwekkenden Vorrath auf dem andern desto öfter erneuern, und da,
 30 wo keine natürliche Aerndte reist, eine künstliche unterhalten zu können. Der Geschmaç verbessert — oder verbirgt — den natürlichen Geistesunterschied beider Geschlechter, er nährt und schmückt den weiblichen Geist mit den Produkten des männlichen, und läßt das reizende

6: vernachlässigte B. — 9: deswegen, A. — 11—12: und was nicht zu dieser spricht oder sie gar beleidigt, ist B b & B M. — 14: Beweis B b. — 15: glücklicherweise B b. — 22: Stufe B. — 25: Richterinn B. — 30: Aernte B b. — 32: beyder B b.

Geschlecht empfinden, wo es nicht gedacht, und genießen, wo es nicht gearbeitet hat.

Dem Geschmac̃ ist also, unter den Einschränkungen, deren ich 120
bisher erwähnte, bey Mittheilung der Erkenntniß zwar die Form an-
5 vertraut, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er sich nicht
an dem Inhalt vergreife. Er soll nie vergessen, daß er einen fremden
Auftrag ausrichtet und nicht seine eignen Geschäfte führt. Sein ganzer
Antheil soll darauf eingeschränkt seyn, das Gemüth in eine der Er-
kenntniß günstige Stimmung zu versetzen; aber in allem dem, was
10 die Sache betrifft, soll er sich durchaus keiner Autorität anmaßen.

Wenn er das letztere thut — wenn er sein Gesetz, welches kein
anders ist, als der Einbildungskraft gefällig zu seyn, und in der
Betrachtung zu vergnügen, zum obersten erhebt — wenn er dieses
Gesetz nicht bloß auf die Behandlung, sondern auch auf die
15 Sache anwendet, und nach Maßgabe desselben die Materialien nicht
bloß ordnet, sondern wählt, so überschreitet er nicht nur, sondern
veruntreut seinen Auftrag, und verfälscht das Object, das er uns
treu überliefern sollte. Nach dem, was die Dinge sind, wird jetzt
nicht mehr gefragt, sondern wie sie sich am besten den Sinnen em-
20 pfehlen. Die strenge Consequenz der Gedanken, welche bloß hätte
verborgen werden sollen, wird als eine lästige Fessel weggeworfen,
die Vollkommenheit wird der Annehmlichkeit, die Wahrheit der Theile
der Schönheit des Ganzen, das innere Wesen dem äussern Eindruck
aufgeopfert. Wo aber der Inhalt sich nach der Form richten muß,
25 da ist gar kein Inhalt; die Darstellung ist leer, und anstatt sein
Wissen vermehrt zu haben, hat man bloß ein unterhaltendes Spiel
getrieben.

Schriftsteller, welche mehr Wiß als Verstand und mehr Ge- 121
schmac̃ als Wissenschaft besitzen, machen sich dieser Betrügerey nur
30 allzuoft schuldig, und Leser, die mehr zu empfinden als zu denken
gewohnt sind, zeigen sich nur zu bereitwillig, sie zu verzeihen. Ueber-
haupt ist es bedenklich, dem Geschmac̃ seine völlige Ausbildung
zu geben, ehe man den Verstand als reine Denkkraft geübt, und den
Kopf mit Begriffen bereichert hat. Denn da der Geschmac̃ nur

1: genießen, B b. — 10: betrifft, B. — 30: allzu oft B b.

immer auf die Behandlung und nicht auf die Sache sieht, so verliert sich da, wo er der alleinige Richter ist, aller Sachunterschied der Dinge. Man wird gleichgültig gegen die Realität, und setzt endlich allen Werth in die Form und in die Erscheinung.

- 5 Daher der Geist der Oberflächlichkeit und Frivolität, den man sehr oft bey solchen Ständen und in solchen Zirkeln herrschen sieht, die sich sonst nicht mit Unrecht der höchsten Verfeinerung rühmen. Einen jungen Menschen in diese Zirkel der Grazien einzuführen, ehe die Mufen ihn als mündig entlassen haben, muß ihm noth-
- 10 wendig verderblich werden, und es kann gar nicht fehlen, daß eben das, was dem reifen Jüngling die äussere Vollendung giebt, den unreifen zum Gedeihen macht.* Stoff ohne Form ist freylich nur ein halber Besitz, denn die herrlichsten Kenntnisse liegen in einem Kopf, 122 der ihnen keine Gestalt zu geben weiß, wie todte Schätze vergraben.
- 15 Form ohne Stoff hingegen ist gar nur der Schatte eines Besitzes, und alle Kunstfertigkeit im Ausdruck kann demjenigen nichts helfen, der nichts auszudrücken hat.

Wenn also die schöne Kultur nicht auf diesen Abweg führen soll, so muß der Geschmack nur die äussere Gestalt, Vernunft und Er- 123

- 20 * Herr Garve hat in seiner einsichtsvollen Vergleichung Bürgerlicher und Adelsicher Sitten im I Theil seiner Versuche 2c. (einer Schrift, von der ich voraussetzen darf, daß sie in Jedermanns Händen seyn werde) unter den Prärogativen des adelichen Jünglings auch die frühzeitige Kompetenz desselben zu dem Umgange mit der grossen Welt angeführt, von welchem der Bürgerliche schon
- 25 ' durch seine Geburt ausgeschlossen ist. Ob aber dieses Vorrecht, welches in Absicht 122 auf die äussere und ästhetische Bildung unstreitig als ein Vortheil zu betrachten ist, auch in Absicht auf die innere Bildung des adelichen Jünglings, und also auf das Ganze seiner Erziehung, noch ein Gewinn heissen könne, darüber hat uns Herr Garve seine Meinung nicht gesagt, und ich zweifle, ob er eine solche Behauptung würde rechtfertigen können. Soviel auch auf diesem Wege an Form zu ge-
- 30 winnen ist, soviel muß dadurch an Materie versäumt werden, und wenn man überlegt, wie viel leichter sich Form zu einem Inhalt, als Inhalt zu einer Form findet, so dürfte der Bürger den Edelmann um dieses Prärogativ nicht sehr beneiden. Wenn es freylich auch fernerhin bey der Einrichtung bleiben soll, daß der Bürger-
- 35 liche arbeitet, und der Adelsiche repräsentirt, so kann man kein passenderes Mittel dazu wählen, als gerade diesen Unterschied in der Erziehung, aber ich zweifle, ob der Adelsiche sich eine solche Theilung immer gefallen lassen wird.

15: Schatten R. — 16: denjenigen A. (Vielleicht kein Druckfehler. Vgl. Th. III, 390, 8 und Th. V, Bd. I, 52, R. 1116 und s. meine Anmerkung zu Hans Sachs Dialogen 52, 36 und Sanders Wörterb. I, 736 a.) — 30: So viel B b.

fahrung aber das innere Wesen bestimmen. Wird der Eindruck auf den Sinn zum höchsten Richter gemacht, und die Dinge blos auf die Empfindung bezogen, so tritt der Mensch niemals aus der Dienstbarkeit der Materie, so wird es niemals Licht in seinem Geist, kurz
5 so verliert er eben so viel an Freyheit der Vernunft, als er der Einbildungskraft zuviel verstattet.

Das Schöne thut seine Wirkung schon bey der blossen Betrachtung, das Wahre will Studium. Wer also blos seinen Schönheits-
sinn übte, der begnügt sich auch da, wo schlechterdings Studium
10 nöthig ist, mit der superfiziellen Betrachtung, und will auch da blos verständig spielen, wo Anstrengung und Ernst erfordert wird. Durch die blossе Betrachtung wird aber nie etwas gewonnen. Wer etwas Grosses leisten will, muß tief eindringen, scharf unterscheiden, vielseitig verbinden, und standhaft beharren. Selbst der Künstler und
15 Dichter, obgleich beyde nur für das Wohlgefallen bey der Betrachtung arbeiten, können nur durch ein anstrengendes und nichts weniger als reizendes Studium dahin gelangen, daß ihre Werke uns spielend ergötzen.

Dieses scheint mir auch der untrügliche Probierstein zu seyn, woran
20 man den blossen Dilettanten von dem wahrhaften Kunstgenie unterscheiden kann. Der verführerische Reiz des Grossen und Schönen, das Feuer, womit es die jugendliche Imagination entzündet, und der Anschein von Leichtigkeit, womit es die Sinne täuscht, haben schon manchen Unerfahrenen beredet, Palette oder Leher zu ergreifen, und auszugießen
25 in Gestalten oder Tönen, was ' in ihm lebendig wurde. In seinem 124 Kopf arbeiten dunkle Ideen, wie eine werdende Welt, die ihn glauben machen, daß er begeistert sey. Er nimmt das Dunkle für das Tiefe, das Wilde für das Kräftige, das Unbestimmte für das Unendliche, das Sinnlose für das Uebersinnliche — und wie gefällt er sich nicht in seiner
30 Geburt! Aber des Kenners Urtheil will dieses Zeugniß der warmen Selbstliebe nicht bestätigen. Mit ungefälliger Kritik zerstört er das Gaudelwerk der schwärmenden Bildungskraft, und leuchtet ihm in den tiefen Schacht der Wissenschaft und Erfahrung hinunter, wo, jedem

10: superfiziellen B b. — 11: erfordert b. — 13: großes B b. — 21: Schönen; A B b. — 22: Feuer womit A b. — entzündet und A B b. — 24: auszugießen B b. — 32: Gaudelwerk B b.

Ungeweihten verborgen, der Quell aller wahren Schönheit entspringt. Schlummert nun ächte Geniuskraft in dem fragenden Jüngling, so wird zwar anfangs seine Bescheidenheit stutzen, aber der Muth des wahren Talents wird ihn bald zu Versuchen ermuntern. Er studiert, 5 wenn die Natur ihn zum plastischen Künstler ausstattete, den menschlichen Bau unter dem Messer des Anatomen, steigt in die unterste Tiefe, um auf der Oberfläche wahr zu seyn, und fragt bey der ganzen Gattung herum, um dem Individuum sein Recht zu erweisen. Er behorcht, wenn er zum Dichter gehoben ist, 10 die Menschheit in seiner eigenen Brust, um ihr unendlich wechselndes Spiel auf der weiten Bühne der Welt zu verstehen, unterwirft die üppige Phantasie der Disciplin des Geschmacks, und läßt den nüchternen Verstand die Ufer ausmessen, zwischen welchen der Strom der Begeisterung brausen soll. Ihm ist es wohlbekannt, daß nur 15 aus dem unscheinbar Kleinen das Große erwächst, und Sandkorn für Sandkorn trägt er das Wundergebäude zusammen, das uns in einem einzigen Eindruck jezt schwindelnd faßt. Hat ihn hingegen die Natur bloß zum 'Dilettanten gestempelt, so erklärt die Schwierigkeit 125 seinen kraftlosen Eifer, und er verläßt entweder, wenn er bescheiden 20 ist, eine Bahn, die ihm Selbstbetrug anwies, oder, wenn er es nicht ist, verkleinert er das große Ideal nach dem kleinen Durchmesser seiner Fähigkeit, weil er nicht im Stand ist, seine Fähigkeit nach dem grossen Maasstab des Ideals zu erweitern. Das ächte Kunstgenie ist also immer daran zu erkennen, daß es bey dem glühendsten Gefühl 25 für das Ganze Kälte und ausdauernde Geduld für das Einzelne behält, und, um der Vollkommenheit keinen Abbruch zu thun, lieber den Genuß der Vollendung aufopfert. Dem bloßen Liebhaber verleidet die Mühseligkeit des Mittels den Zweck, und er möchte es gern bey dem Hervorbringen so bequem haben, als bey der Betrachtung.

4: studirt, B b. — 6: fragt R W. — 9: geboren B b. — 12: Disciplin B b.
 — 15: erwächst, B b. — 20: anwies, B b. — 22: Stande B b. — 25: Ganze, B b.

XVIII.

Ueber die Gefahr ästhetischer Sitten.

31

In einem der vorigen Aufsätze * ist von den Nachtheilen geredet worden, welche aus einer übertriebenen Empfindlichkeit für das
5 Schöne der Form und aus zu weit ausgebreiteten ästhetischen Forderungen für das Denken und für die Einsicht erwachsen. Von weit größerer Bedeutung aber sind eben diese Anmaßungen des Geschmacks, wenn sie den Willen zu ihrem Gegenstand haben; denn es ist doch etwas ganz anders, ob uns der übertriebene Hang für das Schöne
10 an Erweiterung unsers Wissens verhindert, oder ob er den Charakter verderbt, und uns Pflichten verletzen macht. Belletristische Willkürlichkeit im Denken ist freilich etwas sehr Uebles, und muß den Verstand verfinstern; aber eben diese Willkürlichkeit auf Maximen des Willens angewandt, ist etwas Böses, und muß unausbleiblich das
15 Herz verderben. Und zu diesem gefährvollen Extrem neigt die ästhetische Verfeinerung den Menschen, sobald er sich dem Schönheitsgefühl ausschließend anvertraut, und den Geschmack zum unumschränkten Gesetzgeber seines Willens macht.

Die moralische Bestimmung des Menschen fodert völlige Unab- 32
20 hängigkeit des Willens von allem Einfluß sinnlicher Antriebe, und der Geschmack, wie wir wissen, arbeitet ohne Unterlaß daran, das

* Ueber die nothwendigen Grenzen des Schönen, besonders im Vortrag philosophischer Wahrheiten. Neuntes Stück der Horen.

A: Horen 1795, St. 11, S. 31—40. In B b A W M mit dem vorhergehenden Aufsatze zu Einer Abhandlung verbunden, wobei die Ueberschrift weggefallen.

3: Bisher ist von den Nachtheilen B b A W M. — 7: größerer B b. — 9: anderes, B. — 12: freilich B b. — 14: und B b. — 16: den] dem B. — 22—23: fehlt B b A W M.

Band zwischen der Vernunft und den Sinnen immer inniger zu machen. Nun bewirkt er dadurch zwar, daß die Begierden sich veredeln, und mit den Forderungen der Vernunft übereinstimmender werden, aber selbst daraus kann für die Moralität zuletzt große Gefahr entstehen.

5 Dafür nehmlich, daß bei dem ästhetisch verfeinerten Menschen die Einbildungskraft auch in ihrem freien Spiele sich nach Gesetzen richtet, und daß der Sinn sich gefallen läßt, nicht ohne Beistimmung der Vernunft zu genießen, wird von der Vernunft gar leicht der Gegendienst verlangt, in dem Ernst ihrer Gesetzge-
10 bung sich nach dem Interesse der Einbildungskraft zu richten, und nicht ohne Beistimmung der sinnlichen Triebe dem Willen zu gebieten. Die sittliche Verbindlichkeit des Willens, die doch ganz ohne alle Bedingung gilt, wird unvermerkt als ein Kontrakt angesehen, der den Einen Theil nur so lange bindet, als der
15 andere ihn erfüllt. Die zufällige Zusammenstimmung der Pflicht mit der Neigung wird endlich als nothwendige Bedingung festgesetzt, und so die Sittlichkeit in ihren Quellen vergiftet.

Wie der Karakter nach und nach in diese Verderbniß gerathe, läßt sich auf folgende Art begreiflich machen.

20 So lange der Mensch noch ein Wilder ist, seine Triebe bloß auf materielle Gegenstände gehen, und ein Ego'ism von der gröbren Art 33 seine Handlungen leitet, kann die Sinnlichkeit nur durch ihre blinde Stärke der Moralität gefährlich seyn, und sich den Vorschriften der Vernunft bloß als eine Macht widersetzen. Die Stimme der Gerech-
25 tigkeit, der Mäßigung, der Menschlichkeit wird von der lauter sprechenden Begierde überschrien. Er ist fürchterlich in seiner Rache, weil er die Beleidigung fürchterlich empfindet. Er raubt und mordet, weil seine Gelüste dem schwachen Zügel der Vernunft noch zu mächtig sind. Er ist ein wüthendes Thier gegen andre, weil ihn selbst der Natur-
30 trieb noch thierisch beherrscht.

Vertauscht er aber diesen wilden Naturstand mit dem Zustande der Verfeinerung, veredelt der Geschmaç seine Triebe, weist so er denselben würdigere Objekte in der moralischen Welt an, mäßigt er ihre

5: bey B b (und so stets). — 6: freyen B b. — 8 u. 11: Bestimmung B b.
— 14: bindet; A. — 15: Die B b. — 18: Charakter B b (und so stets). —
25: Mäßigung B. — 32: weist B b. — [so] steht B b & B M. — 33: mäßigt B b.

rohen Ausbrüche durch die Regel der Schönheit, so kann es geschehen, daß eben diese Triebe, die vorher nur durch ihre blinde Gewalt furchtbar waren, durch einen Anschein von Würde und durch eine angemessene Autorität der Sittlichkeit des Charakters noch weit 5 gefährlicher werden, und unter der Maske von Unschuld, Adel und Reinigkeit eine weit schlimmere Tyranney gegen den Willen ausüben.

Der Mensch von Geschmack entzieht sich freiwillig dem groben Joch des Instinkts. Er unterwirft seinen Trieb nach Vergnügen der Vernunft, und versteht sich dazu, die Objekte seiner Begierden sich 10 von dem denkenden Geist bestimmen zu lassen. Je öfter nun der Fall sich erneuert, daß das moralische und das ästhetische Urtheil, das Sittengefühl und das Schönheitsgefühl, in ' demselben Objekte 34 zusammentreffen und in demselben Ausspruche sich begegnen, desto mehr wird die Vernunft geneigt, einen so sehr vergeistigten Trieb 15 für einen der Ihrigen zu halten, und ihm zuletzt das Steuer des Willens mit uneingeschränkter Vollmacht zu übergeben.

So lange noch Möglichkeit vorhanden ist, daß Neigung und Pflicht in demselben Objekt des Begehrens zusammentreffen, so kann diese Repräsentation des Sittengefühls durch das Schönheitsgefühl 20 keinen positiven Schaden anrichten, obgleich, streng genommen, für die Moralität der einzelnen Handlungen dadurch nichts gewonnen wird. Aber der Fall verändert sich gar sehr, wenn Empfindung und Vernunft ein verschiedenes Interesse haben — wenn die Pflicht ein Betragen gebietet, das den Geschmack empört, oder wenn sich dieser 25 zu einem Objekt hingezogen sieht, das die Vernunft, als moralische Richterinn, zu verwerfen gezwungen ist.

Jetzt nemlich tritt auf einmal die Nothwendigkeit ein, die Ansprüche des moralischen und ästhetischen Sinnes, die ein so langes Einverständniß beinahe unentwirrbar vermengte, auseinander zu setzen, 30 ihre gegenseitige Befugnisse zu bestimmen, und den wahren Gewalthaber im Gemüth zu erfahren. Aber eine so ununterbrochene Repräsentation hat ihn in Vergessenheit gebracht, und die lange Obsequanz, den Eingebungen des Geschmacks unmittelbar zu gehorchen,

7: freiwillig B b. — 21: Handlungen, A B b. — 26: Richterinn, B. — 27: nemlich B b. — 29: beynähe B b (und so stets). — 30: gegenseitigen B b A B M.

und sich dabei wohl zu befinden, mußte diesem unvermerkt den Schein eines Rechts erwerben. Bei der Untadelhaftigkeit, womit der Geschmack seine Aufsicht über den Willen verwaltete, konnte es nicht fehlen, daß man seinen Aussprüchen nicht eine gewisse Achtung 35 5 zugestand, und diese Achtung ist es eben, was die Neigung jetzt mit verfänglicher Dialektik gegen die Gewissenspflicht geltend macht.

Achtung ist ein Gefühl, welches nur für das Gesetz und was demselben entspricht kann empfunden werden. Was Achtung fordern kann, macht auf unbedingte Huldigung Anspruch. Die veredelte Nei- 10 gung, welche sich Achtung zu erschleichen gewußt hat, will also der Vernunft nicht mehr untergeordnet, sie will ihr beigeordnet seyn. Sie will für keinen treubruchigen Unterthan gelten, der sich gegen seinen Oberherrn auflehnt; sie will als eine Majestät angesehen seyn, und mit der Vernunft, als sittliche Gesetzgeberin, wie Gleich 15 mit Gleichem handeln. Die Waagschaalen stehen also, wie sie vorgiebt, dem Rechte nach gleich, und wie sehr ist da nicht zu fürchten, daß das Interesse den Ausschlag geben werde!

Unter allen Neigungen, die von dem Schönheitsgefühl abstammen, und das Eigenthum feiner Seelen sind, empfiehlt keine sich dem 20 moralischen Gefühl so sehr, als der veredelte Affekt der Liebe, und keine ist fruchtbarer an Gesinnungen, die der wahren Würde des Menschen entsprechen. Zu welchen Höhen trägt sie nicht die menschliche Natur, und was für göttliche Funken weiß sie nicht oft auch aus gemeinen Seelen zu schlagen! Von ihrem heiligen Feuer wird 25 jede eigennützige Neigung verzehrt, und reiner können Grundsätze selbst die Keuschheit des Gemüths kaum bewahren, als die Liebe des Herzens Adel bewacht. Oft, wo jene noch kämpften, hat die Liebe schon für sie gesiegt, und durch ihre allmächtige Thatkraft Entschlüsse beschleunigt, welche die bloße Pflicht der schwachen Menschheit umsonst würde ab- 36 30 gefordert haben. Wer sollte wohl einem Affekte misstrauen, der das Vortrefliche in der menschlichen Natur so kräftig in Schutz nimmt, und den Erbfeind aller Moralität, den Egoism, so siegreich bestreitet?

Aber man wage es ja nicht mit diesem Führer, wenn man nicht

1: dabei B b. — 8: entspricht, B b. — 11: beigeordnet B, beigeordnet b. — 14: Gesetzgeberin, B. — 15: Waagschaalen B b. — 25: Grundsätze A.

schon durch einen bessern gesichert ist. Der Fall soll eintreten, daß
 der geliebte Gegenstand unglücklich ist, daß er um unfertwillen un-
 glücklich ist, daß es von uns abhängt, ihn durch Aufopferung einiger
 moralischen Bedenkllichkeiten glücklich zu machen. „Sollen wir ihn
 5 leiden lassen, um ein reines Gewissen zu behalten? Erlaubt dieses
 der uneigennützig, großmüthige, seinem Gegenstand ganz dahin ge-
 gebene, über seinen Gegenstand ganz sich selbst vergessende Affect? Es
 ist wahr, es läuft wider unser Gewissen, von dem unmoralischen
 Mittel Gebrauch zu machen, wodurch ihm geholfen werden kann —
 10 aber heißt das Lieben, wenn man bei dem Schmerz des Geliebten
 noch an sich selbst denkt? Wir sind doch also mehr für uns besorgt,
 als für den Gegenstand unserer Liebe, weil wir lieber diesen un-
 glücklich sehen als es durch die Vorwürfe unsers Gewissens selbst seyn
 wollen?“ So sophistisch weiß dieser Affect die moralische Stimme in
 15 uns, wenn sie seinem Interesse entgegensteht, als eine Anregung
 der Selbstliebe verächtlich zu machen, und unsre sittliche Würde
 als ein Bestandstück unsrer Glückseligkeit vorzustellen, welche
 zu veräußern in unsrer Willkühr steht. Ist unser Charakter nicht
 durch gute Grundsätze fest verwahrt, so werden wir schändlich handeln
 20 bei allem Schwung einer exaltirten Einbildungskraft, und über unsre
 Selbstliebe einen glorreichen Sieg zu ersechten glauben, indem wir, 37
 gerade umgekehrt, ihr verächtliches Opfer sind. In dem bekannten
 französischen Roman *Liaisons dangereuses* findet man ein sehr
 treffendes Beispiel dieses Betruges, den die Liebe einer sonst reinen
 25 und schönen Seele spielt. Die Präsidentinn von Tourvel ist aus
 Ueberraschung gefallen, und nun sucht sie ihr gequältes Herz durch
 den Gedanken zu beruhigen, daß sie ihre Tugend der Großmuth
 geopfert habe.

Die sogenannten unvollkommenen Pflichten sind es vorzüglich,
 30 die das Schönheitsgefühl in Schutz nimmt, und nicht selten gegen
 die vollkommenen behauptet. Da sie der Willkühr des Subjekts weit
 mehr anheim stellen, und zugleich einen Glanz von Verdienstlichkeit
 von sich werfen, so empfehlen sie sich dem Geschmac ungleich mehr,

13: sehen, B. — 18: veräußern B b. — 20: exaltirten B b. — 23: Roman:
 B. — 24: Beispiel B b. — 25: Präsidentin B. — 27: Großmuth B b. — 31:
 Subjekt B.

als die vollkommenen, die unbedingt mit strenger Nothigung gebieten. Wie viele Menschen erlauben sich nicht, ungerecht zu seyn, um großmüthig seyn zu können! Wie viele giebt es nicht, die um einem Einzelnen wohl zu thun, die Pflicht gegen das Ganze verlegen, und
 5 umgekehrt; die sich eher eine Unwahrheit als eine Indelicatesse, eher eine Verletzung der Menschlichkeit als der Ehre verzeihen, die, um die Vollkommenheit ihres Geistes zu beschleunigen, ihren Körper zu Grund richten, und, um ihren Verstand auszuschnülden, ihren Charakter erniedrigen. Wie viele giebt es nicht, die selbst vor einem
 10 Verbrechen nicht erschrecken, wenn ein löblicher Zweck dadurch zu erreichen steht, die ein Ideal politischer Glückseligkeit durch alle Greuel der Anarchie verfolgen, Gesetze in den Staub treten, um für bessere Platz zu machen, und kein Bedenken³ tragen, die gegenwärtige Generation dem Elende
 15 Preis zu geben, um das Glück der nächstfolgenden dadurch zu befestigen. Die scheinbare Uneigennützigkeit gewisser Tugenden giebt ihnen einen Anstrich von Reinigkeit, der sie dreist genug macht, der Pflicht ins Angesicht zu trotzen, und manchem spielt seine Phantasie den seltsamen Betrug, daß er über die Moralität
 20 noch hinaus, und vernünftiger als die Vernunft seyn will.

Der Mensch von verfeinertem Geschmack ist in diesem Stück einer sittlichen Verderbniß fähig, vor welcher der rohe Natursohn, eben durch seine Rohheit, gesichert ist. Bei dem letztern ist der Abstand zwischen dem, was der Sinn verlangt, und dem, was die Pflicht
 25 gebietet, so abstechend und so grell, und seine Begierden haben so wenig geistiges, daß sie sich, auch wenn sie ihn noch so despotisch beherrschen, doch nie bei ihm in Ansehen setzen können. Reizt ihn also die überwiegende Sinnlichkeit zu einer unrechtlichen Handlung, so kann er der Versuchung zwar unterliegen, aber er wird sich nicht
 30 verbergen, daß er fehlt, und der Vernunft sogar in demselben Augenblick huldigen, wo er ihrer Vorschrift entgegenhandelt. Der verfeinerte Zögling der Kunst hingegen will es nicht Wagt haben, daß er fällt, und um sein Gewissen zu beruhigen, belügt er es lieber. Er möchte zwar gern der Begierde nachgeben, aber ohne da-

³: nicht die A b. — ¹²: Gräuel B. — verfolgen. B. — ¹⁵: Preis B b. —
¹⁶: befestigen. B. — ²³: Rohheit gesichert A. — ²⁷: nie bei bey ihm B.

durch in seiner eigenen Achtung zu sinken. Wie bewerkstelligt er nun dieses? Er stürzt die höhere Autorität vorher um, die seiner Neigung entgegensteht, und ehe er das Gesetz übertritt, zieht er die Befugniß des Gesetzgebers in Zweifel. Sollte man es glauben, daß ein ver-
 5 lehrter Wille ' den Verstand so verkehren könne? Alle Würde, auf 39
 welche eine Neigung Anspruch machen kann, hat sie blos ihrer Ueber-
 einstimmung mit der Vernunft zu verdanken, und nun ist sie so ver-
 blindet als dreist, auch bei ihrem Widerstreit mit der Vernunft
 sich dieser Würde anzumäßen, ja sich derselben sogar gegen das An-
 10 sehen der Vernunft zu bedienen.

So gefährlich kann es für die Moralität des Charakters aus-
 schlagen, wenn zwischen den sinnlichen und den sittlichen Trieben, die
 doch nur im Ideale und nie in der Wirklichkeit vollkommen einig
 seyn können, eine zu innige Gemeinschaft herrscht. Zwar die Sinn-
 15 lichkeit magt bei dieser Gemeinschaft nichts, da sie nichts besitzt, was
 sie nicht hingeben müßte, sobald die Pflicht spricht, und die Vernunft
 das Opfer fodert. Für die Vernunft aber, als sittliche Gesetzgeberin,
 wird desto mehr gewagt, wenn sie sich von der Neigung scheuten
 läßt, was sie ihr abfordern könnte; denn unter dem Schein von
 20 Freiwilligkeit kann sich leicht das Gefühl der Verbindlichkeit
 verlieren, und ein Geschenk läßt sich verweigern, wenn der Sinnlich-
 keit einmal die Leistung beschwerlich fallen sollte. Ungleich sicherer
 ist es also für die Moralität des Charakters, wenn die Repräsentation
 des Sittengefühls durch das Schönheitsgefühl wenigstens momentweise
 25 aufgehoben wird, wenn die Vernunft öfters unmittelbar gebietet,
 und dem Willen seinen wahren Beherrscher zeigt.

Man sagt daher ganz richtig, daß die ächte Moralität sich nur
 in der Schule der Widerwärtigkeit bewähre, und eine anhaltende
 Glückseligkeit leicht eine Klippe der 'Tugend werde. Glückselig nenne 40
 30 ich den, der um zu genießen, nicht nöthig hat, unrecht zu thun, und
 um recht zu handeln, nicht nöthig hat, zu entbehren. Der ununter-
 brochen glückliche Mensch sieht also die Pflicht nie von Angesicht,
 weil seine gesetzmäßigen und geordneten Neigungen das Gebot der
 Vernunft immer antizipiren, und keine Versuchung zum Bruch des

17: Gesetzgeberinn, b. — 20: Freiwilligkeit B b. — 30: genießen nicht A,
 genießen, nicht B b.

Gesetzes das Gesetz bei ihm in Erinnerung bringt. Einzig durch den Schönheitsinn, den Statthalter der Vernunft in der Sinnenwelt, regiert, wird er zu Grabe gehen, ohne die Würde seiner Bestimmung zu erfahren. Der Unglückliche hingegen, wenn er zugleich ein Tugend-
5 hafter ist, genießt den erhabenen Vorzug, mit der göttlichen Majestät des Gesetzes unmittelbar zu verkehren, und da seiner Tugend keine Neigung hilft, die Freiheit des Dämons noch als Mensch zu beweisen.

7: Freiheit B 6.

XIX.

Ueber den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten.

78

Der Verfasser des Aufsatzes über die Gefahr ästhetischer Sitten, im eilften Stücke der Horen des vergangenen Jahrs, hat
5 eine Moralität mit Recht in Zweifel gezogen, welche bloß allein auf Schönheitsgefühle gegründet wird und den Geschmack allein zu ihrem Gewährsmann hat. Aber auf das moralische Leben hat ein reges und reines Gefühl für Schönheit offenbar den glücklichsten Einfluß, und von diesem werde ich hier handeln.

10 Wenn ich dem Geschmack das Verdienst zuschreibe, zur Beförderung der Sittlichkeit beizutragen, so kann meine Meinung gar nicht seyn, daß der Antheil, den der gute Geschmack an einer Handlung nimmt, diese Handlung zu einer sittlichen machen könne. Das Sittliche darf nie einen andern Grund haben, als sich selbst. Der Ge-
15 schmack kann die Moralität des Betragens begünstigen, wie ich in dem gegenwärtigen Versuche zu erweisen hoffe, aber er selbst kann durch seinen Einfluß nie etwas moralisches erzeugen.

Es ist hier mit der innern und moralischen Freiheit ganz 79 derselbe Fall, wie mit dem äußern physischen; frey in dem letztern
20 Sinn handle ich nur alsdann, wenn ich, unabhängig von jedem fremden Einfluß, bloß meinem Willen folge. Aber die Möglichkeit meinem eignen Willen uneingeschränkt zu folgen, kann ich doch zuletzt

A: Horen 1796, St. 3, S. 78—91. — R: Werke 1813. 8, 2, 195 ff. — W: Werke 1844. 10, 369 ff. — M: Werke 1860. 12, 250 ff.

³: aesthetischer A (und so ferner bald mit ä, bald mit ae). — ⁴: des Jahrs 1795, R W M. — ¹⁰: zuschreibe, W, zuschrieb, M. — ¹⁹: mit der äußern R W M. ('physischen' ist substantivisch gebrauchtes Neutrum, nicht Adjectiv zu Freiheit.)

einem von mir verschiedenen Grund zu danken haben, sobald angenommen wird, daß der letztere meinen Willen hätte einschränken können. Eben so kann ich die Möglichkeit, gut zu handeln, zuletzt doch einem von meiner Vernunft verschiedenen Grunde zu danken
 5 haben, sobald dieser letztere als eine Kraft gedacht wird, die meine Gemüthsfreiheit hätte einschränken können. Wie man also gar wohl sagen kann, daß ein Mensch von einem andern Freiheit erhalte, obgleich die Freiheit selbst darinn besteht, daß man überhoben ist, sich nach Andern zu richten; eben so gut kann man sagen, daß der
 10 Geschmack zur Tugend ver helfe, obgleich die Tugend selbst es ausdrücklich mit sich bringt, daß man sich dabey keiner fremden Hülfe bediene.

Eine Handlung hört deswegen gar nicht auf, frey zu heißen, weil glücklicherweise derjenige sich ruhig verhält, der sie hätte ein-
 15 schränken können; sobald wir nur wissen, daß der Handlende dabey bloß seinem eigenen Willen folgte, ohne Rücksicht auf einen fremden. Eben so verliert eine innere Handlung deswegen das Prädikat einer sittlichen noch nicht, weil glücklicherweise die Versuchungen fehlen, die sie hätten rückgängig machen können; sobald wir nur an-
 20 nehmen, daß der Handlende dabey bloß dem Ausspruch seiner Vernunft, mit Ausschließung fremder Triebfedern folgte. Die Freiheit einer äußern Handlung beruht bloß auf ihrem unmittelbaren Ursprung aus dem Willen der Person; die Sittlichkeit einer innern Handlung bloß auf der unmittelbaren Bestimmung
 25 des Willens durch das Gesetz der Vernunft.

Es kann uns schwerer oder leichter werden, als freye Menschen zu handeln, je nachdem wir auf Kräfte stoßen, die unsrer Freiheit entgegenwirken und bezwungen werden müssen. In so fern gibt es Grade der Freiheit. Unsere Freiheit ist größer, sichtbarer wenigstens,
 30 wenn wir sie bey noch so heftigem Widerstand feindseliger Kräfte behaupten, aber sie hört darum nicht auf, wenn unser Wille keinen Widerstand findet, oder wenn eine fremde Gewalt sich ins Mittel schlägt, und diesen Widerstand ohne unser Zuthun vernichtet.

Eben so mit der Moralität. Es kann uns mehr oder weniger

1: einem & W M] einen A.

Kampf kosten, unmittelbar der Vernunft zu gehorchen, je nachdem sich Antriebe in uns regen, die ihren Vorschriften widerstreiten und die wir abweisen müssen. In so fern gibt es Grade der Moralität. Unsere Moralität ist größer, hervorragender wenigstens, wenn wir
 5 bey noch so großen Antrieben zum Gegentheil unmittelbar der Vernunft gehorchen; aber sie hört deswegen nicht auf, wenn sich keine Anreizung zum Gegentheil findet, oder wenn etwas anders, als unsre Willenskraft, diese Anreizung entkräftet. Genug, wir handeln sittlich⁹ gut, so bald wir nur darum so handeln, weil es sittlich ist, und
 10 ohne uns erst zu fragen, ob es auch angenehm ist; gesetzt auch, es wäre eine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß wir anders handeln würden, wenn es uns Schmerz machte, oder ein Vergnügen entzöge.

Zur Ehre der menschlichen Natur läßt sich annehmen, daß kein Mensch so tief sinken kann, um das Böse bloß deswegen, weil es
 15 böse ist, vorzuziehen; sondern daß jeder, ohne Unterschied das Gute vorziehen würde, weil es das Gute ist, wenn es nicht zufälligerweise das Angenehme ausschloße, oder das Unangenehme nach sich zöge. Alle Unmoralität in der Wirklichkeit scheint also aus der Collision des Guten mit dem Angenehmen, oder was auf eins hinaus läuft,
 20 der Begierde mit der Vernunft zu entspringen und einer Seits die Stärke der sinnlichen Antriebe, anderer Seits die Schwäche der moralischen Willenskraft zur Quelle zu haben.

Moralität kann also auf zweierlei Weise befördert werden, wie sie auf zweierlei Weise gehindert wird. Entweder man muß die Parthey
 25 der Vernunft und die Kraft des guten Willens verstärken, daß keine Versuchung ihn überwältigen könne, oder man muß die Macht der Versuchung brechen, damit auch die schwächere Vernunft und der schwächere gute Wille ihnen noch überlegen seyen.

Zwar könnte es scheinen, als ob durch die letztere Operation die
 30 Moralität selbst nichts gewönne, weil mit dem Willen, dessen Beschaffenheit doch allein eine Handlung moralisch macht, keine Veränderung dabey vorgeht. Was ist aber auch in dem angenommenen 82 Fall gar nicht nöthig, wo man keinen schlimmen Willen, der ver-

4: hervorragender R W M] hervorsteuender A. — 6: wenn sich] wenn sie R. —
 9: ist und A. — 10: fragen, ob R W M] fragen, als ob A.

Schiller, sammtl. Schriften. Hist.-krit. Ausg. X.

ändert werden mußte, nur einen guten, der schwach ist, voraussetzt. Und dieser schwache gute Wille kommt auf diesem Weg doch zur Wirkung, was vielleicht nicht geschehen wäre, wenn stärkere Antriebe ihm entgegengearbeitet hätten. Wo aber ein guter Wille der Grund einer
 5 Handlung wird, da ist wirklich Moralität vorhanden. Ich trage also kein Bedenken, den Satz aufzustellen, daß dasjenige die Moralität wahrhaft befördert, was den Widerstand der Neigung gegen das Gute vernichtet.

Der natürliche innere Feind der Moralität ist der sinnliche Trieb,
 10 der, sobald ihm ein Gegenstand vorgehalten wird, nach Befriedigung strebt, und sobald die Vernunft etwas ihm anstößiges gebietet, ihren Vorschriften sich entgegensetzt. Dieser sinnliche Trieb ist ohne Aufhören geschäftig, den Willen in sein Interesse zu ziehen, der doch unter sittlichen Gesetzen steht, und die Verbindlichkeit auf sich hat,
 15 sich mit den Ansprüchen der Vernunft nie im Widerspruch zu befinden.

Der sinnliche Trieb aber erkennt kein sittliches Gesetz und will sein Object durch den Willen realisirt haben, was auch die Vernunft dazu sprechen mag. Diese Tendenz unserer Begehrungskraft, dem Willen unmittelbar und ohne alle Rücksicht auf höhere Gesetze zu ge-
 20 bieten, steht mit unserer sittlichen Bestimmung im Streite, und ist der stärkste Gegner, den der Mensch in seinem moralischen Handeln zu bekämpfen hat. Roßen Gemüthern, denen ' es zugleich an mora- 83 lischer und an ästhetischer Bildung fehlt, gibt die Begierde unmittelbar das Gesetz, und sie handeln bloß, wie ihren Sinnen gelüftet.
 25 Moralischen Gemüthern, denen aber die ästhetische Bildung fehlt, gibt die Vernunft unmittelbar das Gesetz, und es ist bloß der Hinblick auf die Pflicht, wodurch sie über Versuchung siegen. In ästhetisch verfeinerten Seelen ist noch eine Instanz mehr, welche nicht selten die Tugend ersetzt, wo sie mangelt, und da erleichtert, wo sie ist.
 30 Diese Instanz ist der Geschmack.

Der Geschmack fodert Mäßigung und Anstand, er verabscheut alles, was eßigt, was hart, was gewaltiam ist, und neigt sich zu allem, was sich leicht und harmonisch zusammenfügt. Daß wir auch im Sturm der Empfindung die Stimme der Vernunft anhören, und

2: diesem R W M] diesen A. — 32: eßigt, R W M. — ist und neigt A.

den rohen Ausbrüchen der Natur eine Grenze setzen, dieß fodert schon bekanntlich der gute Ton, der nichts anders ist als ein ästhetisches Gesetz, von jedem civilisirten Menschen. Dieser Zwang, den sich der civilisirte Mensch bey Aeußerung seiner Gefühle auslegt, verschafft ihm 5 über diese Gefühle selbst einen Grad von Herrschaft, erwirbt ihm wenigstens eine Fertigkeit den bloß leidenden Zustand seiner Seele durch einen Akt von Selbstthätigkeit zu unterbrechen und den raschen Uebergang der Gefühle in Handlungen durch Reflexion aufzuhalten. Alles aber, was die blinde Gewalt der Affekte bricht, bringt zwar noch 10 keine Tugend hervor (denn diese muß immer ihr eigenes Werk seyn) aber es macht dem Willen Raum, sich ' zur Tugend zu wenden. 84 Dieser Sieg des Geschmacks über den rohen Affekt ist aber ganz und gar keine sittliche Handlung, und die Freiheit, welche der Wille hier durch den Geschmack gewinnt, noch ganz und gar keine moralische 15 Freiheit. Der Geschmack befreit das Gemüth bloß insofern von dem Joch des Instinkts, als er es in seinen Fesseln führet, und indem er den ersten und offenbaren Feind der sittlichen Freiheit entwaffnet, bleibt er selbst nicht selten als der zweyte noch übrig, der unter der Hülle des Freundes nur desto gefährlicher seyn kann. Der Geschmack 20 nehmlich regiert das Gemüth auch bloß durch den Reiz des Vergnügens — eines edlern Vergnügens freilich, weil die Vernunft seine Quelle ist — aber wo das Vergnügen den Willen bestimmt, da ist noch keine Moralität vorhanden.

Etwas Großes ist aber doch bey dieser Einmischung des Geschmacks in die Operationen des Willens gewonnen worden. Alle jene materiellen Neigungen und rohe Begierden, die sich der Ausübung des Guten oft so hartnäckig und stürmisch entgegen setzen, sind durch den Geschmack aus dem Gemüthe verwiesen, und an ihrer Statt edlere und sanftere Neigungen darinn angepflanzt worden, die sich 30 auf Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit beziehen, und, wenn sie gleich selbst keine Tugenden sind, doch ein Objekt mit der Tugend theilen. Wenn also jetzt die Begierde spricht, so muß sie eine strenge Musterung vor dem Schönheitsfinn aushalten; und wenn jetzt die Vernunft spricht, und Handlungen der Ordnung, ' Harmonie und 85

25: jenen A. — 26: materielle R.

Vollkommenheit gebietet, so findet sie nicht nur keinen Widerstand, sondern vielmehr die lebhafteste Bestimmung von Seiten der Neigung. Wenn wir nehmlich die verschiedenen Formen durchlaufen, unter welchen sich die Sittlichkeit äußern kann, so werden wir sie alle auf
 5 diese zwei zurückführen können. Entweder macht die Sinnlichkeit die Motion im Gemüth, daß etwas geschehe oder nicht geschehe, und der Wille verfügt darüber nach dem Vernunftgesetz; oder die Vernunft macht die Motion, und der Wille gehorcht ihr, ohne Anfrage bey den Sinnen.

- 10 Die griechische Prinzessin Anna Komnena erzählt uns von einem gefangenen Rebellen, den ihr Vater Alexius, da er noch General seines Vorgängers war, den Auftrag gehabt habe, nach Konstantinopel zu eskortiren. Unterwegs als beyde allein zusammen
 15 ritten, bekömmt Alexius Lust, unter dem Schatten eines Baums halt zu machen, und sich da vor der Sonnenhitze zu erholen. Bald übermannte ihn der Schlaf, nur der Andere, dem die Furcht des ihn erwartenden Todes keine Ruhe ließ, blieb munter. Indem jener nun in tiefem Schläfe liegt, erblickt der letztere des Alexius Schwert, das an einem Baumzweige aufgehangen ist, und geräth in Versuchung,
 20 sich durch Ermordung seines Hüters in Freiheit zu setzen. Anna Komnena gibt zu verstehen, daß sie nicht wisse, was geschehen seyn würde, wenn Alexius nicht glücklicherweise sich noch ermuntert hätte. Hier war nun ein moralischer Rechtsandel 'der ersten Gattung, wo
 86 der sinnliche Trieb die erste Stimme führte, und die Vernunft erst
 25 darüber als Richterinn erkannte. Hätte jener nun die Versuchung aus bloßer Achtung für die Gerechtigkeit besiegt, so wäre kein Zweifel, daß er moralisch gehandelt hätte.

Als der verewigte Herzog Leopold von Braunschweig an den Ufern der reißenden Oder mit sich zu Rathe ging, ob er sich mit
 80 Gefahr seines Lebens dem stürmischen Strom überlassen sollte, damit

2: Bestimmung A] Bestimmung A, Bestimmung B M. — 10 ff.: Vgl. Allg. Sammlung historischer Memoires I, 1, S. 23 f. (Theil 9, S. 203). — 15: vor] von R B M. — 21 ff.: „und wer weiß, was geschehen wäre, hätte nicht die Vorsicht seinen (des Briennius) Blick auf den Schläfer (Alexius) fallen lassen, und sein Herz zum Mitleid gestimmt.“ Anna Komnena S. 24. — 27: moralisch A.

einige Unglückliche gerettet würden, die ohne ihn hilflos waren — und als er, ich setze diesen Fall, einzig aus Bewußtseyn dieser Pflicht, in den Nachen sprang, den kein andrer besteigen wollte, so ist wohl Niemand, der ihm absprechen wird, moralisch gehandelt zu haben.

5 Der Herzog befand sich hier in dem entgegengesetzten Fall von dem vorigen. Die Vorstellung der Pflicht ging hier vorher, und dann erst regte sich der Erhaltungstrieb, die Vorschrift der Vernunft zu bekämpfen. In beyden Fällen aber verhielt sich der Wille auf dieselbe Art; er folgte unmittelbar der Vernunft, daher sind beyde moralisch.

10 Ob aber beyde Fälle es auch noch dann bleiben, wenn wir dem Geschmac darauf Einfluß geben?

Gesetzt also, der Erste, welcher versucht wurde, eine schlimme Handlung zu begehen, und sie aus Achtung für die Gerechtigkeit unterließ, habe einen so gebildeten Geschmac, daß alles Schändliche und
15 Gewaltthätige ihm einen Abscheu erweckt, den nichts überwinden kann, so wird in dem Augenblick, als der Erhaltungstrieb auf etwas schändliches bringt, schon der bloße ästhetische Sinn es verwerfen — es wird also gar nicht einmal vor das moralische Forum, vor das Gewissen, kommen, sondern schon in einer frühern Instanz
20 fallen. Nun regiert aber der ästhetische Sinn den Willen bloß durch Gefühle, nicht durch Gesetze. Jener Mensch versagt sich also das angenehme Gefühl des geretteten Lebens, weil er das Widrige, eine Niederträchtigkeit begangen zu haben, nicht ertragen kann. Das ganze Geschäft wird also schon im Forum der Empfindung verhandelt, und
25 das Betragen dieses Menschen, so legal es ist, ist moralisch indifferent; eine bloße schöne Wirkung der Natur.

Gesetzt nun der Andere, dem seine Vernunft vorschrieb etwas zu thun, wogegen sich der Naturtrieb empörte, habe gleichfalls einen so reizbaren Schönheitsinn, den alles, was groß und vollkommen ist,
30 entzückt, so wird in demselben Augenblick, als die Vernunft ihren Auspruch thut, auch die Sinnlichkeit zu ihr übertreten, und er wird das mit Neigung thun, was er ohne diese zarte Empfindlichkeit für das Schöne gegen die Neigung hätte thun müssen. Werden wir ihn aber deswegen für minder vollkommen halten? Gewiß nicht, denn

13: begehen und A.

er handelt ursprünglich aus reiner Achtung für die Vorschrift der Vernunft, und daß er diese Vorschrift mit Freuden befolgt, das kann der sittlichen Reinheit seiner That keinen Abbruch thun. Er ist also moralisch eben so vollkommen, physisch hingegen ist er bey weitem vollkommener; denn er ist ein weit zweckmäßigeres Subject für die Tugend.

Der Geschmack giebt also dem Gemüth eine für die Tugend zweckmäßige Stimmung, weil er die Neigungen entfernt, die sie hindern, und diejenigen erweckt, die ihr günstig sind. Der Geschmack kann der wahren Tugend keinen Eintrag thun, wenn er gleich in allen den Fällen, wo der Naturtrieb die erste Anregung macht, dasjenige schon vor seinem Richterstuhl abthut, worüber sonst das Gewissen hätte erkennen müssen, und also Ursache ist, daß sich unter den Handlungen derer, die durch ihn regiert werden, weit mehr in-
 15 differente als wahrhaft moralische befinden. Denn die Vortrefflichkeit der Menschen beruht ganz und gar nicht auf der größern Summe einzelner rigoristisch-moralischer Handlungen, sondern auf der größern Congruenz der ganzen Natur-Anlage mit dem moralischen Gesetz, und es gereicht seinem Volk oder Zeitalter eben nicht so sehr
 20 zur Empfehlung, wenn man in demselben so oft von Moralität und einzelnen moralischen Thaten hört; vielmehr darf man hoffen, daß am Ende der Kultur, wenn ein solches sich überhaupt nur gedenken läßt, wenig mehr davon die Rede seyn werde. Der Geschmack kann hingegen der wahren Tugend in allen den Fällen positiv nützen,
 25 wo die Vernunft die erste Anregung macht und in Gefahr ist von der stärkern Gewalt der Naturtriebe überstimmt zu werden. In diesen Fällen nämlich stimmt er unsere Sinnlichkeit zum Vortheil der Pflicht und macht also auch ein geringes Maaß moralischer Willenskraft der
 30 Ausübung der Tugend gewachsen.

Wenn nun der Geschmack, als solcher, der wahren Moralität in keinem Fall schadet, in mehreren aber offenbar nützt, so muß der Umstand ein großes Gewicht erhalten, daß er der Legalität unsers Betragens im höchsten Grade beförderlich ist. Gesezt nun, daß die schöne Kultur ganz und gar nichts dazu beitragen könnte, uns besser

8: entfernt, A. — 19: [seinem] ? einem. — 30: Geschmack als A.

gefinnt zu machen, so macht sie uns wenigstens geschickt, auch ohne eine wahrhaft sittliche Gesinnung also zu handeln, wie eine sittliche Gesinnung es würde mit sich gebracht haben. Nun kommt es zwar vor einem moralischen Forum ganz und gar nicht auf unsere Handlungen an, als in so fern sie ein Ausdruck unserer Gesinnungen sind; aber vor dem physischen Forum und im Plane der Natur kommt es gerade umgekehrt ganz und gar nicht auf unsere Gesinnungen an, als in so fern sie Handlungen veranlassen, durch die der Naturzweck befördert wird. Nun sind aber beyde Weltordnungen, die physische, worinn Kräfte, und die moralische, worinn Gesetze regieren, so genau auf einander berechnet, und so innig mit einander verwebt, daß Handlungen, die ihrer Form nach moralisch zweckmäßig sind, durch ihren Inhalt zugleich eine physische Zweckmäßigkeit in sich schließen; und so wie das ganze Naturgebäude nur darum vorhanden zu seyn scheint, um den höchsten aller Zwecke, der das Gute ist, möglich zu machen, so läßt sich das Gute wieder als ein Mittel gebrauchen, um das Naturgebäude aufrecht zu halten. Die Ordnung der Natur ist also von der Sittlichkeit unserer Gesinnungen abhängig gemacht, und wir können gegen die moralische Welt nicht verstoßen, ohne zugleich in der physischen eine Verwirrung anzurichten.

Wenn nun von der menschlichen Natur — so lange sie menschliche Natur bleibt, nie und nimmer zu erwarten ist, daß sie ohne Unterbrechung und Rückfall gleichförmig und beharrlich als reine Vernunft handle, und nie gegen die sittliche Ordnung anstoße — wenn wir bey aller Ueberzeugung sowohl von der Nothwendigkeit als von der Möglichkeit reiner Tugend uns gestehen müssen, wie sehr zufällig ihre wirkliche Ausübung ist, und wie wenig wir auf die Unüberwindlichkeit unserer bessern Grundsätze bauen dürfen — wenn wir uns bey diesem Bewußtseyn unserer Unzuverlässigkeit erinnern, daß das Gebäude der Natur durch jeden unserer moralischen Fehltritte leidet — wenn wir uns alles dieses ins Gedächtniß rufen, so würde es die frevelhafteste Verwegenheit seyn, das Beste der Welt auf dieses Ohngefähr unserer Tugend ankommen zu lassen. Vielmehr erwächst hieraus eine Verbindlichkeit für uns, wenigstens der physischen Weltordnung

22: nie und nimmer *R B M*] nie und immer *A*. — 32—33: Ungefähr *B M*.

- durch den Inhalt unserer Handlungen Genüge zu leisten, wenn wir es auch der moralischen durch die Form derselben nicht recht machen sollten — wenigstens als vollkommene Instrumente dem Naturzwecke zu entrichten, was wir als unvollkommene Personen
 5 der Vernunft schuldig bleiben, um nicht vor beyden Tribu'nalen 91 zugleich mit Schande zu bestehen. Wenn wir deßwegen, weil sie ohne moralischen Werth ist, für die Legalität unsers Betragens keine Anstalten treffen wollten, so könnte sich die Weltordnung darüber auflösen, und ehe wir mit unsern Grundsätzen fertig würden, alle
 10 Bande der Gesellschaft zerrissen seyn. Je zufälliger aber unsre Moralität ist, desto nothwendiger ist es, Vorkehrungen für die Legalität zu treffen, und eine leichtsinnige oder stolze Versäumniß dieser letztern kann uns moralisch zugerechnet werden. Eben so, wie der Wahnsinnige, der seinen nahenden Paroxysmus ahnet, alle Messer entfernt
 15 und sich freiwillig den Banden darbietet, um für die Verbrechen seines zerstörten Gehirnes nicht im gesunden Zustand verantwortlich zu seyn — eben so sind auch wir verpflichtet, uns durch Religion und durch ästhetische Gesetze zu binden, damit unsre Leidenschaft in den Perioden ihrer Herrschaft nicht die physische Ordnung verlege.
- 20 Ich habe hier nicht ohne Absicht Religion und Geschmack in Eine Klasse gesetzt, weil beide das Verdienst gemein haben, dem Effect, wenn gleich nicht dem innern Werth nach, zu einem Surrogat der wahren Tugend zu dienen, und die Legalität da zu sichern, wo die Moralität nicht zu hoffen ist. Obgleich derjenige im Range der Geister
 25 unstreitig eine höhere Stelle bekleiden würde, der weder die Reize der Schönheit noch die Aussichten auf eine Unsterblichkeit nöthig hätte, um sich bey allen Vorfällen der Vernunft gemäß zu betragen, so nöthigen doch die bekannten Schranken der Menschheit selbst den rigidesten Ethiker, von der Strenge seines Systems in der Anwendung
 30 etwas nachzulassen, ob er demselben gleich in der Theorie nichts vergeben darf, und das Wohl des Menschengeschlechts, das durch unsre zufällige Tugend gar übel besorgt seyn würde, noch zur Sicherheit an den beiden starken Anker, der Religion und des Geschmacks, zu befestigen.

4: wir, A. — vollkommene Personen, R. — 21: haben dem A. —

XX.

Ueber naive und sentimentalische Dichtung.

Ueber das Naive.

43

Es giebt Augenblicke in unserm Leben, wo wir der Natur in
5 Pflanzen, Mineralen, Thieren, Landschaften, so wie der menschlichen
Natur in Kindern, in den Sitten des Landvolks und der Urmwelt,
nicht weil sie unsern Sinnen wohlthut, auch nicht weil sie unsern
Verstand oder Geschmack befriedigt (von beyden kann oft das gerade
Gegentheil statt finden) sondern bloß weil sie Natur ist, eine Art
10 von Liebe und von rührender Achtung widmen. Jeder feinere Mensch,
dem es nicht ganz und gar an Empfindung fehlt, erfährt dieses, wenn
er im Freyen wandelt, wenn er auf dem Lande lebt, oder sich bey
den Denkmälern der alten Zeiten verweilet, kurz, wenn er in künst-
lichen Verhältnissen und Situationen mit dem Anblick der einfältigen
15 Natur überrascht wird. Dieses, nicht selten zum Bedürfniß erhöhte
Interesse ist es, was vielen unsrer Liebhabereyen für Blumen und
Thiere, für einfache Gärten, für Spaziergänge, für das Land und
seine Bewohner, für manche Produkte des fernen Alterthums, u. dgl.
zum Grund liegt; vorausgesetzt, daß weder Affectation, noch sonst ein
20 zufälliges Interesse dabey im Spiele sey. Diese Art des Interesse
an der Natur findet aber nur unter zwey Bedingungen statt. Fürs

A: Horen 1795, St. 11, S. 43—76. St. 12, S. 1—55. 1796, St. 1,
S. 75—122. — B: Kleinere prosaische Schriften, Theil 2 (1800), S. 3—216.
— b: Dieselben, andrer Druck. — R: Werke 1813. 8, 2, 43 ff. — W: Werke
1844. 10, 281 ff. — M: Werke 1860. 12, 148—249.

2: (Ueberschrift fehlt A.) — 3: Ueber das Naive.] fehlt B b R W M. —
5: Mineralien, B W. — 8: gerade] fehlt B b R W M. — 9: Statt B. —
19: Affectation B b. — 21: Statt. B.

erste ist es durchaus nöthig, daß der Gegenstand, der uns dasselbe einflößt, Natur sey oder doch von uns dafür gehalten werde; zweytens daß 44 er (in weitester Bedeutung des Worts) naiv sey, d. h. daß die Natur mit der Kunst im Kontraste stehe und sie beschäme. Sobald das letzte 5 zu dem ersten hinzukommt, und nicht eher, wird die Natur zum Naiven.

Natur in dieser Betrachtungsart ist uns nichts anders, als das freiwillige Daseyn, das Bestehen der Dinge durch sich selbst, die Existenz nach eignen und unabänderlichen Gesetzen.

Diese Vorstellung ist schlechterdings nöthig, wenn wir an der- 10 gleichen Erscheinungen Interesse nehmen sollen. Könnte man einer gemachten Blume den Schein der Natur mit der vollkommensten Täuschung geben, könnte man die Nachahmung des Naiven in den Sitten bis zur höchsten Illusion treiben, so würde die Entdeckung daß es Nachahmung sey, das Gefühl, von dem die Rede ist, gänzlich ver- 15 nichten.* Daraus erhellet, daß diese 'Art des Wohlgefallens an der Natur kein ästhetisches, sondern ein moralisches ist; denn es wird durch eine Idee vermittelt, nicht unmittelbar durch Betrachtung erzeugt; auch richtet es sich ganz und gar nicht nach der Schönheit der Formen. Was hätte auch eine unscheinbare Blume, eine Quelle, ein 20 bemoofter Stein, das Gezwitzcher der Vögel, das Summen der Bienen u. für sich selbst so gefälliges für uns? Was könnte ihm gar einen Anspruch auf unsere Liebe geben? Es sind nicht diese Gegenstände, es ist eine durch sie dargestellte Idee, was wir in ihnen lieben.

* Kant, meines Wissens der erste, der über dieses Phänomen eigends zu 25 reflektiren angefangen, erinnert, daß wenn wir von einem Menschen den Schlag der Nachtigall bis zur höchsten Täuschung nachgeahmt fänden, und uns dem Eindruck desselben mit ganzer Aufmerksamkeit überlieffen, mit der Zerstörung dieser Illusion alle unsere Lust verschwinden würde. Man sehe das Kapitel vom intellektuellen Interesse am Schönen in der Kritik der ästhetischen Urteilskraft. Wer 30 den Verfasser nur als einen großen Denker bewundern gelernt hat, wird sich freuen, hier auf eine Spur seines Herzens zu treffen, und sich durch diese Entdeckung von dem hohen philosophischen Verstand dieses Mannes (welcher schlechterdings beide Eigenschaften verbunden fordert) zu überzeugen. 45

3: sey; B. — 11: Natur, A b. — 12: könnte] müßte B. — 13: Entdeckung, daß B R M. — 20: bemoofter B b. — 21: Bienen u. s. w. B b R B M. — 23: sie dargestellte b, sie dargestellte B. — Idee, B b. — 24: eigens R B M. — 25: reflektieren B b. — 27: überlieffen, B b. — 28: Capitel B b. — 33: fordert) B R B M (und so stets: fordern, Forderung, auffordern u. s. w.) — zu] fehlt B.

Wir lieben in ihnen das stille schaffende Leben, das ruhige Wirken aus sich selbst, das Daseyn nach eignen Gesetzen, die innere Nothwendigkeit, die ewige Einheit mit sich selbst.

Sie sind, was wir waren; sie sind, was wir wieder werden
5 sollen. Wir waren Natur, wie sie, und unsere Kultur soll uns, auf dem Wege der Vernunft und der Freyheit, zur Natur zurückführen. Sie sind also zugleich Darstellung unserer verlorenen Kindheit, die uns ewig das theuerste bleibt; daher sie uns mit einer gewissen Wehmuth erfüllen. Zugleich sind sie Darstellungen unserer
10 höchsten Vollendung im Ideale, daher sie uns in eine erhabene Nüchternung versetzen.

Aber ihre Vollkommenheit ist nicht ihr Verdienst, weil sie nicht das Werk ihrer Wahl ist. Sie gewähren uns also die ganz eigene Lust, daß sie, ohne uns zu beschämen, unsre Muster sind. Eine
15 beständige Götterersehung umgeben sie uns, aber mehr erquickend als blendend. Was ihren Character ausmacht, ist gerade das, was dem unsrigen zu seiner Vollendung mangelt; was uns von ihnen unterscheidet, ist gerade das, was ihnen selbst zur Göttlichkeit fehlt. Wir sind frey und sie sind nothwendig; wir wechseln, sie bleiben eins.
20 Aber nur, wenn beydes sich mit einander verbindet — wenn der Wille das Gesetz der Nothwendigkeit frey befolgt und bey allem Wechsel der Phantasie die Vernunft ihre Regel behauptet, geht das Göttliche oder das Ideal hervor. Wir erblicken in ihnen also ewig das, was uns abgeht, aber wornach wir aufgefodert sind zu
25 ringen, und dem wir uns, wenn wir es gleich niemals erreichen, doch in einem unendlichen Fortschritte zu nähern hoffen dürfen. Wir erblicken in uns einen Vorzug, der ihnen fehlt, aber dessen sie entweder überhaupt niemals, wie das vernunftlose, oder nicht anders als indem sie unsern Weg gehen, wie die Kindheit, theilhaftig
30 werden können. Sie verschaffen uns daher den süßesten Genuß unserer Menschheit als Idee, ob sie uns gleich in Rücksicht auf jeden bestimmten Zustand unserer Menschheit nothwendig demüthigen müssen.

Da sich dieses Interesse für Natur auf eine Idee gründet, so

7: verloren B b. — 14: unsere B b. — 16: Charakter B.

kann es sich nur in Gemüthern zeigen, welche für Ideen empfänglich sind, d. h. in moralischen. Bey weitem die mehresten Menschen affectiren es bloß, und die Allgemeinheit dieses sentimentalischen Geschmacks zu unsern Zeiten, welcher sich besonders seit der Erscheinung gewisser
 5 Schriften, in empfindsamen Reisen, verglichen Gärten, Spaziergängen, und andern Liebhabereyen dieser Art äußert, ist noch ganz und gar 47 kein Beweis für die Allgemeinheit dieser Empfindungsweise. Doch wird die Natur auch auf den gefühllosesten immer etwas von dieser Wirkung äußern, weil schon die, allen Menschen gemeine, Anlage
 10 zum Eitlichen dazu hinreichend ist, und wir alle ohne Unterschied, bey noch so großer Entfernung unserer Thaten von der Einsalt und Wahrheit der Natur, in der Idee dazu hingetrieben werden. Besonders stark und am allgemeinsten äußert sich diese Empfindsamkeit für Natur bey Veranlassung solcher Gegenstände, welche in einer
 15 engern Verbindung mit uns stehen, und uns den Rückblick auf uns selbst und die Unnatur in uns näher legen, wie z. B. bey Kindern. Man irrt, wenn man glaubt, daß es bloß die Vorstellung der Hilflosigkeit sey, welche macht, daß wir in gewissen Augenblicken mit so viel Rührung bey Kindern verweilen. Das mag bey denjenigen viel-
 20 leicht der Fall seyn, welche der Schwäche gegenüber nie etwas anders als ihre eigene Ueberlegenheit zu empfinden pflegen. Aber das Gefühl, von dem ich rede, (es findet nur in ganz eigenen moralischen Stimmungen statt, und ist nicht mit demjenigen zu verwechseln, welches die fröhliche Thätigkeit der Kinder in uns erregt) ist eher demüthi-
 25 gend als begünstigend für die Eigenliebe; und wenn ja ein Vorzug dabey in Betrachtung kommt, so ist dieser wenigstens nicht auf unserer Seite. Nicht weil wir von der Höhe unserer Kraft und Vollkommenheit auf das Kind herabsehen, sondern weil wir aus der Beschränktheit unsers Zustands, welche von der Bestimmung, die wir ein-
 30 mal erlangt haben, unzertrennlich ist, zu der gränzenlosen Bestimmbarkeit in dem Kinde und zu seiner reinen Unschuld hinauf sehen, gerathen wir in Rührung, und unser Gefühl in einem solchen Augen- 48

2: meisten M. — 5-6: Spaziergängen und B b. — 6: andere A. — 9: äußern, B b. — 14: auf Veranlassung B b R W M. — 16: Kindern und kindlichen Böskern. B b R W M. — 18-19: so viel B b. — 23: Statt, B. — 24: erregt B b. — 30-31: Bestimmbarkeit B b. — 31: hinaufsehen, B b.

blick ist zu sichtbar mit einer gewissen Wehmuth gemischt, als daß sich diese Quelle desselben verkennen ließe. In dem Kinde ist die Anlage und Bestimmung, in uns ist die Erfüllung dargestellt, welche immer unendlich weit hinter jener zurückbleibt. Das Kind ist
 5 uns daher eine Vergegenwärtigung des Ideals, nicht zwar des erfüllten, aber des aufgegebenen, und es ist also keinesweges die Vorstellung seiner Bedürftigkeit und Schranken, es ist ganz im Gegentheil die Vorstellung seiner reinen und freien Kraft, seiner Integrität, seiner Unendlichkeit, was uns rührt. Dem Menschen von Sittlichkeit
 10 und Empfindung wird ein Kind deswegen ein heiliger Gegenstand seyn, ein Gegenstand nehmlich, der durch die Größe einer Idee jede Größe der Erfahrung vernichtet; und der, was er auch in der Beurtheilung des Verstandes verlieren mag, in der Beurtheilung der Vernunft wieder in reichem Maaße gewinnt.

15 Eben aus diesem Widerspruch zwischen dem Urtheile der Vernunft und des Verstandes geht die ganz eigene Erscheinung des gemischten Gefühls hervor, welches das Naive der Denkart in uns erregt. Es verbindet die kindliche Einfalt mit der kindischen; durch die letztere giebt es dem Verstand eine Blöße und bewirkt jenes Lächeln,
 20 wodurch wir unsre (theoretische) Ueberlegenheit zu erkennen geben. Sobald wir aber Ursache haben zu glauben, daß die kindische Einfalt zugleich eine kindliche sey, daß folglich nicht Unverstand, nicht theoretisches Unvermögen, sondern eine höhere praktische Stärke, ein Herz voll Unschuld und Wahrheit, die Quelle davon sey, welches die
 25 Hülfe der Kunst' aus innerer Größe verschmähte, so ist jener Triumph des Verstandes vorbey, und der Spott über die Einfältigkeit geht in Bewunderung der hohen Einfachheit über. Wir fühlen uns genöthigt, den Gegenstand zu achten, über den wir vorher gelächelt haben, und, indem wir zugleich einen Blick in uns selbst werfen,
 30 uns zu beklagen, daß wir demselben nicht ähnlich sind. So entsteht die ganz eigene Erscheinung eines Gefühls, in welchem fröh-

1: gewissen B b. — 2: ließe. B b. — 13: mag; A. (Am Schluß des ersten Jahrgangs der Horen als Druckfehler bezeichnet.) — 16: ganze A. — 22—23: theoretisches] fehlt B b & B M. — 23: (praktische) B, (praktische b. — 27: hohen] fehlt B b & B M. — 28: gelächelt B b. — 30: beklagen, B b.

licher Spott, Ehrfurcht und Behmuth zusammenfließen.* ' Zum 50
Naiven wird erfordert, daß die Natur über die Kunst den Sieg davon

* Kant in einer Anmerkung zu der Analytik des Erhabenen (Critik der ästhe-
tischen Urtheilskraft. S. 225. der ersten Auflage) unterscheidet gleichfalls diese dreyer-
5 ley Ingrezien in dem Gefühl des Naiven, aber er giebt davon eine andre Er-
klärung. „Etwas aus beidem (dem animalischen Gefühl des Vergnügens und dem
„geistigen Gefühl der Achtung) zusammengesetztes findet sich in der Naivität, die
„der Ausbruch der der Menschheit ursprünglich natürlichen Aufrichtigkeit wider die
„zur andern Natur gewordene Verstellungskunst ist. Man lacht über die Einfalt,
10 „die es noch nicht versteht sich zu verstellen, und erfreut sich doch auch über die
„Einfalt der Natur, die jener Kunst hier einen Quersrich spielt. Man erwartete
„die alltägliche Sitte der gekünstelten und auf den schönen Schein vorsichtig ange-
„legten Aeußerung und siehe es ist die unverdorbene schuldlöse Natur, die man
„anzutreffen gar nicht gewärtig und der, so sie bliken ließ, zu entblößen auch nicht
15 „gemeynet war. Daß der schöne, aber falsche Schein, der gewöhnlich in unserm
„Urtheile sehr viel bedeutet, hier plötzlich in Nichts verwandelt, daß ' gleichsam der 50
„Schalk in uns selbst bloß gestellt wird, bringt die Bewegung des Gemüths nach
„zwey entgegengesetzten Richtungen nach einander hervor, die zugleich den Körper
„heißsam schüttelt. Daß aber etwas, was unendlich besser als alle angenommene
20 „Sitte ist, die Lauterkeit der Denkungsart, (wenigstens die Anlage dazu) doch nicht
„ganz in der menschlichen Natur erloschen ist, mischt Ernst und Hochschätzung in
„dieses Spiel der Urtheilskraft. Weil es aber nur eine kurze Zeit Erscheinung ist
„und die Dese der Verstellungskunst bald wieder vorgezogen wird, so mengt sich
„zugleich ein Bedauern darunter, welches eine Mäßigung der Zärtlichkeit ist, die
25 „sich als Spiel mit einem solchen gutherzigen Lachen sehr wohl verbinden läßt,
„und auch wirklich damit gewöhnlich verbindet, zugleich auch die Verlegenheit dessen,
„der den Stoff dazu hergiebt, darüber daß er noch nicht nach Menschenweise ge-
„wisigt ist, zu vergüten pflegt.“ — Ich gestehe, daß diese Erklärungsart mich
nicht ganz befriedigt, und zwar vorzüglich deswegen nicht, weil sie von dem Naiven
30 überhaupt etwas behauptet, was höchstens von einer Species desselben, dem Naiven
der Ueberraschung, von welchem ich nachher reden werde, wahr ist. Allerdings er-
regt es Lachen, wenn sich jemand durch Naivheit bloß giebt, und in manchen Fällen
mag dieses Lachen aus einer vorhergegangenen Erwartung, die in Nichts aufgelöst
wird, fließen. Aber auch die Naivheit der edelsten Art, das Naive der Gesinnung

1: zusammenfließen. B b. — 2: erfordert daß A. — 4: Urtheilskraft, B. —
6: beyden Kant. — 7: Naivität, Kant, Naivetät, B b K M (Unter den Ver-
besserungen in A schreibt Schiller: Naivetät. Vgl. unten zu S. 437, 10.) —
9: gewordenen Kant. — 10: versteht, B b. — verstellen und Kant A. — 12: und
auf den schönen Kant K W M] und den schönen A B b. — 12—13: angelegter B.
— 13: Aeußerung Kant B b. — 14: bliden Kant B b. — 15: gemeinet B. —
17: bloß Kant. — 22: Zeit-Erscheinung B. — 23: Dese Kant B b. — 24: Be-
dauern B. — 32: durch Naivetät B b K W M. (Vgl. unten zu S. 437, 10.) —
bloß giebt, B b. — 34: fließen. B b. — Aber auch das Naive B b K W M.

trage, * es geschehe dieß nun wider Wissen und Willen der Person, oder mit völligem Bewußtseyn derselben. In dem ersten Fall ist es das Naive der Ueberraschung und belustigt; in dem andern ist es das Naive der Gesinnung und rührt.

5 Bey dem Naiven der Ueberraschung muß die Person moralisch fähig seyn, die Natur zu verläugnen; bey dem Naiven der Gesinnung darf sie es nicht seyn, ' doch dürfen wir sie uns nicht als physisch 52 unfähig dazu denken, wenn es als naiv auf uns wirken soll. Die Handlungen und Reden der Kinder geben uns daher auch nur so- 10 lange den reinen Eindruck des Naiven, als wir uns ihres Unvermögens zur Kunst nicht erinnern, und überhaupt nur auf den Kontrast ihrer Natürlichkeit mit der Künstlichkeit in uns Rücksicht nehmen. Das Naive ist eine Kindlichkeit, wo sie nicht mehr erwartet wird, und kann eben deswegen der wirklichen Kindheit in strengster 15 Bedeutung nicht zugeschrieben werden.

In beyden Fällen aber, beym Naiven der Ueberraschung wie bey dem der Gesinnung, muß die Natur Recht, die Kunst aber Unrecht haben.

Erst durch diese letztere Bestimmung wird der Begriff des Naiven 20 vollendet. Der Affekt ist auch Natur und die Regel der Anständigkeit

erregt immer ein Lächeln, welches doch schwerlich eine in Nichts ' aufgelöste Er- 51 wartung zum Grunde hat, sondern überhaupt nur aus dem Kontrast eines gewissen Betragens mit den einmal angenommenen und erwarteten Formen zu erklären ist. Auch zweifle ich, ob die Bedauerniß, welche sich bey dem Naiven der letztern Art 25 in unsre Empfindung mischt, der naiven Person und nicht vielmehr uns selbst oder vielmehr der Menschheit überhaupt gilt, an deren Verfall wir bey einem solchen Anlaß erinnert werden. Es ist zu offenbar eine moralische Trauer, die einen edlern Gegenstand haben muß, als die physischen Uebel, von denen die Aufrichtigkeit in dem gewöhnlichen Weltlauf bedrohet wird, und dieser Gegenstand kann 30 nicht wohl ein anderer seyn, als der Verlust der Wahrheit und Simplicität in der Menschheit.

* Ich sollte vielleicht ganz kurz sagen: die Wahrheit über die Verstellung, aber der Begriff des Naiven scheint mir noch etwas mehr einzuschließen, indem die Einfachheit überhaupt, welche über die Künstlichkeit, und die natürliche 35 Freyheit, welche über Steifheit und Zwang siegt, ein ähnliches Gefühl in uns erregen.

1: trage * es A b. — 9-10: so lange B b. — 10: Eindruck B. — 12: Rücksicht B b. — 15: zugeschrieben B. — 17: Gesinnung muß A b. — 21: aufgelöste B. — 22: gewissen B. — 28: Gegenstand B. — 35: siegt] liegt B.

ist etwas Künstliches, dennoch ist der Sieg des Affekts über die Anständigkeit nichts weniger als naiv. Siegt hingegen derselbe Affekt über die Kunstley, über die falsche Anständigkeit, über die Verstellung, so tragen wir kein Bedenken, es naiv zu nennen.* Es wird also
 5 erfodert, daß die Natur ' nicht durch ihre blinde Gewalt als dyna- 53
 mische, sondern daß sie durch ihre Form als moralische Größe, kurz daß sie nicht als Nothdurft, sondern als innre Nothwendigkeit über die Kunst triumphiere. Nicht die Unzulänglichkeit sondern die Unstatthaftigkeit der letztern muß der erstern den Sieg
 10 verschafft haben; denn jene ist Mangel, und nichts, was aus Mangel entspringt, kann Achtung erzeugen. Zwar ist es bey dem Naiven der Ueberraschung immer die Uebermacht des Affekts und ein Mangel an Besinnung, was die Natur bekennen macht; aber dieser Mangel und jene Uebermacht machen das Naive noch gar nicht aus, sondern
 15 geben bloß Gelegenheit, daß die Natur ihrer moralischen Beschaffenheit, d. h. dem Gesetze der Uebereinstimmung ungehindert folgt.

Das Naive der Ueberraschung kann nur dem Menschen und zwar dem Menschen nur, insofern er in diesem Augenblicke nicht mehr reine
 20 und unschuldige Natur ist, zukommen. Es setzt einen Willen voraus, der mit dem was ' die Natur auf ihre eigene Hand thut, nicht über- 54
 einstimmt. Eine solche Person wird, wenn man sie zur Besinnung

* Ein Kind ist ungezogen, wenn es aus Begierde, Leichtsin, Ungeßüm den Vorschriften einer guten Erziehung entgegenhandelt, aber es ist naiv, wenn es sich
 25 von dem Manierierten einer unvernünftigen Erziehung, von den steifen Stellungen des Tanzmeisters u. dgl. aus freyer und gesunder Natur dispensiert. Dasselbe findet auch bey dem Naiven in ganz uneigentlicher Bedeutung statt, welches durch Ueber- 53
 tragung von dem Menschen auf das Vernunftlose entsteht. Niemand wird den Anblick naiv finden, wenn in einem Garten, der schlecht gewartet wird, das Unkraut
 30 überhand nimmt, aber es hat allerdings etwas naives, wenn der freye Wuchs hervorstrebender Aeste das mühselige Werk der Schere in einem französischen Garten vernichtet. So ist es ganz und gar nicht naiv, wenn ein geschultes Pferd aus natürlicher Plumpheit seine Lection schlecht macht, aber es hat etwas vom Naiven, wenn es dieselbe aus natürlicher Freyheit vergißt.

7: innere B. — 8: triumphire. B. — Unzulänglichkeit, B. — 21: dem, B. — 23: Ungeßüm, B b. — 24: Vorschriften B. — 25: Manierierten B. — 26: dergl. B b. — dispensirt. B. — 27: Statt, B. — 28: Vernunftlose B.

bringt, über sich selbst erschrecken; die naiv gesinnte hingegen wird sich über die Menschen und über ihr Erstaunen verwundern. Da also hier nicht der persönliche und moralische Charakter, sondern bloß der, durch den Affekt freigelassene natürliche Charakter die Wahrheit 5 bekennt, so machen wir dem Menschen aus dieser Aufrichtigkeit kein Verdienst und unser Lachen ist verdienter Spott, der durch keine persönliche Hochschätzung desselben zurückgehalten wird. Weil es aber doch auch hier die Aufrichtigkeit der Natur ist, die durch den Schleier der Falschheit hindurch bricht, so verbindet sich eine Zufriedenheit 10 höherer Art mit der Schadenfreude, einen Menschen ertappt zu haben; denn die Natur im Gegensatz gegen die Künsteley und die Wahrheit im Gegensatz gegen den Betrug muß jederzeit Achtung erregen. Wir empfinden also auch über das Naive der Ueberraschung ein wirklich moralisches Vergnügen, obgleich nicht über einen moralischen Gegen- 15 stand.*

Bei dem Naiven der Ueberraschung achten wir zwar immer die 55 Natur, weil wir die Wahrheit achten müssen; bey dem Naiven der Gejinnung achten wir hingegen die Person, und genießen also nicht bloß ein moralisches Vergnügen sondern auch über einen moralischen 20 Gegenstand. In dem einen wie in dem andern Falle hat die Natur Recht, daß sie die Wahrheit sagt; aber in dem letztern Fall hat die Natur nicht bloß Recht, sondern die Person hat auch Ehre. In dem ersten Falle gereicht die Aufrichtigkeit der Natur der Person

* Da das Naive bloß auf der Form beruht, wie etwas gethan oder gesagt 25 wird, so verschwindet uns diese Eigenschaft aus den Augen, sobald die Sache selbst entweder durch ihre Ursachen oder durch ihre Folgen einen überwiegenden oder gar widersprechenden Eindruck macht. Durch eine Naivheit dieser Art kann auch ein Verbrechen entdeckt werden, aber dann haben wir weder die Ruhe noch die Zeit, unsre Aufmerksamkeit auf die Form der Entdeckung zu richten, und der Abscheu 30 über den persönlichen Charakter verschlingt das Wohlgefallen an dem natürlichen. So wie uns das empörte Gefühl die moralische Freude an der Aufrichtigkeit der 55 Natur raubt, sobald wir durch eine Naivheit ein Verbrechen erfahren; eben so ersticht das erregte Mitleiden unsere Schadenfreude, sobald wir jemand durch seine Naivheit in Gefahr gesetzt sehen.

4: freigelassene, B b. — 5: Menschen B. — 10: Art, A b. — 14—15: moralischen Charakter *). B b R W M. — 19: Person, B. — genießen B b. — 19: Vergnügen, B. — 21: sagt, B. — 23: Person B. — 27, 32 u. 34: Naivetät B b R W M. — 28: dann] denn A. — 30: Natürlichen. B. — 33: Schadenfreude sobald A b.

Schiller, sämmtl. Schriften. Hist.-krit. Ausg. X.

immer zur Schande, weil sie unfreywillig ist; in dem zweyten gereicht sie ihr immer zum Verdienst, gesetzt auch, daß dasjenige, was sie aussagt, ihr Schande brächte.

Wir schreiben einem Menschen eine naive Gesinnung zu, wenn
5 er in seinen Urtheilen von den Dingen ihre gekünstelten und gesuchten Verhältnisse übersieht und sich bloß an die einfache Natur hält. Alles was innerhalb der gesunden Natur davon geurtheilt werden kann, fordern wir von ihm, und erlassen ihm schlechterdings nur das, was eine Entfernung von der Natur, es sey nun im Denken oder im
10 Empfinden, wenigstens Bekanntschaft derselben voraussetzt.

Wenn ein Vater seinem Kinde erzählt, daß dieser oder ' jener 56 Mann für Armuth verschmachte, und das Kind hingehet, und dem armen Mann seines Vaters Geldbörse zuträgt, so ist diese Handlung naiv; denn die gesunde Natur handelte aus dem Kinde, und in
15 einer Welt, wo die gesunde Natur herrschte, würde es vollkommen recht gehabt haben, so zu verfahren. Es sieht bloß auf das Bedürfnis, und auf das nächste Mittel es zu befriedigen; eine solche Ausdehnung des Eigenthumsrechtes, wobey ein Theil der Menschen zu Grunde gehen kann, ist in der bloßen Natur nicht gegründet. Die Handlung
20 des Kindes ist also eine Beschämung der wirklichen Welt, und das gesteht auch unser Herz durch das Wohlgefallen, welches es über jene Handlung empfindet.

Wenn ein Mensch ohne Weltkenntnis, sonst aber von gutem Verstande, einem andern, der ihn betrügt, sich aber geschickt zu ver-
25 stellen weiß, seine Geheimnisse beichtet, und ihm durch seine Aufrichtigkeit selbst die Mittel leyht ihm zu schaden, so finden wir das naiv. Wir lachen ihn aus, aber können uns doch nicht erwehren, ihn deswegen hochzuschätzen. Denn sein Vertrauen auf den andern quillt aus der Redlichkeit seiner eigenen Gesinnungen; wenigstens ist
30 er nur in so fern naiv, als dieses der Fall ist.

Das Naive der Denkart kann daher niemals eine Eigenschaft verdorbener Menschen seyn, sondern nur Kindern und kindlich gesinnten Menschen zukommen. Diese letztern handeln und denken oft mitten unter den gekünstelten Verhältnissen der großen Welt naiv;

2: Verdienst. Gesezt B. — 6: Verhältnisse B. — 12: vor Armuth B & B M. —
hingehet und B. — 13: diese A M] die B & B. — 26: leyht, B. — 28: deswegen B b.

sie vergessen aus eigener schöner Menschlichkeit, daß sie es mit einer verderbten Welt zu thun haben, und betragen sich selbst ' an den Höfen 57 der Könige mit einer Ingenuität und Unschuld, wie man sie nur in einer Schäferwelt findet.

- 5 Es ist übrigens gar nicht so leicht, die kindische Unschuld von der kindlichen immer richtig zu unterscheiden, indem es Handlungen giebt, welche auf der äußersten Grenze zwischen beyden schweben, und bey denen wir schlechterdings im Zweifel gelassen werden, ob wir die Einfältigkeit belachen oder die edle Einfalt hochschätzen sollen. Ein sehr
- 10 merkwürdiges Beispiel dieser Art findet man in der Regierungsgeschichte des Papstes Adrian des Sechsten, die uns Herr Schröckh mit der ihm eigenen Gründlichkeit und pragmatischen Wahrheit beschrieben hat. Dieser Papst, ein Niederländer von Geburt, verwaltete das Pontifikat in einem der kritischsten Augenblicke für die
- 15 Hierarchie, wo eine erbitterte Parthey die Blößen der römischen Kirche ohne alle Schonung aufdeckte, und die Gegenparthey im höchsten Grad interessiert war, sie zuzudecken. Was der wahrhaft naive Charakter, wenn ja ein solcher sich auf den Stuhl des heiligen Peters verirrt, in diesem Falle zu thun hatte ist keine Frage; wohl aber wie weit
- 20 eine solche Naivität der Gesinnung mit der Rolle eines Papstes verträglich seyn möchte. Dieß war es übrigens, was die Vorgänger und die Nachfolger Adrians in die geringste Verlegenheit setzte. Mit Gleichförmigkeit befolgten sie das einmal angenommene römische System; überall nichts einzuräumen. Aber Adrian hatte wirklich den
- 25 geraden Charakter seiner Nation, und die Unschuld seines ehemaligen Standes. Aus der engen Sphäre des Gelehrten war er zu seinem erhabenen Posten emporgestiegen, und selbst auf der Höhe seiner neuen Würde jenem einfachen Charakter nicht untreu geworden. Die ' Mißbräuche in der Kirche rührten ihn, und er war viel zu redlich, 58
- 30 öffentlich zu dissimulieren, was er im stillen sich eingestand. Dieser

7: äußersten B. b. — 11: Papstes B. (und so stets: Papst). — Sechsten, B. — 12: Schröckh] (Allgemeine Biographie von Joh. M. Schröckh, Theil V, Berlin 1778, S. 1 ff. Die Instruction, die der Legat Francesco Cheregato 1523 bekannt machte, steht S. 66 ff. R. G.) — 14: in einem kritischen R., in einem der kritischsten B. M. — 15: Parthey B. — 16: Gegenparthey B. — 17: interessirt B. — Charakter, b. — 19: hätte, ist B. — 20: Naivität B. b. R. B. M. — 25: Charakter b. — 27: Posten b. — 28: Charakter b. — 30: dissimuliren, B. — Stillen B.

Denkart gemäß ließ er sich in der Instruktion, die er seinem Legaten nach Deutschland mitgab, zu Geständnissen verleiten, die noch bey keinem Papste erhört gewesen waren, und den Grundsätzen dieses Hofes schnurgerade zuwiderliefen. „Wir wissen es wohl, hieß es
 5 „unter andern, daß an diesem heiligen Stuhl schon seit mehrern „Jahren viel Abscheuliches vorgegangen; kein Wunder, wenn sich „der kranke Zustand von dem Haupt auf die Glieder, von dem Papst „auf die Prälaten fortgeerbt hat. Wir alle sind abgewichen, und „schon seit lange ist keiner unter uns gewesen, der etwas Gutes gethan
 10 „hätte, auch nicht Einer.“ Wieder anderswo befiehlt er dem Legaten in Seinem Nahmen zu erklären, „daß er, Adrian, wegen dessen, „was vor ihm von den Päbsten geschehen, nicht dürfe getabelt werden, „und daß dergleichen Ausschweifungen, auch da er noch in einem „geringen Stande gelebt, ihm immer mißfallen hätten u. s. f.“ Man
 15 kann sich leicht denken, wie eine solche Naivität des Papstes von der römischen Klerisey mag aufgenommen worden seyn; das wenigste, was man ihm Schuld gab, war, daß er die Kirche an die Keger verrathen habe. Dieser höchst unkluge Schritt des Papstes würde indessen unserer ganzen Achtung und Bewunderung werth seyn, wenn
 20 wir uns nur überzeugen könnten, daß er wirklich naiv gewesen, d. h. daß er ihm bloß durch die natürliche Wahrheit seines Charakters ohne alle Rücksicht auf die möglichen Folgen abgenöthiget worden sey, und daß er ihn nicht weniger gethan haben würde, wenn er die begangene Sottise in ihrem ganzen Umfang eingesehen hätte. Aber
 25 wir haben vielmehr Ursache zu glauben, daß er diesen Schritt für 59 gar nicht so unpolitisch hielt, und in seiner Unschuld so weit gieng zu hoffen, durch seine Nachgiebigkeit gegen die Gegner etwas sehr wichtiges für den Vortheil seiner Kirche gewonnen zu haben. Er bildete sich nicht bloß ein, diesen Schritt als redlicher Mann thun
 30 zu müssen, sondern ihn auch als Papst verantworten zu können, und indem er vergaß, daß das künstlichste aller Gebäude schlechterdings nur durch eine fortgesetzte Verläugnung der Wahrheit erhalten werden

1: seinen b & W. — 2: Geständnissen B. — 3: Anderm R. — 10: hätte auch A. — 11: seinem B b. — 14: u. s. f. Man A. — 15: sich] fehlt B b & W M. — Naivität B b & W M. — 17: gab war A. — 19: unsrer B b. — 20—21: gewesen d. h. A. — 21—22: Characters b. — 24: Sottise] Unschicklichkeit B b & W M. — 25: vielmehr] einige B b & W M.

könnte, begieng er den unverzeihlichen Fehler, Verhaltensregeln, die in natürlichen Verhältnissen sich bewährt haben mochten, in einer ganz entgegengesetzten Lage zu befolgen. Dieß verändert allerdings unser Urtheil sehr; und ob wir gleich der Rebllichkeit des Herzens, aus dem jene Handlung floß, unsere Achtung nicht versagen können, so wird diese letztere nicht wenig durch die Betrachtung geschwächt, daß die Natur an der Kunst und das Herz an dem Kopf einen zu schwachen Gegner gehabt habe.)

Naiv muß jedes wahre Genie seyn, oder es ist keines. Seine Naivheit allein macht es zum Genie, und was es im Intellektuellen und Aesthetischen ist, kann es im Moralischen nicht verläugnen. Unbekannt mit den Regeln, den Krücken der Schwachheit und den Zuchtmeistern der Verkehrtheit, bloß von der Natur oder dem Instinkt, seinem schützenden Engel, geleitet, geht es ruhig und sicher durch alle Schlingen des falschen Geschmacks, in welchen, wenn es nicht so klug ist, sie schon von weitem zu vermeiden, das Nichtgenie unausbleiblich verstrickt wird. Nur dem Genie ist es gegeben, außerhalb des Bekannten noch immer zu Hause zu seyn, und die Natur zu er'weitern, ohne über sie hinauszugehen. Zwar begegnet 60 letzteres zuweilen auch den größten Genies, aber nur, weil auch diese ihre phantastischen Augenblicke haben, wo die schützende Natur sie verläßt, weil die Macht des Beispiels sie hinreißt, oder der verderbte Geschmack ihrer Zeit sie verleitet.

Die verwickeltesten Aufgaben muß das Genie mit anspruchloser Simplicität und Leichtigkeit lösen; das Cy des Columbus gilt von jeder genialischen Entscheidung. Dadurch allein legitimiert es sich als Genie, daß es durch Einfalt über die verwickelte Kunst triumphiert. Es verfährt nicht nach erkannten Prinzipien sondern nach Einfällen und Gefühlen; aber seine Einfälle sind Eingebungen eines Gottes (alles 30 was die gesunde Natur thut ist göttlich) seine Gefühle sind Gesetze für alle Zeiten und für alle Geschlechter der Menschen.

1: unverzeihlichen B. — 9: seyn, B. — 10: Naivetät B b R W M. (In der Liste von Druckfehlern und Verbesserungen am Schluß des ersten Jahrgangs der Horen ist zu dieser Stelle bemerkt, daß man statt Naivheit hier 'und so oft dasselbe vorkommt' Naivetät lesen solle.) — 22: Beispiels B. — 24: anspruchloser B. — 27: triumphirt. B — 28: Prinzipien, B. — 30: göttlich), B.

Den kindlichen Charakter, den das Genie in seinen Werken ausdrückt, zeigt es auch in seinem Privat-Leben und in seinen Sitten. Es ist schamhaft, weil die Natur dieses immer ist; aber es ist nicht decent, weil nur die Verderbniß decent ist. Es ist verständig, denn die Natur kann nie das Gegentheil seyn; aber es ist nicht listig, denn das kann nur die Kunst seyn. Es ist seinem Charakter und seinen Neigungen treu, aber nicht sowohl weil es Grundsätze hat, als weil die Natur bey allem Schwanken immer wieder in die vorige Stelle rückt, immer das alte Bedürfniß zurückbringt. Es ist bescheiden, ja blöde, weil das Genie immer sich selbst ein Geheimniß bleibt, aber es ist nicht ängstlich, weil es die Gefahren des Weges nicht kennt, den es wandelt. Wir wissen wenig von 61 dem Privatleben der größten Genies, aber auch das wenige, was uns z. B. von Sophokles, von Archimedes, von Hippokrates, und aus neueren Zeiten von Ariost, Dante und Tasso, von Raphael, von Albrecht Dürer, Cervantes, Shakespeare, von Fielding, Sterne u. a. aufbewahrt worden ist, bestätigt diese Behauptung.

Ja, was noch weit mehr Schwürigkeit zu haben scheint, selbst der große Staatsmann und Feldherr werden, sobald sie durch ihr 20 Genie groß sind, einen naiven Charakter zeigen. Ich will hier unter den Alten nur an Epaminondas und Julius Cäsar, unter den Neuern nur an Heinrich IV von Frankreich, Gustav Adolph von Schweden und den Czar Peter den Großen erinnern. Der Herzog von Marlborough, Turenne, Vendome zeigen uns 25 alle diesen Charakter. Dem andern Geschlecht hat die Natur in dem naiven Charakter seine höchste Vollkommenheit angewiesen. Nach nichts ringt die weibliche Gefallsucht so sehr als nach dem Schein des Naiven; Beweis genug, wenn man auch sonst keinen hätte, daß die größte Macht des Geschlechts auf dieser Eigenschaft beruhet. Weil 30 aber die herrschenden Grundsätze bey der weiblichen Erziehung mit diesem Charakter in ewigem Streit liegen, so ist es dem Weibe im

3: schamhaft, B. — immer ist: B. — 6: seyn; B. — 9: zurück bringt. B b. — 16: Albrecht, A b. (Am Schluß des ersten Jahrgangs der Horen als Druckfehler notiert.) — Cervantes, R W M. — Shakespeare, R, Shakspeare, W M. — 18: Schwierigkeit B. — 19: Feldherr, werden sobald A b. — 20: sind einen A. — 22: Heinrich den Vierten B b. — Gustav B. — 23: den Großen B b. — 24: Turenne, B. — 27: sehr, B. — Schein B b. — 31: in ewigen A.

moralischen eben so schwer als dem Mann im intellektuellen, mit den Vortheilen der guten Erziehung jenes herrliche Geschenk der Natur unverloren zu behalten; und die Frau, die mit einem geschickten Betragen für die große Welt diese Naivheit der Sitten verknüpft, ist
5 eben so hochachtungswürdig als der Gelehrte, der mit der ganzen Strenge der Schule genialische Freiheit des Denkens verbindet.

'Aus der naiven Denkart fließt nothwendiger weise auch ein 62 naiver Ausdruck sowohl in Worten als Bewegungen, und er ist das wichtigste Bestandstück der Grazie. Mit dieser naiven Anmuth drückt
10 das Genie seine erhabensten und tiefsten Gedanken aus; es sind Göttersprüche aus dem Mund eines Kindes. Wenn der Schulverstand, immer vor Irrthum hange, seine Worte wie seine Begriffe an das Kreuz der Grammatik und Logik schlägt, hart und steif ist, um ja nicht unbestimmt zu seyn, viele Worte macht, um ja nicht zu viel zu
15 sagen, und dem Gedanken, damit er ja den Unvorsichtigen nicht schneide, lieber die Kraft und die Schärfe nimmt, so giebt das Genie dem feinigsten mit einem einzigen glücklichen Pinselstrich einen ewig bestimmten, festen und dennoch ganz freien Umriss. Wenn dort das Zeichen dem Bezeichneten ewig heterogen und fremd bleibt, so springt
20 hier wie durch innere Nothwendigkeit die Sprache aus dem Gedanken hervor, und ist so sehr eins mit demselben, daß selbst unter der körperlichen Hülle der Geist wie entblößt erscheint. Eine solche Art des Ausdrucks, wo das Zeichen ganz in dem Bezeichneten verschwindet, und wo die Sprache den Gedanken, den sie ausdrückt, noch gleich-
25 sam naßend läßt, da ihn die andre nie darstellen kann, ohne ihn zugleich zu verhüllen, ist es, was man in der Schreibart vorzugsweise genialisch und geistreich nennt.

Frei und natürlich, wie das Genie in seinen Geisteswerken, drückt sich die Unschuld des Herzens im lebendigen Umgang aus. Bekannt-
30 lich ist man im gesellschaftlichen Leben von der Simplicität und strengen Wahrheit des Ausdrucks in demselben Verhältniß, wie von der Einfachheit der Gefinnungen abgekommen, und die leicht zu verwundende 'Schuld so wie die leicht zu verführende Einbildungskraft haben einen 63

1: Moralischen B. — intellektuellen mit A b, Intellektuellen, mit B. —
4: dieses Naive der Sitten B b R W M. — 6: Genialische A b. — 7: nothwendiger-
weise B b. — 24—25: gleichsam B.

- ängstlichen Anstand nothwendig gemacht. Ohne falsch zu seyn redet man öfters anders, als man denkt; man muß Umschweife nehmen, um Dinge zu sagen, die nur einer kranken Eigenliebe Schmerz bereiten, nur einer verderbten Phantasie Gefahr bringen können. Eine
- 5 Unkunde dieser konventionellen Gesetze, verbunden mit natürlicher Aufrichtigkeit, welche jede Krümme und jeden Schein von Falschheit verachtet, (nicht Rohheit, welche sich darüber, weil sie ihr lästig sind, hinwegsetzt) erzeugen eine Naivheit des Ausdrucks im Umgang, welche darinn besteht, Dinge, die man entweder gar nicht oder nur künst-
- 10 lich bezeichnen darf, mit ihrem rechten Nahmen und auf dem kürzesten Wege zu benennen. Von der Art sind die gewöhnlichen Ausdrücke der Kinder. Sie erregen Lachen durch ihren Kontrast mit den Sitten, doch wird man sich immer im Herzen gestehen, daß das Kind recht habe.
- 15 Das Naive der Gesinnung kann zwar, eigentlich genommen, auch nur dem Menschen als einem der Natur nicht schlechterdings unterworfenen Wesen beygelegt werden, obgleich nur insofern als wirklich noch die reine Natur aus ihm handelt; aber durch einen Effekt der poetisirenden Einbildungskraft wird es öfters von dem Vernünftigen
- 20 auf das Vernunftlose übertragen. So legen wir öfters einem Thiere, einer Landschaft, einem Gebäude, ja der Natur überhaupt, im Gegensatz gegen die Willkühr und die phantastischen Begriffe des Menschen einen naiven Charakter bey. Dieß erfordert aber immer, daß wir dem Willenlosen in unsern Gedanken einen Willen leihen, und auf
- 25 die strenge Richtung desselben nach dem Gesetz der Nothwendigkeit merken. Die Unzufriedenheit über 'unsere eigene schlecht gebrauchte moralische Freyheit und über die in unserm Handeln vermischte sitt-
- 64 liche Harmonie führt leicht eine solche Stimmung herbey, in der wir das Vernunftlose wie eine Person anreden, und demselben, als wenn
- 30 es wirklich mit einer Versuchung zum Gegentheil zu kämpfen gehabt hätte, seine ewige Gleichförmigkeit zum Verdienst machen, seine ruhige Haltung beneiden. Es steht uns in einem solchen Augenblicke wohl an, daß wir das Prärogativ unserer Vernunft für einen Fluch und

7: Rohheit, B. — 8: ein Naives des Ausdrucks B b R B M. — welches B b R B M. — 9: darin besteht: B. — 17: insofern, B. — 18: handelt: B. — 19: poetisirenden B b. — 21: leihen, B. — 28: Person B.

für ein Uebel halten, und über dem lebhaften Gefühl der Unvollkommenheit unseres wirklichen Leistens die Gerechtigkeit gegen unsre Anlage und Bestimmung aus den Augen setzen.

Wir sehen alsdann in der unvernünftigen Natur nur eine glücklichere Schwester, die in dem mütterlichen Hause zurückblieb, aus welchem wir im Uebermuth unserer Freyheit heraus in die Fremde stürmten. Mit schmerzlichem Verlangen sehnen wir uns dahin zurück, sobald wir angefangen, die Drangsale der Kultur zu erfahren, und hören im fernen Auslande der Kunst der Mutter rührende Stimme. Solange wir bloße Naturkinder waren, waren wir glücklich und vollkommen; wir sind frey geworden, und haben beydes verloren. Daraus entspringt eine doppelte und sehr ungleiche Sehnsucht nach der Natur; eine Sehnsucht nach ihrer Glückseligkeit, eine Sehnsucht nach ihrer Vollkommenheit. Den Verlust der ersten beklagt nur der sinnliche Mensch; um den Verlust der andern kann nur der moralische trauern.

Frage dich also wohl, empfindsamer Freund der Natur, ob deine Trägheit nach ihrer Ruhe, ob deine beleidigte Sittlichkeit nach ihrer Uebereinstimmung schwach'tet? Frage dich wohl, wenn die Kunst dich aneckelt und die Mißbräuche in der Gesellschaft dich zu der leblosen Natur in die Einsamkeit treiben, ob es ihre Beraubungen, ihre Lasten, ihre Mühseligkeiten, oder ob es ihre moralische Anarchie, ihre Willkür, ihre Unordnungen sind, die du an ihr verabscheust? In jene muß dein Muth sich mit Freuden stürzen und dein Erjaß muß die Freyheit selbst seyn, aus der sie fließen. Wohl darfst du dir das ruhige Naturglück zum Ziel in der Ferne aufstecken, aber nur jenes, welches der Preis deiner Würdigkeit ist. Also nichts von Klagen über die Erschwerung des Lebens, über die Ungleichheit der Konditionen, über den Druck der Verhältnisse, über die Unsicherheit des Besizes, über Undank, Unterdrückung, Verfolgung; allen Uebeln der Kultur mußt du mit freyer Resignation dich unterwerfen, mußt sie als die Naturbedingungen des Einzig guten respektieren; nur das Böse derselben mußt du, aber nicht bloß mit schlaffen Thränen, beklagen.

8: Drangsale B. — erfahren und A B b. — 19: Uebereinstimmung B. — 20: aneckelt B. — 22: Mühseligkeiten oder B b. — 22-23: Willkür, B b. — 25: fließen. B b. — 27: Preis B b. — Also B. — 32: respektieren; B b.

Sorge vielmehr dafür, daß du selbst unter jenen Befleckungen rein, unter jener Knechtschaft frey, unter jenem launischen Wechsel beständig, unter jener Anarchie gesetzmäßig handelst. Fürchte dich nicht vor der Verwirrung außer dir, aber vor der Verwirrung in dir; strebe
 5 nach Einheit, aber suche sie nicht in der Einförmigkeit; strebe nach Ruhe, aber durch das Gleichgewicht, nicht durch den Stillstand deiner Thätigkeit. Jene Natur, die du dem Vernunftlosen beneidest, ist keiner Achtung, keiner Sehnsucht werth. Sie liegt hinter dir, sie muß ewig hinter dir liegen. Verlassen von der Leiter, die dich trug,
 10 bleibt dir jetzt keine andere Wahl mehr, als mit freyem Bewußtseyn und Willen das Gesetz zu ergreifen, oder rettungslos in eine bodenlose Tiefe zu fallen.

Aber wenn du über das verlorene Glück der Natur getröstet
 66 bist, so laß ihre Vollkommenheit deinem Herzen zum Muster
 15 dienen. Trittst du heraus zu ihr aus deinem künstlichen Kreis, steht sie vor dir in ihrer großen Ruhe, in ihrer naiven Schönheit, in ihrer kindlichen Unschuld und Einfalt; dann verweile bey diesem Bilde, pflege dieses Gefühl, es ist deiner herrlichsten Menschheit würdig. Laß
 dir nicht mehr einfallen, mit ihr tauschen zu wollen, aber nimm
 20 sie in dich auf und strebe, ihren unendlichen Vorzug mit deinem eigenen unendlichen Prärogativ zu vermählen, und aus beydem das Göttliche zu erzeugen. Sie umgebe dich wie eine liebliche Idylle, in der du dich selbst immer wiederfindest aus den Verirrungen der Kunst, bey der du Muth und neues Vertrauen sammelst zum Laufe
 25 und die Flamme des Ideals, die in den Stürmen des Lebens so leicht erlischt, in deinem Herzen von neuem entzündest.

Wenn man sich der schönen Natur erinnert, welche die alten Griechen umgab, wenn man nachdenkt, wie vertraut dieses Volk unter seinem glücklichen Himmel mit der freyen Natur leben konnte,
 30 wie sehr viel näher seine Vorstellungsart, seine Empfindungsweise, seine Sitten der einfältigen Natur lagen, und welch ein treuer Abdruck derselben seine Dichterwerke sind, so muß die Bemerkung befremden, daß man so wenige Spuren von dem sentimentalischen Interesse, mit welchem wir Neuere an Naturscenen und an

1: dafür; A. — 23: wiederfindest, A B b. — 26: neuem ent-|zündest. b, neuem | entzündest. B. — 34: Neuern K W M.

Naturcharakteren hängen können, bey demselben antrifft. Der Grieche ist zwar im höchsten Grade genau, treu, umständlich in Beschreibung derselben, aber doch gerade nicht mehr und mit keinem vorzüglicheren Herzensantheil, als er es auch in Beschreibung eines Anzuges, eines 67
 5 Schildes, einer Rüstung, eines Hausgeräthes oder irgend eines mechanischen Produktes ist. Er scheint, in seiner Liebe für das Objekt, keinen Unterschied zwischen demjenigen zu machen, was durch sich selbst, und dem, was durch die Kunst und durch den menschlichen Willen ist. Die Natur scheint mehr seinen Verstand und seine Wißbegierde,
 10 als sein moralisches Gefühl zu interessieren; er hängt nicht mit Innigkeit, mit Empfindsamkeit, mit süßer Wehmuth an derselben, wie wir Neuern. Ja, indem er sie in ihren einzelnen Erscheinungen personifiziert und vergöttert, und ihre Wirkungen als Handlungen freyer Wesen darstellt, hebt er die ruhige Nothwendigkeit in ihr auf, durch
 15 welche sie für uns gerade so anziehend ist. Seine ungedultige Phantasie führt ihn über sie hinweg zum Drama des menschlichen Lebens. Nur das Lebendige und Freye, nur Charaktere, Handlungen, Schicksale, und Sitten befriedigen ihn, „und wenn wir in gewissen mora-
 „lischen Stimmungen des Gemüths wünschen können, den Vorzug
 20 „unserer Willensfreyheit, der uns so vielem Streit mit uns selbst, „so vielen Unruhen und Verirrungen aussetzt, gegen die wahllose „aber ruhige Nothwendigkeit des Vernunftlosen hinzugeben, so ist, „gerade umgekehrt, die Phantasie des Griechen geschäftig, die mensch-
 „liche Natur schon in der unbeseelten Welt anzufangen, und da, wo
 25 „eine blinde Nothwendigkeit herrscht, dem Willen Einfluß zu geben.“

Woher wohl dieser verschiedene Geist? Wie kommt es, daß wir, die in allem was Natur ist, von den Alten so unendlich weit übertroffen werden, gerade hier der Natur in einem höheren Grade huldigen, mit Innigkeit an ihr hängen, und selbst die leblose Welt mit 68
 30 der wärmsten Empfindung umfassen können? Daher kommt es, weil die Natur bey uns aus der Menschheit verschwunden ist, und wir

1: Naturcharakteren R B M] Naturcharaktere A B b. — 5: Hausgeräths B b. — 7—8: selbst und dem was A. — selbst und b. — 10: interessiren; B b. — 12—13: personifizirt B b. — 15: ungedultige B b. — 17—18: Schicksale und B b. — 18—25: (Die Anführungszeichen sind in B b R B M weggelassen. Woher die Stelle entlehnt ist, weiß ich nicht.) — 27: allem, B b.

sie nur außerhalb dieser, in der unbeseelten Welt, in ihrer Wahrheit wieder antreffen. Nicht unsere größere Naturmäßigkeit, ganz im Gegentheil die Naturwidrigkeit unsrer Verhältnisse, Zustände und Sitten treibt uns an, dem erwachenden Triebe nach Wahrheit
 5 und Simplicität, der, wie die moralische Anlage, aus welcher er fließet, unbeseellich und unaustilgbar in allen menschlichen Herzen liegt, in der physischen Welt eine Befriedigung zu verschaffen, die in der moralischen nicht zu hoffen ist. Deshalb ist das Gefühl, womit wir an der Natur hängen, dem Gefühle so nahe verwandt, womit
 10 wir das entflohene Alter der Kindheit und der kindischen Unschuld beklagen. Unre Kindheit ist die einzige unverstümmelte Natur, die wir in der kultivirten Menschheit noch antreffen, daher es kein Wunder ist, wenn uns jede Fußstapfe der Natur außer uns auf unre Kindheit zurückführt.

15 Sehr viel anders war es mit den alten Griechen.* 'Bey diesen 69 artete die Kultur nicht so weit aus, daß die Natur darüber verlassen wurde. Der ganze Bau ihres gesellschaftlichen Lebens war auf Empfindungen, nicht auf einem Machwerk der Kunst errichtet; ihre Götterlehre selbst war die Eingebung eines naiven Gefühls, die Geburt
 20 einer fröhlichen Einbildungskraft, nicht der grübelnden Vernunft, wie der Kirchenglaube der neuern Nationen; da also der Grieche die Natur in der Menschheit nicht verloren hatte, so konnte er, außerhalb dieser,

* Aber auch nur bey den Griechen; denn es gehörte gerade eine solche rege Bewegung und eine solche reiche Fülle des menschlichen Lebens dazu, als den
 25 Griechen umgab, um Leben auch in das Leblose zu legen, und das Bild der Menschheit mit diesem Eifer zu verfolgen. Ossians Menschenwelt z. B. war dürrig und einförmig; das Leblose um ihn her hingegen war groß, kolossalisch, mächtig, drang sich also auf, und behauptete selbst über den Menschen seine Rechte. 'In den Gefängen dieses Dichters tritt daher die leblose Natur (im Gegensatz gegen
 30 den Menschen) noch weit mehr als Gegenstand der Empfindung hervor. Indessen klagt auch schon Ossian über einen Verfall der Menschheit, und so klein auch bey seinem Volke der Kreis der Kultur und ihrer Vererbernisse war, so war die Erfahrung davon doch gerade lebhaft und eindringlich genug, um den gefühlvollen moralischen Sänger zu dem Leblosen zurückzusehen, und über seine Gefänge
 35 jenen elegischen Ton auszugießen, der sie für uns so rührend und anziehend macht.

1: außerhalb B b. — 6: fließet, B. — 10: kindlichen R. — 13: außer B b. — 22: verloren B b. — außerhalb B b. — 30: mehr, A B b.

auch nicht von ihr überrascht werden, und kein so dringendes Bedürfnis nach Gegenständen haben, in denen er sie wieder fand. Einig mit sich selbst, und glücklich im Gefühl seiner Menschheit mußte er bey dieser als seinem Maximum stille stehen, und alles andre derselben zu nähern bemüht seyn; wenn wir, uneinig mit uns selbst, und unglücklich in unsern Erfahrungen von Menschheit, kein dringenderes Interesse haben, als aus derselben herauszufliehen, und eine so mißlungene Form aus unsern Augen zu rücken.

Das Gefühl, von dem hier die Rede ist, ist also nicht das, 70
10 was die Alten hatten; es ist vielmehr einerley mit demjenigen, welches wir für die Alten haben. Sie empfanden natürlich; wir empfinden das natürliche. Es war ohne Zweifel ein ganz anderes Gefühl, was Homers Seele füllte, als er seinen göttlichen Sauhirt den Ulysses bewirthen ließ, als was die Seele des jungen Werthers bewegte,
15 da er nach einer lästigen Gesellschaft diesen Gesang las. Unser Gefühl für Natur gleicht der Empfindung des Kranken für die Gesundheit.

So wie nach und nach die Natur anfieng, aus dem menschlichen Leben als Erfahrung und als das (handelnde und empfindende)
20 Subjekt zu verschwinden, so sehen wir sie in der Dichtervelt als Idee und als Gegenstand aufgehen. Diejenige Nation, welche es zugleich in der Unnatur und in der Reflexion darüber am weitesten gebracht hatte, mußte zuerst von dem Phänomen des Naiven am stärksten gerührt werden, und demselben einen Namen geben. Diese
25 Nation waren, soviel ich weiß, die Franzosen. Aber die Empfindung des Naiven und das Interesse an demselben ist natürlicherweise viel älter, und datirt sich schon von dem Anfang der moralischen und ästhetischen Verderbniß. Diese Veränderung in der Empfindungsweise ist zum Beispiel schon äußerst auffallend im Euripides, wenn man
30 diesen mit seinen Vorgängern, besonders dem Aeschylus vergleicht, und doch war jener Dichter der Günstling seiner Zeit. Die nehmliche Revolution läßt sich auch unter den alten Historikern nachweisen. Horaz, der Dichter eines kultivirten und verdorbenen Welt-

1: kein so A M] so kein B b & W. — 7: Interesse B. — 12: Natürliche. B. — 13: Sauhirten A. — 25: weiß die A. — 29: äußerst B, äußerst b. — 30: Vorgängern besonders A. — 39: Horaz, A b.

alters, preist die ruhige Glückseligkeit in seinem Tibur, und ihn könnte
 'man als den wahren Stifter dieser sentimentalischen Dichtungsart 71
 nennen, so wie er auch in derselben ein noch nicht übertroffenes Muster
 ist. Auch in Properz, Virgil u. a. findet man Spuren dieser
 5 Empfindungsweise, weniger bey Ovid, dem es dazu an Fülle des
 Herzens fehlte, und der in seinem Exil zu Tomi die Glückseligkeit
 schmerzlich vermißt, die Horaz in seinem Tibur so gern entbehrte.

Die Dichter sind überall, schon ihrem Begriffe nach, die Be-
 wahrer der Natur. Wo sie dieses nicht ganz mehr seyn können, und
 10 schon in sich selbst den zerstörenden Einfluß willkürlicher und künst-
 licher Formen erfahren oder doch mit denselben zu kämpfen gehabt
 haben, da werden sie als die Zeugen und als die Rächer der
 Natur auftreten. Sie werden also entweder Natur seyn, oder sie
 werden die verlorene suchen. Daraus entspringen zwey ganz ver-
 15 schiedene Dichtungsweisen, durch welche das ganze Gebiet der Poesie
 erschöpft und ausgemessen wird. Alle Dichter, die es wirklich sind,
 werden, je nachdem die Zeit beschaffen ist, in der sie blühen, oder
 zufällige Umstände auf ihre allgemeine Bildung und auf ihre vorüber-
 gehende Gemüthsstimmung Einfluß haben, entweder zu den naiven
 20 oder zu den sentimentalischen gehören.

Der Dichter einer naiven und geistreichen Jugendwelt, so wie
 derjenige, der in den Zeitaltern künstlicher Kultur ihm am nächsten
 kommt, ist kalt, gleichgültig, verschlossen, ohne alle Vertraulichkeit.
 Streng und spröde, wie die jungfräuliche Diana in ihren Wäldern,
 25 entflieht er dem Herzen, das ihn sucht, dem Verlangen, das ' ihn 72
 umfassen will. Nichts erwiedert er, nichts kann ihn schmelzen, oder
 den strengen Gürtel seiner Nüchternheit lösen. Die trodne Wahr-
 heit, womit er den Gegenstand behandelt, erscheint nicht selten als
 Unempfindlichkeit. Das Object besigt ihn gänzlich, sein Herz liegt
 30 nicht wie ein schlechtes Metall gleich unter der Oberfläche, sondern
 will wie das Gold in der Tiefe gesucht seyn. Wie die Gottheit hinter
 dem Weltgebäude, so steht er hinter seinem Werk; Er ist das Werk

1: alters (ohne Komma) A B b. — preist B b. — 10: willkürlicher B b. —
 11: demselben B b & W M. — 12: Zeugen, B b. — 23—24: kommt, ist streng und
 spröde, wie die jungfräuliche Diana in ihren Wäldern, ohne alle Vertraulichkeit
 entflieht B b & W M. — 26—27: Nichts — lösen.] fehlt B b & W M. — 27: trodne B.

und das Werk ist Er; man muß des erstern schon nicht werth oder nicht mächtig oder schon satt seyn, um nach Ihm nur zu fragen.

So zeigt sich z. B. Homer unter den Alten und Shakespeare unter den Neuern; zwey höchst verschiedene, durch den unermesslichen
 5 Abstand der Zeitalter getrennte Naturen, aber gerade in diesem Charakterzuge völlig eins. Als ich in einem sehr frühen Alter den letztern Dichter zuerst kennen lernte, empörte mich seine Kälte, seine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte, im höchsten Pathos zu scherzen, die
 10 Herzerzschneidenden Auftritte im Hamlet, im König Lear, im Macbeth u. s. f. durch einen Narren zu stören, die ihn bald da fest hielt, wo meine Empfindung forteilte, bald da kaltherzig fortriß, wo das Herz so gern still gestanden wäre. Durch die Bekanntschaft mit neuern Poeten
 15 verleitet, in dem Werke den Dichter zuerst aufzusuchen, seinem Herzen zu begegnen, mit ihm gemeinschaftlich über seinen Gegenstand zu reflektieren; kurz das Objekt in dem Subjekt anzuschauen, war es mir unerträglich, daß der Poet sich hier gar nirgendß fassen ließ und mir nirgendß Rede stehen wollte. Mehrere Jahre hatte er schon meine ganze
 20 Verehrung und war mein Studium, ehe ich sein Individuum' lieb gewinnen lernte. Ich war noch nicht fähig, die Natur aus der ersten Hand zu verstehen. Nur ihr durch den Verstand reflektirtes und durch die
 Regel zurecht gelegtes Bild konnte ich ertragen, und dazu waren die sentimentalischen Dichter der Franzosen und auch der Deutschen, von den Jahren 1750 bis etwa 1780, gerade die rechten Subjekte. Uebrigens
 25 schäme ich mich dieses Kinderurtheils nicht, da die bejahrte Kritik ein ähnliches fällt, und naiv genug war, es in die Welt hineinzuschreiben.

Dasselbe ist mir auch mit dem Homer begegnet, den ich in einer noch spätern Periode kennen lernte. Ich erinnere mich jetzt der merkwürdigen Stelle im VI Buch der Ilias, wo Glaukus und Diomed im Gefecht auf einander stossen, und nachdem sie sich als Gastfreunde
 30 erkannt, einander Geschenke geben. Diesem rührenden Gemälde der Pietät, mit der die Geseze des Gastrechts selbst im Kriege beobachtet wurden, kann eine Schilderung des ritterlichen Edelmuths im Ariost an die Seite gestellt werden, wo zwey Ritter und

1: des Werk B. — 3: Shakespeare W M. — 9: herzerzschneidenden B b. —
 9-10: Macbeth R, Macbeth W M. — 15: reflektiren; B b. — 20: reflektirtes
 B b. — 28: sechsten B, sechsten b. — 29: stoßen, B b.

Nebenbuhler, Ferrau und Rinaldo, dieser ein Christ; jener ein Saracene, nach einem heftigen Kampf und mit Wunden bedeckt, Friede machen, und um die flüchtige Angelika einzuhohlen, das nehmliche Pferd besteigen. Beyde Beispiele, so verschieden sie übrigens seyn
 5 mögen, kommen einander in der Wirkung auf unser Herz beynahe gleich, weil beyde den schönen Sieg der Sitten über die Leidenschaft mahlen, und uns durch Naivheit der Gefinnungen rühren. Aber wie ganz verschieden nehmen sich die Dichter bey Beschreibung dieser ähnlichen Handlung. Ariost, der Bürger einer späteren und von der
 10 Einfalt der Sitten abgekommenen Welt, kann bey der Erzählung dieses 74 Vorfalls seine eigene Verwunderung, seine Rührung nicht verbergen. Das Gefühl des Abstandes jener Sitten von denjenigen, die Sein Zeitalter charakterisieren, überwältigt ihn. Er verläßt auf einmal das Gemälde des Gegenstandes und erscheint in eigener Person.
 15 Man kennt die schöne Stanze und hat sie immer vorzüglich bewundert:

O Edelmuth der alten Rittersitten!
 Die Nebenbuler waren, die entzweyt
 Im Glauben waren, bittern Schmerz noch litten
 Am ganzen Leib vom feindlich wilden Streit,
 20 Frey von Verdacht und in Gemeinschaft ritten
 Sie durch des krummen Pfades Dunkelheit.
 Das Roß, getrieben von vier Sporen, eilte
 Bis wo der Weg sich in zwey Straßen theilte.*

Und nun der alte Homer! Kaum erfährt Diomed aus Glaukus seines
 25 Gegners Erzählung, daß dieser von Väterzeiten her ein Gastfreund seines Geschlechts ist, so steckt er die Lanze in die Erde, redet freundlich mit ihm, und macht mit ihm aus, daß sie einander im Gefechte künftig ausweichen wollen. Doch man höre den Homer selbst:

* Der rasende Roland. Erster Gesang. Stanze 22.

1: (Ferrau bei Ariost, Ferragu bei Gries). — 3: einzuholen, B b. — 7: Naivetät B b & W M. — 9: spätern B. — 10: Welt kann A B b. — 11: Vorfall, A B b. — 12: sein B. — 13: charakterisieren, B b. — 14: Gemälde B. — Person: A b. — 17: Die B b. — 19: von A. (Am Schluß des ersten Jahrgangs der Horen als Druckfehler bezeichnet.) — 23: Bis B b (und so stets). — 29: 22.] 32. A B b & W M. (Die Uebersetzung ist von Schiller selbst, s. A. W. v. Schlegels Werke 12, 271; Gries hat sie bis auf die beiden letzten Verse und mit Veränderung von „Edelmuth“ in „Biederkeit“ in die zweite Auflage seines Rasenden Roland aufgenommen.)

- „Also bin ich nunmehr dein Gastfreund mitten in Argos,
 Du in Lykia mir, wenn jenes Land ich besuche.
 Drum mit unseren Lanzen vermeiden wir uns im Getümmel.
 Viel ja sind der Troer mir selbst und der rühmlichen Helfer,
 5 ' Daß ich tödte, wen Gott mir gewährt, und die Schenkel erreichen; 75
 Viel auch dir der Achaier, daß, welchen du kannst, du erlegest.
 Aber die Rüstungen beide vertauschen wir, daß auch die andern
 Schaun, wie wir Gäste zu seyn aus Väterzeiten uns rühmen.
 Also redeten jene, herab von den Wagen sich schwingend
 10 Faßten sie beide einander die Hand und gelobten sich Freundschaft.“

Schwerlich dürfte ein moderner Dichter (wenigstens schwerlich einer, der es in der moralischen Bedeutung dieses Wortes ist) auch nur bis hieher gewartet haben, um seine Freude an dieser Handlung zu bezeugen. Wir würden es ihm um so leichter verzeihen, da auch
 15 unser Herz beym Lesen einen Stillstand macht, und sich von dem Objecte gern entfernt, um in sich selbst zu schauen. Aber von allem diesem keine Spur im Homer; als ob er etwas alltägliches berichtet hätte, ja als ob er selbst kein Herz in dem Busen trüge, fährt er in seiner trockenen Wahrhaftigkeit fort:

- 20 „Doch den Glaukus erregete Zebä, daß er ohne Besinnung
 Gegen den Held Diomedes die Rüstungen, goldne mit ehernen
 Wechselte, hundert Farren werth, neun Farren die andern.“ *

' Dichter von dieser naiven Gattung sind in einem künstlichen 76
 Weltalter nicht so recht mehr an ihrer Stelle. Auch sind sie in dem-
 25 selben kaum mehr möglich, wenigstens auf keine andere Weise mög-
 lich als daß sie in ihrem Zeitalter wild laufen, und durch ein
 günstiges Geschick vor dem verstümmelnden Einfluß desselben geborgen
 werden. Aus der Societät selbst können sie nie und nimmer hervor-
 gehen; aber außerhalb derselben erscheinen sie noch zuweilen, doch
 30 mehr als Fremdlinge, die man anstaunt, und als ungezogene Söhne
 der Natur, an denen man sich ärgert. So wohlthätige Erscheinungen

* Ilias. Boßische Uebersetzung. Band I. Seite 153.

3: unsern B. — 6: erlegest, B. — 10: Faßte B. — 13: bis B b. — haben
 um A. — 14: verzeihen, B b. — 17: diesen R. — 18: in dem A] im B b R W M. —
 22: Wechselte, B. — 29: außerhalb B b. — 30: Fremdlinge die A. — 32: Ilias
 Boßische B b. — Boß'sche W M. — I. Band. B b.

Schiller, sämmtl. Schriften. Hist.-krit. Ausg. X.

29

sie für den Künstler sind, der sie studiert, und für den ächten Kenner, der sie zu würdigen versteht, so wenig Glück machen sie im Ganzen und bey ihrem Jahrhundert. Das Siegel des Herrschers ruht auf ihrer Stirne; wir hingegen wollen von den Musen gewiegt und ge-
 5 tragen werden. Von den Kritikern, den eigentlichen Jaunhütern des Geschmacks, werden sie als Grenzstörer gehaßt, die man lieber unterdrücken möchte; denn selbst Homer dürfte es bloß der Kraft eines mehr als tausendjährigen Zeugnisses zu verdanken haben, daß ihn diese Geschmacksrichter gelten lassen; auch wird es ihnen sauer
 10 genug, ihre Regeln gegen sein Beyspiel, und sein Ansehen gegen ihre Regeln zu behaupten.

Im nächsten Stück einige Worte über die sentimentalischen Dichter.

Die sentimentalischen Dichter.

1

Der Dichter, hieß es in dem vorhergehenden Versuch über das
 15 Naïve* ist entweder Natur, oder er wird sie suchen. Jenes macht den naiven, dieses den sentimentalischen Dichter. Mit der Erklärung dieses Satzes wird der gegenwärtige Versuch sich beschäftigen.

Der dichterische Geist ist unsterblich und unverlierbar in der Menschheit; er kann nicht anders als zugleich mit derselben und mit
 20 der Anlage zu ihr sich verlieren. Denn entfernt sich gleich der Mensch durch die Freyheit seiner Phantasie und seines Verstandes von der Einfalt, Wahrheit und Nothwendigkeit der Natur, so steht ihm doch nicht nur der Pfad zu derselben immer offen, sondern ein mächtiger und unvertilgbarer Trieb, der moralische, treibt ihn auch unaufhörlich
 25 zu ihr zurück, und eben mit diesem Triebe steht das Dichtungsvermögen in der engsten Verwandtschaft. Dieses verliert sich also nicht auch zugleich mit der natürlichen Einfalt, sondern wirkt nur nach einer andern Richtung.

* Man sehe das eifste Stück der Horen.

1: studirt, B b. — 6: Grenzstörer B. — 10: Beispiel, B. — 12: Im — Dichter.] fehlt B b R W M. — 13: (Horen 1795, 12. Stück, S. 1—55. — Die Ueberschrift fehlt B b R W M.) — 14—15: Der Dichter, sagte ich, ist B b R W M. — 16—17: Mit — beschäftigen.] fehlt B b R W M. — 18: im der B. — 20: (Die Anmerkung fehlt B b R W M.)

'Auch jetzt ist die Natur noch die einzige Flamme, an der sich 2
 der Dichtergeist nährt, aus ihr allein schöpft er seine ganze Macht,
 zu ihr allein spricht er auch in dem künstlichen, in der Kultur be-
 griffenen Menschen. Jede andere Art zu wirken, ist dem poetischen
 5 Geiste fremd; daher, beiläufig zu sagen, alle sogenannten Werke des
 Wises ganz mit Unrecht poetisch heißen, ob wir sie gleich lange Zeit,
 durch das Ansehen der französischen Litteratur verleitet, damit ver-
 menget haben. Die Natur, sage ich, ist es auch noch jetzt, in dem
 künstlichen Zustande der Kultur, wodurch der Dichtergeist mächtig ist,
 10 nur steht er jetzt in einem ganz andern Verhältniß zu derselben.

So lange der Mensch noch reine, es versteht sich, nicht rohe
 Natur ist, wirkt er als ungetheilte sinnliche Einheit, und als ein
 harmonisirendes Ganze. Sinne und Vernunft, empfangendes und
 selbstthätiges Vermögen, haben sich in ihrem Geschäfte noch nicht ge-
 15 trennt, vielweniger stehen sie im Widerspruch miteinander. Seine
 Empfindungen sind nicht das formlose Spiel des Zufalls, seine Ge-
 danken nicht das gehaltlose Spiel der Vorstellungskraft; aus dem
 Gesetz der Nothwendigkeit gehen jene, aus der Wirklichkeit
 gehen diese hervor. Ist der Mensch in den Stand der Kultur ge-
 20 treten, und hat die Kunst ihre Hand an ihn gelegt, so ist jene sinn-
 liche Harmonie in ihm aufgehoben, und er kann nur noch als
 moralische Einheit, d. h. als nach Einheit strebend, sich äußern.
 Die Uebereinstimmung zwischen seinem Empfinden und Denken, die
 in dem ersten Zustande wirklich statt fand, existirt jetzt bloß idea-
 25 lisch; sie ist nicht mehr in ihm, sondern außer ihm; als ein Ge-
 danke, der erst realisiert werden soll, nicht mehr als Thatsache seines
 Lebens. 'Wendet man nun den Begriff der Poesie, der kein anderer 3
 ist, als der Menschheit ihren möglichst vollständigen Aus-
 druck zu geben, auf jene beyden Zustände an, so ergiebt sich, daß
 30 dort in dem Zustande natürlicher Einsicht, wo der Mensch noch, mit
 allen seinen Kräften zugleich, als harmonische Einheit wirkt, wo mit-
 hin das Ganze seiner Natur sich in der Wirklichkeit vollständig aus-
 drückt, die möglichst vollständige Nachahmung des Wirklichen
 — daß hingegen hier in dem Zustande der Kultur, wo jenes har-

13: harmonisirendes B b. — 24: Statt B. — existirt B b. — 24—25: idea-
 lisch: B. — 26: realisiert B b. — 28: als B. — 32—33: ausdrückt, B b.

monische Zusammenwirken seiner ganzen Natur bloß eine Idee ist, die Erhebung der Wirklichkeit zum Ideal oder was auf eins hinausläuft, die Darstellung des Ideals den Dichter machen muß. Und dieß sind auch die zwey einzig möglichen Arten, wie sich
 5 überhaupt der poetische Genius äußern kann. Sie sind, wie man sieht, äußerst von einander verschieden, aber es giebt einen höhern Begriff, der sie beyde unter sich faßt, und es darf gar nicht be- fremden, wenn dieser Begriff mit der Idee der Menschheit in eins zusammentrifft.

10 Es ist hier der Ort nicht, diesen Gedanken, den nur eine eigene Ausführung in sein volles Licht setzen kann, weiter zu verfolgen. Wer aber nur irgend, dem Geiste nach, und nicht bloß nach zufäl- ligen Formen eine Vergleichung zwischen alten und modernen Dich- tern * an'zustellen versteht, wird sich leicht von der Wahrheit desselben 4
 15 überzeugen können. Jene rühren uns durch Natur, durch sinnliche Wahrheit, durch lebendige Gegenwart; diese rühren uns durch Ideen.

Dieser Weg, den die neueren Dichter gehen, ist übrigens der- selbe, den der Mensch überhaupt sowohl im Einzelnen als im Ganzen einschlagen muß. Die Natur macht ihn mit sich Eins, die Kunst
 20 trennt und entzweyhet ihn, durch das Ideal kehrt er zur Einheit zurück. Weil aber das Ideal ein unendliches ist, das er niemals erreicht, so kann der kultivierte Mensch in seiner Art niemals voll- kommen werden, wie doch der natürliche Mensch es in der seinigen zu werden vermag. Er müßte also dem Letztern an Vollkommenheit
 25 unendlich nachstehen, wenn bloß auf das Verhältniß, in welchem

* Es ist vielleicht nicht überflüssig zu erinnern, daß, wenn hier die neuen Dichter den alten entgegengesetzt werden, nicht sowohl der Unterschied der Zeit, als der Unterschied der Manier zu verstehen ist. Wir haben auch in neuern ja sogar in neuesten Zeiten naive Dichtungen in allen Klassen, ' wenn gleich nicht mehr 4
 30 ganz reiner Art, und unter den alten lateinischen ja selbst griechischen Dichtern fehlt es nicht an sentimentalischen. Nicht nur in demselben Dichter, auch in dem- selben Werke trifft man häufig beyde Gattungen vereinigt an; wie zum Bepspiel in Werthers Leiden, und dergleichen Produkte werden immer den größern Effect machen.

2: oder, B b. — 3: die B b. — 5: äußern B b. — 6: äußerst B b. —
 8: dießer B. — 22: kultivirte B b. — 28: neuern, B. — 29: Klassen wenn A b.
 — 30: Art und A. — lateinischen, B.

beide zu ihrer Art und zu ihrem Maximum stehen, geachtet wird. Vergleicht man hingegen die Arten selbst mit einander, so zeigt sich, daß das Ziel, zu welchem der Mensch durch Kultur strebt, demjenigen, welches er durch Natur erreicht, unendlich vorzuziehen ist. Der eine erhält also seinen Werth durch absolute Erreichung einer endlichen, der andre erlangt ihn durch Annäherung zu einer unendlichen Größe. 5 Weil aber nur die letztere Grade und einen Fortschritt hat, so ist der relative Werth des Menschen, der in der Kultur begriffen ist, im Ganzen genommen, niemals bestimmbar, obgleich derselbe im einzelnen betrachtet sich in einem nothwendigen Nachtheil gegen denjenigen befindet, in welchem die Natur in ihrer ganzen Vollkommenheit wirkt. Insofern aber das letzte Ziel der Menschheit nicht anders als durch jene Fortschreitung zu erreichen ist, und der letztere nicht anders fortschreiten kann, als indem er sich kultiviert und folglich in den erstern 10 übergeht, so ist keine Frage, welchem von beyden in Rücksicht auf jenes letzte Ziel der Vorzug gebühre.

Dasselbe, was hier von den zwey verschiedenen Formen der Menschheit gesagt wird, läßt sich auch auf jene beyden, ihnen entsprechenden, Dichterformen anwenden.

20 Man hätte deswegen alte und moderne — naive und sentimentalische — Dichter entweder gar nicht, oder nur unter einem gemeinschaftlichen höhern Begriff (einen solchen giebt es wirklich) miteinander vergleichen sollen. Denn freylich, wenn man den Gattungsbegriff der Poesie zuvor einseitig aus den alten Poeten abstrahiert hat, so 25 ist nichts leichter, aber auch nichts trivialer, als die modernen gegen sie herabzusetzen. Wenn man nur das Poesie nennt, was zu allen Zeiten auf die einfältige Natur gleichförmig wirkte, so kann es nicht anders seyn, als daß man den neuern Poeten gerade in ihrer eigensten und erhabensten Schönheit den Rahmen der Dichter wird streitig machen 30 müssen, weil sie gerade hier nur zu dem Jüngling der Kunst sprechen, und der einfältigen Natur nichts zu ' sagen haben. * Wesen Gemüth 6

* Moliere als naiver Dichter durfte es allenfalls auf den Ausdruck seiner Magd ankommen lassen, was in seinen Comödien stehen bleiben und verfallen 38

1: beyde B. — 7: letztere B. — 10: Einzelnem B. — 10: betrachtet B. — 14: kultiviert B. — 18: beyde, K. — entsprechende, B. — 22-23: mit sich selbst B. — 24: abstrahirt B. —

nicht schon zubereitet ist, über die Wirklichkeit hinaus ins Ideenreich zu gehen, für den wird der reichste Gehalt leerer Schein und der höchste Dichterschwung Ueberspannung seyn. Keinem Vernünftigen kann es einfallen, in demjenigen, worinn Homer groß ist, irgend
 5 einen Neuern ihm an die Seite stellen zu wollen, und es klingt lächerlich genug, wenn man einen Milton oder Klopstock mit dem Nahmen eines neuern Homer beehrt sieht. Eben so wenig aber wird irgend ein alter Dichter und am wenigsten Homer in demjenigen, was den modernen Dichter charakteristisch auszeichnet, die Vergleichung mit
 10 demselben aushalten können. Jener, möchte ich es ausdrücken, ist mächtig durch ' die Kunst der Begrenzung, dieser ist es durch die 7 Kunst des Unendlichen.

Und eben daraus, daß die Stärke des alten Künstlers (denn was hier von dem Dichter gesagt worden, kann unter den Einschränkungen, die sich von selbst ergeben, auch auf den schönen Künstler
 15 überhaupt ausgedehnt werden) in der Begrenzung besteht, erklärt sich der hohe Vorzug, den die bildende Kunst des Alterthums über die der neueren Zeiten behauptet, und überhaupt das ungleiche Verhältniß des Werths, in welchem moderne Dichtkunst und moderne
 20 bildende Kunst zu beyden Kunstgattungen im Alterthum stehen. Ein Werk für das Auge findet nur in der Begrenzung seine Vollkommenheit; ein Werk für die Einbildungskraft kann sie auch durch das Unbegrenzte erreichen. In plastischen Werken hilft daher dem Neuern seine Ueberlegenheit in Ideen wenig; hier ist er genöthigt, das Bild
 25 seiner Einbildungskraft auf das genaueste im Raum zu bestimmen,

sollte; auch wäre zu wünschen gewesen, daß die Meister des französischen Rothurns mit ihren Trauerspielen zuweilen diese Probe gemacht hätten. Aber ich wollte nicht rathen, daß mit den Klopstockischen Oden, mit den schönsten Stellen im Messias, im verlorenen Paradies, in Nathan dem Weisen, und vielen andern Stücken eine
 30 ähnliche Probe angestellt würde. Doch was sage ich? diese Probe ist wirklich angestellt, und die Moliere'sche *Magd raisonniert* ja langes und breites in unsern kritischen Bibliotheken, philosophischen und litterarischen Annalen und Reisebeschreibungen über Poesie, Kunst und dergleichen, nur, wie billig, auf deutschem Boden ein wenig abgeschmackter als auf französischem, und wie es sich für die Gefindestube
 35 der deutschen Litteratur geziemt.

4: worin B. — 26: sollte; B. — 28: Klopstock'schen B, Klopstock'schen K M. — 30: Diese B. — 31: Moliere'sche B, Moliere'sche K, Moliere'sche B M. — raisonnirt B b. — 34: abgeschmackter B b.

und sich folglich mit dem alten Künstler gerade in derjenigen Eigenschaft zu messen, worinn dieser seinen unabweisbaren Vorzug hat. In poetischen Werken ist es anders, und siegen gleich die alten Dichter auch hier in der Einfachheit der Formen und in dem was sinnlich darstellbar und körperlich ist, so kann der neuere sie wieder im Reichthum des Stoffes, in dem was undarstellbar und unaussprechlich ist, kurz, in dem was man in Kunstwerken Geist nennt, hinter sich lassen.*

'Da der naive Dichter bloß der einfachen Natur und Empfindung folgt, und sich bloß auf Nachahmung' der Wirklichkeit beschränkt, so kann er zu seinem Gegenstand auch nur ein einziges Verhältniß haben, und es giebt, in dieser Rücksicht, für ihn keine Wahl der

* Individualität mit einem Wort ist der Charakter des Alten, und Idealität die Stärke des Modernen. Es ist also natürlich, daß in allem, was zur unmittelbaren sinnlichen Anschauung gelangen und als Individuum wirken muß, der erste über den zweiten den Sieg davon tragen wird. Eben so natürlich ist es auf der andern Seite, daß da wo es auf geistige Anschauungen ankommt und die Sinnenwelt überschritten werden soll und darf, der erste nothwendig durch die Schranken der Materie leiden, und eben weil er sich streng an diese bindet, hinter dem andern, der sich davon freyspricht, wird zurückbleiben müssen.

Nun entsteht natürlicherweise die Frage (die wichtigste, die überhaupt in einer Philosophie der Kunst kann aufgeworfen werden) ob und in wie fern in demselben Kunstwerke Individualität mit Idealität zu vereinigen sey — ob sich also (welches auf eins hinausläuft) eine Coalition des alten Dichtercharakters mit dem modernen gedenken lasse, welche, wenn sie wirklich statt fände, als der höchste Gipfel aller Kunst zu betrachten seyn würde. Sachverständige behaupten, daß dieses, in Rücksicht auf bildende Kunst, von den Antiken gewissermaßen geleistet sey, indem hier wirklich das Individuum ideal sey und das Ideal in einem Individuum erscheine. Soviel ist indessen gewiß, daß in der Poesie dieser Gipfel noch keineswegs erreicht ist; denn hier fehlt noch sehr viel daran, daß das vollkommenste Werk, der Form nach, es auch dem Inhalte nach sey, daß es nicht bloß ein wahres und schönes Ganze sondern auch das möglichst reichste Ganze sey. Es sey dieß aber nun erreichbar und erreicht oder nicht, so ist es wenigstens die Aufgabe auch in der Dichtkunst, das ideale zu individualisiren und das individuelle zu idealisiren. Der moderne Dichter muß sich diese Aufgabe machen, wenn er sich überall nur ein höchstes und letztes Ziel seines Strebens gedenken soll. Denn, da er einerseits durch das Idenvermögen über die Wirklichkeit hinausgetrieben, andrerseits aber durch den Darstellungstrieb beständig wieder zu derselben zurückgenötigt wird, so geräth er in einen Zwiespalt mit sich selbst, der nicht anders als dadurch, daß er eine Darstellbarkeit des Ideals regulativ annimmt, bezulegen ist.

4: dem, B b. — 5: im] in R B. — 6: dem, B b. — 7: dem, B b. — 13—40: (Die Anmerkung fehlt B b R B M.)

Behandlung. Der verschiedene Eindruck naiver Dichtungen beruht, (vorausgesetzt, daß man alles hinweg denkt, was daran dem Inhalt gehört, und jenen Eindruck nur als das reine Werk der poetischen Behandlung betrachtet) beruht sage ich bloß auf dem verschiedenen 5 Grad einer und derselben Empfindungsweise; selbst die Verschiedenheit in den äußern Formen kann in der Qualität jenes ästhetischen Eindruckes keine Veränderung machen. Die Form sey lyrisch oder episch, dramatisch oder beschreibend; wir können wohl schwächer und stärker, aber (sobald von dem Stoff abstrahiert wird) nie verschieden- 10 artig gerührt werden. Unser Gefühl ist durchgängig dasselbe, ganz aus Einem Element, so daß wir nichts darinn zu unterscheiden vermögen. Selbst der Unterschied der Sprachen und Zeitalter ändert hier nichts, denn eben diese reine Einheit ihres Ursprungs und ihres Effekts ist ein Charakter der naiven Dichtung.

15 ' Ganz anders verhält es sich mit dem sentimentalischen Dichter. 10 Dieser reflektiert über den Eindruck, den die Gegenstände auf ihn machen, und nur auf jene Reflexion ist die Nührung gegründet, in die er selbst versetzt wird, und uns versetzt. Der Gegenstand wird hier auf eine Idee bezogen, und nur auf dieser Beziehung beruht 20 seine dichterische Kraft. Der sentimentalische Dichter hat es daher immer mit zwey streitenden Vorstellungen und Empfindungen, mit der Wirklichkeit als Grenze und mit seiner Idee als dem Unendlichen zu thun, und das gemischte Gefühl, das er erregt, wird immer von dieser doppelten Quelle zeugen.* Da also hier eine Mehrheit der

25 * Wer bey sich auf den Eindruck merkt, den naive Dichtungen auf ihn machen, und den Antheil, der dem Inhalt daran gebührt, davon abzusondern im Stand ist, der wird diesen Eindruck, auch selbst bey sehr pathetischen Gegenständen, immer fröhlich, immer rein, immer ruhig finden; bey sentimentalischen wird er immer etwas ernst und anspannend seyn. Das macht, weil wir uns bey naiven Dar- 30 stellungen, sie handeln auch wovon sie wollen, immer über die Wahrheit, über die lebendige Gegenwart des Objects in unserer Einbildungskraft erfreuen, und auch weiter nichts als diese suchen, bey sentimentalischen hingegen die Vorstellung der Einbildungskraft mit einer Vernunftidee zu vereinigen haben, und also immer zwischen zwey verschiedenen Zuständen in Schwanken gerathen.

3: gehört und A B b. — 4: beruht, sage ich, bloß B b. — 6: äußern B b. — aesthetischen A (und so zuweilen: aesthetisch). — 9: abstrahirt B b. — 11: darin B (und so stets, mit Ausnahme von S. 477, 31). — 16: reflektirt B b. — 17: machen und A B b. — 19: bezogen und A. — 27: Eindruck auch B. — 31: Objects B b.

Principien statt findet, so kommt es darauf an, welches von beyden in der Empfindung des Dichters und in seiner Darstellung überwiegen wird, und es ist folglich eine Verschiedenheit in der Behandlung möglich. Denn nun ' entsteht die Frage, ob er mehr bey der 11
 5 Wirklichkeit, ob er mehr bey dem Ideale verweilen — ob er jene als einen Gegenstand der Abneigung; ob er dieses als einen Gegenstand der Zuneigung ausführen will. Seine Darstellung wird also entweder satyrisch oder sie wird (in einer weitern Bedeutung dieses Worts, die sich nachher erklären wird) elegisch seyn; an eine von 10 diesen beyden Empfindungsarten wird jeder sentimentalische Dichter sich halten.

Satyrische Dichtung.

Satyrisch ist der Dichter, wenn er die Entfernung von der Natur und den Widerspruch der Wirklichkeit mit dem Ideale (in der Wirkung 15 auf das Gemüth kommt beydes auf eins hinaus) zu seinem Gegenstande macht. Dieß kann er aber sowohl ernsthaft und mit Affekt, als scherzhaft und mit Heiterkeit ausführen; je nachdem er entweder im Gebiete des Willens oder im Gebiete des Verstandes verweilt. Jenes geschieht durch die strafende, oder pathetische, dieses durch 20 die scherzhafte Satyre.

Streng genommen verträgt zwar der Zweck des Dichters weder den Ton der Strafe noch den der Belustigung. Jener ist zu ernst für das Spiel, was die Poesie immer seyn soll; dieser ist zu frivol für den Ernst, der allem poetischen Spiele zum Grund liegen soll. 25 Moralische Widersprüche interessieren nothwendig unser Herz, und rauben also dem Gemüth seine Freyheit; und doch soll aus poetischen Nührungen alles eigentliche Interesse, d. h. alle Beziehung auf ein Bedürfniß verbannt seyn. Verstandes-Widersprüche hingegen lassen 12 das Herz gleichgültig, und doch hat es der Dichter mit dem höchsten 30 Anliegen des Herzens, mit der Natur und dem Ideal, zu thun. Es ist daher keine geringe Aufgabe für ihn, in der pathetischen Satyre nicht die poetische Form zu verlegen, welche in der Freyheit des Spiels

1: Statt B. — 12: fehlt B b R. — 16: Dies B. — 18: Gebiete B. — 25: interessieren B b.

besteht, in der scherzhaften Satyre nicht den poetischen Gehalt zu verfehlen, welcher immer das Unendliche seyn muß. Diese Aufgabe kann nur auf eine einzige Art gelöst werden. Die strafende Satyre erlangt poetische Freyheit, indem sie ins Erhabene übergeht, die lachende
 5 Satyre erhält poetischen Gehalt, indem sie ihren Gegenstand mit Schönheit behandelt.

In der Satyre wird die Wirklichkeit als Mangel, dem Ideal als der höchsten Realität gegenüber gestellt. Es ist übrigens gar nicht nöthig, daß das letztere ausgesprochen werde, wenn der Dichter
 10 es nur im Gemüth zu erwecken weiß; diß muß er aber schlechterdings, oder er wird gar nicht poetisch wirken. Die Wirklichkeit ist also hier ein nothwendiges Objekt der Abneigung, aber worauf hier alles ankömmt, diese Abneigung selbst muß wieder nothwendig aus dem entgegenstehenden Ideale entspringen. Sie könnte nehmlich auch
 15 eine bloß sinnliche Quelle haben und lediglich in Bedürfniß gegründet seyn, mit welchem die Wirklichkeit streitet; und häufig genug glauben wir einen moralischen Unwillen über die Welt zu empfinden, wenn uns bloß der Widerstreit derselben mit unserer Neigung erbittert. Dieses materielle Interesse ist es, was der gemeine Satyriker ins
 20 Spiel bringt, und weil es ihm auf diesem Wege gar nicht fehl schlägt, uns in Affekt zu versetzen, so glaubt er unser Herz in seiner Gewalt zu haben und im pathetischen Meister zu seyn. Aber jedes Pa'thos 18 aus dieser Quelle ist der Dichtkunst unwürdig, die uns nur durch Ideen rühren und nur durch die Vernunft zu unserm Herzen den
 25 Weg nehmen darf. Auch wird sich dieses unreine und materielle Pathos jederzeit durch ein Uebergewicht des Leidens und durch eine peinliche Befangenheit des Gemüths offenbaren, da im Gegentheil das wahrhaft poetische Pathos an einem Uebergewicht der Selbstthätigkeit und an einer, auch im Affekte noch bestehenden Gemüthsfreyheit
 30 zu erkennen ist. Entspringt nehmlich die Rührung aus dem, der Wirklichkeit gegenüber stehenden Ideale, so verliert sich in der Erhabenheit des letztern jedes einengende Gefühl und die Größe der Idee, von der wir erfüllt sind, erhebt uns über alle Schranken der

2: welche M (Druckfehler). — 10: diß B b. — 13: ankömmt, R. — 16: häufig B b. — 31: gegenüberstehenden B b.

Erfahrung. Bey der Darstellung empörender Wirklichkeit kommt daher alles darauf an, daß das Nothwendige der Grund sey, auf welchem der Dichter oder der Erzähler das Wirkliche aufträgt, daß er unser Gemüth für Ideen zu stimmen wisse. Stehen wir nur hoch in der
 5 Beurtheilung, so hat es nichts zu sagen, wenn auch der Gegenstand tief und niedrig, unter uns zurückbleibt. Wenn uns der Geschichtschreiber Tacitus den tiefen Verfall der Römer des ersten Jahrhunderts schildert, so ist es ein hoher Geist, der auf das Niedrige herabblückt, und unsere Stimmung ist wahrhaft poetisch, weil nur die
 10 Höhe, worauf er selbst steht und zu der er uns zu erheben wußte, seinen Gegenstand niedrig machte.

Die pathetische Satyre muß also jederzeit aus einem Gemüthe fließen, welches von dem Ideale lebhaft durchdrungen ist. Nur ein herrschender Trieb nach Uebereinstimmung kann und darf jenes tiefe
 15 Gefühl moralischer Widersprüche und jenen glühenden Unwillen gegen 14 moralische Verfehrtheit erzeugen, welcher in einem Juvenal, Lucian, Dante, Swift, Young, Rousseau, Haller und andern zur Begeisterung wird. Die nehmlichen Dichter würden und müßten mit demselben Glück auch in den rührenden und zärtlichen Gattungen gedichtet
 20 haben, wenn nicht zufällige Ursachen ihrem Gemüth frühe diese bestimmte Richtung gegeben hätten; auch haben sie es zum Theil wirklich gethan. Alle die hier genannten lebten entweder in einem ausgearteten Zeitalter und hatten eine schauerhafte Erfahrung moralischer Verderbniß vor Augen, oder eigene Schicksale hatten Bitterkeit
 25 in ihre Seele gestreut. Auch der philosophische Geist, da er mit unbittlicher Strenge den Schein von dem Wesen trennt, und in die Tiefen der Dinge dringet, neigt das Gemüth zu dieser Härte und Austerität, mit welcher Rousseau, Haller und andre die Wirklichkeit mahlen. Aber diese äußern und zufälligen Einflüsse, welche immer
 30 einschränkend wirken, dürfen höchstens nur die Richtung bestimmen, niemals den Inhalt der Begeisterung hergeben. Dieser muß in allen derselbe seyn, und, rein von jedem äußern Bedürfniß, aus einem glühenden Triebe für das Ideal hervorfleßen, welcher durchaus der

12: also B. — 13: fließen, B. — 16: Lucian,] fehlt B b R W M. — 16: Dante,] Young,] fehlt B b R W M. — 20—21: bestimmte B. — 29: äußern B, äußern b. — 31: Inhalt B b. — 32: äußern B b. — 33: hervorfleßen, B b.

einzig wahre Beruf zu dem satyrischen wie überhaupt zu dem sentimentalischen Dichter ist.

Wenn die pathetische Satyre nur erhabene Seelen kleidet, so kann die spottende Satyre nur einem schönen Herzen gelingen. 5 Denn jene ist schon durch ihren ernstesten Gegenstand vor der Frivolität gesichert; aber diese, die nur einen moralisch gleichgültigen Stoff behandeln darf, würde unvermeidlich darein verfallen, und jede poetische Würde verlieren, wenn hier nicht die Behandlung den Inhalt veredelte und das Subjekt des Dichters nicht sein Objekt verträte. 15 Aber nur dem schönen Herzen ist es verliehen, unabhängig von dem Gegenstand seines Wirkens, in jeder seiner Aeußerungen ein vollendetes Bild von sich selbst abzuprägen. Der erhabene Charakter kann sich nur in einzelnen Siegen über den Widerstand der Sinne, nur in gewissen Momenten des Schwunges und einer augenblicklichen Anstrengung kund thun; in der schönen Seele hingegen wirkt das Ideal 15 als Natur, also gleichförmig, und kann mithin auch in einem Zustand der Ruhe sich zeigen. Das tiefe Meer erscheint am erhabensten in seiner Bewegung, der klare Bach am schönsten in seinem ruhigen Lauf.

Es ist mehrmals darüber gestritten worden, welche von beyden, 20 die Tragödie oder die Comödie, vor der andern den Rang verdiene. Wird damit bloß gefragt, welche von beyden das wichtigere Objekt behandle, so ist kein Zweifel, daß die erstere den Vorzug behauptet; will man aber wissen, welche von beyden das wichtigere Subjekt erfodre, so muß der Ausspruch eben so entscheidend für die letztere ausfallen. 25 In der Tragödie geschieht schon durch den Gegenstand sehr viel, in der Comödie geschieht durch den Gegenstand nichts und alles durch den Dichter. Da nun bey Urtheilen des Geschmacks der Stoff nie in Betrachtung kommt, so muß natürlicher weise der ästhetische Werth dieser beyden Kunstgattungen in umgekehrtem Verhältniß zu 30 ihrer materiellen Wichtigkeit stehen. Den tragischen Dichter trägt sein Objekt, der komische hingegen muß durch sein Subjekt das seinige in

4: schönen Herzen B. — 8: Inhalt B b. — 12: kann sich B. — 14—15: Anstrengung B. — 17—18: Das tiefe — Lauf.] fehlt A. — 19 ff.: (Vgl. dazu: Aus Schillers Nachlaß Nr. 4 am Schluß dieses Theils. R. G.) — 20: Comödie vor A b. — 21: gefragt: B. — 24—25: so möchte der Ausspruch eher für die letztere ausfallen. — B b R W M. — 28: natürlicherweife B b.

der ästhetischen Höhe erhalten. Jener darf einen Schwung nehmen, wozu soviel eben nicht gehöret; der andre muß sich gleich bleiben, er muß also schon dort seyn und dort zu Hause seyn, wohin der andre nicht ohne einen Anlauf gelangt. Und gerade das ist es, 5 worinn sich der schöne Charakter von dem erhabenen unterscheidet. 16 In dem ersten ist jede Größe schon enthalten, sie fließt ungezwungen und mühelos aus seiner Natur, er ist, dem Vermögen nach, ein Unendliches in jedem Punkte seiner Bahn; der andere kann sich zu jeder Größe anspannen und erheben, er kann durch die Kraft seines Willens 10 aus jedem Zustande der Beschränkung sich reißen. Dieser ist also nur ruckweise und nur mit Anstrengung frey, jener ist es mit Leichtigkeit und immer.

Diese Freyheit des Gemüths in uns hervorzubringen und zu nähren, ist die schöne Aufgabe der Comödie, so wie die Tragödie be- 15 stimmt ist, die Gemüthsfreyheit, wenn sie durch einen Affect gewaltsam aufgehoben worden, auf ästhetischem Weg wieder herstellen zu helfen. In der Tragödie muß daher die Gemüthsfreyheit künstlicherweise und als Experiment künstlich aufgehoben werden, weil sie in Herstellung derselben ihre poetische Kraft beweist; in der Comödie hingegen muß 20 verhütet werden, daß es niemals zu jener Aufhebung der Gemüthsfreyheit komme. Daher behandelt der Tragödiendichter seinen Gegenstand immer praktisch, der Comödiendichter den seinigen immer theoretisch; auch wenn jener (wie Lessing in seinem Nathan) die Grille hätte, einen theoretischen, dieser, einen praktischen Stoff zu bearbeiten. 25 Nicht das Gebieth aus welchem der Gegenstand genommen, sondern das Forum vor welches der Dichter ihn bringt, macht denselben tragisch oder komisch. Der Tragiker muß sich vor dem ruhigen Raisonnement in Acht nehmen und immer das Herz interessieren, der Comiker muß sich vor dem Pathos hüten und immer den Verstand 30 unterhalten. Jener zeigt also durch beständige Erregung, dieser durch beständige Abwehrung der Leidenschaft seine Kunst; und diese Kunst 17 ist natürlich auf beyden Seiten um so größer, je mehr der Gegenstand des Einen abstrakter Natur ist, und der des Andern sich zum

2: andere B. — 10: reißen. B b. — 18: künstlich] fehlt B b & B M. — werden; B. — 19: beweist; B. — 24: hätte einen A. — 25: Gebiet, B, Gebieth, b. — 26: Forum, B b. — 28: interessiren, B b.

pathetischen neigt.* Wenn also die Tragödie von einem wichtigern Punkt ausgeht, so muß man auf der andern Seite gestehen, daß die Comödie einem wichtigern Ziel entgegen geht, und sie würde, wenn sie es erreichte, alle Tragödie überflüssig und unmöglich machen. Ihr
 5 Ziel ist einerley mit dem höchsten, wornach der Mensch zu ringen hat, frey von Leidenschaft zu seyn, immer klar, immer ruhig um sich und in sich zu schauen, überall mehr Zufall als Schicksal zu finden, und mehr über Ungereimtheit zu lachen als über Bosheit zu zürnen oder zu weinen.

10 'Wie in dem handelnden Leben so begegnet es auch oft bey dichterischen Darstellungen, den bloß leichten Sinn, das angenehme Talent, die fröhliche Gutmüthigkeit mit Schönheit der Seele zu verwechseln, und da sich der gemeine Geschmack überhaupt nie über das Angenehme erhebt, so ist es solchen niedlichen Geistern ein leichtes, jenen Ruhm
 15 zu usurpieren, der so schwer zu verdienen ist. Aber es giebt eine untrügliche Probe, vermittelt deren man die Leichtigkeit des Naturells von der Leichtigkeit des Ideals, so wie die Tugend des Temperaments von der wahrhaften Sittlichkeit des Charakters unterscheiden kann, und diese ist, wenn beyde sich an einem schwürigen und großen Objekt versuchen. In einem solchen Fall geht das niedliche Genie un-
 20 fehlbar in das Platte, so wie die Temperamentstugend in das Materielle, die wahrhaft schöne Seele hingegen geht eben so gewiß in die erhabene über.

* Im Nathan dem Weisen ist dieses nicht geschehen, hier hat die frostige Natur
 25 des Stoffs das ganze Kunstwerk erkaltet. Aber Lessing mußte selbst, daß er kein Trauerspiel schrieb, und vergaß nur, menschlicher weise, in seiner eigenen Angelegenheit die in der Dramaturgie aufgestellte Lehre, daß der Dichter nicht befugt sey, die tragische Form zu einem andern als tragischen Zweck anzuwenden. Ohne sehr wesentliche Veränderungen würde es kaum möglich gewesen seyn, dieses dra-
 30 matische Gedicht in eine gute Tragödie umzuschaffen; aber mit bloß zufälligen Veränderungen möchte es eine gute Comödie abgegeben haben. Dem letztern Zweck nehmlich hätte das Pathetische, dem erstern das Raisonnierende geopfert werden müssen, und es ist wohl keine Frage, auf welchem von beyden die Schönheit dieses Gedichts am meisten beruht.

1: nichtigern Punkt A. — 3: entgegengelt, B b. — 4: überflüssig B b. — 6: klar immer A. — 8: Bosheit B b. — 15: usurpiren, B b. — 19: zu einem B. — schwierigen B. — 24 ff.: (Vgl. auch über Nathan am Schlusse dieses Theils: Aus Schillers Nachlaß Nr. 5. A. B.) — 26: menschlicherweise, B b. — 32: Pathetische dem A b. — Raisonnirende B b.

So lange Lucian bloß die Ungereimtheit züchtigt, wie in den Wünschen, in den Lapithen, in dem Jupiter Tragödis u. a. bleibt er Spötter, und ergötzt uns mit seinem fröhlichen Humor; aber es wird ein ganz anderer Mann aus ihm in vielen Stellen seines Nigrinus, 5 seines Timons, seines Alexanders, wo seine Satyre auch die moralische Verderbniß trifft. „Unglückseliger,“ so beginnt er in seinem Nigrinus das empörende Gemälde des damaligen Roms, „warum verließest du das Licht der Sonne, Griechenland, und jenes glückliche Leben der Freiheit, und kamst hieher in dieß Getümmel von pracht- 10 voller Dienstbarkeit, von Aufwartungen und Gastmälern, von Sykophanten, Schmeichlern, Giftmischern, Erbschleichern und falschen Freunden? u. s. w.“ Bey solchen und ähnlichen Anlässen muß sich der hohe Ernst des Gefühls offenbaren, der allem Spiele, wenn es poetisch 19 seyn soll, zum Grunde liegen muß. Selbst durch den boshaften Scherz, 15 womit sowohl Lucian als Aristophanes den Sokrates mißhandeln, blickt eine ernste Vernunft hervor, welche die Wahrheit an dem Sophisten rächt, und für ein Ideal streitet, das sie nur nicht immer ausspricht. Auch hat der erste von beyden in seinem Diogenes und Dämonax diesen Charakter gegen alle Zweifel gerechtfertigt; unter den 20 Neuern welchen großen und schönen Charakter drückt nicht Cervantes bey jedem würdigen Anlaß in seinem Don Quixote aus, welcher ein herrliches Ideal mußte nicht in der Seele des Dichters leben, der einen Tom Jones und eine Sophia erschuf, wie kann der Lächer Yorik sobald er will unser Gemüth so groß und 25 so mächtig bewegen. Auch in unserm Wieland erkenne ich diesen Ernst der Empfindung; selbst die muthwilligen Spiele seiner Laune beseelt und adelt die Grazie des Herzens; selbst in den Rhythmus seines Gesanges drückt sie ihr Gepräg, und nimmer fehlt ihm die Schwungkraft, uns, sobald es gilt, zu dem Höchsten empor zu 30 tragen.

Von der Voltairischen Satyre läßt sich kein solches Urtheil fällen.

2: Jupiter, A. — 5: Alexander, A. — 6: trifft. B. — „Unglückseliger, so B. — „Unglückseliger“ u. s. w.] (Aus Wielands Uebersetzung des Lucian, Th. 1, S. 35. 36.) — 7: Gemälde B. — 8: glückliche B b. — 9: kamst A. — 14: boshaften B b. — 16: an den B. — 17: daß R. — 19: Demonax B M. — 20: Neuern, B. — 24: Yorik, sobald er will, B b. — 31: Voltairischen R B M.

Zwar ist es auch bey diesem Schriftsteller einzig nur die Wahrheit und Simplicität der Natur, wodurch er uns zuweilen poetisch rührt; es sey nun, daß er sie in einem naiven Charakter wirklich erreiche, wie mehrmal in seinem Juguu, oder daß er sie, wie in seinem
 5 Candide u. a. suche und räche. Wo keines von beyden der Fall ist, da kann er uns zwar als witziger Kopf belustigen, aber gewiß nicht als Dichter bewegen. Aber seinem Spott liegt überall zu wenig Ernst zum Grunde, und dieses macht seinen Dichterberuf mit Recht
 10 verächtlich. Wir begegnen immer nur seinem Verstande, nicht seinem Gefühl. Es zeigt sich kein Ideal unter jener lustigen Hülle, und kaum etwas absolut Festes in jener ewigen Bewegung. Seine wunderbare Mannichfaltigkeit in äußern Formen, weit entfernt für die innere Hülle seines Geistes etwas zu beweisen, legt vielmehr ein bedenkliches
 15 Zeugniß dagegen ab, denn ungeachtet aller jener Formen hat er auch nicht Eine gefunden, worinn er ein Herz hätte abdrücken können. Deynahe muß man also fürchten, es war in diesem reichen Genius nur die Armuth des Herzens, die seinen Beruf zur Satyre bestimmte. Wäre es anders, so hätte er doch irgend auf seinem weiten Weg aus diesem engen Geleise treten müssen. Aber bey allem noch so
 20 großen Wechsel des Stoffes und der äußern Form sehen wir diese innere Form in ewigem, dürftigem Einerley wiederkehren, und trotz seiner voluminösen Laufbahn hat er doch den Kreis der Menschheit in sich selbst nicht erfüllt, den man in den obenerwähnten Satyrikern mit Freuden durchlaufen findet.

25

Elegische Dichtung.

Setzt der Dichter die Natur der Kunst und das Ideal der Wirklichkeit so entgegen, daß die Darstellung des ersten überwiegt, und das Wohlgefallen an demselben herrschende Empfindung wird, so nenne ich ihn elegisch. Auch diese Gattung hat wie die Satyre zwey
 30 Klassen unter sich. Entweder ist die Natur und das Ideal ein Gegenstand der Trauer, wenn jene als verloren, dieses als unerreicht dargestellt wird. Oder beyde sind ein Gegenstand der Freude, indem 21

12: äußern B b. — 15: worin B. — 20: großen B b. — äußern B b. — 25: fehlt B b R.

sie als wirklich vorgestellt werden. Das erste giebt die Elegie in engerer, das andre die Idylle in weitester Bedeutung.*

Wie der Unwille bey der pathetischen und wie der Spott bey 22 der scherzhaften Satyre, so darf bey der Elegie die Trauer nur aus einer, durch das Ideal erweckten Begeisterung fließen. Dadurch allein

* Daß ich die Benennungen Satyre, Elegie und Idylle in einem weitem Sinne gebrauche, als gewöhnlich geschieht, werde ich bey Lesern, die tiefer in die Sache dringen, kaum zu verantworten brauchen. Meine Absicht dabey ist keineswegs die Grenzen zu verrücken, welche die bisherige Observanz sowohl der Satyre 10 und Elegie als der Idylle mit gutem Grunde gesetzt hat; ich sehe bloß auf die in diesen Dichtungsarten herrschende Empfindungsweise, und es ist ja bekannt genug, daß diese sich keineswegs in jene engen Grenzen einschließen läßt. Elegisch rührt uns nicht bloß die Elegie, welche ausschließlich so genannt wird; auch der dramatische und epische Dichter können uns auf elegische Weise bewegen. In der 15 Messiade, in Thomsons Jahrszeiten, im verlorenen Paradies, im befreuten Jerusalem finden wir mehrere Gemälde, die sonst nur der Idylle, der Elegie, der Satyre eigen sind. Eben so, mehr oder weniger, fast in jedem pathetischen Gedichte. Daß ich aber die Idylle selbst zur elegischen Gattung rechne, scheint eher einer Rechtfertigung zu bedürfen. Man erinnere sich aber, daß hier nur von der- 20 jenigen Idylle die Rede ist, welche eine Species der sentimentalischen Dichtung ist, zu deren Wesen es gehört, daß die Natur der Kunst und das Ideal der Wirklichkeit entgegen gesetzt werde. Geschieht dieses auch nicht ausdrücklich von dem Dichter, und stellt er das Gemälde der unverdorbenen Natur oder des erfüllten Ideales rein und selbstständig vor unsere Au'gen, so ist jener Gegensatz doch in 22 seinem Herzen, und wird sich, auch ohne seinen Willen, in jedem Pinselstrich verathen. Ja wäre dieses nicht, so würde schon die Sprache, deren er sich bedienen muß, weil sie den Geist der Zeit an sich trägt und den Einfluß der Kunst erfahren, uns die Wirklichkeit mit ihren Schranken, die Kultur mit ihrer Künstley in Erinnerung bringen; ja unser eigenes Herz würde jenem Bilde der reinen Natur die 30 Erfahrung der Verderbniß gegenüber stellen, und so die Empfindungsart, wenn auch der Dichter es nicht darauf angelegt hätte, in uns elegisch machen. Dieß letztere ist so unvermeidlich, daß selbst der höchste Genuß, den die schönsten Werke der naiven Gattung aus alten und neuen Zeiten dem kultivierten Menschen gewähren, nicht lange rein bleibt, sondern früher oder später von einer elegischen Empfindung 35 begleitet seyn wird. Schließlich bemerke ich noch, daß die hier versuchte Eintheilung, eben deswegen weil sie sich bloß auf den Unterschied in der Empfindungsweise gründet, in der Eintheilung der Gedichte selbst und der Ableitung der poetischen Arten ganz und gar nichts bestimmen soll; denn da der Dichter, auch in denselben Werke, keineswegs an dieselbe Empfindungsweise gebunden ist, so kann jene Eintheilung 40 nicht davon, sondern muß von der Form der Darstellung hergenommen werden.

5: erweckten, B b. — 12: einschließen B b. — 15: Messiade, B, Messiade, b. — verlorenen B b. — Paradies, B. — 24: unsern B b. — 33: kultivierten B b. — 38: Dichter auch B. — 39: dieselbe Eintheilungsweise gebunden ist, so kann jene Empfindung B.

- erhält die Elegie poetischen Gehalt, und jede andere Quelle derselben ist völlig ' unter der Würde der Dichtkunst. Der elegische Dichter 23 sucht die Natur, aber in ihrer Schönheit, nicht bloß in ihrer Annehmlichkeit, in ihrer Uebereinstimmung mit Ideen, nicht bloß in ihrer
- 5 Nachgiebigkeit gegen das Bedürfnis. Die Trauer über verlorne Freuden, über das aus der Welt verschwundene goldene Alter, über das entflohene Glück der Jugend, der Liebe u. s. w. kann nur alsdann der Stoff zu einer elegischen Dichtung werden, wenn jene Zustände sinnlichen Friedens zugleich als Gegenstände moralischer Harmonie sich
- 10 vorstellen lassen. Ich kann deswegen die Klaggesänge des Ovid, die er aus seinem Verbannungsort am Euxin anstimmt, wie rührend sie auch sind, und wie viel Dichterisches auch einzelne Stellen haben, im Ganzen nicht wohl als ein poetisches Werk betrachten. Es ist viel zu wenig Energie, viel zu wenig Geist und Adel in seinem Schmerz.
- 15 Das Bedürfnis, nicht die Begeisterung stieß jene Klagen aus; es athmet darinn, wenn gleich keine gemeine Seele, doch die gemeine Stimmung eines edleren Geistes, den sein Schicksal zu Boden drückte. Zwar wenn wir uns erinnern, daß es Rom, und das Rom des Augustus ist, um das er trauert, so verzeihen wir dem Sohn der
- 20 Freude seinen Schmerz; aber selbst das herrliche Rom mit allen seinen Glückseligkeiten ist, wenn nicht die Einbildungskraft es erst verebelt, bloß eine endliche Größe, mithin ein unwürdiges Objekt für die Dichtkunst, die erhaben über alles, was die Wirklichkeit aufstellt, nur das Recht hat, um das Unendliche zu trauern.
- 25 Der Inhalt der dichterischen Klage kann also niemals ein äußerer, jederzeit nur ein innerer idealischer Gegenstand seyn; selbst wenn sie einen Verlust in der Wirklichkeit ' betrauert, muß sie ihn erst zu einem 24 idealischen umschaffen. In dieser Reduktion des Beschränkten auf ein Unendliches besteht eigentlich die poetische Behandlung. Der äußere
- 30 Stoff ist daher an sich selbst immer gleichgültig, weil ihn die Dichtkunst niemals so brauchen kann, wie sie ihn findet, sondern nur durch das, was sie selbst daraus macht, ihm die poetische Würde giebt. Der elegische Dichter sucht die Natur, aber als eine Idee und

10: deswegen B b. — 11: Euxin B b. — 19: verzeihen B. — 21: Einbildungskraft A R. — 25: äußerer, B. — 26: seyn, B. — 28: Reduktion B. — 29: äußere B b. — 33: Natur aber A.

in einer Vollkommenheit, in der sie nie existirt hat, wenn er sie gleich als etwas da gewesenes und nun verlorenes beweint. Wenn uns Ossian von den Tagen erzählt, die nicht mehr sind, und von den Helden, die verschwunden sind, so hat seine Dichtungskraft jene Bilder
 5 der Erinnerung längst in Ideale, jene Helden in Götter umgestaltet. Die Erfahrungen eines bestimmten Verlustes haben sich zur Idee der allgemeinen Vergänglichkeit erweitert, und der gerührte Barde, den das Bild des allgegenwärtigen Ruins verfolgt, schwingt sich zum Himmel auf, um dort in dem Sonnenlauf ein Sinnbild des Unver-
 10 gänglichen zu finden. *

Ich wende mich sogleich zu den neuern Poeten in der elegischen Gattung. Rousseau, als Dichter, wie als Philosoph, hat keine andere Tendenz als die Natur entweder zu suchen, oder an der Kunst zu rächen. Je nachdem sich sein Gefühl entweder bey der einen oder
 15 der andern verweilt, finden wir ihn bald elegisch gerührt, bald zu Juvenalischer Satyre begeistert, bald, wie in seiner Julie, in das Feld der Idylle entzückt. Seine Dichtungen haben unwidersprechlich poetischen Gehalt, da sie ein Ideal behandeln, nur weiß er denselben nicht auf poetische Weise zu gebrauchen. Sein ernstest Charakter läßt
 20 ihn zwar nie zur Frivolität herabsinken, aber erlaubt ihm auch nicht, sich bis zum poetischen Spiel zu erheben. Bald durch Leidenschaft, bald durch Abstraktion angespannt, bringt er es selten oder nie zu der ästhetischen Freyheit, welche der Dichter seinem Stoff gegenüber behaupten, seinem Leser mittheilen muß. Entweder es ist seine franke
 25 Empfindlichkeit, die über ihn herrschet, und seine Gefühle bis zum Peinlichen treibt; oder es ist seine Denkkraft, die seiner Imagination Fesseln anlegt und durch die Strenge des Begriffs die Anmuth des Gemählbes vernichtet. Beyde Eigenschaften, deren innige Wechselwirkung und Vereinigung den Poeten eigentlich ausmacht, finden sich
 30 bey diesem Schriftsteller in ungewöhnlich hohem Grad, und nichts fehlt, als daß sie sich auch wirklich miteinander vereinigt äußerten, daß seine Selbstthätigkeit sich mehr in sein Empfinden, daß seine

* Man lese z. B. das treffliche Gedicht Carthou betitelt.

31: äußerten, B b. — mit einander B b. — 33: Carthou & W M] Charon A, Caron B b. (Vgl. Theil 1, S. 265.)

Empfänglichkeit sich mehr in sein Denken mischte. Daher ist auch in dem Ideale, das er von der Menschheit aufstellt, auf die Schranken derselben zu viel, auf ihr Vermögen zu wenig Rücksicht genommen, und überall mehr ein Bedürfnis nach physischer Ruhe als nach
 5 moralischer Uebereinstimmung darinn sichtbar. Seine leidenschaftliche Empfindlichkeit ist Schuld, daß er die Menschheit, um nur des Streits in derselben recht bald los zu werden, lieber zu der geistlosen Einförmigkeit des ersten Standes zurückgeführt, als jenen Streit in der geistreichen Harmonie einer völlig durchgeführten Bildung ge-
 10 endigt sehen, daß er die Kunst lieber gar nicht anfangen lassen, als ihre Vollendung erwarten will, kurz, daß er das Ziel lieber niedriger steckt, und das Ideal lieber herabsetzt, um es nur desto schneller, um es nur desto sicherer zu erreichen.

Unter Deutschlands Dichtern in dieser Gattung will ich hier nur 26
 15 Gallers, Kleists und Klopstocks erwähnen. Der Charakter ihrer Dichtung ist sentimentalisch; durch Ideen rühren sie uns, nicht durch sinnliche Wahrheit, nicht sowohl weil sie selbst Natur sind, als weil sie uns für Natur zu begeistern wissen. Was indessen von dem Charakter sowohl dieser als aller sentimentalischen Dichter im Ganzen
 20 wahr ist, schließt natürlicherweise darum keineswegs das Vermögen aus, im Einzelnen uns durch naive Schönheit zu rühren: ohne das würden sie überall keine Dichter seyn. Nur ihr eigentlicher und herrschender Charakter ist es nicht, mit ruhigem, einfältigem und leichtem Sinn zu empfangen und das Empfangene eben so wieder darzustellen.
 25 Unwillkürlich drängt sich die Phantasie der Anschauung, die Denkkraft der Empfindung zuvor, und man verschließt Auge und Ohr, um betrachtend in sich selbst zu versinken. Das Gemüth kann keinen Eindruck erleiden, ohne sogleich seinem eigenen Spiel zuzusehen, und was es in sich hat, durch Reflexion sich gegenüber und aus sich her-
 30 auszustellen. Wir erhalten auf diese Art nie den Gegenstand, nur was der reflektierende Verstand des Dichters aus dem Gegenstand machte, und selbst dann, wenn der Dichter selbst dieser Gegenstand ist, wenn er uns seine Empfindungen darstellen will, erfahren wir nicht seinen Zustand unmittelbar und aus der ersten Hand, sondern

26: zuvor und A. — 31: reflektirende B b.

wie sich derselbe in seinem Gemüth reflektiert, was er als Zuschauer seiner selbst darüber gedacht hat. Wenn Haller den Tod seiner Gattin betrauert (man kennt das schöne Lieb) und folgendermaaßen anfängt:

5 'Soll ich von deinem Tode singen
 O Mariane welch ein Lieb!
 Wenn Seufzer mit den Worten ringen
 Und ein Begriff den andern flieht zc. 27

so finden wir diese Beschreibung genau wahr, aber wir fühlen auch, daß uns der Dichter nicht eigentlich seine Empfindungen, sondern
10 seine Gedanken darüber mittheilt. Er rührt uns deßwegen auch weit schwächer, weil er selbst schon sehr viel erkältet seyn mußte, um ein Zuschauer seiner Rührung zu seyn.

Schon der größtentheils übersinnliche Stoff der Hallerischen und zum Theil auch der Klopstockischen Dichtungen schließt sie von der
15 naiven Gattung aus; sobald daher jener Stoff überhaupt nur poetisch bearbeitet werden sollte, so mußte er, da er keine körperliche Natur annehmen und folglich kein Gegenstand der sinnlichen Anschauung werden konnte, ins Unendliche hinübergeführt und zu einem Gegenstand der geistigen Anschauung erhoben werden. Ueberhaupt läßt sich
20 nur in diesem Sinne eine didaktische Poesie ohne innern Widerspruch denken; denn, um es noch einmal zu wiederholen, nur diese zwey Felder besitz die Dichtkunst; entweder sie muß sich in der Sinnenwelt oder sie muß sich in der Ideenwelt aufhalten, da sie im Reich der Begriffe oder in der Verstandeswelt schlechterdings nicht gedeihen kann.
25 Noch, ich gestehe es, kenne ich kein Gedicht in dieser Gattung, weder aus älterer noch neuerer Litteratur, welches den Begriff, den es bearbeitet, rein und vollständig entweder bis zur Individualität herab oder bis zur Idee hinaufgeführt hätte. Der gewöhnliche Fall ist, wenn es noch glücklich¹ geht, daß zwischen beyden abgewechselt wird,
30 während daß der abstrakte Begriff herrschet, und daß der Einbildungskraft, welche auf dem poetischen Felde zu gebieten haben soll, bloß verstattet wird, den Verstand zu bedienen. Dasjenige didaktische

¹ reflektirt, B. — 4: singen? Haller. — 5: Mariane! Haller. — 6: Wann Haller. — 7: flieht u. s. f. B b. — 10: deßwegen B b. — 13: Stof B. — Haller'schen R. — 14: Klopstock'schen R. — 19: Anschauung B. — 21: wiederholen, B b.

Gedicht, worinn der Gedanke selbst poetisch wäre, und es auch bliebe, ist noch zu erwarten.

Was hier im allgemeinen von allen Lehrgedichten gesagt wird, gilt auch von den Hallerischen insbesondere. Der Gedanke selbst ist
 5 kein dichterischer Gedanke, aber die Ausführung wird es zuweilen, bald durch den Gebrauch der Bilder, bald durch den Aufschwung zu Ideen. Nur in der letztern Qualität gehören sie hieher. Kraft und Tiefe und ein pathetischer Ernst charakterisiren diesen Dichter. Von einem Ideal ist seine Seele entzündet, und sein glühendes Gefühl für
 10 Wahrheit sucht in den stillen Alpenthälern die aus der Welt verschwundene Unschuld. Tieführend ist seine Klage, mit energischer, fast bitterer Satyre zeichnet er die Verirrungen des Verstandes und Herzens und mit Liebe die schöne Einfalt der Natur. Nur überwiegt überall zu sehr der Begriff in seinen Gemälden, so wie in ihm
 15 selbst der Verstand über die Empfindung den Meister spielt. Daher lehrt er durchgängig mehr als er darstellt, und stellt durchgängig mit mehr kräftigen als lieblichen Zügen dar. Er ist groß, kühn, feurig, erhaben; zur Schönheit aber hat er sich selten oder niemals erhoben.

20 An Ideengehalt und an Tiefe des Geistes steht Kleist diesem Dichter um vieles nach; an Anmuth möchte er ihn übertreffen, wenn wir ihm anders nicht, wie zuweilen geschieht, einen Mangel auf der einen Seite für eine 'Stärke auf der andern anrechnen. Kleists ge- 29
 fühlvolle Seele schwelgt am liebsten im Anblick ländlicher Scenen und
 25 Sitten. Er flieht gerne das leere Geräusch der Gesellschaft und findet im Schooß der leblosen Natur die Harmonie und den Frieden, den er in der moralischen Welt vermißt. Wie rührend ist seine Sehnsucht nach Ruhe! * Wie wahr und gefühlt, wenn er singt:

„O Welt du bist des wahren Lebens Grab.
 Oft reizet mich ein heißer Trieb zur Tugend,

30

* Man sehe das Gedicht dieses Namens in seinen Werken.

1: worin B. — 3: Allgemeinen B. — 4: Hallerschen B, Haller'schen B. — 6: Bilder bald A b. — 7: hierher. B. — 9: blühendes B. — 12: bitterer B. — 16: mehr, als B b. — 28: Ruhe *)! B. — 29: Ja Welt! Kleist. — 30: reizet B b. — heißer B b.

Für Wehmuth rollt ein Bach die Wang' herab,
 Das Beyspiel siegt und du o Feuer der Jugend.
 Ihr trocknet bald die edeln Thränen ein.
 Ein wahrer Mensch muß fern von Menschen seyn."

- 5 Aber hat ihn sein Dichtungstrieb aus dem einengenden Kreis der Verhältnisse heraus in die geistreiche Einsamkeit der Natur geführt, so verfolgt ihn auch noch bis hieher das ängstliche Bild des Zeitalters und leider auch seine Fesseln. Was er fliehet, ist in ihm, was er suchet, ist ewig außer ihm; nie kann er den üblen Einfluß seines
 10 Jahrhunderts verwinden. Ist sein Herz gleich feurig, seine Phantasie gleich energisch genug, die todten Gebilde des Verstandes durch die Darstellung zu beseelen, so entseelt der kalte Gedanke eben so oft wieder die lebendige Schöpfung der Dichtungskraft, und die Reflexion stört das geheime Werk der Empfindung. Bunt zwar und prangend
 15 wie der Frühling, den er besang, ist seine Dichtung, seine Phantasie ist rege und thätig, doch möchte man sie eher veränderlich als reich, eher spielend als 'schaffend, eher unruhig fortschreitend als sammelnd 30 - und bildend nennen. Schnell und üppig wechseln Züge auf Züge, aber ohne sich zum Individuum zu concentriren, ohne sich zum Leben
 20 zu füllen und zur Gestalt zu runden. Solange er bloß lyrisch dichtet und bloß bey landschaftlichen Gemälden verweilt, läßt uns theils die größere Freyheit der lyrischen Form, theils die willkürlichere Beschaffenheit seines Stoffs diesen Mangel übersehen, indem wir hier überhaupt mehr die Gefühle des Dichters als den Gegenstand selbst
 25 dargestellt verlangen. Aber der Fehler wird nur allzu merklich, wenn er sich, wie in seinem Cissides und Paches, und in seinem Seneca, herausnimmt, Menschen und menschliche Handlung darzustellen; weil hier die Einbildungskraft sich zwischen festen und nothwendigen Grenzen eingeschlossen sieht, und der poetische Effect nur aus dem Gegen-
 30 stand hervorgehen kann. Hier wird er dürftig, langweilig, mager und bis zum Unerträglichen frostig: ein warnendes Beyspiel für alle, die ohne innern Beruf aus dem Felde musikalischer Poesie in das

1: Für] Vor Kleist R. — 3: edlen Kleist B. — 5: (Absatz in R B M.) —
 8: leider auch B. — 9: außer B b. — 19: concentriren, B b. — 20: So lange
 B b. — 27: Handlungen B b R B M.

Gebiet der bildenden sich versteigen. Einem verwandten Genie, dem Thomson, ist die nehmliche Menschlichkeit begegnet.

In der sentimentalischen Gattung und besonders in dem elegischen Theil derselben möchten wenige aus den neuern und noch kleinere
 5 aus den ältern Dichtern mit unserm Klopstock zu vergleichen seyn. Was nur immer, außerhalb den Grenzen lebendiger Form und außer dem Gebiete der Individualität, im Felde der Idealität zu erreichen ist, ist von diesem musikalischen Dichter geleistet. * Zwar würde man ihm großes Unrecht thun, wenn man ihm jene individuelle Wahrheit 31 und Lebendigkeit, womit der naive Dichter seinen Gegenstand schildert, überhaupt absprechen wollte. Viele seiner Oden, mehrere einzelne Züge in seinen Dramen und in seinem Messias stellen den Gegenstand mit treffender Wahrheit und in schöner Umgrenzung dar; da besonders, wo der Gegenstand sein eigenes Herz ist, hat er nicht selten eine
 15 große Natur, eine reizende Naivetät bewiesen. Nur liegt hierinn seine Stärke nicht, nur möchte sich diese Eigenschaft nicht durch das Ganze seines dichterischen Kreises durchführen lassen. So eine herrliche Schöpfung die Messiade in musikalisch poetischer Rücksicht, nach der oben gegebenen Bestimmung, ist, so vieles läßt sie in plastisch
 20 poetischer noch zu wünschen übrig, wo man bestimmte und für die Anschauung bestimmte Formen erwartet. Bestimmt genug möchten vielleicht noch die Figuren in diesem Gedichte seyn, aber nicht 32 für die Anschauung; nur die Abstraktion hat sie erschaffen, nur die Abstraktion kann sie unterscheiden. Sie sind gute Exempel zu Be-

25 * Ich sage musikalischen, um hier an die doppelte Verwandtschaft der Poesie mit der Tonkunst und mit der bildenden Kunst zu erinnern. Je nachdem nehmlich die Poesie entweder einen bestimmten Gegenstand nachahmt, wie die bildenden Künste thun, oder je nachdem sie, wie die Tonkunst, bloß einen bestimmten Zustand des Gemüths hervorbringt, ohne dazu eines bestimmten Gegen-
 30 standes nöthig zu haben, kann sie bildend (plastisch) oder musikalisch genannt werden. Der letztere Ausdruck bezieht sich also nicht bloß auf dasjenige, was in der Poesie, wirklich und der Materie nach, Musik ist, sondern überhaupt auf alle diejenigen Effekte derselben, die sie hervorzubringen vermag, ohne die Einbildungskraft durch ein bestimmtes Objekt zu beschränken; und in diesem Sinne nenne ich
 35 Klopstock vorzugsweise einen musikalischen Dichter.

14: eignes B. — 15: reizende B b. — hierin B. — 18: Rücksicht, B. — 31: bloß B. — 34: beschränken;] beherrschen; B b R W M.

griffen, aber keine Individuen, keine lebende Gestalten. Der Einbildungskraft, an die doch der Dichter sich wenden, und die er durch die durchgängige Bestimmtheit seiner Formen beherrschen soll, ist es viel zu sehr freigestellt, auf was Art sie sich diese Menschen und Engel, 5 diese Götter und Satane, diesen Himmel und diese Hölle verfinnlichen will. Es ist ein Umriss gegeben, innerhalb dessen der Verstand sie nothwendig denken muß, aber keine feste Grenze ist gesetzt, innerhalb deren die Phantasie sie nothwendig darstellen müßte. Was ich hier von den Charakteren sage, gilt von allem, was in diesem 10 Gedichte Leben und Handlung ist oder seyn soll; und nicht bloß in dieser Epöee, auch in den dramatischen Poesien unsers Dichters. Für den Verstand ist alles trefflich bestimmt und begrenzet (ich will hier nur an seinen Judas, seinen Pilatus, seinen Philo, seinen Salomo, im Trauerspiel dieses Rahmens, erinnern), aber es 15 ist viel zu formlos für die Einbildungskraft, und hier, ich gestehe es frey heraus, finde ich diesen Dichter ganz und gar nicht in seiner Sphäre.

Seine Sphäre ist immer das Ideenreich, und ins Unendliche weiß er alles, was er bearbeitet, hinüber zu führen. Man möchte 20 sagen, er ziehe allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen, so wie andre Dichter alles geistige mit einem Körper bekleiden. Beynahe jeder Genuß, den seine Dichtungen gewähren, muß durch eine Uebung der Denkkraft errungen werden; alle 33 Gefühle, die er, und zwar so innig und 'so mächtig in uns zu erregen weiß, strömen aus überfinnlichen Quellen hervor. Daher dieser 25 Ernst, diese Kraft, dieser Schwung, diese Tiefe, die alles charakterisieren, was von ihm kommt; daher auch diese immerwährende Spannung des Gemüths, in der wir bey Lesung desselben erhalten werden. Kein Dichter (Young etwa ausgenommen, der darinn mehr fodert 30 als Er, aber ohne es, wie er thut, zu vergüten) dürfte sich weniger zum Liebling und zum Begleiter durchs Leben schicken, als gerade Klopstock, der uns immer nur aus dem Leben herausführt, immer nur den Geist unter die Waffen ruft, ohne den Sinn mit der ruhi-

1: lebenden B b B M. — 11: Epöee, B M. (Vgl. S. 35, 10 und 353, 15.)
 — 14: Rahmens erinnern) aber A, Rahmens erinnern), aber B b. — 19: hinüber-
 zuführen. B b. — 21: andere B. — 26—27: charakterisieren, B b. — 29: Young B b.

gen Gegenwart eines Object's zu erquiden. Reusch, überirrdisch, unkörperlich, heilig wie seine Religion ist seine dichterische Muse, und man muß mit Bewunderung gestehen, daß er, wiewohl zuweilen in diesen Höhen verirret, doch niemals davon herabgesunken ist. Ich
 5 bekenne daher unverhohlen, daß mir für den Kopf desjenigen etwas bange ist, der wirklich und ohne Affektation diesen Dichter zu seinem Lieblingsbuche machen kann; zu einem Buche nehmlich, bey dem man zu jeder Lage sich stimmen, zu dem man aus jeder Lage zurückkehren kann; auch, dünkte ich, hätte man in Deutschland Früchte genug von
 10 seiner gefährlichen Herrschaft gesehen. Nur in gewissen exaltirten Stimmungen des Gemüths kann er gesucht und empfunden werden; deswegen ist er auch der Abgott der Jugend, obgleich bey weitem nicht ihre glücklichste Wahl. Die Jugend, die immer über das Leben hinausstrebt, die alle Form fliehet, und jede Grenze zu enge findet, ergiebt sich mit Liebe
 15 und Lust in den endlosen Räumen, die ihr von diesem Dichter aufgethan werden. Wenn dann der Jüngling Mann wird, und aus dem Reiche der Ideen in die Grenzen der Erfahrung zurückkehrt, so verliert sich vieles, sehr vieles von jener enthusiastischen Liebe, aber nichts von der Achtung, die man einer so einzigen Erscheinung, einem so
 20 außerordentlichen Genius, einem so sehr veredelten Gefühl, die der Deutsche besonders einem so hohen Verdienste schuldig ist.

Ich nannte diesen Dichter vorzugsweise in der elegischen Gattung groß, und kaum wird es nöthig seyn, dieses Urtheil noch besonders zu rechtfertigen. Fähig zu jeder Energie und Meister auf dem ganzen
 25 Felde sentimentalischer Dichtung kann er uns bald durch das höchste Pathos erschüttern, bald in himmlisch süße Empfindungen wiegen; aber zu einer hohen geistreichen Wehmuth neigt sich doch überwiegend sein Herz, und wie erhaben auch seine Harfe, seine Lyra tönt, so werden die schmelzenden Töne seiner Laute doch immer wahrer und
 30 tiefer und beweglicher klingen. Ich berufe mich auf jedes rein gestimmte Gefühl, ob es nicht alles Kühne und Starke, alle Fictionen, alle prachtvollen Beschreibungen, alle Muster oratorischer Beredsamkeit im Messias, alle schimmernden Gleichnisse, worinn unser Dichter

1: überirrdisch, B. R. — 10: exaltirten B. b. — 26: süße B. b. — 28: Harfe, B. — 31: Fiktionen, B. — 32: prachtvolle R. — 33: schimmernde R. — worin B.

so vorzüglich glücklich ist, für die zarten Empfindungen hingeben würde, welche in der Elegie an Ebert, in dem herrlichen Gedicht Bardale, den frühen Gräbern, der Sommernacht, dem Zürcher See und mehreren andern aus dieser Gattung athmen. So ist mir die
 5 Messiaade als ein Schatz elegischer Gefühle und idealischer Schilderungen theuer, wie wenig sie mich auch als Darstellung einer Handlung und als ein episches Werk befriedigt.

Vielleicht sollte ich, ehe ich dieses Gebiet verlasse, ' auch noch an 35 die Verdienste eines Uz, Denis, Gekner (in seinem Tod Abels), 10 Jacobi, von Gerstenberg, eines Hölty, von Göttingk, und mehrerer andern in dieser Gattung erinnern, welche alle uns durch Ideen rühren, und, in der oben festgesetzten Bedeutung des Worts, sentimentalisch gedichtet haben. Aber mein Zweck ist nicht, eine Geschichte der deutschen Dichtkunst zu schreiben, sondern das oben
 15 gesagte durch einige Beispiele aus unsrer Litteratur klar zu machen. Die Verschiedenheit des Weges wollte ich zeigen, auf welchem alte und moderne, naive und sentimentalische Dichter zu dem nehmlichen Ziele gehen — daß, wenn uns jene durch Natur, Individualität und lebendige Sinnlichkeit rühren, diese durch Ideen und hohe Gei-
 20 stigheit eine eben so große, wenn gleich keine so ausgebreitete, Macht über unser Gemüth beweisen.

An den bisherigen Beispielen hat man gesehen, wie der sentimentalische Dichtergeist einen natürlichen Stoff behandelt; man könnte aber auch interessiert seyn zu wissen, wie der naive Dichtergeist mit
 25 einem sentimentalischen Stoff verfährt. Völlig neu und von einer ganz eigenen Schwierigkeit scheint diese Aufgabe zu seyn, da in der alten und naiven Welt ein solcher Stoff sich nicht vorfand, in der neuen aber der Dichter dazu fehlen möchte. Dennoch hat sich das Genie auch diese Aufgabe gemacht, und auf eine bewundernswürdig
 30 glückliche Weise aufgelöst. Ein Charakter, der mit glühender Empfindung ein Ideal umfaßt, und die Wirklichkeit fliehet, um nach

4: mehreren andern B R] mehreren andern B M, mehrere andere A b. — 8: Gebiet A B M] Gedicht B b R. — 9-10: Abels) Jacobi, A. — 10: von B b (R hat beidemale von weggelassen). — 15: unserer B. — 19-20: Geistigkeit B b. — 22: Beispielen B. — 24: interessiert B b. — 26: seyn. A. — 28: darzu B. — 30: aufgelöst. B. — 31: fliehet, B b.

einem wesenlosen Unendlichen zu ringen, der was er in sich selbst unaufhörlich zerstört, unaufhörlich ausser sich suchet, dem nur seine Träume das Reelle, seine Erfahrun'gen ewig nur Schranken sind, der endlich in 36 seinem eigenen Daseyn nur eine Schranke sieht, und auch diese, wie
 5 billig ist, noch einreißt, um zu der wahren Realität durchzudringen — dieses gefährliche Extrem des sentimentalischen Charakters ist der Stoff eines Dichters geworden, in welchem die Natur getreuer und reiner als in irgend einem andern wirkt, und der sich unter modernen Dichtern vielleicht am wenigsten von der sinnlichen Wahrheit der Dinge entfernt.
 10 Es ist interessant zu sehen, mit welchem glücklichen Instinkt alles was dem sentimentalischen Charakter Nahrung giebt, im Werther zusammengedrängt ist; schwärmerische unglückliche Liebe, Empfindsamkeit für Natur, Religionsgefühle, philosophischer Contemplationsgeist, endlich, um nichts zu vergessen, die düstre, gestaltlose, schwermüthige
 15 Ossianische Welt. Rechnet man dazu, wie wenig empfehend, ja wie feindlich die Wirklichkeit dagegen gestellt ist, und wie von aussen her alles sich vereinigt, den Gequälten in seine Idealwelt zurückzudrängen, so sieht man keine Möglichkeit, wie ein solcher Charakter aus einem solchen Kreise sich hätte retten können. In dem Tasso des
 20 nehmlichen Dichters kehrt der nehmliche Gegensatz, wiewohl in ganz verschiedenen Charakteren, zurück; selbst in seinem neuesten Roman stellt sich, so wie in jenem ersten, der poetisierende Geist dem nüchternen Gemeinsinn, das Ideale dem Wirklichen, die subjektive Vorstellungsweise der objektiven — — aber mit welcher Verschieden-
 25 heit! entgegen: sogar im Faust treffen wir den nehmlichen Gegensatz, freylich wie auch der Stoff dieß erforderte, auf beyden Seiten sehr vergrößert und materialisirt wieder an; es verlohnte wohl der Mühe, eine ' psychologische Entwicklung dieses auf vier so verschiedene 37 Arten specifierten Charakters zu versuchen.

1: der, was B b. — 2: außer B. — 3: wirkt; B. — 10: alles, B b. — 14: gestaltlose, B. — 21: ganz] fehlt B b R W M. — verschiedenen B b. — Charakteren, zurück; selbst B R W M.] Charakteren; selbst A, Charakteren zurück; selbst b. (Die Lesart in A scheint nur ein Schreib- oder Druckfehler, doch vgl. das Grimmsche Wb. V, 414.) — 21—22: Roman] (Wilh. Meisters Lehrjahre). — 22: poetisierende B b. — 23: subjective B b. — 24: objektiven B b. — 25: Wir B. — 26: beiden B b. — 27: materialisirt B b. — 28: Entwicklung B b. — auf vier A] in vier B b R W M. — 29: specifierten B b.

Es ist oben bemerkt worden, daß die bloß leichte und joviale Gemüthsart, wenn ihr nicht eine innere Ideenfülle zum Grund liegt, noch gar keinen Verus zur scherzhaften Satyre abgebe, so freygebig sie auch im gewöhnlichen Urtheil dafür genommen wird; eben so wenig Verus giebt die bloß zärtliche Weichmüthigkeit und Schwermuth zur elegischen Dichtung. Beyden fehlt zu dem wahren Dichtertalente das energische Princip, welches den Stoff beleben muß, um das wahrhaft schöne zu erzeugen. Produkte dieser zärtlichen Gattung können uns daher bloß schmelzen und ohne das Herz zu erquickten und den Geist zu beschäftigen, bloß der Sinnlichkeit schmeicheln. Ein fortgesetzter Gang zu dieser Empfindungsweise muß zuletzt nothwendig den Charakter entnerven und in einen Zustand der Passivität versetzen, aus welchem gar keine Realität, weder für das äußere noch innere Leben, hervorgehen kann. Man hat daher sehr Recht gethan, 15 jenes Uebel der Empfindeleh* und weinerliche Wesen, welches durch Mißdeutung und Nachäffung einiger vortreflichen Werke, vor etwa achtzehn Jahren, in Deutschland überhand zu nehmen anfieng, mit unerbittlichem Spott zu verfolgen; obgleich die Nachgiebigkeit, die man gegen das nicht viel bessere Gegenstück jener elegischen Karrikatur, 20 gegen das' spasshafte Wesen, gegen die herzlose Satyre, und die geist- 38 lose Laune** zu beweisen geneigt ist, deutlich genug an den Tag legt,

* „Der Gang, wie Herr Adelung sie definiert, zu rührenden sanften Empfindungen, ohne vernünftige Absicht und über das gehörige Maaß“ — Herr Adelung ist sehr glücklich, daß er nur aus Absicht und gar nur aus vernünftiger Absicht empfindet. 25

** Man soll zwar gewissen Lesern ihr dürftiges Vergnügen nicht verklummern, und was geht es zuletzt die Critik an, wenn es Leute giebt, die sich an dem schmutzigen Wit des Herrn Blumauer erbauen und erlustigen können. Aber die Kunst-richter wenigstens sollten sich enthalten, mit einer gewissen Achtung von Produkten 30 zu sprechen, deren Existenz dem guten Geschmack billig ein Geheimniß bleiben sollte. Zwar ist weder wahres Talent noch Laune darinn zu verkennen, aber desto mehr ist zu beklagen, daß beydes nichts mehr gereinigt ist. Ich sage nichts von unsern deutschen Comödien; die Dichter mahlen die Zeit, in der sie leben.

3: freygebig B b. — 5: und] mit B. — 8: Schöne B. — zärtlichen] natürlichen B. — 12: entnerven, B b. — Passivität B b. — 13: äußere B b. — 14: innere B b. — recht B b. — 16: Mißdeutung b. — vortreflichen B b. — 19: bessere B b. — 20: spasshafte B b. — 20—21: geistlose] gefaltlose R. — 22: definiert B, definiert, b. — 23: Maaß“ — B. — 26: gewissen b. — 28: belustigen B b R B. — 31: wahres] fehlt B b R B M. — 33: Comödien B b. — [Hier stand

daß nicht aus ganz reinen Gründen dagegen geeifert worden ist. Auf der Wage des ächten Geschmacks kann das eine so wenig als das andere etwas gelten, weil beyden der ästhetische Gehalt fehlt, der nur in der innigen Verbindung des Geistes mit dem Stoff und in
 5 der vereinigten Beziehung eines Produktes auf das Gefühlsvermögen und auf das Ideenvermögen enthalten ist.

Ueber Siegmart und seine Klostergeschichte hat man gespottet, und die Reisen nach dem mittäglichen Frankreich werden bewundert; dennoch haben beyde Produkte gleich großen Anspruch auf
 10 einen gewissen Grad von Schätzung, und gleich geringen auf ein unbedingtes Lob. Wahre, obgleich überspannte Empfindung macht den 'ersten Roman, ein leichter Humor und ein aufgeweckter feiner Ver- 39 stand macht den zweyten schätzbar; aber so wie es dem einen durchaus an der gehörigen Nüchternheit des Verstandes fehlt, so fehlt es dem
 15 andern an ästhetischer Würde. Der erste wird der Erfahrung gegenüber ein wenig lächerlich, der andere wird dem Ideale gegenüber bey- nahe verächtlich. Da nun das wahrhafte Schöne einerseits mit der Natur und andererseits mit dem Ideale übereinstimmend seyn muß, so kann der eine so wenig als der andre auf den Namen eines
 20 schönen Werks Anspruch machen. Indessen ist es natürlich und billig, und ich weiß es aus eigner Erfahrung, daß der Thümmel'sche Roman mit großem Vergnügen gelesen wird. Da er nur solche Forderungen beleidigt, die aus dem Ideal entspringen, die folglich von dem größten Theil der Leser gar nicht, und von den bessern gerade nicht in solchen
 25 Momenten, wo man Romanen liebt, aufgeworfen werden, die übrigen Forderungen des Geistes und — des Körpers hingegen in nicht gemeinem Grade erfüllt, so muß er und wird mit Recht ein Lieblingsbuch unserer und aller der Zeiten bleiben, wo man ästhetische Werke

ursprünglich noch eine Bemerkung über Asmus (Claudius), die Schiller, bei Uebersendung des letzten halben (Druck)Bogens, „auf eine Vorbitte mehrerer seiner Freunde, und weil es ihm auch selbst eingefallen, daß Claudius doch zu gut sei, um neben Blumauer zu figuriren,“ in einem Briefe an Cotta, 27. Nov. 1795, wegzustreichen bat. — Herders Name wurde auf dessen Wunsch gestrichen, „weil er sich nicht zu den Dichtern zähle.“ K. G.] — 3: andre B b. — beiden B b. — 5: Gefühlsvermögen WM. — 17: wahrhaft B b & WM. — 18: anderseits B &. — 19: andere B b. — 21: eigener B b. — Thümmel'sche K. — 24: von dem K WM. — bessern B b. — 25: Romane B b & WM. — liebt, B b.

bloß schreibt, um zu gefallen, und bloß liebt, um sich ein Vergnügen zu machen.

Aber hat die poetische Litteratur nicht sogar klassische Werke aufzuweisen, welche die hohe Reinheit des Ideals auf ähnliche Weise zu beileidigen, und sich durch die Materialität ihres Inhalts von jener Geistigkeit, die hier von jedem ästhetischen Kunstwerk verlangt wird, sehr weit zu entfernen scheinen? Was selbst der Dichter, der keusche Jünger der Muse, sich erlauben darf, sollte das dem Romanschreiber, der nur sein Halbbruder ist und die 'Erde noch so sehr berührt, nicht 40 gestattet seyn? Ich darf dieser Frage hier um so weniger ausweichen, da sowohl im elegischen als im satyrischen Fache Meisterstücke vorhanden sind, welche eine ganz andre Natur, als diejenige ist, von der dieser Aufsatz spricht, zu suchen, zu empfehlen, und dieselbe nicht sowohl gegen die schlechten als gegen die guten Sitten zu vertheidigen 15 das Ansehen haben. Entweder müßten also jene Dichterwerke zu verwerfen oder der hier aufgestellte Begriff elegischer Dichtung viel zu willkürlich angenommen seyn.

Was der Dichter sich erlauben darf, hieß es, sollte dem prosaischen Erzähler nicht nachgesehen werden dürfen? Die Antwort ist 20 in der Frage schon enthalten: was dem Dichter verstattet ist, kann für den, der es nicht ist, nichts beweisen. In dem Begriffe des Dichters selbst und nur in diesem liegt der Grund jener Freyheit, die eine bloß verächtliche Lizenz ist, sobald sie nicht aus dem Höchsten und Edelsten, was ihn ausmacht, kann abgeleitet werden.

Die Gesetze des Anstandes sind der unschuldigen Natur fremd; 25 nur die Erfahrung der Verderbniß hat ihnen den Ursprung gegeben. Sobald aber jene Erfahrung einmal gemacht worden, und aus den Sitten die natürliche Unschuld verschwunden ist, so sind es heilige Gesetze, die ein sittliches Gefühl nicht verletzen darf. Sie gelten in 30 einer künstlichen Welt mit demselben Rechte, als die Gesetze der Natur in der Unschuldswelt regieren. Aber eben das macht ja den Dichter aus, daß er alles in sich aufhebt, was an eine künstliche Welt erinnert, daß er die Natur in ihrer ursprünglichen Einfalt wieder in

1: liebt, B b. — 6: Jedem B. — 8: Muse sich B. — 9: ist, B b. — 12: andere B b. — 22: liegt B b. (Vgl. S. 7, 4 und 492, 33.) — 27: einmahl B b. — 30: Rechte als B b.

sich herzustellen weiß.' Hat er aber dieses gethan, so ist er auch eben 41
dadurch von allen Gesetzen losgesprochen, durch die ein verführtes
Herz sich gegen sich selbst sicher stellt. Er ist rein, er ist unschuldig,
und was der unschuldigen Natur erlaubt ist, ist es auch ihm; bist
5 du, der du ihn liehest oder hörst, nicht mehr schuldlos, und kannst
du es nicht einmal momentweise durch seine reinigende Gegenwart
werden, so ist es dein Unglück und nicht das seine; du verlässest
ihn, er hat für dich nicht gesungen.

Es läßt sich also, in Absicht auf Freyheiten dieser Art, folgendes
10 festsetzen.

Für erste: nur die Natur kann sie rechtfertigen. Sie dürfen
mithin nicht das Werk der Wahl und einer absichtlichen Nachahmung
seyn, denn dem Willen, der immer nach moralischen Gesetzen gerichtet
wird, können wir eine Begünstigung der Sinnlichkeit niemals ver-
15 geben. Sie müssen also Naivetät seyn. Um uns aber überzeugen
zu können, daß sie dieses wirklich sind, müssen wir sie von allem
übrigen, was gleichfalls in der Natur gegründet ist, unterstützt und
begleitet sehen, weil die Natur nur an der strengen Consequenz, Ein-
heit und Gleichförmigkeit ihrer Wirkungen zu erkennen ist. Nur einem
20 Herzen, welches alle Künsteley überhaupt, und mithin auch da, wo
sie nützt, verabscheut, erlauben wir, sich da, wo sie drückt und ein-
schränkt, davon loszusprechen; nur einem Herzen, welches sich allen
Fesseln der Natur unterwirft, erlauben wir, von den Freyheiten der-
selben Gebrauch zu machen. Alle übrigen Empfindungen eines solchen
25 Menschen müssen folglich das Gepräge der Natürlichkeit an sich tragen;
er muß wahr, einfach, frey, offen, gefühlvoll, gerade' seyn; alle 42
Verstellung, alle List, alle Willkühr, alle kleinliche Selbstsucht muß
aus seinem Charakter, alle Spuren davon aus seinem Werke ver-
bannt seyn.

30 Fürs zweyte: nur die schöne Natur kann dergleichen Freyheiten
rechtfertigen. Sie dürfen mithin kein einseitiger Ausbruch der Be-
gierde seyn, denn alles, was aus bloßer Bedürftigkeit entspringt, ist
verächtlich. Aus dem Ganzen und aus der Fülle menschlicher Natur
müssen auch diese sinnlichen Energien hervorgehen. Sie müssen

3-4: unschuldig und A. — 6: einmahl B b. — 7: Unglück, B b. — 9: Art
folgendes A. — 24: übrige R.

Humanität seyn. Um aber beurtheilen zu können, daß das Ganze menschlicher Natur, und nicht bloß ein einseitiges und gemeines Bedürfniß der Sinnlichkeit sie fodert, müssen wir das Ganze, von dem sie einen einzelnen Zug ausmachen, dargestellt sehen. An sich selbst
 5 ist die sinnliche Empfindungsweise etwas unschuldiges und gleichgültiges. Sie mißfällt uns nur darum an einem Menschen, weil sie thierisch ist, und von einem Mangel wahrer vollkommener Menschheit in ihm zeuget: sie beleidigt uns nur darum an einem Dichterwerk, weil ein solches Werk Anspruch macht, uns zu gefallen, mithin auch
 10 uns eines solchen Mangels fähig hält. Sehen wir aber in dem Menschen, der sich dabey überraschen läßt, die Menschheit in ihrem ganzen übrigen Umfange wirken; finden wir in dem Werke, worinn man sich Freyheiten dieser Art genommen, alle Realitäten der Menschheit ausgedrückt, so ist jener Grund unsers Mißfallens weggeräumt,
 15 und wir können uns mit unvergällter Freude an dem naiven Ausdruck wahrer und schöner Natur ergötzen. Derselbe Dichter also, der sich erlauben darf, uns zu Theilnehmern so niedrig menschlicher Gefühle zu machen, muß uns auf der andern Seite wieder zu allem, was groß und schön und erhaben menschlich ist, empor zu tragen
 20 wissen.

Und so hätten wir denn den Maasstab gefunden, dem wir jeden Dichter, der sich etwas gegen den Anstand herausnimmt, und seine Freyheit in Darstellung der Natur bis zu dieser Grenze treibt, mit Sicherheit unterwerfen können. Sein Produkt ist gemein, niedrig,
 25 ohne alle Ausnahme verwerflich, sobald es kalt und sobald es leer ist, weil dieses einen Ursprung aus Absicht und aus einem gemeinen Bedürfniß und einen heillosen Anschlag auf unsre Begierden beweist. Es ist hingegen schön, edel, und ohne Rücksicht auf alle Einwendungen einer frostigen Decenz Beyfallswürdig, sobald es naiv ist, und Geist
 30 mit Herz verbindet.*

* Mit Herz; denn die bloß sinnliche Glut des Gemäthdes und die stüppige Fülle der Einbildungskraft machen es noch lange nicht aus. Daher bleibt Ardinghello bey aller sinnlichen Energie und allem Feuer des Kolorits immer nur eine

8: zeuget; B. — 12: worin B. — 23: bis B b. — treibt mit A. — 27: beweist. B b. — 29: beyfallswürdig, B b.

Wenn man mir sagt, daß unter dem hier gegebenen Maasstab die meisten französischen Erzählungen in dieser Gattung, und die glücklichsten Nachahmungen derselben in Deutschland nicht zum besten bestehen möchten — daß dieses zum Theil auch der Fall mit manchen
 5 Produkten unsers anmuthigsten und geistreichsten Dichters seyn dürft'e, 44
 seine Meisterstücke sogar nicht ausgenommen, so habe ich nichts darauf zu antworten. Der Ausspruch selbst ist nichts weniger als neu, und ich gebe hier nur die Gründe von einem Urtheil an, welches längst schon von jedem feineren Gefühle über diese Gegenstände gefällt worden ist. Eben diese Principien aber, welche in Rücksicht auf jene
 10 Schriften vielleicht allzu rigoristisch scheinen, möchten in Rücksicht auf einige andere Werke vielleicht zu liberal befunden werden; denn ich läuge nicht, daß die nehmlichen Gründe, aus welchen ich die verführerischen Gemälde des römischen und deutschen Ovid, so
 15 wie eines Crebillon, Voltaire, Marmontels (der sich einen moralischen Erzähler nennt), Laclos und vieler andern, einer Entschuldigung durchaus für unfähig halte, mich mit den Elegien des römischen und deutschen Properz, ja selbst mit manchem verschrienen Produkt des Diderot versöhnen; denn jene sind nur witzig,
 20 nur prosaisch, nur lüstern, diese sind poetisch, menschlich und naiv.*

sinnliche Karrikatur, ohne Wahrheit und ohne ästhetische Würde. Doch wird diese seltsame Produktion immer als ein Beyspiel des beynahe poetischen Schwungs, den die bloße Begier zu nehmen fähig war, merkwürdig bleiben.

* Wenn ich den unsterblichen Verfasser des Agathon, Oberon &c. in dieser Gesellschaft nenne, so muß ich ausdrücklich erklären, daß ich ihn keineswegs mit derselben verwechselt haben will. Seine Schilderungen, auch die bedenklichsten von dieser Seite, haben keine materielle Tendenz (wie sich ein neuerer etwas unbefonnener Critiker vor kurzem zu sagen erlaubte) der Verfasser von Liebe um Liebe und von so vielen andern naiven und genialischen Werken, in welchen allen sich eine
 25 schöne und edle Seele mit unverkennbaren Zügen abbildet, kann eine solche Tendenz gar nicht haben. Aber er scheint mir von dem ganz eigenen Unglück verfolgt zu seyn, daß dergleichen Schilderungen durch den Plan seiner Dichtungen noth- 45
 wendig gemacht werden. Der kalte Verstand, der den Plan entwarf, foderte sie ihm ab, und sein Gefühl scheint mir so weit entfernt, sie mit Vorliebe zu begünstigen, daß ich — in der Ausführung selbst immer noch den kalten Verstand zu

3: Besten B. — 14: und B. — 16: nennt) Laclos A. — Laclos] (Pierre-Ambroise-François Choderlos de Laclos, Verfasser des schon oben S. 411 erwähnten, berühmten Romans Les liaisons dangereuses. Amst. 1782. 4 voll. 8.) — 24: etc. B b.

Iddyll.

45

Es bleiben mir noch einige Worte über diese dritte Species sentimentalischer Dichtung zu sagen übrig, wenige Worte nur, denn eine ausführlichere Entwicklung derselben, deren sie vorzüglich bedarf, bleibt
5 einer andern Zeit vorbehalten.*

erkennen glaube. Und gerade diese Kälte in der Darstellung ist ihnen in der Beurtheilung schädlich, weil nur die naive Empfindung dergleichen Schilderungen ästhetisch sowohl als moralisch rechtfertigen kann. Ob es aber dem Dichter erlaubt ist, sich bey Entwerfung des Plans einer solchen Gefahr in der Ausführung aus-
10 zusehen, und ob überhaupt ein Plan poetisch heißen kann, der, ich will dieses einmal zugeben, nicht kann ausgeführt werden, ohne die keusche Empfindung des Dichters sowohl als seines Lesers zu empören, und ohne beyde bey Gegenständen verweilen zu machen, von denen ein veredeltes Gefühl sich so gern entfernt — dieß ist es, was ich bezweifle und worüber ich gern ein verständiges Urtheil hören
15 möchte.

* Nochmals muß ich erinnern, daß die Satyre, Elegie und Iddyll, so wie sie hier als die drey einzig möglichen Arten sentimentalischer Poesie aufgestellt werden, mit den drey besondern Gedichtarten, welche man unter diesem Nahmen kennt, nichts gemein haben, als die Empfindungsweise, welche sowohl jenen als
20 diesen eigen ist. Daß es aber, ausserhalb den Grenzen naiver Dichtung, nur diese dreyfache Empfindungsweise und Dichtungsweise geben könne, folglich das Feld sentimentalischer Poesie durch diese Eintheilung vollständig ausgemessen sey, läßt sich aus dem Begriff der letztern leichtlich deducieren.

Die sentimentalische Dichtung nehmlich unterscheidet sich dadurch von der naiven, daß sie den wirklichen Zustand, bey dem die letztere stehen bleibt, auf Ideen be-
25 zieht, und Ideen auf die Wirklichkeit anwendet. Sie hat es daher immer, wie auch schon oben bemerkt worden ist, mit zwey streitenden Objecten, mit dem Ideale nehmlich und mit der Erfahrung, zugleich zu thun, zwischen welchen sich weder mehr noch weniger als gerade die drey folgenden Verhältnisse denken lassen. Ent-
30 weder ist es der Widerspruch des wirklichen Zustandes oder es ist die Uebereinstimmung desselben mit dem Ideal, welche vorzugsweise das Gemüth beschäftigt; oder dieses ist zwischen beyden getheilt. In dem ersten Falle wird es durch die Kraft des innern Streits, durch die energische Bewegung, in dem andern wird es durch die Harmonie des innern Lebens, durch die energische Ruhe
35 befriedigt; in dem dritten wechselt Streit mit Harmonie, wechselt Ruhe mit Bewegung. Dieser dreyfache Empfindungsstand giebt drey verschiedenen Dichtungsarten die Entstehung, denen die gebrauchten Benennungen Satyre, Iddyll, Elegie vollkommen entsprechend sind, sobald man sich nur an die Stimmung erinnert, in welche die, unter diesem Nahmen vorkommenden Gedichtarten das Ge-
40 müth versetzen, und von den Mitteln abstrahiert, wodurch sie dieselbe bewirken.

Wer daher hier noch fragen könnte, zu welcher von den drey Gattungen ich

4: Entwicklung D. — 23: deduciren. B b. — 25: bleibt auf A b. — 31—32: beschäftigt; B. — 40: abstrahirt, B b.

'Die poetische Darstellung unschuldiger und glücklicher Menschheit 46
ist der allgemeine Begriff dieser Dichtungsart. 'Weil diese Unschuld 47
und dieses Glück mit den künstlichen Verhältnissen der größern Societät
und mit einem gewissen Grad von Ausbildung und Verfeinerung un-
5 verträglich schienen, so haben die Dichter den Schauplatz der Idylle
aus dem Gedränge des bürgerlichen Lebens heraus in den einfachen
Hirtenstand verlegt, und derselben ihre Stelle vor dem Anfange
der Kultur in dem kindlichen Alter der Menschheit angewiesen.
Man begreift aber wohl, daß diese Bestimmungen bloß zufällig sind,
10 daß sie nicht als der Zweck der Idylle, bloß als das natürlichste
Mittel zu demselben in Betrachtung kommen. Der Zweck selbst ist
überall nur der, den Menschen im Stand der Unschuld, d. h. in einem
Zustand der Harmonie und des Friedens mit sich selbst und von
außen darzustellen.

15 Aber ein solcher Zustand findet nicht bloß vor dem Anfange der
Kultur statt, sondern er ist es auch, den die Kultur, wenn sie überall
nur eine bestimmte Tendenz haben soll, als ihr letztes Ziel beab-

die Epöee, den Roman, das Trauerspiel u. a. m. zähle, der würde mich ganz
und gar nicht verstanden haben. Denn der Begriff dieser letztern, als einzelner
20 Gedichtarten, wird entweder gar nicht oder doch nicht allein durch die Empfin-
dungsweise bestimmt; vielmehr weiß man, daß solche in mehr als einer Empfin-
dungsweise, folglich auch in mehrern der von mir aufgestellten Dichtungsarten
können ausgeführt werden.

Schließlich bemerke ich hier noch, daß, wenn man die sentimentalische Poesie,
25 wie billig, für eine ächte Art (nicht bloß für eine Abart) und für eine Erweiterung
der wahren Dichtkunst zu halten geneigt ist, in der Bestimmung der poetischen
Arten so wie überhaupt in der ganzen poetischen Gesetzgebung, welche noch immer
einseitig auf die Observanz der alten und naiven Dichter gegründet wird, auch
auf sie ' einige Rücksicht muß genommen werden. Der sentimentalische Dichter geht 47
30 in zu wesentlichen Stücken von dem naiven ab, als daß ihm die Formen, welche
dieser eingeführt, überall ungezwungen anpassen könnten. Freilich ist es hier schwer,
die Ausnahmen, welche die Verschiedenheit der Art erfordert, von den Ausflüchten,
welche das Unvermögen sich erlaubt, immer richtig zu unterscheiden, aber soviel
lehrt doch die Erfahrung, daß unter den Händen sentimentalischer Dichter (auch
35 der vorzüglichsten) keine einzige Gedichtart ganz das geblieben ist, was sie bey den
Alten gewesen, und daß unter den alten Rahmen öfters sehr neue Gattungen sind
ausgeführt worden.

16: überall B h. — 18: Epöee, B M. (Vgl. zu S. 533, 3. 15.) —
19: einzelner B h. — 31: überall B h. — Freylich B h.

sichtet. Die Idee dieses Zustandes allein und der Glaube an die mögliche Realität derselben kann den Menschen mit allen den Uebeln versöhnen, denen er auf dem Wege der Kultur unterworfen ist, und wäre sie bloß Schimäre, so würden die Klagen derer, ' welche die 48
5 größere Societät und die Anbauung des Verstandes bloß als ein Uebel verschreyen und jenen verlassenen Stand der Natur für den wahren Zweck des Menschen ausgeben, vollkommen gegründet seyn. Dem Menschen der in der Kultur begriffen ist, liegt also unendlich viel daran, von der Ausführbarkeit jener Idee in der Sinnenwelt,
10 von der möglichen Realität jenes Zustandes eine sinnliche Befräftigung zu erhalten, und da die wirkliche Erfahrung, weit entfernt diesen Glauben zu nähren, ihn vielmehr beständig widerlegt, so kommt auch hier, wie in so vielen andern Fällen, das Dichtungsvermögen der Vernunft zu Hülfe, um jene Idee zur Anschauung zu bringen und
15 in einem einzelnen Fall zu verwirklichen.

Zwar ist auch jene Unschuld des Hirtenstandes eine poetische Vorstellung, und die Einbildungskraft mußte sich mithin auch dort schon schöpferisch beweisen; aber außerdem daß die Aufgabe dort ungleich einfacher und leichter zu lösen war, so fanden sich in der Er-
20 fahrung selbst schon die einzelnen Züge vor, die sie nur auszuwählen und in ein Ganzes zu verbinden brauchte. Unter einem glücklichen Himmel, in den einfachen Verhältnissen des ersten Standes, bey einem beschränkten Wissen wird die Natur leicht befriedigt, und der Mensch verwildert nicht eher, als bis das Bedürfniß ihn ängstigt. Alle
25 Völker, die eine Geschichte haben, haben ein Paradies, einen Stand der Unschuld, ein goldnes Alter; ja jeder einzelne Mensch hat sein Paradies, sein goldnes Alter, dessen er sich, je nachdem er mehr oder weniger poetisches in seiner Natur hat, mit mehr oder weniger Begeisterung erinnert. Die Erfahrung selbst bietet also Züge genug
30 zu dem Gemählde dar, welches die Hirtenidylle behandelt. Deswegen bleibt ' aber diese immer eine schöne, eine erhebende Fiction, und die 49 Dichtungskraft hat in Darstellung derselben wirklich für das Ideal gearbeitet. Denn für den Menschen, der von der Einfalt der Natur einmal abgewichen und der gefährlichen Führung seiner Vernunft

8: Menschen, B b. — 13: Füllen das A. — 24: bis B b.

überliefert worden ist, ist es von unendlicher Wichtigkeit, die Gesez-
 gebung der Natur in einem reinen Exemplar wieder anzuschauen, und
 sich von den Verderbnissen der Kunst in diesem treuen Spiegel wieder
 reinigen zu können. Aber ein Umstand findet sich dabey, der den
 5 ästhetischen Werth solcher Dichtungen um sehr viel vermindert. Vor
 den Anfang der Kultur gepflanzt schließen sie mit den Nach-
 theilen zugleich alle Vortheile derselben aus, und befinden sich ihrem
 Wesen nach in einem nothwendigen Streit mit derselben. Sie führen
 uns also theoretisch rückwärts, indem sie uns praktisch vorwärts
 10 führen und veredeln. Sie stellen unglücklicherweise das Ziel hinter
 uns, dem sie uns doch entgegen führen sollten, und können uns
 daher bloß das traurige Gefühl eines Verlustes, nicht das fröhliche
 der Hoffnung einflößen. Weil sie nur durch Aufhebung aller Kunst
 und nur durch Vereinfachung der menschlichen Natur ihren Zweck
 15 ausführen, so haben sie, bey dem höchsten Gehalt für das Herz,
 allzuwenig für den Geist, und ihr einförmiger Kreis ist zu schnell
 geendigt. Wir können sie daher nur lieben und aufsuchen, wenn
 wir der Ruhe bedürftig sind, nicht wenn unsre Kräfte nach Bewegung
 und Thätigkeit streben. Sie können nur dem kranken Gemüthe Hei-
 20 lung, dem gesunden keine Nahrung geben; sie können nicht be-
 leben, nur besänftigen. Diesen in dem Wesen der Hirtenidylle ge-
 gründeten Mangel hat alle Kunst der Poeten nicht gut machen können.
 Zwar fehlt es auch dieser Dichtart nicht an 'enthusiastischen Lieb-
 25 habern, und es giebt Leser genug, die einen Amintas und einen
 Daphnis den größten Meisterstücken der epischen und dramatischen
 Muse vorziehen können; aber bey solchen Lesern ist es nicht sowohl
 der Geschmack als das individuelle Bedürfniß, was über Kunstwerke
 richtet, und ihr Urtheil kann folglich hier in keine Betrachtung kommen.
 Der Leser von Geist und Empfindung erkennt zwar den Werth solcher
 30 Dichtungen nicht, aber er fühlt sich seltner zu denselben gezogen und
 früher davon gesättigt. In dem rechten Moment des Bedürfnisses
 wirken sie dafür desto mächtiger; aber auf einen solchen Moment soll

5-6: Vor dem B b R W M. — 8: nach, A B b. — 13: Hoffnung B b. —
 15: sie bey B. — 21: Amynatas B M. (Es scheint der Aminta des Tasso gemeint
 zu sein, nicht das kurze Gedicht Amynt von Chr. W. von Kleist. Daphnis ist
 von Cal. Gessner. R. G.) — 30: seltener B b.

das wahre Schöne niemals zu warten brauchen, sondern ihn vielmehr erzeugen.

Was ich hier an der Schäferidylle table, gilt übrigens nur von der sentimentalischen; denn der naive kann es nie an Gehalt fehlen, 5 da er hier in der Form selbst schon enthalten ist. Jede Poesie nehmlich muß einen unendlichen Gehalt haben, dadurch allein ist sie Poesie; aber sie kann diese Forderung auf zwey verschiedene Arten erfüllen. Sie kann ein Unendliches seyn, der Form nach, wenn sie ihren Gegenstand mit allen seinen Grenzen darstellt, wenn sie 10 ihn individualisiert; sie kann ein Unendliches seyn der Materie nach, wenn sie von ihrem Gegenstand alle Grenzen entfernt, wenn sie ihn idealisiert; also entweder durch eine absolute Darstellung oder durch Darstellung eines Absoluten. Den ersten Weg geht der naive, den zweyten der sentimentalische Dichter. Jener kann also seinen 15 Gehalt nicht verfehlen, so bald er sich nur treu an die Natur hält, welche immer durchgängig begrenzt, d. h. der Form nach unendlich ist. Diesem hingegen steht die Natur mit ihrer durchgängigen Begrenzung im Wege, da er einen absoluten Gehalt in den Gegenstand 51 legen soll. Der sentimentalische Dichter versteht sich also nicht gut 20 auf seinen Vortheil, wenn er dem naiven Dichter seine Gegenstände abborgt, welche an sich selbst völlig gleichgültig sind, und nur durch die Behandlung poetisch werden. Er setzt sich dadurch ganz unnöthiger Weise einerley Grenzen mit jenem, ohne doch die Begrenzung vollkommen durchführen und in der absoluten Bestimmtheit der Darstel- 25 lung mit demselben wetteifern zu können; er sollte sich also vielmehr gerade in dem Gegenstand von dem naiven Dichter entfernen, weil er diesem, was derselbe in der Form vor ihm voraus hat, nur durch den Gegenstand wieder abgewinnen kann.

Um hievon die Anwendung auf die Schäferidylle der sentiment- 30 talischen Dichter zu machen, so erklärt es sich nun, warum diese Dichtungen bey allem Aufwand von Genie und Kunst weder für das Herz noch für den Geist völlig befriedigend sind. Sie haben ein Ideal ausgeführt und doch die enge dürftige Hirtenwelt beybehalten, da sie

10: individualisiert; B b. — 12: idealisiert; B b. (Zwei mir vorliegende Exemplare von A haben: „idealisiert;“, ein drittes: „idealisiert;“. — 22: setzt B. — 22–23: unnöthigerweise B b, unmöglicherweise K.

doch schlechterdings entweder für das Ideal eine andere Welt, oder
 für die Hirtenwelt eine andre Darstellung hätten wählen sollen. Sie
 sind gerade so weit ideal, daß die Darstellung dadurch an indivi-
 dueller Wahrheit verliert, und sind wieder gerade um so viel indi-
 5 viduel, daß der idealische Gehalt darunter leidet. Ein Gessner'scher
 Hirte z. B. kann uns nicht als Natur, nicht durch Wahrheit der
 Nachahmung entzücken, denn dazu ist er ein zu ideales Wesen; eben
 so wenig kann er uns als ein Ideal durch das unendliche des Ge-
 dankens befriedigen, denn dazu ist er ein viel zu dürftiges Geschöpf. 52
 10 Er wird also zwar bis auf einen gewissen Punkt allen Klassen
 von Lesern ohne Ausnahme gefallen, weil er das Naive mit dem
 Sentimentalen zu vereinigen strebt, und folglich den zwey entgegen-
 gesetzten Forderungen, die an ein Gedicht gemacht werden können, in
 einem gewissen Grade Genüge leistet; weil aber der Dichter, über
 15 der Bemühung, beydes zu vereinigen, keinem von beyden sein volles
 Recht erweist, weder ganz Natur noch ganz Ideal ist, so kann er
 eben deswegen vor einem strengen Geschmack nicht ganz bestehen, der
 in ästhetischen Dingen nichts halbes verzeihen kann. Es ist sonder-
 bar, daß diese Halbheit sich auch bis auf die Sprache des genannten
 20 Dichters erstreckt, die zwischen Poesie und Prosa unentschieden schwankt,
 als fürchtete der Dichter in gebundener Rede sich von der wirklichen
 Natur zu weit zu entfernen, und in ungebundener den poetischen
 Schwung zu verlieren. Eine höhere Befriedigung gewährt Miltons
 herrliche Darstellung des ersten Menschenpaares und des Standes der
 25 Unschuld im Paradiese; die schönste, mir bekannte Idylle in der sen-
 timentalischen Gattung. Hier ist die Natur edel, geistreich, zugleich
 voll Fläche und voll Tiefe, der höchste Gehalt der Menschheit ist in
 die anmuthigste Form eingekleidet.

Also auch hier in der Idylle, wie in allen andern poetischen
 30 Gattungen, muß man einmal für allemal zwischen der Individualität
 und der Idealität eine Wahl treffen, denn beyden Forderungen zu-
 gleich Genüge leisten wollen, ist, solange man nicht am Ziel der

2: andere B. — 4: verliert; B. — 5: Gessner'scher R. — 6: Hirt R. —
 8: Unendliche B. — 10: bis B b. — allen B b. — 11: Ausnahme B b. —
 16: erweist, B b. — 18: verzeihen B. — 19: bis B b. — 21: Rede, B b. —
 29: Idylle wie A B b. — 32: so lange B.

- Vollkommenheit stehet, der sicherste Weg, beyde zugleich zu verfehlen. Fühlt sich der Moderne griechischen Geistes genug, um bey aller Widerspenstigkeit seines Stoffs mit den Griechen auf ihrem eigenen Felde, nehmlich im Felde naiver Dichtung, zu ringen, so thue er es ganz, 53
 5 und thue es ausschließend, und setze sich über jede Forderung des sentimentalischen Zeitgeschmacks hinweg. Erreichen zwar dürfte er seine Muster schwerlich; zwischen dem Original und dem glücklichsten Nachahmer wird immer eine merckliche Distanz offen bleiben, aber er ist auf diesem Wege doch gewiß, ein ächt poetisches Werk zu erzeugen. *
- 10 Treibt ihn hingegen der sentimentalische Dichtungstrieb zum Ideale, so verfolge er auch dieses ganz, in völliger Reinheit, und stehe nicht eher als bey dem Höchsten stille, ohne hinter sich zu schauen, ob auch die Wirklichkeit ihm nachkommen möchte. Er verschmähe den unwürdigen Ausweg, den Gehalt des Ideals zu verschlechtern, um es der
 15 menschlichen Bedürftigkeit anzupassen, und den Geist auszuschließen, um mit dem Herzen ein leichteres Spiel zu haben. Er führe uns nicht rückwärts in unsre Kindheit, um uns mit den kostbarsten Erwerbungen des Verstandes eine Ruhe erkaufen zu lassen, die nicht länger dauern kann als der Schlaf unsrer Geisteskräfte; sondern 54
 20 führe uns vorwärts zu unsrer Mündigkeit, um uns die höhere Harmonie zu empfinden zu geben, die den Kämpfer belohnet, die den Ueberwinder beglückt. Er mache sich die Aufgabe einer Idylle, welche jene Hirtenunschuld auch in Subjekten der Kultur und unter allen Bedingungen des rüstigsten feurigsten Lebens, des ausgebreitetsten
 25 Denkens, der raffinirtesten Kunst, der höchsten gesellschaftlichen Verfeinerung ausführt, welche mit einem Wort, den Menschen, der

* Mit einem solchen Werke hat Herr Voß noch kürzlich in seiner Luise unsre deutsche Litteratur nicht bloß bereichert, sondern auch wahrhaft erweitert. Diese Idylle, obgleich nicht durchaus von sentimentalischen Einflüssen frey, gehört ganz
 30 zum naiven Geschlecht und ringt durch individuelle Wahrheit und gediegene Natur den besten griechischen Mustern mit seltnem Erfolge nach. Sie kann daher, was ihr zu hohem Ruhm gereicht, mit keinem modernen Gedicht aus ihrem Fache, sondern muß mit griechischen Mustern verglichen werden, mit welchen sie auch den so seltenen Vorzug theilt, uns einen reinen, bestimmten und immer gleichen Genuß zu gewähren.

19: dauern B. — kann, B b. — 20: Mündigkeit, R. — 26: Louise B.

nun einmal nicht mehr nach Arkadien zurückkann, bis nach Elisium führt.

Der Begriff dieser Idylle ist der Begriff eines völlig aufgelösten Kampfes sowohl in dem einzelnen Menschen, als in der Gesellschaft, einer freyen Vereinigung der Neigungen mit dem Gesetze, einer zur höchsten sittlichen Würde hinaufgeläuterten Natur, kurz, er ist kein andrer als das Ideal der Schönheit auf das wirkliche Leben angewendet. Ihr Charakter besteht also darin, daß aller Gegensatz der Wirklichkeit mit dem Ideale, der den Stoff zu der satyrischen und elegischen Dichtung hergegeben hatte, vollkommen aufgehoben sey, und mit demselben auch aller Streit der Empfindungen aufhöre. Ruhe wäre also der herrschende Eindruck dieser Dichtungsart, aber Ruhe der Vollendung, nicht der Trägheit; eine Ruhe, die aus dem Gleichgewicht nicht aus dem Stillstand der Kräfte, die aus der Fülle nicht aus der Leerheit fließt, und von dem Gefühl eines unendlichen Vermögens begleitet wird. Aber eben darum, weil aller Widerstand hinwegfällt, so wird es hier ungleich schwüriger, als in den zwey vorigen Dichtungsarten, die Bewegung hervorzubringen, ohne welche doch überall keine poetische Wirkung sich denken läßt. 55 Die höchste Einheit muß seyn, aber sie darf der Mannichfaltigkeit nichts nehmen; das Gemüth muß befriedigt werden, aber ohne daß das Streben darum aufhöre. Die Auflösung dieser Frage ist es eigentlich, was die Theorie der Idylle zu leisten hat.

Ueber das Verhältniß beyder Dichtungsarten zu einander und 75 zu dem poetischen Ideale ist in den vorhergehenden Untersuchungen folgendes festgesetzt worden.

1: zurückkan, A, zurück kann, B. — 2: Elisium B M. (Vgl. oben S. 256, 5.) — 3: aufgelösten, B b. — 9: Wirklichkeit B. — 14: Gleichgewicht, B. — 15: Fülle, B. — Gefühle B b. — 17: schwieriger, B. — 23: (Vgl. dazu Schillers Plan einer Idylle in den Briefen an Humboldt, 30. November 1795, S. 327—330: „Die Vermählung des Hercules mit der Hebe.“ R. G.) — 23: (Nach dieser Zeile in A folgende Zeile: „(Der Beschluß im nächsten Stück.)“) — 24 ff.: (Horen 1796, St. 1, S. 75—122. Ueberschrift: „Beschluß der Abhandlung | über | naive und sentimentalische Dichter, | nebst einigen Bemerkungen | einen charakteristischen Unterschied unter den Menschen | betreffend.“) — 25: in den vorhergehenden Untersuchungen] fehlt B b R M.

Dem naiven Dichter hat die Natur die Günstigkeit gezeigt, immer als eine ungetheilte Einheit zu wirken, in jedem Moment ein selbstständiges und vollendetes Ganze zu seyn und die Menschheit, ihrem vollen Gehalt nach, in der Wirklichkeit darzustellen. Dem sentimentalischen
 5 hat sie die Macht verliehen oder vielmehr einen lebendigen Trieb eingeprägt, jene Einheit, die durch Abstraktion in ihm aufgehoben worden, aus sich selbst wieder herzustellen, die Menschheit in sich vollständig zu machen, und aus einem beschränkten Zustand zu einem unendlichen überzugehen.* Der menschlichen Natur ihren völligen Ausdruck zu 76
 10 geben ist aber die gemeinschaftliche Aufgabe beyder, und ohne das würden sie gar nicht Dichter heißen können; aber der naive Dichter hat vor dem sentimentalischen immer die sinnliche Realität voraus, indem er dasjenige als eine wirkliche Thatfache ausführt, was der andere nur zu erreichen strebt. Und das ist es auch, was jeder bey
 15 sich erfährt, wenn er sich bey dem Genuße naiver Dichtungen beobachtet. Er fühlt alle Kräfte seiner Menschheit in einem solchen Augenblick thätig, er bedarf nichts, er ist ein Ganzes in sich selbst; ohne etwas 77
 in seinem Gefühl zu unterscheiden, freut er sich zugleich seiner geistigen Thätigkeit und seines sinnlichen Lebens. Eine ganz andre Stimmung
 20 ist es, in die ihn der sentimentalische Dichter versetzt. Hier fühlt er bloß einen lebendigen Trieb, die Harmonie in sich zu erzeugen, welche er dort wirklich empfand, ein Ganzes aus sich zu machen, die Menschheit in sich zu einem vollendeten Ausdruck zu bringen. Daher

* Für den wissenschaftlich prüfenden Leser bemerke ich, daß beyde Empfindungs-
 25 weisen, in ihrem höchsten Begriff gedacht, sich wie die erste und dritte Kategorie zu einander verhalten, indem die letztere immer dadurch entsteht, daß man die erstere mit ihrem geraden Gegentheil verbindet. Das Gegentheil der naiven Empfindung ist nemlich der reflektierende Verstand, und die sentimentalische Stimmung ist das Resultat des Bestrebens, auch unter den Bedingungen der
 30 Reflexion die naive Empfindung, dem Inhalt nach, wieder herzustellen. Dieß würde durch das erfüllte Ideal geschehen, in welchem die Kunst der Natur wieder begegnet. Geht man jene drey Begriffe nach den Kategorien durch, so wird man die Natur und die ihr entsprechende naive Stimmung immer in der ersten, die Kunst als Aufhebung der Natur durch den frey wirkenden Verstand immer in der
 35 zweyten, endlich das Ideal, in welchem die vollendete Kunst zur Natur zurückkehrt, in der dritten Kategorie antreffen.

8: beschränkten B. — 11: heißen A B b. — 28: reflektirende B b. — 29: Resultat B. — 30: Inhalt B. — 33: Ideal in A.

ist hier das Gemüth in Bewegung, es ist angespannt, es schwankt zwischen streitenden Gefühlen; da es dort ruhig, aufgelöst, einig mit sich selbst und vollkommen befriedigt ist.

Aber wenn es der naive Dichter dem sentimentalischen auf der
 5 einen Seite an Realität abgewinnt, und dasjenige zur wirklichen Existenz bringt, wornach dieser nur einen lebendigen Trieb erwecken kann, so hat letzterer wieder den großen Vortheil über den erstern, daß er dem Trieb einen größeren Gegenstand zu geben im Stand ist, als jener geleistet hat und leisten konnte. Alle Wirklichkeit, wissen
 10 wir, bleibt hinter dem Ideale zurück; alles existierende hat seine Schranken, aber der Gedanke ist grenzenlos. Durch diese Einschränkung, der alles sinnliche unterworfen ist, leidet also auch der naive Dichter, da hingegen die unbedingte Freiheit des Ideenvermögens dem sentimentalischen zu statten kommt. Jener erfüllt zwar also seine Auf-
 15 gabe, aber die Aufgabe selbst ist etwas begrenztes; dieser erfüllt zwar die seinige nicht ganz, aber die Aufgabe ist ein unendliches. Auch hierüber kann einen jeden seine eigne Erfahrung belehren. Von
 dem naiven Dichter wendet man sich mit Leichtigkeit und Lust zu der lebendigen Gegenwart; der sentimentalische wird immer, auf einige
 20 Augenblicke, für das wirkliche Leben verstimmen. Das macht, unser Gemüth ist hier durch das Unendliche der Idee gleichsam über seinen natürlichen Durchmesser ausgedehnt worden, daß nichts vorhandenes es mehr ausfüllen kann. Wir versinken lieber betrachtend in uns selbst, wo wir für den aufgeregten Trieb in der Ideenwelt Nahrung finden;
 25 anstatt daß wir dort aus uns heraus nach sinnlichen Gegenständen streben. Die sentimentalische Dichtung ist die Geburt der Abgezogenheit und Stille, und dazu ladet sie auch ein: die naive ist das Kind des Lebens, und in das Leben führt sie auch zurück.

Ich habe die naive Dichtung eine Gunst der Natur genannt,
 30 um zu erinnern, daß die Reflexion keinen Antheil daran habe. Ein glücklicher Wurf ist sie; keiner Verbesserung bedürftig, wenn er gelingt, aber auch keiner fähig, wenn er verfehlt wird. In der Empfindung ist das ganze Werk des naiven Genies absolviert; hier ligt

2: aufgelöst, b, aufgelöst, B. — 8: Gegenstand B. — 10: existierende B b. —
 16: Unendliches. B. — 17: eigene B. — 27: Die naive A. — 31: Verbesserung B.
 — 33: absolviert; b, absolviert; B. — liegt B b. (Vgl. S. 7, 4 und 479, 22.)

seine Stärke und seine Grenze. Hat es also nicht gleich dichterisch
 d. h. nicht gleich vollkommen menschlich empfunden, so kann dieser
 Mangel durch keine Kunst mehr nachgeholt werden. Die Critik kann
 ihm nur zu einer Einsicht des Fehlers verhelfen, aber sie kann keine
 5 Schönheit an dessen Stelle setzen. Durch seine Natur muß das naive
 Genie alles thun, durch seine Freyheit ' vermag es wenig; und es 79
 wird seinen Begriff erfüllen, sobald nur die Natur in ihm nach einer
 innern Nothwendigkeit wirkt. Nun ist zwar alles nothwendig, was
 durch Natur geschieht, und das ist auch jedes noch so verunglückte
 10 Product des naiven Genies, von welchem nichts mehr entfernt ist
 als Willkührlichkeit; aber ein andres ist die Nöthigung des Augen-
 blicks, ein andres die innre Nothwendigkeit des Ganzen. Als ein
 Ganzes betrachtet ist die Natur selbstständig und unendlich; in jeder
 einzelnen Wirkung hingegen ist sie bedürftig und beschränkt. Dieses
 15 gilt daher auch von der Natur des Dichters. Auch der glücklichste
 Moment, in welchem sich derselbe befinden mag, ist von einem vor-
 hergehenden abhängig; es kann ihm daher auch nur eine bedingte
 Nothwendigkeit beygelegt werden. Nun ergeht aber die Aufgabe an
 den Dichter, einen einzelnen Zustand dem menschlichen Ganzen gleich
 20 zu machen, folglich ihn absolut und nothwendig auf sich selbst zu
 gründen. Aus dem Moment der Begeisterung muß also jede Spur
 eines zeitlichen Bedürfnisses entfernt bleiben, und der Gegenstand
 selbst, so beschränkt er auch sey, darf den Dichter nicht beschränken.
 Man begreift wohl, daß dieses nur in soferne möglich ist, als der
 25 Dichter schon eine absolute Freyheit und Fülle des Vermögens zu dem
 Gegenstande mitbringt, und als er geübt ist, alles mit seiner ganzen
 Menschheit zu umfassen. Diese Uebung kann er aber nur durch die
 Welt erhalten, in der er lebt, und von der er unmittelbar berührt
 wird. Das naive Genie steht also in einer Abhängigkeit von der
 30 ' Erfahrung, welche das sentimentalische nicht kennt. Dieses, wissen 80
 wir, fängt seine Operation erst da an, wo jenes die seinige beschließt;
 seine Stärke besteht darinn, einen mangelhaften Gegenstand aus sich
 selbst heraus zu ergänzen, und sich durch eigene Macht aus einem

1: dichterisch, B. — 3: nachgeholt B b. — 10: Product B b. — 12: innere
 B. — 14: beschränkt. B. — 27: umfassen. B. — Diese B. — 30: Dieses
 wissen A B b.

begrenzten Zustand in einen Zustand der Freyheit zu versetzen. Das naive Dichtergenie bedarf also eines Beystandes von aussen, da das sentimentalische sich aus sich selbst nährt und reinigt; es muß eine formreiche Natur, eine dichterische Welt, eine naive Menschheit um
 5 sich her erblicken, da es schon in der Sinnesempfindung sein Werk zu vollenden hat. Fehlt ihm nun dieser Beystand von aussen, sieht es sich von einem geistlosen Stoff umgeben, so kann nur zweyerley geschehen. Es tritt entweder, wenn die Gattung bey ihm überwiegend ist, aus seiner Art, und wird sentimentalisch, um nur dichterisch zu
 10 seyn, oder, wenn der Artcharakter die Obermacht behält, es tritt aus seiner Gattung, und wird gemeine Natur, um nur Natur zu bleiben. Das erste dürfte der Fall mit den vornehmsten sentimentalistischen Dichtern in der alten römischen Welt und in neueren Zeiten seyn. In einem andern Weltalter gehobren, unter einen andern
 15 Himmel verpflanzt, würden sie, die uns jetzt durch Ideen rühren, durch individuelle Wahrheit und naive Schönheit bezaubert haben. Vor dem zweyten möchte sich schwerlich ein Dichter vollkommen schützen können, der in einer gemeinen Welt die Natur nicht verlassen kann.

20 Die wirkliche Natur nehmlich; aber von dieser ' kann die 81 wahre Natur, die das Subjekt naiver Dichtungen ist, nicht sorgfältig genug unterschieden werden. Wirkliche Natur existiert überall, aber wahre Natur ist desto seltener, denn dazu gehört eine innere Nothwendigkeit des Daseyns. Wirkliche Natur ist jeder, noch so ge-
 25 meine Ausbruch der Leidenschaft, er mag auch wahre Natur seyn, aber eine wahre menschliche ist er nicht; denn diese erfordert einen Antheil des selbstständigen Vermögens an jeder Aeußerung, dessen Ausdruck jedesmal Würde ist. Wirkliche menschliche Natur ist jede moralische Niederträchtigkeit, aber wahre menschliche Natur ist sie hoffent-
 30 lich nicht; denn diese kann nie anders als edel seyn. Es ist nicht zu übersehen, zu welchen Abgeschmacktheiten diese Verwechslung wirklicher Natur mit wahrer menschlicher Natur in der Critik wie in der Aus-
 (übung verleitet hat: welche Trivialitäten man in der Poesie gestattet, ja lobpreist, weil sie leider! wirkliche Natur sind: wie man sich freuet,

6: dieser B. — 14: unter einen B R B M] unter einem A b. — 22: existirt B b. — 31: Abgeschmacktheiten B. — 34: lobpreist, B b.

Karikaturen, die einen schon aus der wirklichen Welt herausängstigen, in der dichterischen sorgfältig aufbewahrt, und nach dem Leben konterfeyt zu sehen. Freylich darf der Dichter auch die schlechte Natur nachahmen und bey dem satyrischen bringt dieses ja der Begriff schon mit
 5 sich: aber in diesem Fall muß seine eigne schöne Natur den Gegenstand übertragen, und der gemeine Stoff den Nachahmer nicht mit sich zu Boden ziehen. Ist nur Er selbst, in dem Moment wenigstens wo er schildert, wahre menschliche Natur, so hat es nichts zu sagen, was er uns schildert: aber auch 'schlechterdings nur von einem solchen
 10 können wir ein treues Gemälde der Wirklichkeit vertragen. Wehe uns Lesern, wenn die Frage sich in der Frage spiegelt; wenn die Geißel der Satyre in die Hände desjenigen fällt, den die Natur eine viel ernstlichere Peitsche zu führen bestimmte; wenn Menschen, die, entblößt von allem, was man poetischen Geist nennt, nur das Affen-
 15 talent gemeiner Nachahmung besitzen, es auf Kosten unsers Geschmacks gräulich und schrecklich üben!

Aber selbst dem wahrhaft naiven Dichter, sagte ich, kann die gemeine Natur gefährlich werden; denn endlich ist jene schöne Zusammenstimmung zwischen Empfinden und Denken, welche den Charakter
 20 desselben ausmacht, doch nur eine Idee, die in der Wirklichkeit nie ganz erreicht wird, und auch bey den glücklichsten Genies aus dieser Klasse wird die Empfänglichkeit die Selbstthätigkeit immer um etwas überwiegen. Die Empfänglichkeit aber ist immer mehr oder weniger
 25 von dem äußern Eindruck abhängig, und nur eine anhaltende Regsamkeit des produktiven Vermögens, welche von der menschlichen Natur nicht zu erwarten ist, würde verhindern können, daß der Stoff nicht zuweilen eine blinde Gewalt über die Empfänglichkeit ausübte. So oft aber dieß der Fall ist, wird aus einem dichterischen Gefühl ein gemeines.*

30 * Wie sehr der naive Dichter von seinem Objekt abhängt, und wie viel, ja wie alles auf sein Empfinden ankomme, darüber kann uns die alte Dichtkunst die besten Belege geben. So weit die Natur in ihnen und außer ihnen schön ist, sind es 'auch die Dichtungen der Alten; wird hingegen die Natur gemein, so ist auch
 83 der Geist aus ihren Dichtungen gewichen. Jeder Leser von seinem Gefühl muß z. B. bey ihren Schilderungen der weiblichen Natur, des Verhältnisses zwischen

11: Lesern; A. — 12: den B b R W M] dem A (vielleicht kein Druckfehler). —
 13—14: die entblößt B. — 28: ist wird A. — 32: besten B. — außer B b.

Rein Genie aus der naiven Klasse, von Homer bis auf Bob- 83
mer herab, hat diese Klippe ganz vermieden; aber freylich ist sie 84
denen am gefährlichsten, die sich einer gemeinen Natur von aussen
zu erwehren haben, oder die durch Mangel an Disciplin von innen
5 verwildert sind. Jenes ist Schuld, daß selbst gebildete Schriftsteller
nicht immer von Plattheiten frey bleiben, und dieses verhinderte schon
manches herrliche Talent, sich des Plazes zu bemächtigen, zu dem die
Natur es berufen hatte. Der Komödiendichter, dessen Genie sich am
meisten von dem wirklichen Leben nährt, ist eben daher auch am mei-
10 sten der Plattheit ausgesetzt, wie auch das Beyspiel des Aristopha-
nes und Plautus, und fast aller der spätern Dichter lehret, die
in die Fußtapfen derselben getreten sind. Wie tief läßt uns nicht

beyden Geschlechtern und der Liebe insbesondere eine gewisse Leerheit und einen
Ueberdruß empfinden, den alle Wahrheit und Naivetät in der Darstellung nicht
15 verbannen kann. Ohne der Schwärmerey das Wort zu reden, welche freylich die
Natur nicht veredelt sondern verläßt, wird man hoffentlich annehmen dürfen, daß
die Natur in Rücksicht auf jenes Verhältniß der Geschlechter und den Affekt der
Liebe eines edleren Charakters fähig ist, als ihr die Alten gegeben haben; auch
kennt man die zufälligen Umstände, welche der Veredlung jener Empfindungen
20 bey ihnen im Wege standen. Daß es Beschränktheit, nicht innere Nothwendigkeit
war, was die Alten hierinn auf einer niedrigeren Stufe fest hielt, lehrt das Bey-
spiel neuerer Poeten, welche soviel weiter gegangen sind, als ihre Vorgänger,
ohne doch die Natur zu übertreten. Die Rede ist hier nicht von dem, was senti-
mentalische Dichter aus diesem Gegenstande zu machen gewußt haben, denn diese
25 gehen über die Natur hinaus in das idealische und ihr Beyspiel kann also gegen
die Alten nichts beweisen; bloß davon ist die Rede, wie der nehmliche Gegenstand
von wahrhaft naiven Dichtern, wie er z. B. in der Sakontala, in den Minne-
sängern, in manchen Ritterromanen und Ritterepopeen, wie er von
Sha'kespeare, von Fielding und mehreren andern, selbst deutschen Poeten be- 84
30 handelt ist. Hier wäre nun für die Alten der Fall gewesen, einen von aussen zu
rohen Stoff von innen heraus, durch das Subjekt, zu vergeistigen, den poetischen
Gehalt, der der äussern Empfindung gemangelt hatte, durch Reflexion nachzuholen,
die Natur durch die Idee zu ergänzen, mit einem Wort, durch eine sentimenta-
lische Operation aus einem beschränkten Objekt ein unendliches zu machen. Aber
35 es waren naive, nicht sentimentalische Dichtergenies; ihr Werk war also mit der
äußern Empfindung genügend.

1: bis B. — 7: Pla-|tes, Plaz-|zes B. — 12: Fußtapfen W M. — 13: ge-
wisse B b. — 14: Darstellung B. — 16: veredelt, B. — 17: Rücksicht B b. —
18: edlern B. — 21: hierin B. — 21—22: Beispiel B. — 25: also B. — 28:
Ritterepopöen, W M. (Vgl. zu S. 353, Z. 15.) — 29: Sha'speare, B. —
32: nachzuholen, B b. — 33: Worte, B. — 36: äussern B b.

- der erhabene Shakespeare zuweilen sinken, mit welchen Trivialitäten quälen uns nicht Lope de Vega, Moliere, Regnard, Goldoni, in welchen Schlamm zieht uns nicht Holberg hinab. Schlegel, einer der geistreichsten Dichter unsers Vaterlands, an dessen 85
- 5 Genie es nicht lag, daß er nicht unter den ersten in dieser Gattung glänzt, Gellert, ein wahrhaft naiver Dichter, so wie auch Rabener, Lessing selbst, wenn ich ihn anders hier nennen darf, Lessing der gebildete Jüngling der Critik, und ein so wachsamer Richter seiner selbst — wie hüßen sie nicht alle, mehr oder weniger, den geistlosen
- 10 Charakter der Natur, die sie zum Stoff ihrer Satyre erwählten. Von den neuesten Schriftstellern in dieser Gattung nenne ich keinen, da ich keinen ausnehmen kann.

Und nicht genug, daß der naive Dichtergeist in Gefahr ist, sich einer gemeinen Wirklichkeit allzusehr zu nähern — durch die Leich- 15 tigkeit, mit der er sich äußert, und durch eben diese größere Annäherung an das wirkliche Leben macht er noch dem gemeinen Nachahmer Muth, sich im poetischen Felde zu versuchen. Die sentimentallische Poesie, wiewohl von einer andern Seite gefährlich genug, wie ich hernach zeigen werde, hält wenigstens dieses Volk in Entfernung, 20 weil es nicht jedermanns Sache ist, sich zu Ideen zu erheben; die naive Poesie aber bringt es auf den Glauben, als wenn schon die bloße Empfindung, der bloße Humor, die bloße Nachahmung wirklicher Natur den Dichter ausmache. Nichts aber ist widerwärtiger, als wenn der platte Charakter sich einfallen läßt, liebenswürdig und 25 naiv seyn zu wollen; er, der sich in alle Hüllen der Kunst stecken sollte, um seine edelhafte Natur zu verbergen. Daher denn auch die unfäglichen Plattituden, welche sich die Deutschen unter dem 'Titel 86 von naiven und scherzhaften Liedern vorsingen lassen, und an denen sie sich bey einer wohlbesetzten Tafel ganz unendlich zu belustigen 30 pflegen. Unter dem Freybrief der Laune, der Empfindung duldet man diese Armseligkeiten — aber einer Laune, einer Empfindung, die man nicht sorgfältig genug verbannen kann. Die Musen an der Pleiße bilden hier besonders einen eigenen kläglichen Chor, und ihnen wird

3—4: Schlegel] (Joh. Elias Schlegel). — 4: Vaterlandes, B. — 15: äußert, B b. — 26: edelhafte B b. — 27: Plattituden, BM (vgl. S. 504, 17). — 30: duldet B b.

von den Camönen an der Leine und Elbe in nicht bessern Afforden geantwortet.* So insipid diese Scherze sind, so kläglich läßt sich der Affekt auf unsern tragischen Bühnen hören, welcher, anstatt die wahre Natur nachzuahmen, nur den geistlosen und unedeln Ausdruck der
 5 wirklichen erreicht; so daß es uns nach einem solchen Thränenmahle gerade zu Muth ist, als wenn wir einen Besuch in Spitälern abgelegt oder Salzmanns menschliches Elend gelesen hätten. Noch viel schlimmer steht es um die satyrische Dichtkunst, und um den komischen Roman insbesond're, die schon ihrer Natur nach dem gemeinen
 10 Leben so nahe liegen, und daher billig, wie jeder Grenzposten, gerade in den besten Händen seyn sollten. Derjenige hat wahrlich den wenigsten Beruf der Mahler seiner Zeit zu werden, der das Geschöpf und die Karrikatur derselben ist; aber da es etwas so leichtes ist, irgend einen lustigen Charakter, wär es auch nur einen dicken
 15 Mann unter seiner Bekanntschaft aufzujagen, und die Frage mit einer groben Feder auf dem Papier abzureißen, so fühlen zuweilen auch die geschworenen Feinde alles poetischen Geistes den Kitzel, in diesem Fache zu stümpfern, und einen Zirkel von würdigen Freunden mit der schönen Geburt zu ergözen. Ein rein gestimmtes Gefühl frey-
 20 lich wird nie in Gefahr seyn, diese Erzeugnisse einer gemeinen Natur

* Diese guten Freunde haben es sehr übel aufgenommen, was ein Recensent in der A. L. Z. vor etlichen Jahren an den Bürger'schen Gedichten getabelt hat; und der Inngrimm, womit sie wider diesen Stachel ledern, scheint zu erkennen zu geben, daß sie mit der Sache jenes Dichters ihre eigene zu verwechseln glauben.
 25 Aber darinn irren sie sich sehr. Jene Klüge konnte bloß einem wahren Dichtergenie gelten, das von der Natur reichlich ausgestattet war, aber versäumt hatte, durch eigne Kultur jenes seltene Geschenk auszubilden. Ein solches Individuum durfte und mußte man unter den höchsten Maasstab der Kunst stellen, weil es Kraft in sich hatte, demselben sobald es ernstlich wollte genug zu thun; aber es wäre lächerlich und grausam zugleich, auf ähnliche Art mit Leuten zu verfahren, an welche die Natur nicht gedacht hat, und die mit jedem Produkt, das sie zu Markte bringen, ein vollgültiges Testimonium paupertatis aufweisen.

4: unedlen B. — 7: Salzmanns menschliches Elend| (Chr. G. Salzmanns Roman 'Carl von Carlsberg oder über das menschliche Elend', Leipzig 1783—88, 6 Bde.). — 11: besten B. — 12: Beruf, B b. — 14—15: einen dicken Mann,] (Anspielung auf Fr. Nicolais Roman 'Geschichte eines dicken Mannes', Berlin und Stettin 1794, 2 Bde.). — 19: ergö-|zen. A, ergözen. B b. — 20: Erzeugnisse B b. — 22: Bürgerischen W M. — 23: Inngrimm, B b. — 29: demselben, B b. — wollte, B b.

mit den geistreichen Früchten des naiven Genies zu verwechseln; aber an dieser reinen Stimmung des Gefühls fehlt es eben, und in den meisten Fällen will man bloß ein Bedürfnis befriedigt haben, ohne daß der Geist eine Forderung machte. Der so falsch verstandene, 5 wiewohl an sich wahre Begriff, daß man sich bey Werken des schönen Geistes erhohle, trägt das seinige redlich zu dieser 'Nachsicht' 88 bey; wenn man es anders Nachsicht nennen kann, wo nichts höheres geahnet wird, und der Leser wie der Schriftsteller auf gleiche Art ihre Rechnung finden. Die gemeine Natur nehmlich, wenn sie ange- 10 spannt worden, kann sich nur in der Leerheit erhohlen, und selbst ein hoher Grad von Verstand, wenn er nicht von einer gleichmäßigen Kultur der Empfindungen unterstützt ist, ruht von seinem Geschäfte nur in einem geistlosen Sinnengenuß aus.

Wenn sich das dichtende Genie über alle zufälligen Schran- 15 ken, welche von jedem bestimmten Zustande unzertrennlich sind, mit freyer Selbstthätigkeit muß erheben können, um die menschliche Natur in ihrem absoluten Vermögen zu erreichen, so darf es sich doch auf der andern Seite nicht über die nothwendigen Schranken hinwegsetzen, welche der Begriff einer menschlichen Natur mit sich bringt; 20 denn das Absolute, aber nur innerhalb der Menschheit, ist seine Aufgabe und seine Sphäre. Wir haben gesehen, daß das naive Genie zwar nicht in Gefahr ist, diese Sphäre zu überschreiten, wohl aber sie nicht ganz zu erfüllen, wenn es einer äussern Nothwendigkeit oder dem zufälligen Bedürfnis des Augenblicks zu sehr auf Un- 25 kosten der innern Nothwendigkeit Raum giebt. Das sentimentalische Genie hingegen ist der Gefahr ausgesetzt, über dem Bestreben, alle Schranken von ihr zu entfernen, die menschliche Natur ganz und gar aufzuheben, und sich nicht bloß, was es darf und soll, über jede bestimmte und begrenzte Wirklichkeit hinweg zu der absoluten Mög- 89 30 lichkeit zu erheben oder zu idealisiren, sondern über die Möglichkeit selbst noch hinauszugehen oder zu schwärmen. Dieser Fehler der Ueberspannung ist eben so in der specifischen Eigenthümlichkeit seines Verfahrens wie der entgegengesetzte der Schlassheit in der

6: erhole, B b. — 7: Seinige B. — 10: erhölen, B b. — 14: zufällige R. — 20: Absolute aber A b. — Menschheit ist A B b. — 23: sie B. — 31: hinausgehen R. — 33: Schlassheit, A B b.

eigenthümlichen Handlungsweise des naiven gegründet. Das naive Genie nehmlich läßt die Natur in sich unumschränkt walten, und da die Natur in ihren einzelnen zeitlichen Aeußerungen immer abhängig und bedürftig ist, so wird das naive Gefühl nicht immer ex-
 5 altiirt genug bleiben, um den zufälligen Bestimmungen des Augenblicks widerstehen zu können. Das sentimentalische Genie hingegen verläßt die Wirklichkeit, um zu Ideen aufzusteigen und mit freyer Selbstthätigkeit seinen Stoff zu beherrschen; da aber die Vernunft ihrem Geseze nach immer zum Unbedingten strebt, so wird das senti-
 10 mentalische Genie nicht immer nüchtern genug bleiben, um sich ununterbrochen und gleichförmig innerhalb der Bedingungen zu halten, welche der Begriff einer menschlichen Natur mit sich führt, und an welche die Vernunft auch in ihrem freyesten Wirken hier immer gebunden bleiben muß. Dieses könnte nur durch einen verhältnißmä-
 15 ßigen Grad von Empfänglichkeit geschehen, welche aber in dem sentimentalischen Dichtergeiste von der Selbstthätigkeit eben so sehr überwogen wird, als sie in dem naiven die Selbstthätigkeit überwiegt. Wenn man daher an den Schöpfungen des naiven Genies zuweilen den Geist vermißt, so wird man ' bey den Geburten des sentimenta-
 20 lischen oft vergebens nach dem Gegenstande fragen. Beyde werden also, wiewohl auf ganz entgegengesetzte Weise, in den Fehler der Leereheit verfallen; denn ein Gegenstand ohne Geist und ein Geistespiel ohne Gegenstand sind beyde ein Nichts in dem ästhetischen Urtheil.

Alle Dichter, welche ihren Stoff zu einseitig aus der Gedanken-
 25 welt schöpfen, und mehr durch eine innre Ideenfülle als durch den Drang der Empfindung zum poetischen Bilden getrieben werden, sind mehr oder weniger in Gefahr, auf diesen Abweg zu gerathen. Die Vernunft zieht bey ihren Schöpfungen die Grenzen der Sinnwelt viel zu wenig zu Rath und der Gedanke wird immer weiter getrie-
 30 ben, als die Erfahrung ihm folgen kann. Wird er aber so weit getrieben, daß ihm nicht nur keine bestimmte Erfahrung mehr entsprechen kann, (denn bis dahin darf und muß das Idealschöne gehen) sondern daß er den Bedingungen aller möglichen Erfahrung überhaupt widerstreitet, und daß folglich um ihn wirklich zu machen,

3: Natur, A B b. — 5: exaltirt B b. — 17: Naiven A B b. — 21: Weise in A b. — 25: innere B. — 34: folglich, B b.

- die menschliche Natur ganz und gar verlassen werden müßte, dann ist es nicht mehr ein poetischer, sondern ein überspannter Gedanke: vorausgesetzt nehmlich, daß er sich als darstellbar und dichterisch angekündigt habe; denn hat er dieses nicht, so ist es schon genug, wenn
5 er sich nur nicht selbst widerspricht. Widerspricht er sich selbst, so ist er nicht mehr Ueberspannung, sondern Unsinn; denn was überhaupt nicht ist, das kann auch sein Maas nicht überschreiten. Kündigt er sich aber gar ' nicht als ein Objekt für die Einbildungskraft an, so
91 ist er eben so wenig Ueberspannung; denn das bloße Denken ist
10 grenzenlos und was keine Grenze hat, kann auch keine überschreiten. Ueberspannt kann also nur dasjenige genannt werden, was zwar nicht die logische aber die sinnliche Wahrheit verletzt, und auf diese doch Anspruch macht. Wenn daher ein Dichter den unglücklichen Einfall hat, Naturen, die schlechthin übermenschlich sind, und auch nicht an-
15 ders vorgestellt werden dürfen, zum Stoff seiner Schilderung zu erwählen, so kann er sich vor dem Ueberspannten nur dadurch sicher stellen, daß er das Poetische aufgibt und es gar nicht einmal unternimmt, seinen Gegenstand durch die Einbildungskraft ausführen zu lassen. Denn thäte er dieses, so würde entweder diese ihre Grenzen
20 auf den Gegenstand übertragen, und aus einem absoluten Objekt ein beschränktes menschliches machen (was z. B. alle griechischen Gottheiten sind und auch seyn sollen); oder der Gegenstand würde der Einbildungskraft ihre Grenzen nehmen, d. h. er würde sie aufheben, worinn eben das Ueberspannte besteht.
- 25 Man muß die überspannte Empfindung von dem Ueberspannten in der Darstellung unterscheiden; nur von der ersten ist hier die Rede. Das Objekt der Empfindung kann unnatürlich seyn, aber sie selbst ist Natur, und muß daher auch die Sprache derselben führen. Wenn also das Ueberspannte in der Empfindung aus Wärme des
30 Herzens und einer wahrhaft dichterischen Anlage ' fließen kann, so 92 zeugt das Ueberspannte in der Darstellung jederzeit von einem kalten Herzen und sehr oft von einem poetischen Unvermögen. Es ist also kein Fehler, vor welchem das sentimentalische Dichtergenie gewarnt werden müßte, sondern der bloß dem unberufenen Nachahmer desselben

21: griechische G. — 24: worin B. — 32: Vermögen. R.

drohet, daher er auch die Begleitung des Platten, Geistlosen, ja des Niedrigen keineswegs verschmäht. Die überspannte Empfindung ist gar nicht ohne Wahrheit, und als wirkliche Empfindung muß sie auch nothwendig einen realen Gegenstand haben. Sie läßt
 5 daher auch, weil sie Natur ist, einen einfachen Ausdruck zu, und wird vom Herzen kommend auch das Herz nicht verfehlen. Aber da ihr Gegenstand nicht aus der Natur geschöpft, sondern durch den Verstand einseitig und künstlich hervorgebracht ist, so hat er auch bloß logische Realität, und die Empfindung ist also nicht rein menschlich.
 10 Es ist keine Täuschung, was Heloise für Abelard, was Petrarca für seine Laura, was S. Preux für seine Julie, was Werther für seine Lotte fühlt, und was Agathon, Phantas, Peregrinus Proteus (den Wielandischen meyne ich) für ihre Ideale empfinden; die Empfindung ist wahr, nur der Gegenstand ist ein gemachter und
 15 liegt ausserhalb der menschlichen Natur. Hätte sich ihr Gefühl bloß an die sinnliche Wahrheit der Gegenstände gehalten, so würde es jenen Schwung nicht haben nehmen können; hingegen würde ein bloß willkürliches Spiel der Phantasie ohne allen innern Gehalt auch nicht im Stande gewesen seyn, das Herz zu bewegen, denn das Herz wird 93
 20 nur durch Vernunft bewegt. Diese Ueberspannung verdient also Zurechtweisung, nicht Verachtung, und wer darüber spottet, mag sich wohl prüfen, ob er nicht vielleicht aus Herzlosigkeit so klug, aus Vernunftmangel so verständig ist. So ist auch die überspannte Zärtlichkeit im Punkt der Galanterie und der Ehre, welche die Ritter-
 25 romane, besonders die spanischen charakterisiert, so ist die skrupulose, bis zur Kostbarkeit getriebene Delikatesse in den französischen und englischen sentimentalischen Romanen (von der besten Gattung) nicht nur subjektiv wahr, sondern auch in objektiver Rücksicht nicht gehalten; es sind ächte Empfindungen, die wirklich eine moralische Quelle
 30 haben, und die nur darum verwerflich sind, weil sie die Grenzen menschlicher Wahrheit überschreiten. Ohne jene moralische Realität — wie wäre es möglich, daß sie mit solcher Stärke und Innigkeit

10: Abelard, W. M. — 11: St. Preux & W. M. (St. Preux und Julie in Rousseaus *Julie ou la Nouvelle Héloïse*.) — 12: Agathon] (Wielands Agathon). — Phantas] (in Wielands *Musarion*). — 13: meine D. — 17-18: willkürliches B. — 23: charakterisiert, B. b. — skrupulöse, B. scrupulöse W. M. — 29: echte B.

könnten mitgetheilt werden, wie doch die Erfahrung lehrt. Dasselbe gilt auch von der moralischen und religiösen Schwärmerey, und von der exaltierten Freyheits- und Vaterlandsliebe. Da die Gegenstände dieser Empfindungen immer Ideen sind und in der äussern Erfahrung nicht erscheinen, (denn was z. B. den politischen Enthusiasten bewegt, ist nicht was er siehet, sondern was er denkt) so hat die selbstthätige Einbildungskraft eine gefährliche Freyheit und kann nicht, wie in andern Fällen, durch die sinnliche Gegenwart ihres Objekts in ihre Grenzen zurückgewiesen werden. Aber weder der Mensch überhaupt
 10 noch der Dichter insbesondere darf sich der Gesetzgebung der Natur
 anders entziehen, als um sich unter die entgegengesetzte der Vernunft zu begeben; nur für das Ideal darf er die Wirklichkeit verlassen, denn an einem von diesen beyden Ankern muß die Freyheit befestiget seyn. Aber der Weg von der Erfahrung zum Ideale ist so weit, und
 15 dazwischen liegt die Phantasie mit ihrer zügellosen Willkür. Es ist daher unvermeidlich, daß der Mensch überhaupt wie der Dichter insbesondere, wenn er sich durch die Freyheit seines Verstandes aus der Herrschaft der Gefühle begiebt, ohne durch Gesetze der Vernunft dazu getrieben zu werden, d. h. wenn er die Natur aus bloßer Freyheit
 20 verläßt, solange ohne Gesetz ist, mithin der Phantasterey zum Raube dahingegeben wird.

Daß sowohl ganze Völker als einzelne Menschen, welche der sichern Führung der Natur sich entzogen haben, sich wirklich in diesem Falle befinden, lehrt die Erfahrung, und eben diese stellt auch Bey-
 25 spiele genug von einer ähnlichen Verirrung in der Dichtkunst auf. Weil der ächte sentimentalische Dichtungstrieb, um sich zum idealen zu erheben, über die Grenzen wirklicher Natur hinausgehen muß, so geht der unächte über jede Grenze überhaupt hinaus, und überredet sich, als wenn schon das wilde Spiel der Imagination die poetische
 30 Begeisterung ausmache. Dem wahrhaften Dichtergenie, welches die Wirklichkeit nur um der Idee willen verläßt, kann dieses nie oder doch nur in Momenten begegnen, wo es sich selbst verloren hat; da es hingegen durch seine Natur selbst zu einer überspannten Empfindungsweise verführt werden kann. Es kann aber durch sein Beispiel

3: exaltierten B b. — 13: befestiget B b. — 15: Willkür. B. — 26: Idealen B. — 28: unächte B. — 34: Beispiel B.

andre zur Phantasterey verführen, weil Leser von reger Phantasie und schwachem Verstand ihm nur die Freyheiten absehen, die es sich gegen die wirkliche Natur herausnimmt, ohne ihm bis zu seiner hohen innern Nothwendigkeit folgen zu können. Es geht dem sentimental-
 5 lischen Genie hier, wie wir bey dem naiven gesehen haben. Weil dieses durch seine Natur alles ausführte, was es thut, so will der gemeine Nachahmer an seiner eigenen Natur keine schlechtere Führerin haben. Meisterstücke aus der naiven Gattung werden daher gewöhnlich die plattesten und schmutzigsten Abdrücke gemeiner Natur,
 10 und Hauptwerke aus der sentimentalischen ein zahlreiches Heer phantastischer Produktionen zu ihrem Gefolge haben, wie dieses in der Litteratur eines jeden Volks leichtlich nachzuweisen ist.

Es sind in Rücksicht auf Poesie zwey Grundsätze im Gebrauch, die an sich völlig richtig sind, aber in der Bedeutung, worinn man
 15 sie gewöhnlich nimmt, einander gerade aufheben. Von dem ersten, „daß die Dichtkunst zum Vergnügen und zur Erhöhung diene“ ist schon oben gesagt worden, daß er der Leerheit und Platitude in poetischen Darstellungen nicht wenig günstig sey; durch den andern Grundsatz „daß sie zur moralischen Veredlung des Menschen diene“ wird
 20 das Ueberspannte in Schutz genommen. Es ist nicht überflüssig, beyde Principien, welche man so häufig im Munde führt, oft so ganz unrichtig auslegt und so ungeschickt anwendet, etwas näher zu beleuchten.

Wir nennen Erhöhung den Uebergang von einem gewaltsamen
 25 Zustand zu demjenigen, der uns natürlich ist. Es kommt mithin hier alles darauf an, worin wir unsern natürlichen Zustand setzen, und was wir unter einem gewaltsamen verstehen. Setzen wir jenen lediglich in ein ungebundenes Spiel unsrer physischen Kräfte und in eine Befreyung von jedem Zwang, so ist jede Vernunftthätigkeit, weil
 30 jede einen Widerstand gegen die Sinnlichkeit ausübt, eine Gewalt, die uns geschieht, und Geistesruhe mit sinnlicher Bewegung verbunden, ist das eigentliche Ideal der Erhöhung. Setzen wir hingegen

6: es] er B b R. — 7—8: Führerin B b. — 9: schmu- / zigsten B, schmu- / zigsten b. — 14: worin B. — 16: Erholung B b (und so fernerhin). — 17: Platitude B. — 20: überflüssig beyde A, überflüssig, beyde b, überflüssig, beyde B. — 26: worein B b R B M.

unsern natürlichen Zustand in ein unbegrenztes Vermögen zu jeder menschlichen Aeußerung und in die Fähigkeit über alle unsre Kräfte mit gleicher Freyheit disponiren zu können, so ist jede Trennung und Vereinzelung dieser Kräfte ein gewaltsamer Zustand, und das
 5 Ideal der Erhöhung ist die Wiederherstellung unseres Naturganzen nach einseitigen Spannungen. Das erste Ideal wird also lediglich durch das Bedürfniß der sinnlichen Natur, das zweyte wird durch die Selbstständigkeit der menschlichen aufgegeben. Welche von diesen beyden Arten der Erhöhung die Dichtkunst gewähren dürfe und müsse,
 10 möchte in der Theorie wohl keine Frage seyn; denn niemand wird gerne das Ansehen haben wollen, als ob er das Ideal der Menschheit dem Ideale der Thierheit nachzusetzen versucht seyn könne. Nichts destoweniger sind die Forderungen, welche man im wirklichen Leben
 15 an poetische Werke zu machen pflegt, vorzugsweise von dem sinnlichen Ideal hergenommen, und in den meisten Fällen wird nach diesem — zwar nicht die Achtung bestimmt, die man diesen Werken erweist, aber doch die Neigung entschieden und der Liebling gewählt. Der Geisteszustand der mehresten Menschen ist auf Einer Seite anspannende und erschöpfende Arbeit, auf der andern erschlaffender
 20 Genuß. Jene aber, wissen wir, macht das sinnliche Bedürfniß nach Geistesruhe und nach einem Stillstand des Wirkens ungleich dringender als das moralische Bedürfniß nach Harmonie und nach einer absoluten Freyheit des Wirkens, weil vor allen Dingen erst die Natur befriediget seyn muß, ehe der Geist eine Forderung machen kann;
 25 dieser bindet und lähmt die moralischen Triebe selbst, welche jene Forderung aufwerfen mußten. Nichts ist daher der Empfänglichkeit für das wahre Schöne nachtheiliger als diese beyden nur allzugewöhnlichen Gemüthsstimmungen unter den Menschen, und es erklärt sich daraus, warum so gar wenige, selbst von den Bessern ja den Besten,
 30 in ästhetischen Dingen ein Urtheil haben. Die Schönheit ist das Produkt der Zusammenstimmung zwischen dem Geist und den Sinnen, es spricht zu allen Vermögen des Menschen zugleich, und kann daher

2: Fähigkeit, B b. — 8: Selbstthätigkeit R W (vgl. unten S. 513). —
 16: erweist, B b. — 18: mehresten R, meisten M. — 21: Geistesruhe B b. —
 24: befriedigt B b. — 29: Bessern, B, Bessern, b. — ja den Besten,] fehlt B b
 R W M. — 30: ein richtiges Urtheil B b R W M.

nur unter der Voraussetzung eines vollständigen und freyen Gebrauchs aller seiner Kräfte empfunden und gewürdigt werden. Einen offenen Sinn, ein erweitertes Herz, einen frischen und ungeschwächten Geist muß man dazu ' mitbringen, seine ganze Natur muß man beysammen 98
5 haben; welches keineswegs der Fall derjenigen ist, die durch abstraktes Denken in sich selbst getheilt, durch kleinliche Geschäftsformeln eingeengt, durch anstrengendes Aufmerken ermattet sind. Diese verlangen zwar nach einem sinnlichen Stoff, aber nicht um das Spiel der Denkräfte daran fortzusetzen, sondern um es einzustellen. Sie
10 wollen frey seyn, aber nur von einer Last, die ihre Trägheit ermüdete, nicht von einer Schranke, die ihre Thätigkeit hemmte.

Darf man sich also noch über das Glück der Mittelmäßigkeit und Leerheit in ästhetischen Dingen, und über die Rache der schwachen Geister an dem wahren und energischen Schönen verwundern? Auf
15 Erhöhung rechneten sie bey diesem, aber auf eine Erhöhung nach ihrem Bedürfniß und nach ihrem armen Begriff, und mit Verdruß entdecken sie, daß ihnen jetzt erst eine Kraftäuserung zugemuthet wird, zu der ihnen auch in ihrem besten Moment das Vermögen fehlen möchte. Dort hingegen sind sie willkommen, wie sie sind, denn so
20 wenig Kraft sie auch mitbringen, so brauchen sie doch noch viel weniger, um den Geist ihres Schriftstellers auszuschöpfen. Der Last des Denkens sind sie hier auf einmal entledigt, und die losgepannte Natur darf sich im seligen Genuß des Nichts, auf dem weichen Polster der Platitude pflegen. In dem Tempel Thaliens und Melpome-
25 nens, so wie er bey uns bestellt ist, thront die geliebte Göttinn, empfängt in ihrem weiten Schooß den stumpfsinnigen ' Gelehrten und 99
den erschöpften Geschäftsmann, und wiegt den Geist in einen magnetischen Schlaf, indem sie die erstarrten Sinne erwärmt, und die Einbildungskraft in einer süßen Bewegung schaukelt.

90 Und warum wollte man den gemeinen Köpfen nicht nachsehen, was selbst den Besten oft genug zu begegnen pflegt. Der Nachlaß, welchen die Natur nach jeder anhaltenden Spannung fodert und sich auch ungefordert nimmt, (und nur für solche Momente pflegt man den

6—7: eingeengt, B. — 12: Glück B b. — 17: Kraftäuserung B b. — 18: besten B. — 25: Göttin, B. — 31: Besten B.

Genuß schöner Werke aufzusparen) ist der ästhetischen Urtheilskraft so wenig günstig, daß unter den eigentlich beschäftigten Klassen nur äußerst wenige seyn werden, die in Sachen des Geschmacks mit Sicherheit und, worauf hier so viel ankommt, mit Gleichförmigkeit urtheilen 5 können. Nichts ist gewöhnlicher als daß sich die Gelehrten, den gebildeten Weltleuten gegenüber, in Urtheilen über die Schönheit die lächerlichsten Blößen geben, und daß besonders die Kunstrichter von Handwerk der Spott aller Kenner sind. Ihr verwahrloßtes, bald über-
 10 und wenn sie auch zu Vertheidigung desselben in der Theorie etwas aufgegriffen haben, so können sie daraus nur technische (die Zweckmäßigkeit eines Werks betreffende) nicht aber ästhetische Urtheile bilden, welche immer das Ganze umfassen müssen, und bey denen also die Empfindung entscheiden muß. Wenn sie endlich nur gut-
 15 willig auf die letztern Verzicht leisten und es bey den erstern bewenden lassen wollten, so möchten sie immer noch ' Nutzen genug stiften, 100 da der Dichter in seiner Begeisterung und der empfindende Leser im Moment des Genußes das Einzelne gar leicht vernachlässigen. Ein desto lächerlicheres Schauspiel ist es aber, wenn diese rohen Naturen,
 20 die es mit aller peinlichen Arbeit an sich selbst höchstens zu Ausbildung einer einzelnen Fertigkeit bringen, ihr dürftiges Individuum zum Repräsentanten des allgemeinen Gefühls aufstellen, und im Schweiß ihres Angesichts — über das Schöne richten.

Dem Begriff der Erhöhung, welche die Poesie zu gewähren 25 habe, werden, wie wir gesehen, gewöhnlich viel zu enge Grenzen gesetzt, weil man ihn zu einseitig auf das bloße Bedürfniß der Sinnlichkeit zu beziehen pflegt. Gerade umgekehrt wird dem Begriff der Beredlung, welche der Dichter beabsichtigen soll, gewöhnlich ein viel zu weiter Umfang gegeben, weil man ihn zu einseitig nach der bloßen
 30 Idee bestimmt.

Der Idee nach geht nemlich die Beredlung immer ins Unendliche, weil die Vernunft in ihren Forderungen sich an die nothwendigen Schranken der Sinnwelt nicht bindet, und nicht eher als bey dem

3: äußerst B b. — 5: gewöhnlicher, B. — 8: verwahrloßtes, B b. — 8-9: überspanntes B. — 9: meisten K, meisten M. — 15: dem ersten K. — 18: vernachlässigen. B. — 20: beabsichtigen B b K M.

absolut Vollkommenen stille steht. Nichts, worüber sich noch etwas höheres denken läßt, kann ihr Genüge leisten; vor ihrem strengen Gerichte entschuldigt kein Bedürfniß der endlichen Natur: sie erkennt
 5 wir, daß er sich über alle Grenzen der Zeit und des Raumes schwingt. Ein solches Ideal der Veredlung, welches die Vernunft in ihrer reinen 101 Gesetzgebung vorzeichnet, darf sich also der Dichter eben so wenig als jenes niedrige Ideal der Erhöhung, welches die Sinnlichkeit aufstellt, zum Zwecke setzen, da er die Menschheit zwar von allen zufälligen
 10 Schranken befreien soll, aber ohne ihren Begriff aufzuheben und ihre nothwendigen Grenzen zu verrücken. Was er über diese Linien hinaus sich erlaubt, ist Ueberspannung, und zu dieser eben wird er nur allzuleicht durch einen falsch verstandenen Begriff von Veredlung verleitet. Aber das schlimme ist, daß er sich selbst zu dem wahren Ideal mensch-
 15 licher Veredlung nicht wohl erheben kann, ohne noch einige Schritte über dasselbe hinaus zu gerathen. Um nehmlich dahin zu gelangen, muß er die Wirklichkeit verlassen, denn er kann es, wie jedes Ideal, nur aus innern und moralischen Quellen schöpfen. Nicht in der Welt die ihn umgiebt und im Geräusch des handelnden Lebens, in seinem
 20 Herzen nur trifft er es an, und nur in der Stille einsamer Betrachtung findet er sein Herz. Aber diese Abgezogenheit vom Leben wird nicht immer bloß die zufälligen — sie wird öfters auch die nothwendigen und unüberwindlichen Schranken der Menschheit aus seinen Augen rücken, und indem er die reine Form sucht, wird er in Ge-
 25 fahr seyn, allen Gehalt zu verlieren. Die Vernunft wird ihr Geschäft viel zu abgesondert von der Erfahrung treiben, und was der contemplative Geist auf dem ruhigen Wege des Denkens aufgefunden, wird der handelnde Mensch auf dem drangvollen Wege des Lebens nicht in Erfüllung bringen können. So bringt gewöhnlich eben das 102
 30 den Schwärmer hervor, was allein im Stande war, den Weisen zu bilden, und der Vorzug des letztern möchte wohl weniger darinn bestehen, daß er das erste nicht geworden, als darinn, daß er es nicht geblieben ist.

4: andere K. — von diesem K M] an diesem A B b B. — 7: vorzeichnet darf A. — 18: Welt, B. — 20: trifft B.

Da es also weder dem arbeitenden Theile der Menschen überlassen werden darf, den Begriff der Erhöhung nach seinem Bedürfnisse, nach dem contemplativen Theile, den Begriff der Veredlung nach seinen Speculationen zu bestimmen, wenn jener Begriff nicht zu 5 physisch und der Poesie zu unwürdig, dieser nicht zu hyperphysisch und der Poesie zu überschwenglich ausfallen soll — diese beyden Begriffe aber, wie die Erfahrung lehrt, das allgemeine Urtheil über Poesie und poetische Werke regieren, so müssen wir uns, um sie auslegen zu lassen, nach einer Klasse von Menschen umsehen, welche 10 ohne zu arbeiten thätig ist, und idealisiren kann, ohne zu schwärmen; welche alle Realitäten des Lebens mit den wenigstmöglichen Schranken desselben in sich vereinigt, und vom Strome der Begebenheiten getragen wird, ohne der Raub desselben zu werden. Nur eine solche Klasse kann das schöne Ganze menschlicher Natur, welches durch jede 15 Arbeit augenblicklich, und durch ein arbeitendes Leben anhaltend zerstört wird, aufbewahren, und in allem was rein menschlich ist durch ihre Gefühle dem allgemeinen Urtheil Gesetze geben. Ob eine solche Klasse wirklich existiere, oder vielmehr ob diejenige, welche unter ähnlichen äußern Verhältnissen wirklich existiert, diesem Begriffe 'auch 103 20 im innern entspreche, ist eine andre Frage, mit der ich hier nichts zu schaffen habe. Entspricht sie demselben nicht, so hat sie bloß sich selbst anzulagen, da die entgegengesetzte arbeitende Klasse wenigstens die Genußthung hat, sich als ein Opfer ihres Berufs zu betrachten. In einer solchen Volksklasse (die ich aber hier bloß als 25 Idee aufstelle, und keineswegs als ein Factum bezeichnet haben will) würde sich der naive Charakter mit dem sentimentalischen also vereinigen, daß jeder den andern vor seinem Extreme bewahrte, und indem der erste das Gemüth vor Ueberspannung schützte, der andere es vor Erschlaffung sicher stellte. Denn endlich müssen wir es 30 doch gestehen, daß weder der naive noch der sentimentalische Charakter für sich allein betrachtet, das Ideal schöner Menschlichkeit ganz erschöpfen, das nur aus der innigen Verbindung beyder hervorgehen kann.

6: überschwänglich R, überschwänglich B M. — 16: allem, B b. — ist, B b. — 18: existire, B b. — 19: äußern B b. — existirt, B b. — 20: Innern B. — 30—31: Charakter, B b.

Zwar solange man beyde Charaktere biß zum dichterischen
 exaltiert, wie wir sie auch bißher betrachtet haben, verliert sich vieles
 von den ihnen abhrierenden Schranken und auch ihr Gegensatz wird
 immer weniger merklich, in einem je höhern Grad sie poetisch wer-
 5 den; denn die poetische Stimmung ist ein selbstständiges Ganze, in
 welchem alle Unterschiede und alle Mängel verschwinden. Aber eben
 darum, weil es nur der Begriff des poetischen ist, in welchem beyde
 Empfindungsarten zusammentreffen können, so wird ihre gegenseitige
 Verschiedenheit und Bedürftigkeit in demselben Grade merklicher, als
 10 sie den poetischen Charakter ablegen; und dieß ' ist der Fall im ge- 104
 meinen Leben. Je tiefer sie zu diesem herabsteigen, desto mehr ver-
 lieren sie von ihrem generischen Charakter, der sie einander näher
 bringt, biß zuletzt in ihren Karrikaturen nur der Artcharakter übrig
 bleibt, der sie einander entgegen setzt.

15 Dieses führt mich auf einen sehr merkwürdigen psychologischen
 Antagonism unter den Menschen in einem sich kultivierenden Jahr-
 hundert: einen Antagonism, der, weil er radikal und in der innern
 Gemthsform gegründet ist, eine schlimmere Trennung unter den
 Menschen anrichtet, als der zufällige Streit der Interessen je hervor-
 20 bringen könnte; der dem Künstler und Dichter alle Hoffnung benimmt,
 allgemein zu gefallen und zu rühren, was doch seine Aufgabe ist, der
 es dem Philosophen auch wenn er alles gethan hat, unmöglich macht,
 allgemein zu überzeugen, was doch der Begriff einer Philosophie mit
 sich bringt, der es endlich dem Menschen im praktischen Leben niemals
 25 vergönnen wird, seine Handlungsweise allgemein gebilliget zu sehen:
 kurz einen Gegensatz, welcher Schuld ist, daß kein Werk des Geistes
 und keine Handlung des Herzens bey Einer Klasse ein entscheidendes
 Glück machen kann, ohne eben dadurch bey der andern sich einen
 Verdammungspruch zuzuziehen. Dieser Gegensatz ist ohne Zweifel so
 30 alt, als der Anfang der Kultur und dürfte vor dem Ende derselben
 schwerlich anders als in einzelnen seltenen Subjekten, deren es hoffent-
 lich immer gab und immer geben wird, beygelegt werden; aber ob-

1: so lange B b. — biß B. — 2: exaltirt, B b. — bißher B. — 3: ab-
 hrierenden B b. — 12: Charakter der A. — 14: entgegensetzt. B b. — 16: kulti-
 virenden B. — 20: könnte, B b. — Hoffnung B b. — 21: seine B. — 22: Philo-
 sophen, B b.

gleich zu seinen Wirkungen auch diese gehört, daß ' er jeden Versuch 105 zu seiner Beylegung vereitelt, weil kein Theil dahin zu bringen ist, einen Mangel auf seiner Seite und eine Realität auf der andern einzugestehen, so ist es doch immer Gewinn genug, eine so wichtige Trennung bis zu ihrer letzten Quelle zu verfolgen, und dadurch den eigentlichen Punkt des Streits wenigstens auf eine einfachere Formel zu bringen.

Man gelangt am besten zu dem wahren Begriff dieses Gegen-
sazes, wenn man, wie ich eben bemerkte, sowohl von dem naiven
10 als von dem sentimentalischen Charakter absondert, was beyde poetisches haben. Es bleibt alsdann von dem erstern nichts übrig, als, in Rücksicht auf das theoretische, ein nüchterner Beobachtungsgeist und eine feste Anhänglichkeit an das gleichförmige Zeugniß der Sinne; in Rücksicht auf das praktische eine resignirte Unterwerfung unter die
15 Nothwendigkeit (nicht aber unter die blinde Nöthigung) der Natur: eine Ergebung also in das, was ist und was seyn muß. Es bleibt von dem sentimentalischen Charakter nichts übrig, als (im theoretischen) ein unruhiger Speculationsgeist, der auf das Unbedingte in allen Erkenntnissen dringt, im praktischen ein moralischer Rigorism, der
20 auf dem Unbedingten in Willenshandlungen besteht. Wer sich zu der ersten Klasse zählt, kann ein Realist, und wer zur andern, ein Idealist genannt werden; bey welchen Namen man sich aber weder an den guten noch schlimmen Sinn, den man in der Metaphysik damit verbindet, erinnern darf.*

25 * Ich bemerkte, um jeder Mißdeutung vorzubeugen, daß es ' bey dieser Eintheilung ganz und gar nicht darauf abgesehen ist, eine Wahl zwischen beyden, folglich eine Begünstigung des Einen mit Ausschließung des andern zu veranlassen. Gerade diese Ausschließung, welche sich in der Erfahrung findet, bekämpfe ich; und das Resultat der gegenwärtigen Betrachtungen wird der Beweis seyn, daß
30 nur durch die vollkommen gleiche Einschließung beyder dem Vernunftbegriffe der Menschheit kann Genüge geleistet werden. Uebrigens nehme ich beyde in ihrem würdigsten Sinn und in der ganzen Fülle ihres Begriffs, der nur immer mit der Reinheit desselben, und mit Beybehaltung ihrer specifischen Unterschiede bestehen kann. Auch wird es sich zeigen, daß ein hoher Grad menschlicher Wahrheit sich mit beyden
35 verträgt, und daß ihre Abweichungen von einander zwar im einzelnen, aber nicht im Ganzen, zwar der Form aber nicht dem Gehalt nach eine Veränderung machen.

8: besten B. — 12: Theoretische, B. — 14: Praktische B. — 29: Beweis B b. — 35: verträgt und B.

' Da der Realist durch die Nothwendigkeit der Natur sich bestimmen 106
 läßt, der Idealist durch die Nothwendigkeit der Vernunft sich bestimmt,
 so muß zwischen beyden dasselbe Verhältniß Statt finden, welches
 zwischen den Wirkungen der Natur und den Handlungen der Ver-
 5 nunft angetroffen wird. Die Natur, wissen wir, obgleich eine un-
 endliche Größe im Ganzen, zeigt sich in jeder einzelnen Wirkung
 abhängig und bedürftig; nur in dem All ihrer Erscheinungen drückt
 sie einen selbstständigen großen Charakter aus. Alles individuelle
 in ihr ist nur deswegen, weil etwas anderes ist; nichts springt aus
 10 sich selbst, alles nur aus dem vorübergehenden Moment ' hervor, um 107
 zu einem folgenden zu führen. Aber eben diese gegenseitige Be-
 ziehung der Erscheinungen auf einander sichert einer jeden das Da-
 seyn durch das Daseyn der andern, und von der Abhängigkeit ihrer
 Wirkungen ist die Stätigkeit und Nothwendigkeit derselben unzertrenn-
 15 lich. Nichts ist frey in der Natur, aber auch nichts ist willkürlich
 in derselben.

Und gerade so zeigt sich der Realist, sowohl in seinem Wissen
 als in seinem Thun. Auf alles, was bedingungsweise existiert, er-
 streckt sich der Kreis seines Wissens und Wirkens, aber nie bringt er
 20 es auch weiter als zu bedingten Erkenntnissen, und die Regeln, die
 er sich aus einzelnen Erfahrungen bildet, gelten in ihrer ganzen
 Strenge genommen, auch nur Einmal; erhebt er die Regel des Augen-
 blicks zu einem allgemeinen Gesetz, so wird er sich unausbleiblich in
 Irrthum stürzen. Will daher der Realist in seinem Wissen zu etwas
 25 unbedingtem gelangen, so muß er es auf dem nehmlichen Wege ver-
 suchen, auf dem die Natur ein unendliches wird, nehmlich auf dem
 Wege des Ganzen und in dem All der Erfahrung. Da aber die
 Summe der Erfahrung nie völlig abgeschlossen wird, so ist eine
 comparative Allgemeinheit das höchste, was der Realist in seinem
 30 Wissen erreicht. Auf die Wiederkehr ähnlicher Fälle baut er seine
 Einsicht, und wird daher richtig urtheilen in allem, was in der Ord-
 nung ist; in allem hingegen, was zum erstenmal sich darstellt, fehrt
 seine Weisheit zu ihrem Anfang zurück.

8: Individuelle B. — 15: Natur aber A. — willkürlich B. — 18: existirt,
 B b. — 21: gelten, B b. — 22: Einmal, B. — 25: unbedingtem A. — 33: Weis-
 heit B.

Was von dem Wissen des Realisten gilt, das gilt ' auch von 108
 seinem (moralischen) Handeln. Sein Charakter hat Moralität, aber
 diese liegt, ihrem reinen Begriffe nach, in keiner einzelnen That,
 nur in der ganzen Summe seines Lebens. In jedem besondern Fall
 5 wird er durch äufre Ursachen und durch äufre Zwecke bestimmt wer-
 den; nur daß jene Ursachen nicht zufällig, jene Zwecke nicht augen-
 blicklich sind, sondern aus dem Naturganzen subjektiv fließen, und
 auf dasselbe sich objektiv beziehen. Die Antriebe seines Willens sind
 also zwar in rigoristischem Sinne weder frey genug, noch moralisch
 10 lauter genug, weil sie etwas anders als den bloßen Willen zu ihrer
 Ursache und etwas anders als das bloße Gesetz zu ihrem Gegenstand
 haben; aber es sind eben so wenig blinde und materialistische An-
 triebe, weil dieses andre das absolute Ganze der Natur, folglich etwas
 selbstständiges und nothwendiges ist. So zeigt sich der gemeine Menschen-
 15 verstand, der vorzügliche Antheil des Realisten, durchgängig im Denken
 und im Betragen. Aus dem einzelnen Falle schöpft er die Regel
 seines Urtheils, aus einer innern Empfindung die Regel seines
 Thuns; aber mit glücklichem Instinkt weiß er von beyden alles Mo-
 mentane und Zufällige zu scheiden. Bey dieser Methode fährt er im
 20 Ganzen vortreflich und wird schwerlich einen bedeutenden Fehler sich
 vorzuwerfen haben; nur auf Größe und Würde möchte er in keinem
 besondern Fall Anspruch machen können. Diese ist nur der Preis
 der Selbstständigkeit und Freyheit, und davon sehen wir in seinen
 einzelnen Handlungen zu wenige Spuren.

25 ' Ganz anders verhält es sich mit dem Idealisten, der aus sich 109
 selbst und aus der bloßen Vernunft seine Erkenntnisse und Motive
 nimmt. Wenn die Natur in ihren einzelnen Wirkungen immer ab-
 hängig und beschränkt erscheint, so legt die Vernunft den Charakter
 der Selbstständigkeit und Vollendung gleich in jede einzelne Handlung.
 30 Aus sich selbst schöpft sie alles, und auf sich selbst bezieht sie alles.
 Was durch sie geschieht, geschieht nur um ihrentwillen; eine absolute
 Größe ist jeder Begriff den sie aufstellt, und jeder Entschluß den sie
 bestimmt. Und eben so zeigt sich auch der Idealist, soweit er diesen

5: äufre b, äußere B. — 6: zufällig; B. — 11: bloße B. — 22: Preis
 B b. — 26: bloßen B. — 32: Begriff, B b. — Entschluß, B b.

Nahmen mit Recht führt, in seinem Wissen, wie in seinem Thun. Nicht mit Erkenntnissen zufrieden, die bloß unter bestimmten Voraussetzungen gültig sind, sucht er bis zu Wahrheiten zu dringen, die nichts mehr voraussetzen und die Voraussetzung von allem andern
 5 sind. Ihn befriedigt nur die philosophische Einsicht, welche alles bedingte Wissen auf ein unbedingtes zurückführt, und an dem Nothwendigen in dem menschlichen Geist alle Erfahrung befestigt; die Dinge, denen der Realist sein Denken unterwirft, muß Er sich, seinem Denkvermögen unterwerfen. Und er verfährt hierinn mit
 10 völliger Befugniß, denn wenn die Gesetze des menschlichen Geistes nicht auch zugleich die Weltgesetze wären, wenn die Vernunft endlich selbst unter der Erfahrung stünde, so würde auch keine Erfahrung möglich seyn.

Aber er kann es bis zu absoluten Wahrheiten gebracht haben,
 15 und dennoch in seinen Kenntnissen dadurch nicht viel gefördert seyn. 110 Denn alles freylich steht zuletzt unter nothwendigen und allgemeinen Gesetzen, aber nach zufälligen und besondern Regeln wird jedes einzelne regiert; und in der Natur ist alles einzeln. Er kann also mit seinem philosophischen Wissen das Ganze beherrschen, und für das
 20 Besondre, für die Ausübung, dadurch nichts gewonnen haben: ja, indem er überall auf die obersten Gründe dringt, durch die alles möglich wird, kann er die nächsten Gründe, durch die alles wirklich wird, leicht versäumen; indem er überall auf das Allgemeine sein Augenmerk richtet, welches die verschiedensten Fälle einander gleich
 25 macht, kann er leicht das besondre vernachlässigen, wodurch sie sich von einander unterscheiden. Er wird also sehr viel mit seinem Wissen umfassen können, und vielleicht eben deswegen wenig fassen, und oft an Einsicht verlieren, was er an Uebersicht gewinnt. Daher kommt es, daß, wenn der speculative Verstand den
 30 gemeinen um seiner Beschränktheit willen verachtet, der gemeine Verstand den speculativen seiner Leerheit wegen verlacht; denn die Erkenntnisse verlieren immer an bestimmtem Gehalt, was sie an Umfang gewinnen.

3: bis B. — 7: befestiget; B b. — 8: er sich, B b. — 9: hierin B. — 14: bis B. — 21 u. 23: überall B b. — 25: Besondre B. — vernachlässigen, B. — 28: verlieren; B. — 29: es daß A. — 32: bestimmten A.

In der moralischen Beurtheilung wird man bey dem Idealisten eine reinere Moralität im Einzelnen, aber weit weniger moralische Gleichförmigkeit im Ganzen, finden. Da er nur in so fern Idealist heißt, als er aus reiner Vernunft seine Bestimmungsgründe nimmt, 5 die Vernunft aber in jeder ihrer Aeußerungen sich absolut beweist, 111 so tragen schon seine einzelnen Handlungen, sobald sie überhaupt nur moralisch sind, den ganzen Charakter moralischer Selbstständigkeit und Freyheit, und giebt es überhaupt nur im wirklichen Leben eine wahrhaft sittliche That, die es auch vor einem rigoristischen Urtheil 10 bliebe, so kann sie nur von dem Idealisten ausgeübt werden. Aber je reiner die Sittlichkeit seiner einzelnen Handlungen ist, desto zufälliger ist sie auch; denn Stätigkeit und Nothwendigkeit ist zwar der Charakter der Natur aber nicht der Freyheit. Nicht zwar, als ob der Idealismus mit der Sittlichkeit je in Streit gerathen könnte, 15 welches sich widerspricht; sondern weil die menschliche Natur eines consequenten Idealismus gar nicht fähig ist. Wenn sich der Realist, auch in seinem moralischen Handeln, einer physischen Nothwendigkeit ruhig und gleichförmig unterordnet, so muß der Idealist einen Schwung nehmen, er muß augenblicklich seine Natur exaltieren, und 20 er vermag nichts, als insofern er begeistert ist. Alsdann freylich vermag er auch desto mehr, und sein Betragen wird einen Charakter von Höheit und Größe zeigen, den man in den Handlungen des Realisten vergeblich sucht. Aber das wirkliche Leben ist keineswegs geschickt, jene Begeisterung in ihm zu wecken und noch viel weniger 25 sie gleichförmig zu nähren. Gegen das Absolutgroße, von dem er jedesmal ausgeht, macht das Absolutkleine des einzelnen Falles, auf den er es anzuwenden hat, einen gar zu starken Absatz. Weil sein Wille der Form nach immer auf das Ganze gerichtet ist, so 112 will er ihn, der Materie nach, nicht auf Bruchstücke richten, und 30 doch sind es mehrentheils nur geringfügige Leistungen, wodurch er seine moralische Gesinnung beweisen kann. So geschieht es denn nicht selten, daß er über dem unbegrenzten Ideale den begrenzten Fall der Anwendung übersieht, und von einem Maximum erfüllt, das

2: im Einzelnen, B R W M] in einzelnen, A b. — 5: Aeußerungen B b. — beweist, B b. — 13: Natur, B. — 19: exaltiren, B b. — 20: in sofern B b. — 24: we-|ten B, we-|den b. — 33: und, b.

Minimum verabsäumt, aus dem allein doch alles Große in der Wirklichkeit erwächst.

Will man also dem Realisten Gerechtigkeit wiederfahren lassen, so muß man ihn nach dem ganzen Zusammenhang seines Lebens 5 richten; will man sie dem Idealisten erweisen, so muß man sich an einzelne Aeußerungen desselben halten, aber man muß diese erst herauswählen. Das gemeine Urtheil, welches so gern nach dem einzelnen entscheidet, wird daher über den Realisten gleichgültig schweigen, weil seine einzelnen Lebensakte gleich wenig Stoff 10 zum Lob und zum Tadel geben; über den Idealisten hingegen wird es immer Parthey ergreifen, und zwischen Verwerfung und Bewunderung sich theilen, weil in dem einzelnen sein Mangel und seine Stärke liegt.

Es ist nicht zu vermeiden, daß bey einer so großen Abweichung 15 in den Principien beyde Partheyen in ihren Urtheilen einander nicht oft gerade entgegengesetzt seyn, und, wenn sie selbst in den Objecten und Resultaten übereinträfen, nicht in den Gründen auseinander seyn sollten. Der Realist wird fragen, wozu eine Sache gut sey? und die Dinge nach dem, was sie werth sind, zu taxiren wissen: der 20 Idealist wird fragen, ob sie gut sey? und die Dinge nach dem taxiren, was sie würdig' sind. Von dem was seinen Werth und 113 Zweck in sich selbst hat (das Ganze jedoch immer ausgenommen) weiß und hält der Realist nicht viel; in Sachen des Geschmacks wird er dem Vergnügen, in Sachen der Moral wird er der Glückseligkeit das 25 Wort reden, wenn er diese gleich nicht zur Bedingung des sittlichen Handelns macht; auch in seiner Religion vergißt er seinen Vortheil nicht gern, nur daß er denselben in dem Ideale des höchsten Guts veredelt und heiligt. Was er liebt wird er zu beglücken, der Idealist wird es zu veredeln suchen. Wenn daher der Realist in seinen 30 politischen Tendenzen den Wohlstand bezweckt, gesetzt daß es auch von der moralischen Selbstständigkeit des Volks etwas kosten sollte, so wird der Idealist, selbst auf Gefahr des Wohlstandes, die Freyheit zu seinem Augenmerk machen. Unabhängigkeit des Zustandes

2: erwächst. B b. — 6: Aeußerungen B. — 8: Einzelnen B. — über dem A.
— 21: Von dem, B b. — 28: liebt, B b. — 29: zu B. — 30: poetischen Tendenzen A. — daß er auch B.

ist jenem, Unabhängigkeit von dem Zustand ist diesem das höchste Ziel, und dieser charakteristische Unterschied läßt sich durch ihr beiderseitiges Denken und Handeln verfolgen. Daher wird der Realist seine Zuneigung immer dadurch beweisen, daß er giebt, der Idealist da-
 5 durch, daß er empfängt; durch das, was er in seiner Großmuth aufopfert, verräth jeder, was er am höchsten schätzt. Der Idealist wird die Mängel seines Systems mit seinem Individuum und seinem zeitlichen Zustand bezahlen, aber er achtet dieses Opfer nicht; der Realist büßt die Mängel des seinigen mit seiner persönlichen Würde,
 10 aber er erfährt nichts von diesem Opfer. Sein System bewährt sich 114 an allem, wovon er Kunde hat, und wornach er ein Bedürfnis empfindet — was bekümmern ihn Güter, von denen er keine Ahnung und an die er keinen Glauben hat? Genug für ihn, er ist im Besitze, die Erde ist sein, und es ist Licht in seinem Verstande, und Zufriedenheit wohnt in seiner Brust. Der Idealist hat lange kein so
 15 gutes Schicksal. Nicht genug, daß er oft mit dem Glücke zerfällt, weil er versäumte, den Moment zu seinem Freunde zu machen, er zerfällt auch mit sich selbst, weder sein Wissen, noch sein Handeln kann ihm Genüge thun. Was er von sich fodert, ist ein Unendliches,
 20 aber beschränkt ist alles, was er leistet. Diese Strenge, die er gegen sich selbst beweist, verläugnet er auch nicht in seinem Betragen gegen andre. Er ist zwar großmüthig, weil er sich Andern gegenüber seines Individuums weniger erinnert, aber er ist öfters unbillig, weil er das Individuum eben so leicht in andern übersieht. Der Realist hin-
 25 gegen ist weniger großmüthig, aber er ist billiger, da er alle Dinge mehr in ihrer Begrenzung beurtheilt. Das Gemeine, ja selbst das Niedrige im Denken und Handeln kann er verzeihen, nur das Willkürliche, das Eccentrische nicht; der Idealist hingegen ist ein geschwornener Feind alles Kleinlichen und Platten, und wird sich
 30 selbst mit dem Extravaganten und Ungeheuren versöhnen, wenn es nur von einem großen Vermögen zeugt. Jener beweist sich als Menschenfreund, ohne eben einen sehr hohen Begriff von den Menschen und der Menschheit zu haben; dieser denkt von der Mensch-

1: Zustände B b. — 18: selbst; B. — 21: beweist, B b. — 22: gegenüber, A b. — 27: verzeihen, B. — 29: Willkürliche, B. — Eccentrische R W M. — 30: Ungeheuern B. — 31: beweist B b.

heit so groß, daß ' er darüber in Gefahr kommt, die Menschen zu 115
verachten.

Der Realist für sich allein würde den Kreis der Menschheit nie
über die Grenzen der Sinnenwelt hinaus erweitert, nie den mensch-
5 lichen Geist mit seiner selbstständigen Größe und Freiheit bekannt
gemacht haben; alles Absolute in der Menschheit ist ihm nur eine
schöne Schimäre und der Glaube daran nicht viel besser als Schwär-
merey, weil er den Menschen niemals in seinem reinen Vermögen,
immer nur in einem bestimmten und eben darum begrenzten Wirken
10 erblickt. Aber der Idealist für sich allein würde eben so wenig die
sinnlichen Kräfte cultiviert und den Menschen als Naturwesen aus-
gebildet haben, welches doch ein gleich wesentlicher Theil seiner Be-
stimmung, und die Bedingung aller moralischen Vereblung ist. Das
Streben des Idealisten geht viel zu sehr über das sinnliche Leben und
15 über die Gegenwart hinaus; für das Ganze nur, für die Ewigkeit
will er säen und pflanzen; und vergißt darüber, daß das Ganze nur
der vollendete Kreis des Individuellen, daß die Ewigkeit nur eine
Summe von Augenblicken ist. Die Welt wie der Realist sie um sich
herum bilden möchte, und wirklich bildet, ist ein wohlangelegter
20 Garten, worinn alles nützt, alles seine Stelle verdient, und was
nicht Früchte trägt verbannt ist; die Welt unter den Händen des
Idealisten ist eine weniger benutzte aber in einem größeren Cha-
rakter ausgeführte Natur. Jenem fällt es nicht ein, daß der Mensch
noch zu etwas anderm da seyn ' könne, als wohl und zufrieden zu 116
25 leben; und daß er nur deswegen Wurzeln schlagen soll, um seinen
Stamm in die Höhe zu treiben. Dieser denkt nicht daran, daß er
vor allen Dingen wohl leben muß, um gleichförmig gut und edel zu
denken, und daß es auch um den Stamm gethan 'ist, wenn die
Wurzeln fehlen.

30 Wenn in einem System etwas ausgelassen ist, wornach doch ein
dringendes und nicht zu umgehendes Bedürfniß in der Natur sich vor-
findet, so ist die Natur nur durch eine Inconsequenz gegen das System
zu befriedigen. Einer solchen Inconsequenz machen auch hier beyde

9: und, A b. — 11: cultivirt B b. — 18: Welt, B b. — 20: worin B. —
22: benutzte, B. — 24: andern A.

Theile sich schuldig, und sie beweist, wenn es bis jetzt noch zweifelhaft geblieben seyn könnte, zugleich die Einseitigkeit beyder Systeme und den reichen Gehalt der menschlichen Natur. Von dem Idealisten brauch ich es nicht erst insbesondere darzuthun, daß er nothwendig
 5 aus seinem System treten muß, sobald er eine bestimmte Wirkung bezweckt; denn alles bestimmte Daseyn steht unter zeitlichen Bedingungen und erfolgt nach empirischen Gesetzen. In Rücksicht auf den Realisten hingegen könnte es zweifelhafter scheinen, ob er nicht auch schon innerhalb seines Systems allen nothwendigen Forderungen der Menschheit
 10 Genüge leisten kann. Wenn man den Realisten fragt: warum thust du was recht ist und leidest was nothwendig ist? so wird er im Geiste seines Systems darauf antworten: weil es die Natur so mit sich
 117 bringt, weil es so seyn muß. Aber damit ist die Frage noch keineswegs beantwortet, denn es ist nicht davon die Rede, was die
 15 Natur mit sich bringt, sondern was der Mensch will, denn er kann ja auch nicht wollen, was seyn muß. Man wird ihn also wieder fragen können: warum willst du denn, was seyn muß? Warum unterwirfst sich dein freyer Wille dieser Naturnothwendigkeit, da er sich ihr eben so gut, (wenn gleich ohne Erfolg, von dem hier auch gar nicht
 20 die Rede ist) entgegensetzen könnte, und sich in Millionen deiner Brüder derselben wirklich entgegensetzt? Du kannst nicht sagen, weil alle andern Naturwesen sich derselben unterwerfen, denn du allein hast einen Willen, ja du fühlst, daß deine Unterwerfung eine freywillige seyn soll. Du unterwirfst dich also, wenn es freywillig ge-
 25 schieht, nicht der Naturnothwendigkeit selbst, sondern der Idee derselben; denn jene zwingt dich bloß blind, wie sie den Wurm zwingt, deinem Willen aber kann sie nichts anhaben, da du, selbst von ihr zermalmt, einen andern Willen haben kannst. Woher bringst du aber jene Idee der Naturnothwendigkeit? aus der Erfahrung doch wohl
 30 nicht, die dir nur einzelne Naturwirkungen aber keine Natur (als Ganzes) und nur einzelne Wirklichkeiten aber keine Nothwendigkeit liefert. Du gehst also über die Natur hinaus, und bestimmst dich

1: beweist, B b. — 4: darzuthun, A. — 8: zweifelhaft erscheinen, B. —
 15: will; B b. — 16—17: Man kann ihn also wieder fragen: B b R B M. —
 17: warum] Warum B b. — 22: andere R. — 29: Naturnothwendigkeit; A. —
 30: Naturwirkungen, B.

idealistisch, so oft du entweder moralisch handeln oder nur nicht blind leiden willst. Es ist also offenbar, daß der Realist würdiger handelt, als er seiner Theorie nach zugiebt, so wie der Idealist erhabener denkt, als er handelt. Ohne es sich selbst zu gestehen, be-
 5 weist jener durch die ganze Haltung seines Lebens die ' Selbstständig- 118
 keit, dieser durch einzelne Handlungen die Bedürftigkeit der menschlichen Natur.

Einem aufmerksamen und partheylosen Leser werde ich nach der hier gegebenen Schilderung (deren Wahrheit auch derjenige ein-
 10 gestehen kann, der das Resultat nicht annimmt) nicht erst zu be-
 weisen brauchen, daß das Ideal menschlicher Natur unter beyde
 vertheilt, von keinem aber völlig erreicht ist. Erfahrung und Ver-
 nunft haben beyde ihre eigene Gerechtsame, und keine kann in das
 Gebiet der andern einen Eingriff thun, ohne entweder für den
 15 innern oder äussern Zustand des Menschen schlimme Folgen anzu-
 richten. Die Erfahrung allein kann uns lehren, was unter ge-
 wissnen Bedingungen ist, was unter bestimmten Voraussetzungen er-
 folgt, was zu bestimmten Zwecken geschehen muß. Die Vernunft
 allein kann uns hingegen lehren, was ohne alle Bedingung gilt,
 20 und was nothwendig seyn muß. Maßen wir uns nun an, mit
 unserer bloßen Vernunft über das äufre Daseyn der Dinge etwas
 ausmachen zu wollen, so treiben wir bloß ein leeres Spiel und das
 Resultat wird auf Nichts hinauslaufen; denn alles Daseyn steht
 unter Bedingungen und die Vernunft bestimmt unbedingt. Lassen
 25 wir aber ein zufälliges Ereigniß über dasjenige entscheiden, was
 schon der bloße Begriff unsers eigenen Seyns mit sich bringt, so
 machen wir uns selber zu einem leeren Spiele des Zufalls und unsre
 Persönlichkeit wird auf nichts hinauslaufen. In dem ersten Fall ist
 es also um den Werth (den zeitlichen Gehalt) unsers Lebens, in
 30 ' dem zweyten um die Würde (den moralischen Gehalt) unsers Lebens 119
 gethan.

Zwar haben wir in der bisherigen Schilderung dem Realisten

1: idealistisch, B b R W M. — 3: Idealist B b R W M] Realist A. — 4—5: be-
 weist B b. — 8: partheylosen B. — 12: vertheilt; A. — 13: eigenen B b R W M.
 — 15: äussern B. — 20: Maßen B b. — 21: äußere B. — 23: Nichts B b. —
 32: bisherigen B.

einen moralischen Werth und dem Idealisten einen Erfahrungsgehalt zugestanden, aber bloß insofern beyde nicht ganz consequent verfahren und die Natur in ihnen mächtiger wirkt als das System. Obgleich aber beyde gegen das Ideal vollkommener Menschheit verlieren, so
 5 ist zwischen beyden doch der wichtige Unterschied, daß der Realist zwar dem Vernunftbegriff der Menschheit in keinem einzelnen Falle Genüge leistet, dafür aber dem Verstandesbegriff derselben auch niemals widerspricht, der Idealist hingegen zwar in einzelnen Fällen dem höchsten Begriff der Menschheit näher kommt, dagegen aber nicht selten sogar
 10 unter dem niedrigsten Begriffe derselben bleibt. Nun kommt es aber in der Praxis des Lebens weit mehr darauf an, daß das Ganze gleichförmig menschlich gut als daß das Einzelne zufällig göttlich sey — und wenn also der Idealist ein geschickteres Subjekt ist, uns von dem was der Menschheit möglich ist, einen großen Begriff
 15 zu erwecken und Achtung für ihre Bestimmung einzufloßen, so kann nur der Realist sie mit Stätigkeit in der Erfahrung ausführen, und die Gattung in ihren ewigen Grenzen erhalten. Jener ist zwar ein edleres aber ein ungleich weniger vollkommenes Wesen; dieser erscheint zwar durchgängig weniger edel, aber er ist dagegen desto vollkommener;
 20 denn das Edle liegt schon in dem Beweis eines großen Vermögens, aber das Vollkommene ' liegt in der Haltung des Ganzen und in 120 der wirklichen That.

Was von beyden Charakteren in ihrer besten Bedeutung gilt, das wird noch merklicher in ihren beyderseitigen Karrikaturen.
 25 Der wahre Realismus ist wohlthätiger in seinen Wirkungen und nur weniger edel in seiner Quelle; der falsche ist in seiner Quelle verächtlich und in seinen Wirkungen nur etwas weniger verderblich. Der - wahre Realist nehmlich unterwirft sich zwar der Natur und ihrer Nothwendigkeit; aber der Natur als einem Ganzen, aber ihrer ewigen
 30 und absoluten Nothwendigkeit, nicht ihren blinden und augenblicklichen Nöthigungen. Mit Freyheit umfaßt und befolgt er ihr Gesetz, und immer wird er das individuelle dem allgemeinen unterordnen;

2: in sofern B b. — 3—4: Obgleich aber beyde dem Ideal vollkommener Menschheit nicht ganz entsprechen, so B b & B M. — 13: geschickteres B b. — 14: uns] und B. — von dem, B b. — 23: besten B. — 25: wohlthätig B b & B. — 30: Nothwendigkeit nicht A. — 32: Individuelle B. — Allgemeinen B.

daßer kann es auch nicht fehlen, daß er mit dem ächten Idealisten in dem endlichen Resultat übereinkommen wird, wie verschieden auch der Weg ist, welchen beyde dazu einschlagen. Der gemeine Empiriker hingegen unterwirft sich der Natur als einer Macht, und mit wohl-
 5 loser blinder Ergebung. Auf das Einzelne sind seine Urtheile, seine Bestrebungen beschränkt; er glaubt und begreift nur was er betastet; er schätzt nur, was ihn sinnlich verbessert. Er ist daher auch weiter nichts, als was die äußern Eindrücke zufällig aus ihm machen wollen, seine Selbstheit ist unterdrückt, und als Mensch hat er absolut keinen
 10 Werth und keine Würde. Aber als Sache ist er noch immer etwas, er kann noch immer zu etwas gut seyn. Eben die Natur, der er sich blindlings überliefert, läßt ihn nicht ganz sinken; ihre ewigen 121 Grenzen schützen ihn, ihre unerschöpflichen Hülfsmittel retten ihn, sobald er seine Freyheit nur ohne allen Vorbehalt aufgibt. Obgleich
 15 er in diesem Zustand von keinen Gesetzen weiß, so walten diese doch unerkannt über ihm, und wie sehr auch seine einzelnen Bestrebungen mit dem Ganzen im Streit liegen mögen, so wird sich dieses doch unfehlbar dagegen zu behaupten wissen. Es giebt Menschen genug, ja wohl ganze Völker, die in diesem verächtlichen Zustande leben, die
 20 bloß durch die Gnade des Naturgesetzes, ohne alle Selbstheit bestehen, und daher auch nur zu etwas gut sind, aber daß sie auch nur leben und bestehen beweist, daß dieser Zustand nicht ganz gehaltlos ist.

Wenn dagegen schon der wahre Idealismus in seinen Wirkungen
 25 unsicher und öfters gefährlich ist, so ist der falsche in den seinigen schrecklich. Der wahre Idealist verläßt nur deswegen die Natur und Erfahrung, weil er hier das unwandelbare und unbedingt nothwendige nicht findet, wornach die Vernunft ihn doch streben heißt; der Phantast verläßt die Natur aus bloßer Willkühr, um dem Eigensinne
 30 der Begierden und den Launen der Einbildungskraft desto ungebundener nachgeben zu können. Nicht in die Unabhängigkeit von physischen Nöthigungen, in die Losspredung von moralischen setzt er seine Freyheit. Der Phantast verläugnet also nicht bloß den menschlichen — er verläugnet allen Charakter, er ist völlig ohne Gesetz, er ist

6: nur, B b. — 8: äußern B b. — 22: beweist, B b.

also gar nichts und dient auch zu gar nichts. Aber eben darum, weil die Phantasterey keine Ausschweifung der Natur sondern der 122 Freiheit ist, also aus einer an sich achtungswürdigen Anlage entspringt, die ins unendliche perfektibel ist, so führt sie auch zu einem
5 unendlichen Fall in eine bodenlose Tiefe, und kann nur in einer völligen Zerstörung sich endigen.

2: Natur, B.

Schema über den Dilettantismus.

Hauptgesetz: Dilettantismus ist unschuldiger, je er wirkt bildend in solchen Künsten, wo

Fach.	Nutzen für Subject.		Nutzen für Ganze.		Mitte Zeit in Deutschland.		Ausland.
	Nutzen	Schaden	Nutzen	Schaden	Mitte Zeit	Neue Zeit	
Poesie. Lyrisch. Pragmatisch.	Verstetliche Aus- bildung.	Flachheit.	Geselligkeit. Spreiztheit.	Mittelmaßigkeit.	Hebantismus.	Echöngelerei.	Frangessische Ausbildung in eigener Sprache (?). Latein der Engländer (?).
Zeichnen, Malen und Sculptur.	Ausbildung des Sch- organs, die completis- ten Formen zu be- merken.		Strengere For- derung ausdiesig- keit der Formen.	Falsche Kennen- schaft.		Zeichnen nach der Natur.	Frankreich, Rhinland, England Lands- schaften und Stützen.
Musik. Hervorbrin- gung. Ausbildung.	Beitverreicht mit einem genüßlicher Ernst aus me- dantischer Application. Ausbildung des Sinns.	Gebantenleertheit. Einnistigkeit.	Gesellschaftlichkeit und augenblid- liche Verbindung ohne Quereise.	Schlechte Nachbar- schaft. Leerheit.	Größerer Einfluß aufs lebensmässige Leben durch tragbare Ges- tentinstrumente. Mes- simum der Galanterie.	Klimpern.	Besondere Rast in Italien, wo die größere Vocalität der Nation der Musi- kerei mehr verbreitet. Will auch den elitenten Künsten.
Tanz.	Ausbildung des körpers.	Falsche Bildung des körpers.	Allgemeine Gesell- schaftlichkeit mit Gehaltigkeit.	Unmäßigkeit und wildes Ver- gügen.	Charakter und sym- bolische Bedeutung.	Bauernanz.	Frangessische Tänze gefällig u. anstän- dig. Deutschlands Engländer feier, ohne Bekleidungs sagen. In Italien herrscht nach das Charakter- stische und ist mehr Begleitung auf Kunst. Körperlicher Tanz eine anständige Prä- sentation des Körpers. In England Kauzange und formaler Tanz, me- chanisch, künstlich und sinnlich.
Architektur.	Richtung nach maler- mässigen Formen, die aus Verhältnissen über- gehen.	Nichtübergang zum Schönen und vollstän- digen, welches doch bei dieser Kunst unvermeidlich ist. Nicht so beim Tanz.	Findet nur in rohen Verhält- nissen statt.	Nicht nützlich und nicht schön. Peren- nierende Uniform und Verderbniß des Geschmackes.	Keine Tischlerei. Handwerk.	Reisen nach Italien und Frankreich, und besonders Gartenlieb- haber haben diesen Dilettantismus sehr befördert.	
Gartenkunst.	Ideales im Realen. Ergänzungen.	Phantastische und sen- simentalische Auktität. Phantasiewerk be- handelt.	Geselliges Social. Verhältniß von Kunst und Natur.	Vorliebe nehmen mit dem Schin. Vermischung von Kunst und Natur.	Wolke Rücksicht auf die Nützlichkeit.	Engl. Geschmack. Chinesischer.	
Theater.	Dem Tanz ähnlich. Ausland. Sprache. Eigenwort.	Karikatur der eige- nen Fehler wegen der Hollenwahl nach der Individualität.	Findet nur in rohen Verhält- nissen statt.	Summa.		Ursachen, warum diese Liebhaber jetzt so Dilettantismus wegen überhand nimmt. Ge- legenheit dazu.	In Frankreich weniger Phidoret kein Dilettantismus wegen ausgeschalteter Sprache, Tanz und einer obligaten Lyrikertum.

[Goethe erzählt in seinen Tag- und Jahreshäften (Goethe's Werke in Duodez B. 31, S. 84): „Erwarben nun auf diese Weise die Weimar'schen Kunstfreunde sich einiges Zutrauen in der Außenwelt, so war auch Schiller aufgeregt, unablässig die Betrachtung über Natur, Kunst und Sitten gemeinschaftlich anzustellen. Hier fühlten wir immer mehr die Nothwendigkeit von tabellarischer und symbolischer Behandlung. Wir zeichneten zusammen jene Temperamentsrose wiederholt, auch der nützliche und schädliche Einfluß des Dilettantismus auf alle Künste ward tabellarisch weiter ausgearbeitet, wovon die Blätter beidhandig noch vorliegen. Ueberhaupt wurden solche methodische Entwürfe durch Schiller's philosophischen Ordnungsgeist, zu welchem ich mich symbolisirend hinneigte, zur angenehmsten Unterhaltung. Man nahm sie von Zeit zu Zeit wieder auf, prüfte sie, stellte sie um, und so ist denn auch das Schema der Farbenlehre öfters bearbeitet worden.“ Wir finden nun das Goethe'sche Schema über Dilettantismus in den Künsten in dem 44. Band seiner Werke (S. 264 ff.), und das Schiller'sche erscheint hier zum erstenmal gedruckt. Goethe's Entwurf ist (vielleicht durch die ausarbeitende Hand, welche in der Folgezeit an ihn gelegt wurde) weit ausgeführter und reicher an Thatfachen und treffenden Bemerkungen, wogegen sich Schiller's tabellarische Uebersicht durch begriffsmäßige Bestimmtheit entschieden auszeichnet (s. Schiller's Leben Th. 4. S. 116). Auch in das Schiller'sche Schema trug Goethe Einiges ein. So z. B. sind die Worte: Hervorbringung, Ausübung unter der Rubrik Musik von Goethe's Hand; auf der Rückseite des Foliohogens steht von Goethe geschrieben:

	strieb:	4. Bildungstrieb:
	Poesie.	Architektur.
		Gartenkunst.
2. Lusttrieb:		Theater.
	Musik.	Poesie,
	Tanz.	Zeichnung,
		Malerei,
3. Nachahmungstrieb:		Skulptur,
	Zeichnung.	Architektur,
	Malerei.	Gartenkunst,
	Skulptur.	Musik,
		Tanz,
		Theater.

Alles Andere ist von Schiller geschrieben. Unten auf derselben Rückseite hat Schiller's Bedienter Rudolph das Datum angemerkt: Jena, den 8. Mai 1799.] §.

XXI. §: Hoffmeister, Nachlese 4, 572—574.

XXII.

An den Herausgeber der Propyläen.

146

Ich komme von Betrachtung der Bilder zurück, die durch Ihre
zwey letzten Preisaufgaben veranlaßt wurden, und noch lebhaft mit
5 diesen Eindrücken beschäftigt, versuche ich es, die Gedanken zu ordnen
und auszusprechen, welche diese interessanten Kunsterscheinungen in
mir aufgeregt haben. Werke der Einbildungskraft haben das Eigen-
thümliche, daß sie keinen müßigen Genuß zulassen, sondern den Geist
des Beschauers zur Thätigkeit aufreizen. Das Kunstwerk führt auf
10 die Kunst zurück, ja es bringt erst die Kunst in uns hervor.

Sie hatten es zwar bey diesen Preisaufgaben nur auf den
Künstler abgesehen; aber auch dem bloßen Beschauer haben Sie durch
dieses Institut eine reiche Quelle von Vergnügen und Belehrung er-
öffnet. Diese neunzehn und wieder diese neun Ausführungen des
15 nehmlichen Gegenstandes gewähren ein ganz eignes Interesse des
Verstandes, wovon freylich derjenige keinen Begriff hat, der sich
den Eindrücken künstlerischer Werke nur gedankenlos hingiebt. Eine
gleich große Anzahl 'wirklicher Meisterstücke, aber von verschiedenem
Inhalt, würde uns unstreitig einen höhern Kunstgenuß, aber viel-
20 leicht keinen so reichen Begriff von der Kunst verschafft haben, als
diese vielseitige Behandlung desselben Thema mir wenigstens ge-
geben hat.

XXII. A: Propyläen. Eine periodische Schrift herausgegeben von Goethe.
Dritten Bandes Zweites Stück. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhand-
lung. 1800. S. 146—163. — B: Kleinere prosaische Schriften, Th. 4 (1802),
S. 164—192. — b: Dieselben, anderer Druck. — R: Werke 1813. 8, 2, 249 ff.
W: Werke 1844. 10, 403 ff. — M: Werke 1860. 12, 288 ff.

3: ihre B. — 4 u. 11: Preisaufgaben B b. — 4: wurden und A B b. —
13—14: eröffnet. B b. — 15: nämlichen B.

Zuerst ein Wort von den Preisaufgaben selbst. In Sachen der schönen Kunst wird die Möglichkeit nur durch die That bewiesen; aus Begriffen kann man höchstens voraus wissen, daß ein gegebenes Thema der künstlerischen Darstellung nicht widerspricht. Der Erfolg hat die
 5 Wahl der beiden Sujets gerechtfertigt, denn aus beyden sind wirklich, unter geschickten Händen, sprechende, selbstständige und anmuthige Bilder geworden.

Obgleich die Kunst unzertrennlich und eins ist, und beyde, Phantasie und Empfindung, zu ihrer Hervorbringung thätig seyn müssen,
 10 so giebt es doch Kunstwerke der Phantasie und Kunstwerke der Empfindung, je nachdem sie sich einem dieser beyden ästhetischen Pole vorzugsweise nähern; zu einer von beiden Klassen aber muß jedes künstliche und poetische Werk sich bekennen, oder es hat gar keinen Kunstgehalt. Sie haben bey diesen zwey Preisaufgaben dafür gesorgt,
 15 daß jeder Künstler in seiner Sphäre beschäftigt würde, und derjenige, den die Natur reich genug ausstattete, auf beyden Feldern der Kunst glänzen konnte.

Hectors Abschied qualifizierte sich zu einem naiven und seelenvollen Empfindungsgemälde; der Raub der Pferde des Mhesus, ein Nacht-
 20 stück, war zu einem küh'nen, kraftvollen Phantasiebilde geeignet. 148 Beyde Aufgaben konnten, in Absicht auf den innern Kunstgehalt, für gleichbedeutend gelten, und mochten für die Ausführung, im Ganzen genommen, gleich viel oder wenig Schwierigkeiten darbieten. Das Naturell und die Neigung des Künstlers mußte also die Wahl ent-
 25 scheiden, und es ließ sich voraussehen, wohin sich das Uebergewicht neigen würde. Der erste Gegenstand spricht an das Herz und der Deutsche hat seinen schätzbaren Charakter auch bey dieser Gelegenheit nicht verläugnet.

Indem die Gegenstände gegeben wurden, waren die Momente
 30 der Handlung und die Motive unentschieden gelassen; hier also war das Feld der Erfindung. Zwey Helden, dem Begriffe gemäß den wir uns von Diomed und Ulysses bilden, zeigen sich in der Finsterniß der Nacht in dem trojanischen Lager, wo thrasische Krieger mit ihrem Rb'nige schlafend liegen. Indem Diomed die Schlafenden erwürgt,

1 u. 14: Preisaufgaben B 6. — 5: beyden B. — 12: beyden B. — 31: gemäß, B.

bemächtigt sich Ulyß der schönen weißen Pferde des Königs. Sie müssen eilen, um nicht überfallen zu werden, und Diomed verläßt ungern den Schauplaß.

Hier war nun die Wahl des Moments von der höchsten Bedeutung. Der Künstler konnte den Augenblick des wirklichen Ermordens, er konnte den Augenblick nach der That und unmittelbar vor dem Abzuge darstellen. Blieb er bey dem ersten Momente stehen, so war das Bild nicht nur an Gehalt ärmer, es konnte auch einen widrigen Eindruck auf das Gefühl machen; die nächtliche Ermordung schlafender Menschen hat etwas Schändendes für einen Helden. Der König welcher ermordet wird, wurde dadurch die Hauptperson, unser Mit-
 10 leid wurde interessirt und das Bild bekam einen pathetischen Charakter, den es durchaus nicht haben sollte. Wählte hingegen der Künstler den Augenblick nach der That, wo beyde Helden auf ihre
 15 Entfernung denken, so kam ein ganz anderer Geist in das Gemälde. Das Gefühlpörende wurde mit Schatten bedeckt, die Ermordeten waren nur als Masse noch übrig, ohne daß ein Einzelner aus denselben einen Anspruch an unsre Theilnahme machte; wir schauen nicht unmittelbar an, sondern erfahren nur durch einen Schluß, daß sie
 20 im Schlaf ermordet worden, und was die Hauptsache ist, Ulyß und Diomed sind dann die eigentlichen Helden des Bildes, es ist ihre Kühnheit die uns interessirt, ihr glückliches Entkommen, was uns beschäftigt.

Aber auch so wird dem Bilde noch immer ein wesentlicher Theil
 25 der sinnlichen Bedeutsamkeit und der Würde abgehen. Ulyß und Diomed werden immer nur als zwey nächtliche Mörder und Räuber erscheinen, die Handlung wird also, auch wenn sie ihr Empörendes verliert, wenigstens gemein und gleichgültig für uns seyn. Etwas muß geschehen, um die Helden, um ihre That empor zu heben; dieß
 30 geschieht durch die Gegenwart und den Antheil einer Göttin. Der Künstler durfte diese nicht weit suchen; auch im Homer erscheint die Pallas und treibt beyde Helden, zu eilen. Durch Einführung der Göttin wird, für den Gedanken, noch dieses gewonnen, daß die nächtliche That einen Zeugen hat, daß durch ihre Geste die

1: weiß- / sen B b. — 2: werden und A b. — 10: König, B. — 19: an sondern A. — 20: worden und A. — 22: Kühnheit, B.

Nothwendigkeit der Flucht ' sinnlich klar wird, und für die Ausführung 150
des Bildes entsteht der große Gewinn, daß die nächtliche Scene mit
einem göttlichen Licht kann erleuchtet werden.

5 Einen Künstler, der keinen tiefen Gedankengehalt in sein Bild
zu legen wußte, konnte, bei der zweiten Aufgabe, schon der Effect
der Massen und Kontraste anlocken und bei der Ausführung befrie-
digen. Der geschickte Verfertiger des Bildes No. 5., wo in der Mitte
des Ganzen zwey milchweiße Pferde sich erheben, Diomed im Hinter-
grund noch in dem Morden begriffen ist, und beyde Helden als Neben-
10 figuren gegen die Thiere verschwinden, scheint sich bloß mit einer an-
genehmen Wirkung der Schatten und Lichter begnügt zu haben. Das
Bild ist sanft und gefällig für's Auge, aber der Gedanke ist gemein
und der Künstler hat von seinem Gegenstand nur das nächste prosaische
ergriffen. Denn warum zwey Heldenfiguren hervorrufen und durch
15 Ankündigung einer bedeutenden That Erwartung erregen, wenn es
um nichts weiter zu thun ist, als was auch durch eine gefällige An-
ordnung von Stilleben geleistet werden kann? Es war übrigens kein
Wunder, daß eben dieses Bild bei vielen Zuschauern die Palme davon
trug. Die Wirkung des Gefälligen ist unfehlbar, es setzt nichts vor-
20 aus, und läßt sich völlig gedankenlos genießen.

Zwey andere größere Bilder (No. 3 und 4.) desselben Inhalts
stellen gleichfalls nur den Augenblick der Ermordung dar. Der König
liegt noch schlafend, das Schwerdt ist über ihm gezückt, Ulyßes hat
sich der Pferde bemächtigt. Die Ausführung ist kräftiger, die Hand-
25 lung reicher, als bey dem vorerwähnten Bilde, die Helden sind den 151
Pferden nicht aufgeopfert. Aber der Gedanke erhebt sich nicht über
das Gemeine, das Bild spricht bloß zu dem Auge, ohne die Im-
agination anzuregen, und die geschickte fleißige Ausführung kann den
fehlenden Geist nicht ersetzen.

30 Zwey andere Bilder (No. 6 und 7.) zeigen uns zwar schon die
Göttin, aber ihre Gegenwart erhebt das Bild nicht, ob sie gleich eine
höhere Intention des Künstlers verräth. Der Moment ist bedeutender,
die Ermordung ist geschehen; auf dem einen, wo die Figuren bloß
im Umriß gezeichnet sind, hat sich Ulyß auf eins der Pferde

5: bey der zweyten B. — 6: bey B 6. — 7: An. B. — 13: von seinen A.
— 17: Stilleben & B. — 18: bey B. — 25: bei b.

Schiller, sammtl. Schriften. 8te. krit. Ausg. X

geschwungen, der Augenblick des Forteilens ist ausgedrückt; auf dem andern wird noch Rath gehalten, aber die Scene ist zu ruhig, es fehlt an Leben und Bedeutung.

In einem höheren Geist sind zwey andere Bilder desselben Inhalts 5 gedacht und ausgeführt.

Die Göttin erscheint (No. 2.) über den erschlagenen Leichen und das Licht das sie umfließt, beleuchtet die nächtliche Scene. Diomedes ruht in einer nachdenkenden Stellung mit aufgehobenem Fuß auf einem Leichnam und bedenkt sich das Schwert in die Scheide zu 10 stecken. Bedeutend erhebt die Göttin den Zeigefinger der rechten Hand um ihn zu warnen und mit der ausgestreckten Linken zeigt sie ihm den Weg. Ulysses den Bogen in der Hand hält die sich bäumenden Pferde am Zügel und strebt schon in einer raschen Bewegung fort, nach dem säumenden Gefährten zurückschauend. Beide Helden sind 15 naht, nur ein Mantel flattert um den eilenden Ulyß und ein Löwenfell hängt über den Rücken des Diomedes. Jener, dessen kräftig 152 gezeichnete Figur am meisten hervordringt, bringt in das Ganze eine lebhaft Bewegung, welche gegen die sinnende Ruhe des Diomedes einen vielleicht nur zu starken Abstich macht.

20 Mit diesem Bilde sind wir in die geistige Welt der Kunst eingetreten. Das gemeine Wirkliche ist uns aus den Augen gerückt, nur das Bedeutende ist aufgenommen. Noch um einen Schritt weiter in das Reich der Einbildungskraft führt uns der andere (No. 1.), mit dem sich diese Gallerie der Aheusabilder würdig abschließt.

25 Der vorige Künstler hatte uns das trojanische Lager gezeigt und uns mit einem engen Raum umschränkt, indem er die Scene durch die Mauern von Troja begrenzte. Ein glücklicher Gedanke des gegenwärtigen hingegen war es, die griechischen Zelte und Schiffe in die Tiefe des Bildes zu setzen, aus dem wir dadurch gleichsam herausgetrieben wer- 30 den. Er öffnet mit einem kühnen Griff seinen Schauplatz und wir übersehen zugleich die Scene der Handlung und das Ziel der Flucht.

Drei Punkte des Bildes ziehen uns sogleich durch ganz ver-

7: Licht, B. — 9: Schwerdt B b. — 10: Hand, B b. — 11: warnen, B b. — 16: über dem B b R W M. — 20: diesen b. — 23: das andere W M. (Die Wendung ist grammatisch zwar richtig, aber Schiller schrieb ohne Zweifel der andere, indem er schon an den Künstler des nächsten Satzes dachte.) — (No. 1.) mit B. — 30: öffnet B b. — 32: ganz] fehlt B b R W M.

schiedene Mittel an. Das Auge, welches zuerst dem lebhaftesten Lichte folgt, fällt auf eine mahlerische, schön pyramidenförmig geordnete Masse von vier milchweißen Pferden, welche Ulysses eben fort treiben will. Er wendet dem Zuschauer den Rücken, nur der Kopf ist ein
5 wenig nach der Scene gedreht. Sein Mantel, so wie die Mähnen und Decken der Pferde sind in einer fliegenden Bewegung; dieser hellglänzenden und ' rasch bewegten Gruppe setzt sich die ruhige dunkle 153 Masse leblos liegender Körper im Vordergrund und die stillliegende Ferne des Hintergrundes schön entgegen.

10 Sobald der erste gewaltsame Sinnenreiz nachläßt, so wendet sich der Verstand zu dem Bedeutungsvollen; dieß findet er hier sehr geistreich in der Mitte des Bildes. Diomedes, in eine Löwenhaut gehüllt, den Schild in der linken Hand, steht an dem Wagen des Rheus, den er mit der Rechten anfaßt, als ob er sich denselben zueignen
15 wollte. An dem Rade des Wagens liegt der Erschlagene, durch die neben ihm liegende Helmkrone kenntlich, in schön verkürzter Lage hingestreckt. So rasch sich Ulyß und die Pferde bewegen, so ruhig steht Diomedes, nur das Gesicht ist unzufrieden nach der Erscheinung zur Linken hingewandt.

20 Hier schwebt in einer Wolkenumgebung, schlank und schön gebildet, Minerva herab und bedeutet mit ausgestreckter Rechten den Säumenden, fortzueilen. Die Wolke in der sie erscheint, wälzt sich mahlerisch wie ein daherströmender Nebel um den Wagen des Rheus herum und faßt auf diese Art die ganze Nordscene mit einem ge-
25 heimnißvollen Vorhange ein, der sich nur auf der rechten Seite öffnet, um den Blick nach dem griechischen Schifflager zu erweitern. Alle Parthien des Bildes schmelzen in einer angenehmen Harmonie von Licht und Schatten und Reflexen ineinander.

Man erfährt bey diesem Bilde den heitern Einfluß einer phantasie-
30 reichen Kunst, nach Kunstideen ist Alles gewählt und geordnet, nichts einzelnes ist der gemeinen ' Wirklichkeit abgeborgt, alles repräsentirt 154 nur und hat nur Daseyn für den Gedanken und durch denselben.

Es ließ sich für diese beyden Aufgaben von einer doppelten Seite her Gefahr befürchten.

8: forttreiben B b. — 11: Bedeutungsvollen: B b. — 22: Wolke, B. — 25: öffnet, B b.

Der Raub der Pferde des Ahesus ist, als bloßes Factum betrachtet, gleichgültig und ohne allen Gehalt für das Herz; hier mußte also die Phantasie ihre Macht beweisen und der Gedanke statt des wirklichen Gegenstandes eintreten. Wurde dieses Bild bloß mit einer
 5 treuen Sinnlichkeit und natürlichen Wahrheit behandelt, so mußte es leer und charakterlos ausfallen. Aber eben diese natürliche Wahrheit ist das Gespenst der Zeit und dem Deutschen insbesondere wird es schwer, sich mit freyer Dichtungskraft über das gemein Wirkliche zu erheben. Diesem Stoffe also, der sein Gefühl nicht ansprach,
 10 konnte ein Künstler von gewöhnlichem Schlag nicht viel abgewinnen und eben dieß scheint die meisten von diesem Sujet zurückgeschreckt zu haben.

Der Abschied des Hector ist schon als Stoff und ohne allen Zusatz der Kunst ein rührender Gegenstand, und konnte mit einem
 15 mäßigen Aufwand von Phantasie, selbst durch naive Wahrheit ein sprechendes Bild abgeben. Aber hier war der sentimentalische Gang der Nation und des Zeitalters zu fürchten, welcher zum wahren Verderben aller bildenden Kunst auch auf diesem Felde wie auf dem poetischen überhand genommen hat. Ein weinerlicher Hector und eine
 20 zerfließende Andromache waren zu fürchten und sie sind auch nicht ausgeblieben. Ich bezeichne die Werke nicht, da sie sich leicht von 155 selbst heraus finden.

Es war in diesem einfach scheinenden Stoff ein doppeltes Verhältniß auszudrücken; Hector sollte als liebender Gatte und als zärtlicher Vater erscheinen. Nicht leicht war die Aufgabe, jedem dieser Verhältnisse sein volles Recht anzuthun, ohne gegen die Einheit des Bildes zu verstoßen. Eines mußte nothwendig zur Hauptsache gemacht werden, weil keine doppelte Handlung von gleicher Bedeutung erlaubt war, und die Kunst bestand darin, die prägnanteste zu
 30 wählen.

Einige der concurrirenden Künstler haben sich begnügt, bloß den Abschied des Gatten von der Gattin vorzustellen, und sind folglich unter der Aufgabe geblieben. Das Kind auf den Armen der Wärterin oder der Mutter ist nur ein Zeuge der Handlung. Hector selbst

1: Factum B. — 10: abgewinnen, B. — 13: des Hector M. — 27: verstoßen. B b. — 29: war und A b.

ist so jugendlich und weichlich gehalten, daß man bloß den Abschied zweyer Liebenden vor sich zu sehen glaubt. Dieß ist unstreitig der unglücklichste Einfall, der sich am weitesten von der Aufgabe entfernt; denn an den Krieger und den Held, der der Schirm seiner Vaterstadt 5 seyn soll, ist hier nun gar nicht zu denken. Es ist auf eine Nührung angelegt, die diesem Stoffe ganz und gar fremd ist.

Andre schlugen den entgegengesetzten Weg ein; indem sie den Vater ausschließend mit dem Kinde beschäftigen, lassen sie die Mutter und Gattin eine untergeordnete Rolle spielen. Diese entfernten sich 10 weniger von dem Geist der Forderung, weil der Ausdruck des väterlichen Characters sich mit dem männlichen Ernst des 'Helden sehr 156 wohl verträgt. Und da die Mutter sich durch sich selbst schon in die Handlung einmischen kann, so konnte sie nicht bedeutungslos erscheinen.

15 Auf einem der vorzüglichsten Stücke in der Sammlung (No. 24.), einem Delgemälde, scheint der Künstler beabsichtigt zu haben, Mutter und Kind in Einer Umarmung zusammen zu fassen. Hector breitet seine Arme nach dem Kinde aus, das auf den Armen der Wärterin vor ihm zurückflieht, während daß sich Andromache zwischen diesen, 20 nach dem Kinde ausgestreckten Armen, an seinen Leib schmiegt; aber er selbst zeigt sich keineswegs mit ihr beschäftigt, seine ganze Bewegung bezieht sich auf das Kind, sie scheint überflüssig und eher ein Hinderniß zu seyn.

Nun war die zweyte Frage, für das Pathetische der Situation 25 den wahrsten und zugleich würdigsten Ausdruck zu finden — denn es sollte der Abschied eines Helden seyn, der Gattin und Kind zurückläßt um in eine Todesgefahr zu gehen; man sollte einen letzten ewigen Abschied ahnden. Auf der andern Seite sollte sich der Held über den Schmerz erhaben zeigen, Andromache sollte sich auch in dieser 30 schmerzlichen Situation seiner werth beweisen, unser Herz sollte nicht zerrißen, sondern durch die Nührung selbst gestärkt und erhoben werden.

Einer der concurrirenden Künstler (No. 13.), dem die Natur

4: Helden, M. (Vgl. I, 344. 347. 383 und oben S. 355, 26.) — 8: ausschließend D b. — 9: entfernen D B. — 11: Characters D. — 16: Delgemälde, B. — 26-27: zurückläßt, D b. — 28: ahnen. R M.

einen heitern Sinn und ein schönes naives Gefühl verliehen, aber die Stärke und Tiefe der Empfindungen scheint versagt zu haben, hat sich auf die einfachste Weise aus der Verlegenheit gezogen, indem er ' die ganze Aufgabe in eine zärtliche Familienscene verwandelt, worin 157
 5 von dem tragischen Inhalt der Situation wenig oder gar nichts zu spüren ist. Hector unterhält sich mit dem Kinde, das auf dem linken Arm der Wärterin ist und sich vor dem Vater zu scheuen scheint. Die Amme deutet mit einer sprechenden Bewegung auf den Vater, als ob sie das Kind mit demselben bekannt machen wollte. An Hectors
 10 rechte Seite schmiegt sich Andromache; er hat ihr den einen Arm liebevoll hingegeben, indem er den andern dem Kinde schmeichelnd entgegenstreckt. Jede der drey Figuren belebt ein naiver, äußerst glücklich gewählter Ausdruck, ein freundliches Lächeln spielt um den Mund des Vaters, und Andromache's seelenvoller Blick schwimmt
 15 zwischen Heiterkeit und Thränen. Alles accorbirdt zu einer schönen lieblichen Gruppe und spricht das Gemüth schnell und entscheidend an. Man läßt augenblicklich von der Strenge der Kunstforderungen nach, weil man einer schönen Natur begegnet, und wird unwillig über den gerechten Tadler, der die Zeichnung, die Farbengebung und die ganze
 20 mahlerische Anlage fehlerhaft und außerdem das Bild mit Unschicklichkeiten überladen findet. Denn der Künstler schien das Heroische, das er in die Handlung selbst nicht zu legen wußte, in der Umgebung nachhohlen zu wollen und erfüllt deswegen den Rand der Mauern und Thürme, unter welchen die Scene vorgeht, mit einer Million
 25 Spießtragender Trojaner, welche auf diese Familiengruppe herabschauen.

So wie man auf diesem Bilde das Pathetische ganz vermißt, so ist demselben auf zwey andern, sonst sehr ' tüchtig gearbeiteten Bildern 158
 zu viel Raum gegeben und von dem heroischen Character des Helden
 30 zu viel aufgeopfert worden. Sie erregen daher ein gewisses peinliches Gefühl und man mag nicht gern dabey verweilen. Auf dem einen mißfällt noch besonders die abgewandte Stellung des Hectors und der Ausdruck hilflosen Schmerzens in seiner Gebärde. Dem andern

1: verliehen; B b. — 12: entgegen streckt. B. — 17: Kunstforderungen R W M. — 18: begegnet und A B b. — 28: nachhohlen B b. — wollen, B b. — erfüllte R W M. — 29: Character B. — 32: mißfällt B. — des Hector M. — 33: hilflosen B.

(No. 19.) scheint eine gewisse franke Blässe zu schaden, welche dadurch entsteht, daß die Zeichnung zum Theil colorirt ist und auf einen Farbeneffect Anspruch macht, aber gerade da, wo die energische Farbe verlangt wird, die todtte Kreide gebraucht worden ist.

- 5 Mehrere und zwar die geschicktesten Meister lassen ihren Helden sich an die Götter wenden und das Kind ihrem Schutze übergeben. Diese Handlung ist schicklich, ausdrucksvoll und edel. Das Vertrauen auf die Götter erlaubt einen muthigen, heitern und selbst im Affekt beruhigten Ausdruck und die Handlung erhält dadurch einen feyer-
 10 lichen Character. Das Kind auf den Armen des Vaters, besonders wenn es hoch empor gehalten wird, wie auf den zwey vorzüglichsten (No. 25 und 26.) Bildern in dieser Reihe der Fall ist, bildet einen bedeutenden Gipfel der Gruppe. Das Kind wird uns zugleich zu einem Symbol der hilflosen Stadt, beyde scheint Hector in die Hand
 15 der Götter zu geben.

Es finden sich zwey, nach Art der Basreliefs gearbeitete Bilder (No. 20 und 21.), wo der Künstler im Geiste der alten Bildhauwerke des Pathetischen nicht bedurfte, um bedeutend zu seyn. Ernst und ruhig steigt der gewaffnete Hector die Stufen seines Hauses
 20 herab, sein Körper ist schon den Kriegern zugewendet, die mit dem
 Schlachtroß auf ihn warten. Nur das Gesicht kehrt sich nach der Andromache, die sich mit leidender Miene an ihn anschmiegt und ihn nicht lassen will. Ihr zur Seite steht die Wärterin, das Kind auf den Armen, mit noch andern Jungfrauen. Ganz mit der weisen Be-
 25 deutlichkeit der Alten hat uns hier der Künstler die Situation mehr durch symbolische Zeichen als durch Nachahmung des Wirklichen vorgebildet. Alles stellt mehr vor als es ist; es gilt zwar für sich selbst und weist doch auf etwas andres hin, es ist nur der sinnvolle Buchstabe, in welchem der Geist verhüllt liegt. Die weibliche Reihe mit
 30 dem Kinde bedeutet uns das Innere eines Hauses, welches von dem Hausvater jetzt verlassen wird. Die Krieger gegenüber mit ihren Waffen und dem wartenden Streistroß rufen uns die unerbittliche Nothwendigkeit in die Seele. Das ernste doch nicht traurige Herabsteigen des Helden steht ihm wohl an; er braucht nicht die Götter, er ruht

1: (No. 19) B. — 7: unh] uns B. — 10: Character. B. — 12: ist; A. — 21: warten | Nur B.

auf sich selbst; die zärtliche Bekümmerniß der Gattin ist dem Ganzen gemäß. Nur sie selbst ist zu klein und zu dürftig gegen die colossalische Figur des Helben und stört den antiken Sinn des Ganzen durch ihre moderne schwächliche Erscheinung.

5 Auch in Behandlung der Amme, als der dritten Figur, hat sich das Genie der verschiedenen Künstler characterisirt. Einige, die zu der Höhe des Gegenstandes nicht hinauf langen konnten, haben mit ihrem Genie gerade die Amme noch erreicht und diese ist dann die gelungenste Figur des Bildes geworden. Hier in corpore vili
 10 konnte ' der Künstler der beliebten Natürlichkeit mit dem mindesten 160 Nachtheile folgen, obgleich der gute Geschmack auch hier eine edlere Behandlung zur Pflicht machte. Von der stupiden Gleichgültigkeit an bis zur koketten Leichtfertigkeit ist sie auf diesen Bildern durchgeführt worden. Diesen letztern Character trägt sie auf einer bunt getuschten
 15 Zeichnung, die ich Ihnen hier nur durch die zwey unschädlich angebrachten Säulen, die das Thor versperren, bezeichnet haben will. Das Bild ist auf das gefälligste, nach Art eines bunten englischen Kupferstichs, behandelt, die Figur der Andromache voll Anmuth, die Amme aber besonders geistreich gedacht. Nur einen Hector wußte der Künstler
 20 sich nicht zu denken und sich überhaupt nicht zu der Höhe seines Gegenstandes zu erheben.

Dagegen ist auf den zwey vorhin erwähnten Bildern, in welchen Hector seinen Sohn zum Himmel emporhält, die Amme ein wirklich bedeutender und integranter Theil der Handlung und zu der Würde
 25 des Ganzen veredelt. Auf dem einen (No. 23.) steht sie in einer sehr geistreich gedachten Stellung abgewendet und es ist dem Künstler gelungen, uns gerade durch das, was er verhüllte, desto tiefer zu rühren. Auf dem andern Bilde (No. 26.), dessen ich nachher noch umständlicher gedenken werde, hat ihr der Künstler eine noch größere,
 30 wenn nicht zu große Bedeutung gegeben.

Bei dieser Abschiedscene Hectors war das Lokale keineswegs unwichtig und die Handlung konnte nur vermittelt desselben ihre volle Erklärung erhalten. Wenn sich der Künstler nicht der Freyheit der Symbole bediente, ' so mußte er die Scene unter oder an das tro- 161

6: characterisirt. B. — 7: Gegenstandes A. — 14: Character b. — 31: Hectors B. — Locale B.

janische Thor verlegen und je sprechender er die Umgebung machte, desto mehr Ausdruck kam in die Handlung. Es ist daher nicht zu billigen, daß auf einigen Bildern die Scene an eine ganz öde und gleichgültige Stelle an der Stadtmauer verlegt ist. Die Handlung
 5 entbehrt dadurch ihren bedeutenden Hintergrund und ihren öffentlichen Charakter, der jenen alten Zeiten so gemäß ist; obgleich das andre Extrem, wo der Künstler einen opernmäßigen Hofstaat um seine Personen herum verbreitet, noch weit mehr Tadel verdient.

Man hat alle Ursache, sich über den Fleiß, über die Kunstfertig-
 10 keit, über das Sentiment, über den Geist und Geschmack zu erfreuen, die bey diesen Bildern, bald mehr bald weniger verbunden, zur Erscheinung gekommen sind. Von der Gefühlsinnigkeit an, bey welcher die Kunst anfängt, bis zu der heitern Imagination, wodurch sie sich frey und selbstständig erklärt, und zu der geistreichen vollendenden
 15 Anmuth, wodurch sie sich, auf ihrem weiten Weg, wieder zur Natur zurück findet, sind Proben gegeben worden. Mehrere dieser Bilder sind wahrhaft schön gedachte Ganze, andre empfehlen sich durch irgend eine glückliche Anlage, oder durch eine erworbene Fertigkeit, einige durch ein vollendetes Talent in Absicht auf gewisse Theile der mah-
 20 lerischen Ausführung. Wenn man aber alle der Reihe nach durchlaufen hat, so wird man zuletzt mit erhöhter Zufriedenheit zu (No. 26.) der braunen Zeichnung, wie sie das Publikum nannte, ehe man den Namen des Künstlers, Hrn. Nahl's, 'erfuhr, zurückkehren, 162 welche auch den Blick zuerst angezogen hat.

25 Hector hebt den Astyanax mit einem heitern Blick des Vertrauens zu den Göttern empor. Andromache, eine schöne Gestalt im Geiste der Antiken gezeichnet, lehnt sich an die rechte Seite des Helben, auf ihm als ihrem Gotte scheint sie zu ruhen, kein Ausdruck des Schmerzens entstellt ihre reinen Züge. Zur Linken Hector's in weiterem Ab-
 30 stand von ihm und durch den Helm, der auf dem Boden liegt, von ihm geschieden, kniet die Wärterin, das heitre Gebet des Helben mit einem schmerzvollen Flehen aus tiefer geängsteter Brust begleitend. Auf sie, als die niedrigere Natur, hat der weise Künstler die ganze

1: verlegen, B b. — 14: erklärt und A B b. — vollendenden] (Einige spätere Drucke lesen ganz unnöthig: vollendeten.) — 22: wie das Publikum sie nannte, B b R B M. — 29: im weitem M. — 30: liegt von A b.

Schaale der Leidenschaft ausgegossen, die er für diese Scene bereit hielt; aber in ihrem Affect ist nichts unwürdiges, es ist nur das Heftige der Inbrunst, was ihn bezeichnet. Die Handlung geschieht unter dem Thor, dessen edle Architektur würdig zum Ganzen stimmt.
 5 Hinter der Amme öffnet sich dasselbe in einem schönen freien Bogen; man sieht den Wagen Hector's, der Führer hält die Pferde an, ein Krieger ist näher getreten und setzt die Hauptscene mit der Handlung des Hintergrundes in Verbindung.

Dies ist der poetische Gedanke des Bildes; aber der edle Styl,
 10 die Einheit, die leichte Hand, die Reinlichkeit und Anmuth in der Behandlung kann nur empfunden, nicht durch Worte ausgedrückt werden. Man fühlt sich thätig, klar und entschieden; die ' schönste 163 Wirkung die die plastische Kunst bezweckt. Das Auge wird gereizt und erquickt, die Phantasie belebt, der Geist aufgeregt, das Herz
 15 erwärmt und entzündet, der Verstand beschäftigt und befriedigt.

5: öffnet S. 5. — 15: Wirkung, S.

XIII.

Dramatische Preisaufgabe.

Durch den glücklichen Erfolg der bisherigen Preisaufgaben, in Absicht auf bildende Kunst, hat man sich bewogen gefunden, etwas ähnliches auch auf dem Felde der Poesie, und zwar der dramatischen, zu versuchen, welche gegenwärtig im Besiz ist am meisten unter allen poetischen Gattungen auf den Volksgeschmack zu wirken.

Man giebt hierbey dem Lustspiel den Vorzug vor dem Trauerspiel, weil an Jenem überhaupt noch ein größerer Mangel ist und das Neue darin am meisten gefodert wird. Denn ob wir gleich an guten Tragödien vielleicht noch ärmer sind, so kann unsre Bühne sich hier weit mehr als dort durch das Ausland, ja selbst durch das Alterthum bereichern und das Vortreffliche in dieser Gattung veraltet nie, da die Leidenschaften auf der unbeweglichen Base der menschlichen Natur gegründet und folglich weit beständiger sind als die 170 Sitten, die jedes Land und jeder Zeitmoment verändert.

Man klagt mit Recht, daß die reine Comödie, das lustige Lustspiel, bey uns Deutschen durch das sentimentalische zu sehr verdrängt worden und es ist allerdings ein herrschender Fehler auf unserer komischen Bühne, daß das Interesse noch viel zu sehr aus der Empfindung und aus sittlichen Rührungen geschöpft wird. Das Sittliche aber so wie das Pathetische macht immer ernsthaft und jene geistreiche Heiterkeit und Freiheit des Gemüths, welche in uns hervorzubringen das schöne Ziel der Comödie ist, läßt sich nur durch eine absolute moralische Gleichgültigkeit erreichen; es sey nun, daß der Gegenstand selbst schon diese Eigenschaft habe, oder daß der Dichter die Kunst

besitze, die moralische Tendenz seines Stoffs durch die Behandlung zu überwinden.

Man unterscheidet aber auch in der reincomischen Gattung noch Characterstücke und Intriguenstücke; und es ist eine alte, nicht ungegründete Bemerkung, daß der deutsche Genius in jener ersten Klasse nie sehr glänzend erscheinen wird. Characterstücke stellen uns entweder Gattungen (die Molerische Comödie) oder Individuen (die englische Comödie) dar. Für die letztere ist der deutsche Character zu arm, und für die erste, kältere Gattung ist der Zeitpunkt vorüber. Die Charactercomödie erfordert im Ganzen eine größere Fülle des Genies von Seiten des Dichters und von Seiten des Schauspielers ein tieferes Studium, als man in unsern Tagen 171 glaubt voraussetzen zu dürfen.

Es bleibt also nur das Feld der Intriguenstücke offen, das Feld ist reich und nicht so leicht als das der Characterstücke zu erschöpfen.

In dem Intriguenstücke sind die Charactere bloß für die Begebenheiten, in dem Characterstücke sind die Begebenheiten für die Charactere erfunden. Das Genie wird das Vorzügliche beyder Gattungen auf eine glückliche Art zu vereinigen wissen.

Ein Preis von Dreißig Dukaten wird hiermit auf das beste Intriguenstück gesetzt.

Die Manuscripte werden vor der Mitte Septembers erwartet.

Diejenigen Stücke, welche sich zu einer Vorstellung qualificiren, werden aufgeführt.

Sämmtliche Arbeiten werden in den Propyläen recensirt, dabey wird von den Eigenschaften des Intriguenstücks überhaupt die Rede seyn.

Das Eigenthum so wie die freye Disposition bleibt den Verfassern.

Am 9. Nov. 1800 bittet Goethe: „Möchten Sie wohl an die Preisaufgabe des Intriguenstücks denken, da der letzte Bogen der Propyläen endlich gefördert werden soll.“ (Briefwechsel mit Schiller Nr. 776. 22,317.) Der Erfolg dieses von Schiller verfaßten Ausschreibens war durchaus unbefriedigend und ein Preis wurde nicht ertheilt. Beurtheilung eingelaufener Stücke (eins von Rochliß war angezündigt; a. a. O. Nr. 821) wurde nicht veröffentlicht. Die Propyläen wurden nicht fortgesetzt.

XXIV.

Aus Schillers Nachlaß.

1. Methode.

Naturrecht, Politik, Moral, Aesthetik, wie gut sie sich auch im System ausnehmen, gestatten so wenig Anwendung auf Welt, Leben und Kunstschöpfung. Kommt es nicht daher, [daß] weil der Philosoph immer von Gesetzen und rationalen Principien, die Natur aber immer von blinden Gewalten und von der That ausgeht?

Der Philosoph kommt freilich am besten zu seinem Zweck wenn er den Menschen gleich als vernünftig voraussetzt; aber der Mensch ist nicht vernünftig, er wird es erst spät und wenn die Welt schon eingerichtet ist. Der Mensch ist mächtig, gewalttham, er ist listig und kann geistreich seyn lang eh er vernünftig wird. Aus dieser seiner Natur und nicht aus seiner vernünftigen müßte das Naturrecht und die Politik deduciert werden, wenn durch sie das Leben erklärt werden, und wenn sie einen wirklichen Einfluß aufs Leben haben sollten.

2. Bildungsstufen.

Ich habe oft bemerkt, daß die Halbkenner und unreifen Köpfe viel schwerer zu befriedigen sind als die Meister und die Kenner, bei welchen sich immer eine gewisse Großmuth und Liberalität des Urtheils findet. Im Schauspielhause z. B. geben sich die Leztern dem Künstler und seinem Werk bereitwillig hin, da die Erstern sich zur Wehre setzen und auf alle Art widerstreben. Bei Kunstausstellungen freut sich der rechte Meister über die kleinste Spur des Guten, er sucht sie auf, da der Klügling nur das fehlerhafte sucht und findet. So ist's in der

ganzen Welt. Wer reich ist und innere Fülle besitzt kann auch andern geben, ohne daß er sich dadurch arm macht. Wer [sich] aber selbst arm [fühlt] ist, der fühlt sich einen Augenblick reich, wenn er andern nimmt.

[Der Künstler wird daher] So findet man den Menschen im Durchschnitt auf diesen drei Stufen der Bildung. Auf der ersten wo seine Cultur noch nicht angefangen, ist er bloß sinnlich rührbar, ohne Reflexion, die Neuheit erweckt ihn, die Abwechslung ergötzt ihn, ihn reizt das Glänzende, aber auch an dem barocken, grotesken, seltsamen, abentheuerlichen findet er Vergnügen. Er ist ganz ohne Wahl und alles erfreut ihn, was ihn beschäftigt. Gutes und Schlechtes wird in diesem Zustand mit gleicher Zufriedenheit von ihm aufgenommen, er ist dankbar für jede Gabe, das feierliche und das läppische findet bei ihm gleichen Eingang. Gott Vater und Hans-² wurst kann man ihm beide gegen einander stellen. Glücklich ist der Schauspieldirector der ein solches Publicum antrifft. Er ist willkommen mit allem was er bringt. Der Prediger auf der Kanzel kann sich kein besseres wünschen. In diesem Zustande befinden sich im Ganzen noch viele Städte Deutschlands, selbst von den größten, gegenüber der Kunst und den Schriftstellern. Deshalb haben wir in Deutschland so viele große Genies, so viele vortrefliche Männer und Werke. Es geht den Deutschen mit berühmten Namen, wie dem alten heidnischen Römer mit den Gottheiten. Er nimmt alle bereitwillig auf, den Jupiter der Griechen und den Anubis der Egypter, in dem weiten Pantheon der Vielgötterei ist Raum für alle.

3. Wohlgefallen am Schönen.

Das Wohlgefallen an der reinen Form, am Schönen, ist ein unbegreiflicher Schritt den der Mensch thut; in keiner Geschichte der Menschheit habe ich diesen Uebergang nachgewiesen gefunden.

Man findet bei dem Kind und bei wilden Völkern, zwar eine Neigung zum Schmutz und Putz, etwas das über das Bedürfnis hinausgeht; aber diese Neigung ist ganz nur sinnlich, es ist der Glanz der Farben, welcher anzieht, es ist die Eitelkeit welche sich aus-

zeichnen, es ist der Reichthum welcher groß thun will. Deswegen hängt sich der Wilde Ringe in Nasen, Ohren und Lippen, tattowirt sich, färbt sich Lippen und Nägel, bekleidet sich mit bunten Steinen, Federn, ja mit Knochen und Zähnen. Aber von allem diesen ist kein Uebergang zu einem freien Wohlgefallen an der schönen Gestalt.

Schwerlich würde der Mensch je das Schöne gesucht haben, wenn er es nicht schon als fertig vorgefunden hätte, ohne es zu suchen. Die Natur fängt immer mit der That an. In Ländern, wo die Natur schöne Gestalten erzeugt, entstand auch die Forderung des Schönen; das Ideal, welches man in sich trägt, bildet sich nach den Eindrücken, die man empfangen. Und in solchen Ländern, wo es die Natur zu schönen Gestalten bringt, schafft sie auch edlere Organisationen. Hier wo der Mensch schöner gebaut ist, ist er auch zarter fühlend, empfänglicher, geistreicher. Hier also findet sich das Subjekt zum Object und umgekehrt. Es ist eine Form da, den Sinn zu wecken und zu stimmen. Es ist ein Sinn da, die schöne Form zu ergreifen.

Von den Korbartigen Hütten und den schmutzigen Zelten von Thierhäuten, unter welchen sich der Wilde so erbärmlich behilft — zu der griechischen Säulenordnung, zu den Tempeln und Portikus, was für ein Schritt!

Die Reinlichkeit

4. Tragödie und Comödie.

Das Gemüth in Freiheit zu setzen, erzielen beide, die Comödie leistet es aber durch die moralische Indifferenz, die Tragödie durch die Autonomie.

In der Comödie muß alles von dem moralischen Forum auf das physische gespielt werden, denn das moralische erlaubt keine Indifferenz. Behandelt die Comödie etwas, was unser moralisches Gefühl interessiert, so liegt ihr ob, es zu neutralisieren, d. i. es in die Klasse natürlicher Dinge zu versetzen, welche nach der Causalität nothwendig erfolgen.

4. (Vgl. oben S. 460, Z. 19 ff.)

Undank z. B. ist an sich etwas, was unser moralisches Gefühl affiziert. Undank kann tragisch behandelt werden, so im Lear der Undank der Töchter gegen den Vater, und da ist es eine moralische Nührung. Wir werden dadurch moralisch verletzt, das kann und soll uns nicht erspart werden, denn die Tragödie fodert daß wir leiden, durch den Schmerz führt sie uns zur Freiheit.

Undank kann aber auch in der Comödie behandelt werden, aber dann muß [sie] er als eine natürliche Sache erscheinen; und wenn wir in der Tragödie mit demjenigen Mitleiden haben, der Undank erleidet, so muß uns die Comödie den lächerlich machen, welcher Dank erwartet.

Man hat den Moliere getabelt, daß er in dem Tartuffe den Heuchler zum Gegenstand einer Comödie gemacht; ein Charakter der immer Abscheu erzeuge und folglich für die Heiterkeit des Lustspiels nicht geeignet sey. Wenn Moliere wirklich durch Darstellung seines Heuchlers unsre Indignation, unsern Abscheu erregt, so hat er freilich unrecht und in diesem Fall hätte ihn der Genius der Comödie verlassen. Auch den Heuchler kann die Comödie behandeln, aber dann muß es so geschehen, daß nicht er abscheulich, sondern die welche er betrügt lächerlich werden.

Welche von beiden, die Comödie oder die Tragödie, höher stehe ist öfters gefragt worden. Man müßte untersuchen, welche das Höhere erzielt, aber dann wird man finden daß beide [auf] aus so verschiedenen Punkten ausgehen und nach so verschiedenen Punkten wirken, daß sie sich nicht vergleichen lassen. Im Ganzen kann man sagen: die Comödie setzt uns in einen höhern Zustand, die Tragödie in eine höhere Thätigkeit. Unser Zustand in der Comödie ist ruhig, klar, frei, heiter, wir fühlen uns weder thätig noch leidend, wir schauen an und alles bleibt außer uns; dieß ist der Zustand der Götter, die sich um nichts menschliches bekümmern, die über allem frei schweben, die kein Schicksal berührt, die kein Gesetz zwingt.

Aber wir sind Menschen, wir stehen unter dem Schicksal, wir sind unter dem Zwang von Gesetzen. Es muß also eine höhere rüstigere Kraft in uns aufgeweckt und geübt werden, damit wir uns wieder herstellen können, wenn jenes glückliche Gleichgewicht, worinn die Comödie uns fand, aufgehoben ist. Dort brauchten wir diese Kraft

nicht, weil wir mit nichts zu kämpfen hatten, aber hier müssen wir siegen und bedürfen also der Kraft. Die Tragödie macht uns nicht zu Göttern, weil Götter nicht leiden können, sie macht uns zu Heroen d. i. zu göttlichen Menschen oder wenn man will zu leidenden Göttern zu Titanen. Prometheus, der Held einer der schönsten Tragödien, ist gewissermaßen ein Sinnbild der Tragödie selbst.

5. Nathan der Weise.

Lessing hat im Saladin gar keinen Sultan geschildert, und doch ist die Intention Saladins mit Nathan, wie er ihm die Frage wegen der drei Religionen vorlegt, ganz sultanisch. Deswegen erscheint uns dieses Motiv plump ja ganz unpassend, es gehört einem andern Saladin zu als wie wir ihn im Stück sehen. Der Dichter hat nicht verstanden, jene derbe Farbe zu vertreiben, und die Handlungsweise des historischen Saladins mit dem Saladin seines Stücks zu vereinbaren. Daß Saladin bloß aus Eingebung der Sittah handelt ist bloß ein Behelf, der die Sache um nichts besser macht.

6. Zwei Blättchen aus den ästhetischen Vorlesungen.

.....
 sinnlichen letzten Grund der ganzen Sinnenwelt an und denken uns diese in ihrer Totalität als bloße Darstellung [dieser denken] eines intelligibeln Substrats welches selbst nicht erkannt und in keiner Anschauung kann gegeben werden. Ist aber die unendliche Sinnenwelt nur Darstellung dieser Idee des Ueberfinnlichen, so ist diese Idee für sich selbst eine Größe, die dem unendlichen gleich ist, und ein Gegenstand, der diese Idee in uns rege macht, wird die Vorstellung der Unendlichkeit mit sich führen. Das Unendliche ist aber absolut, nicht komparativ, groß. Mit ihm verglichen ist jede andere Größe klein. Ein solcher Gegenstand wird also das AbsolutGroße in unser Gemüth rufen, er wird erhaben seyn.

.
kraft bei Großen Vorstellungen ist schon das vorigemal ausgeführt worden.

In der Auffassung und Aneinanderreihung der einzelnen Glieder eines Quantums schreitet die Einbildungskraft von selbst, ohne dazu eine besondrer Vernunftvorschrift nöthig zu haben, und ohne durch eine subjektive Grenze gehindert zu werden ins Unendliche fort. Der Verstand leitet sie durch Zahlbegriffe, mit deren Hilfe sie jedes auch noch so kleine Maaß jeder noch so ungeheuren Größe ad-æquat machen kann. Das Maaß wird von ihrer selbst hergegeben, und die Zahlbegriffe die der Verstand gibt, bestimmen wievielmahl dieses Maaß in dem Quantum, welches gemessen werden soll, enthalten ist.

.

Anhang. Zweifelhaftes.

1. Kants philosophische Religionslehre.

Philosophie. Ohne Druckort: Ueber Imm. Kants philosophische Religionslehre.
In einem Briefe an einen Freund. 1793. 32 S. 8.

Dieser Brief, welcher einen kurzen Auszug oder eigentlicher nur die Hauptideen aus jedem Abschnitt des genannten Werkes mit einigen ringeflochtenen Bemerkungen, Zweifeln und Einwürfen enthält, war, (wie der Vf. sagt), bloß zum Privatgebrauch eines Freundes bestimmt, der das Werk wegen vieler Geschäfte nicht lesen konnte, und daher nur die Hauptideen durch einen Auszug zu erfahren wünschte. Der Hauptinhalt des kantischen Werks ist zwar sehr gedrängt, aber doch treu und faßlich dargestellt. Desto mehr muß man sich wundern, daß die Bemerkungen nicht allezeit treffend sind, und gewisse Sätze nur deswegen bezweifeln oder bestreiten, weil sie der Vf. nicht verstand. Gegen den Begriff vom radikalen Bösen wird erinnert: durch die Annahme einer bösen Maxime werde das Böse nicht erklärt, weil daraus noch nicht erhelle, warum der freie Wille die Uebertretung des Gesetzes und nicht vielmehr die Befolgung desselben in seine Maxime aufnehme; das Böse sey schon erklärt, wenn man sage: Vernunft und Sinnlichkeit erfordern oft entgegengesetzte Sachen, wird jene dieser untergeordnet, so ist es eine böse Handlung.

Wenn aber diese Handlung moralisch seyn soll: so muß sie durch Freyheit geschehen, und setzt also eine Maxime voraus.

Eben so unerheblich sind die Einwürfe gegen den Satz: das radikale Böse kann nicht in der Sinnlichkeit gedacht werden, denn es wäre

A: Allgemeine Literatur-Zeitung. Mittwochs, den 6. August 1794. Nr. 256.
Sp. 335—336. — Vgl. Briefwechsel mit Körner 3, 75 f. Tomafschel S. 240 f. 260, Note 45.

sonst nicht verschuldet. Der Vf. fragt unter andern: ob der Grund des Bösen eben verschuldet seyn müsse. Und doch ist leicht einzusehen, daß, wenn der Grund des Bösen nicht verschuldet ist, es auch das aus jener Quelle entspringende Böse nicht seyn kann, woraus dann
5 ferner folgte, daß es gar kein moralisches Böse gebe.

Wenn der Vf. die Verpflichtung aus dem ethischen Naturstande in ein ethisches gemeines Wesen überzugehen, bezweifelt, und zwar aus dem Grunde, weil in beiden Zuständen eben dieselbe Vernunft eben dasselbe Gesetz vorschreibe, und eben dieselbe Freyheit angenommen
10 werden müsse, und daher die Verpflichtung und die Hindernisse zu einem guten Lebenswandel in beiden gleich stark seyen: so hat er nicht daran gedacht, daß die Hindernisse, durch welche die Menschen unter einander die Erfüllung ihrer Pflichten erschweren, nach und nach aufhören müssen, wenn sie sich verbinden mit vereinten Kräften
15 das Reich Gottes herbeizuführen, oder mit andern Worten, die moralische Gesinnung in jedem andern zu beleben, zu stärken, und auszubreiten.

Uebrigens ist der Vf. in den meisten Punkten mit Kant einverstanden und überzeugt, daß nicht nur die Religion, sondern auch der
20 christliche Glaube durch Kants Werk viel gewonnen habe und in Zukunft noch mehr gewinnen werde. Durch dieses Geständniß unterscheidet er sich von denjenigen gelehrten Katholiken, welche nach S. 5. den Umsturz der Religion und Jakobinische Grundsätze aus der Kantischen Philosophie wittern; nur drückt er sich auf eben derselben Seite
25 etwas zweydeutig darüber aus. Dieses macht seinem Herzen und Verstande um so mehr Ehre, da er auch ein Katholik ist, ob er gleich einige Partheylichkeit für seinen Glauben merken läßt, da wo er Kanten einer Partheylichkeit gegen denselben beschuldiget. Er glaubt nemlich: es liege mehr in Privatverhältnissen als in der Natur der
30 Sache, daß die meisten Resultate jenes Werks günstiger für den Protestantismus als Katholicismus ausfallen.

Das Publicum würde nicht viel verloren haben, wenn dieser Brief ungedruckt geblieben wäre.

22: demjenigen A.

2. Patriotismus und Kosmopolitismus.*

Den ersten Keim des empirischen Begriffs von Vaterlands-
 liebe, — eines Worts, das vielleicht nie so sehr gemißbraucht
 worden ist, als zu unsern Zeiten, dessen eigenthümlicher Sinn also
 5 völlig bestimmt zu werden verdient, — findet Rec. in der Anhänglich-
 keit an den Grund und Boden, auf welchem der Mensch geboren
 wurde, sich nährte und erwuchs. Von diesem dehnte er sich auf die
 gesellschaftliche Verbindung mit den auf demselben Boden leben-
 den Menschen, und von diesen auf die bürgerliche oder Staats-
 10 verfassung, zu welcher dieser Boden mit seinen Bewohnern gehört,
 aus. Nach dieser letztern Ausdehnung des Begriffs beruht der Patrio-
 tismus auf der Anhänglichkeit an die Gegenden und deren Bewohner,
 die unter einer und derselben Staatsverfassung stehen. Daß
 es nicht unter einem und demselben Regenten heißen könne,
 15 erhellet daraus, daß mehrere Länder eines und desselben Regenten
 von verschiedener Verfassung seyn können, deren jede nur den Be-
 wohnern ihres Landes, denen der übrigen aber nicht gefällt. Der
 Patriotismus dieser letztern Art kann keinen festen und dauerhaften
 Grund haben, so lange jene Anhänglichkeit ein Werk der bloßen Ge-
 20 wohnheit ist, mit denselben Menschen an demselben Orte oder in dem-
 selben Lande zu leben, und mit ihnen auf irgend eine beliebige Weise
 regiert zu werden; denn man kann sich gar leicht an andere Menschen,
 an andere Dörter und Gegenden und an andere Regierungsweisen
 gewöhnen, man kann überzeugt werden, daß das bürgerliche System,
 25 in welchem wir leben, ungleich unvollkommener und mangelhafter sey,
 als andere, die wir kennen; jede Veränderung unserer Gefinnungen
 gegen unsere Mitbürger, jeder Gedanke an schönere und fruchtbarere
 Gegenden, bessere Regierungen und Staatsverfassungen, würde also
 auch unsere Anhänglichkeit an unser Vaterland erschüttern. Oder,
 30 wäre jemand für sein Vaterland und die Verfassung desselben, un-
 geachtet ihrer Gebrechlichkeit, die er entweder nicht bemerkte oder nicht

* Eingang einer Recension in der Allgem. Literaturzeitung 1794, 11. August
 Nr. 262, Sp. 377—378, über das Buch: Von der Liebe des Vaterlandes. Ein
 philosophisch-historischer Versuch. Wien, b. Stahel, 1793. 2 Bde. 8. Der
 übrige Theil der Recension enthält die Inhaltsangabe mit einigen Gegen-
 bemerkungen. — 6: an dem A.

achtete, eingenommen, so würde sein Patriotismus nur blind seyn, und dieser ersterben, sobald ihm die Augen aufgingen. Die Anhänglichkeit an unser Vaterland kann also nur dann von Beständigkeit seyn, wenn sie eine Wirkung der Ueberzeugung ist, daß durch die politische Verfassung, unter welcher wir leben, nicht allein der Zweck des Staats, nemlich die Sicherung der natürlichen und unverlierbaren, so wie der im Staate wohl erworbenen Rechte, durch äußere Zwangsgesetze, 378 sondern auch der Endzweck aller Staatsverfassung, nemlich die Erziehung der Menschen zu einem Zustande, in welchem sie, unabhängig von äußern Zwangsgesetzen, in einem bloß gesellschaftlichen Verhältnisse, ihren eigennützigen Trieb durch das Gesetz ihrer eigenen Vernunft einschränken und regieren, am zuverlässigsten befördert und erreicht wird. Und einen solchen letzten Zweck aller Staatsverfassung müssen wir setzen, so lange er noch möglich ist, und der Staat noch als bloßes Mittel zu einem höhern Zweck gedacht werden kann. Der Patriotismus besteht nach allem diesem in der aus der Ueberzeugung von der Güte und Zweckmäßigkeit unserer Staatsverfassung entspringenden thätigen Anhänglichkeit an dieselbe. Je gegründeter jene Ueberzeugung ist, desto wahrer und ächter wird auch der Patriotismus seyn; aber mit der Erreichung jenes Endzwecks aller Staatsverfassung wird er auch aufhören, und der Kosmopolitismus, als eine in demselben Verhältnisse höhere Tugend, in welchem der durch den Staat zu bewirkende Zustand (das goldne Zeitalter der Dichter) vorzüglicher ist, als jener, an dessen Stelle treten.

Zu S. 63–64 (Kallias) liefern die von A. Gönze in den Preussischen Jahrbüchern (1870. Bd. 26) mitgetheilten Briefe Schillers an den hanövrischen Maler Ramberg einige Nachträge. Am 7. März 1793 schrieb Schiller aus Jena: „Ich weiß nicht, ob er (Göthe) Ihnen schon gesagt haben wird, daß wir wünschen, für eine Schrift von mir, die in diesem Sommer fertig werden wird, eine Zeichnung von Ihnen zu erhalten. Die Schrift hat, ihrem Inhalt nach, den nächsten Anspruch auf Ihre Mitwirkung, denn sie ist nichts anders als ein Dialog über die Schönheit. Ich habe der Versuchung nicht widerstehen können, mich auch in den Streit zu mengen, den die Philosophie über den Begriff der Schönheit erhoben, und die Kantische Theorie, die in seiner Critik der ästhetischen Urtheilskraft aufgestellt ist, war die nächste Veranlassung für mich, diesen Begriff zu entwickeln.

Weil die Philosophie über das Schöne gewissermaßen ein Vereinigungspunkt für Philosophen, Künstler und Dichter ist, und die Schönheit es nicht verzeihen würde, wenn man auf einem fremden Territorium ihre Sache führte, so habe ich gesucht, meinen theoretischen Untersuchungen auch eine kunstmäßige Einkleidung zu geben, und die Form eines Gesprächs zwischen verschiedenen Künstlern, Dichtern und Philosophen dazu erwählt. Wenn Sie sich nun entschließen wollten, diese kleine Schrift mit einem Produkt Ihres Geistes zu zieren, so würden die Richter, vor denen ich meine Idee der Schönheit zu vertheidigen habe, desto schneller auf meiner Seite seyn. — Ich kann und will Ihrem Genius nichts vorschreiben, und möchte mir selbst auch das Vergnügen der Ueberraschung nicht verderben, daß Ihre freie Erfindung mir gewähren wird. Sie wissen, daß die Schrift von der Schönheit handelt, und das ist für Ihre reiche Phantasie genug. Vielleicht finden Sie in meinem Gebicht: die Künstler, welches im Teutschen Merkur 1789 enthalten ist, einige Ideen, welche mahlerisch wären, aber ich gewinne immer am meisten, wenn Sie sie aus sich selbst nehmen. Sie dürfen sich durch keine Rücksicht auf den Inhalt meiner Schrift einschränken lassen. Ihre Wahl ist völlig frey, und alles ist passend, was an die Macht der Schönheit erinnert.“ — Ramberg scheint auf den Wunsch eingegangen zu sein, da Schiller am 7. Apr. 1793 seinem Freunde Körner meldet: „Zu meinem Kallias macht Ramberg eine Zeichnung, die gestochen wird und dann mir bleibt. Ich habe ihm völlig freye Hand gelassen, und bin nun voller Erwartung, was er erfunden haben mag.“ — Die Sache verzögerte sich jedoch. Am 4. Febr. 1795 schreibt Schiller aus Jena an Ramberg: „Daß ich Ihre Vorschläge zu einer Bignette (die Allegorie der Schönheit betreffend) noch nicht beantwortet habe, rührt bloß davon her, daß diese Schrift, zu der jene Bignette bestimmt war, vor jetzt noch unterblieben ist. Kommt sie zu Stande, so werden Sie mir erlauben, mich Ihres gütigen Versprechens zu erinnern, und Sie um eine Zeichnung dafür zu bitten.“ Der Dialog Kallias ist leider nicht geschrieben.

Berichtigungen.

- S. 14 füge in den Lesarten hinzu: 24—25: die Thiere, b.
 S. 27 lies in den Lesarten: 10: Ahnung R M.
 S. 27 füge in den Lesarten hinzu: 11: in deutliches B b R.
 S. 71 " " " " " 10: ihr ihr zum a.
 S. 76 lies in den Lesarten: 24: den Menschen a.
 S. 79 lies im Texte Z. 28: „Erneuerung“ und füge in den Lesarten hinzu: 28:
 Erneuerung B b.
 S. 99 lies in den Lesarten: 5: dem Rigoristen B.
 S. 104 füge in den Lesarten hinzu: 27: beyden B.
 S. 112 lies im Text Z. 29: beiden.
 S. 112 füge in den Lesarten hinzu: 32: wird] ist B b R W M.
 S. 112 lies in den Lesarten: 33: gehandelt worden. B b R W M.
 S. 118, letzte Zeile, lies: τοις αὐτοῖς).
 S. 122 füge in den Lesarten hinzu: 1: Wohlgefallen] Wohlwollen a.
 S. 153 " " " " " 5: für Schmerz b.
 S. 154 lies in den Lesarten: 29 ff.: (Die Anmerkung fehlt in B b R W M.)
 S. 156 " " " " " 9: auf Befehle] an Befehle b R.
 S. 166 füge in den Lesarten hinzu: 9: pathetischer b.
 S. 180 " " " " " 27: Aber das Gute B b.
 S. 191 " " " " " 6: wird er B b R.
 S. 206 " " " " " 21: wurde b.
 S. 215 lies in den Lesarten: 2: Sprichwort, B.
 S. 244 füge in den Lesarten hinzu: 10: deutlicher b.
 S. 261 " " " " " 10: hinweist, B b.
 S. 261 lies in den Lesarten: 10: unter allen was B b.
 S. 389 " " " " " 33: heißen, B b (und so stets mit β.)
 S. 399 füge in den Lesarten hinzu: 23: ihm verstehen B.
 S. 421 lies im Text Z. 22: das widrige, statt: das Widrige, und füge in den
 Lesarten hinzu: 2: das widrige, W M] das Widrige, R R.
 S. 428 füge in den Lesarten hinzu: 15: engen B.
 S. 429 " " " " " 20: Ueberlegung B b.
 S. 446 " " " " " 13: also] fehlt B b R. — 21: Die Dichter B b.
 S. 466 " " " " " 9: Gegenstand B.
 S. 484 lies Z. 2 v. u.: (Vgl. zu S. 353, Z. 15.)
 S. 496 lies in den Lesarten: 7: Pla-|zes b, Plaz-|zes B.
 S. 502 " " " " " 25: scrupulöse, W M.
 S. 519 " " " " " 4: darzuthun, A.



F.X.BE
kgl. Hofbuchh.
MÜNCHEN
Leiderergasse



